<36636710410015

Gallerie

berühmter Schweizer der Neuzeit.

In Bildern von Fr. und H. Hasler.

Mit biographischem Text

von

Alfred Hartmann.

Erster Band.



Herausgegeben

von

Friedrich Hasler, Lithograph.

Baden im Aargau.

1868.

Inhalt des ersten Bandes.





Emanuel von Fellenberg

Emanuel von Fellenberg.

Im Juni 1771 genas zu Bern die Enkelin des niederländischen Admirals Cornelius van Tromp und Urenkelin des großen Seehelden Martin Hartperson van Tromp eines Knaben. Ihr Gatte gehörte zum angesehenen bernischen Patriziergeschlechte der **Fellenberg**, war Mitglied des souveränen Raths, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, früher Lehrer der Rechtswissenschaft, edel nicht nur von Geburt, sondern von Denkart. Der Urenkel des kühnen Admirals erhielt bei der Taufe den Namen **Emanuel**.

Es war eine windstille aber schwüle Zeit. Die Philosophen und Enzyklopädisten hatten die Wasser gepeitscht und das Unwetter heraufbeschworen, welches — zwar unsichtbar noch — über den Häuptern der Herrschenden sich sammelte. Während die Thörichten sorglos dahinlebten, suchten die Weisern den Sturm zu beschwören, indem sie nach Mitteln sannen, das Loos der Beherrschten, der Geringen und Elenden zu verbessern. Zu diesen, welche ein Herz hatten für die Leiden des Volks, gehörten Emanuels Eltern.

Einst fand der achtjährige Knabe seine Mutter in Thränen, — es war zur Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges. Als er nach der Ursache fragte, erhielt er zur Antwort: „Das verstehst du noch nicht." Aber er ließ nicht mit Bitten ab. Da sagte endlich die Mutter: „Weit, weit jenseits des Meeres ist ein wackres Volk und kämpft gegen seine Bedrücker um die Freiheit; das steht in harter Bedrängniß. Deßhalb siehst du mich weinen." — Sein Vater war bernischer Landvogt auf Wildenstein im Aargau geworden. Da sah der zwölfjährige Emanuel, vor dem Schlosse sitzend, einen wunderlichen Mann daherkommen, nachlässig und verwildert in Kleidung und Haltung, mit langem Bart und struppigem ungekämmtem Haar Der Knabe war bereit, ihm ein Almosen zu reichen. Wie erstaunte er, als der Herr Vater mit offenen Armen auf den unscheinbaren Ankömmling zueilte, um denselben herzlich zu begrüßen! — Der Fremde war Heinrich Pestalozzi, der damals auf dem Neuhof in der Nähe von Schloß Wildenstein wohnte. Der Landvogt Fellenberg nannte ihn seinem Sohne einen Freund und Wohlthäter der Menschheit. — Von Wildenstein aus besuchte Emanuel eines Tages mit seiner Mutter das in eine Irrenanstalt umgewandelte Kloster Königsfelden; beim Anblick so unsäglichen Elends tief ergriffen gelobte sich der Knabe laut gegen Unglückliche niemals hart und theilnahmlos zu sein. Da sank die edle hochherzige Frau auf die Kniee und betete inbrünstig zu Gott, daß er ihr Kind mit Kraft ausrüste, dem gefaßten Entschlusse treu zu bleiben..... Solche Scenen konnten nicht anders als auf das empfängliche jugendliche Gemüth einen tiefen und nachhaltigen Eindruck zu machen. —

Nachdem sich der Knabe einen finstern Pedanten, der als Hauslehrer auf Schloß Wildenstein angestellt worden war, durch energischen Widerstand vom Halse geschafft, wurde an dessen Platz der geistreiche und gelehrte Rengger berufen, der nämliche, welcher später während der kurzen Dauer der helvetischen Republik die hohe Stelle eines Ministers des Cultus bekleidete. Zu seiner weitern Ausbildung kam der junge Fellenberg nach Kolmar in die Erziehungsanstalt des blinden Dichters Pfeffel, wo damals **Lerse** als Lehrer wirkte, jener Jugendfreund Göthes, dem derselbe in seinem „Götz" ein so unvergängliches Denkmal gesetzt.

Nach Bern zurückgekehrt, fand er an dem beschäftigten Müssigang und den rauschenden Vergnügungen der jungen Patrizier, seiner Alters- und Standesgenossen, nur wenig Behagen und wurde von denselben als ein Sonderling und Bücherwurm verlacht. Dagegen machte eine Rede, die sein Vater als Präsident der helvetischen Gesellschaft im Jahr 1786 in Olten hielt, und welche die nothwendigen Verbesserungen der Volkserziehung zum Thema hatte, einen großen Eindruck auf den nun bald sechzehnjährigen Jüngling und war gewissermaßen für seine ganze spätere Lebensrichtung bestimmend. Von da an wurde Pädagogik sein Lieblingsstudium.

Im sechzehnten Jahr verließ Emanuel Fellenberg zum zweitenmal sein älterliches Haus, um — bei einem würdigen Pfarrer des Aargau's — sich auf den Besuch der Hochschule vorzubereiten. Mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, ging er nach Tübingen und studirte zuerst Rechtswissenschaft, verlegte sich jedoch bald mit Vorliebe auf politische und philosophische Studien und insbesondere auf die kantische Philosophie, die seinem scharfen logischen Verstande besonders zusagte und an ihm für's ganze Leben einen getreuen Anhänger fand.

Seine durch allzueifriges Studium erschütterte Gesundheit suchte er durch Reisen wieder zu kräftigen. Mit dem Sack auf dem Rücken durchzog er zu Fuß zuerst die Schweiz und dann einen großen Theil von Deutschland; um Land und Leute besser kennen zu lernen, theilte er häufig Wohnung und Kost mit den geringsten Bauern und half ihnen zuweilen Wochen lang bei ihren Haus- und Feldarbeiten. Im Jahr 1794 kam er nach Paris, wo eben der Revolutionssturm am ärgsten wüthete. Dort lernte er Sieyes, Lacanal, Gregoire kennen, welcher letztere durch seine Vorträge den jungen Mann neuerdings für Volkserziehung begeisterte.

In dem Gewebe politischer Intrigen, die er in der Nähe zu beobachten Gelegenheit fand, entdeckte er bald die geheimen Fäden, bestimmt sein Vaterland, die Schweiz, allmählig zu umgarnen und um ihre Unabhängigkeit zu bringen. Er wußte kein besseres Mittel, der drohenden Gefahr vorzubeugen, als ein freiwilliges Einlenken in das Fahrwasser der Zeit, die Abschaffung ungerechter Privilegien, in deren Besitz seine Standesgenossen sich befanden, die wirkliche Einführung republikanischer Freiheit, mit welcher man sich damals in der Schweiz brüstete, obwohl sie schon längst abhanden gekommen war. Diese Ueberzeugung zur Geltung zu bringen reiste Fellenberg in die Schweiz zurück und richtete seine Stimme in zahlreichen Zeitungsartikeln und Flugschriften an sein Volk und dessen Regenten. Er blieb der Prediger in der Wüste. Das Schicksal der alten Eidgenossenschaft mußte sich erfüllen.

In diese Periode seines Lebens fällt die Verehelichung Fellenbergs. Im März 1796 vermählte er sich mit Margaretha von Tscharner, der Tochter einer der angesehensten Patrizierfamilien seiner Vaterstadt....

Genau zwei Jahre später brach das Unwetter über Bern

und die Schweiz los, welches er längst hatte kommen sehen und vor welchem seine Warnerstimme umsonst erschollen war. Die Franzosen brachen in's Land.

Umsonst hatten die Berner bei Lengnau gekämpft, bei Neueneck und Laupen gesiegt, im Granholz sich verblutet. Meister durch eigene Uebermacht, durch Zwietracht und Rathlosigkeit der Schweizer, überzogen die Franzosen brandschatzend das Land. Der Agent des französischen Direktoriums, Mengaud, setzte einen Preis auf Fellenbergs Kopf; er mußte sich in einer Höhle verbergen, wo er von gutherzigen Bauern Nahrung erhielt; endlich gelang es ihm verkleidet nach Deutschland zu entfliehen.

Das ärgste Wüthen des Sturmes zog vorüber; der Proskribirte durfte wieder nach Hause zurückkehren und erhielt bald darauf eine diplomatische Mission nach Paris. Nach Vollendung derselben erhielt er im Vaterland verschiedene Ehrenstellen und Beamtungen; aber weder die diplomatische noch die politische Laufbahn mochte dem eisernen Sinne Fellenbergs, dem nichts fremder war, als ein schmiegsames Biegen, in die Länge behagen. Er mußte sich ein selbstständiges Feld des Wirkens schaffen, wo er nicht zu gehorchen, sondern zu befehlen hatte.

Zwei Stunden nördlich von Bern, nahe am Schienenweg, der von Basel und Zürich herführt, auf einem sanft anschwellenden Hügel, zieht den Blick des Touristen ein imposantes Bauwerk auf sich, zu groß zu einer bürgerlichen Wohnung, zu einfach und schlicht zu einem Fürstenschloß, zu behäbig zu einer Kaserne oder Fabrike. Wer bei der nächstgelegenen Station den Eisenbahnwagen verläßt und den Weg durch die üppigen fleißig bebauten Wiesen und Felder verfolgt, der entdeckt bald neben jenem großen Gebäude mit den langen Fensterreihen, dem gewaltigen Dach und den zahlreichen Schornsteinen, noch eine ganze Gruppe anderer Häuser: zierliche Villen halb in Gärten versteckt, Scheunen und Pächterwohnungen, Hallen zum Reit- und Turnunterricht eingerichtet, zuletzt auch ein geräumiges aber anspruchloses Gasthaus. Ein kleiner Wald von Linden, Kastanien und Buchen, der die Kolonie westlich begränzt, gibt angenehmen Schatten und Schutz vor heftigen Winden. Wendest du dich, oben angelangt, um, so eröffnet sich deinem Blick eine herrliche Fernsicht: links der Spiegel eines kleinen Sees, darüber dunkel bewaldete schroffe Molassenhügel; rechts die duftigblauen kühn ausgeschnittenen Ketten des Stockhorns und der Freiburgerberge; zwischen beiden die Schneeriesen des Berner-Oberlandes. Hinter dir dehnt sich in sanften Wellenlinien von Ost nach West der Rücken des Jura. In nächster Nähe tadellos angebaute Getreide- und Kartoffelfelder, künstlich entwässerte oder bewässerte Wiesen, wohlgepflegte Obstbäume....

Das große Haus auf dem Hügel, mit seinen Dependenzen und Umgebungen, ist das weltberühmte Hofwyl.

Im Jahr 1799 stand da nichts als ein vernachlässigtes zerfallenes Landhaus im Rococostyl, welches den Namen „Wylhof" führte; ringsum dürres oder versumpftes Land mit spärlicher Vegetation. Der kleine agronomische und pädagogische Musterstaat Hofwyl war von Grund aus die Schöpfung Emanuels v. Fellenberg.

Im letzten Jahre des ablaufenden Jahrhunderts erwarb sich der damals 28jährige Mann den vernachlässigten „Wylhof" und begann, das noch sehr ferne Ziel fest im Auge, seine Lebensaufgabe mit eiserner Consequenz und rastlosem Eifer zu verfolgen.

Zuerst wurde er Landwirth. Unverdrossen griff er selber zu Hacke und Spaten. Er entwässerte und bewässerte; er verbesserte seine Pflüge und Eggen, er erfand Pferdehacken und Säemaschinen, er führte veredelte Obstsorten und neue Culturpflanzen ein. Aber die Cultur des Bodens war ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel; er betrachtete die rationelle Landarbeit als das vortrefflichste Erziehungsmittel. Durch lohnende Arbeit, mit Einsicht betrieben, wollte er die vernachlässigten untern Klassen zu einer behaglicheren geistigern Existenz heranbilden. Was Wunders, daß er sich dabei des Mannes erinnerte, der schon auf den Knaben einen so lebhaften Eindruck gemacht hatte, des Menschenfreundes Pestalozzi!

Fellenberg beredete denselben seine Erziehungsanstalt in die Nähe Hofwyls, nach Münchenbuchsee zu verlegen. Vier große pädagogische Institute zu Hofwyl, Münchenbuchsee, Yverdon und Payerne sollten sich gegenseitig ergänzen und unterstützen. Pestalozzi's Ruf als Erzieher, seine Liebenswürdigkeit und Hingebung, verbunden mit Fellenbergs Energie, praktischem Verstand und organisatorischem Talent hätten ohne Zweifel außerordentliche Erfolge gehabt. Aber das Projekt zerschlug sich. Pestalozzi zog wieder von dannen. Vielleicht fühlte er, daß er mit seinem weichen Gemüth neben dem eisernen Willen Fellenbergs nicht als Gleichberechtigter hätte bestehen können. Nichtsdestoweniger blieben sie Freunde, bis der Tod sie schied.

Auf eigene Faust nun gründete Fellenberg im Jahr 1804 eine Armenschule. Bettelkinder, körperlich und geistig verwahrloste Knaben, sogar junge Sträflinge nahm er unentgeldlich auf, nährte und kleidete sie und ließ sie unterrichten, wogegen sie unter Anleitung ihrer Lehrer die leichteren Feldarbeiten auf seinen ausgedehnten Gütern verrichten mußten. So gut ausgedacht die Idee dieser Armenschule war, wo nützliche Arbeit Erholung vom Unterricht, lehrreicher Unterricht Erholung von der Arbeit gewährte, so stellten sich dem Gründer doch hunderterlei Schwierigkeiten in den Weg, unter welchen der Mangel an hingebenden, menschenfreundlichen und anspruchlosen Armenlehrern nicht die geringste war. Ein Zufall führte ihm erst nach Jahren den Sohn eines thurgauischen Schulmeisters zu, in welchem sich alle Eigenschaften beisammen fanden, J. J. Wehrli. Die „Wehrlischule" erfreute sich bald eines europäischen Rufes und wurde zur Musteranstalt für die ganze civilisirte Welt; in fast allen Staaten Europa's und außerhalb des Welttheils, in Nordamerika, in Brasilien, in Ostindien, wurden ähnliche Anstalten gegründet; man sah darin die Panacee gegen Pauperismus und Proletariergefahr, eine unschätzbare Wohlthat für die Einzelnen, für die Staaten und die ganze menschliche Gesellschaft. Hofwyl wurde zum Wallfahrtsort für alle erleuchteten Geister, für Kaiser und Könige. Man vergaß vielleicht, daß die „Wehrlischule" sich nicht so leicht kopiren ließ, — daß dazu der Feuereifer und die eiserne Consequenz ihres Gründers Fellenberg und die anspruchlose Hingebung ihres Leiters Wehrli gehörte....

Als die „Wehrlischule" in gedeihlichem Gang war, schritt ihr Gründer eine Stufe weiter. Er gründete für die Söhne wohlhabender Bauern ein „landwirthschaftliches Institut," wo dieselben die Agricultur theoretisch und praktisch erlernen konnten. Hier war den jungen Landwirthen Gelegenheit geboten aus dem alten überlieferten Geleise des Landbaus, welchem schon Vater und Großvater gedankenlos gefolgt waren, herauszutreten und die Vortheile einer rationellen Bodencultur, verbesserter Geräthschaften und neueingeführter Nutzpflanzen kennen zu lernen. Bald verbreitete sich auch der Ruf dieser zweiten Anstalt, welche, trotz der Concurrenz der vom be-

rühmten Thaer geleiteten landwirthschaftlichen Schule in Möglin, von zahlreichen Zöglingen aus der Nähe und Ferne besucht wurde. — Hier trat Fellenberg, neben manchem andern tüchtigen Manne, selbst als Lehrer der Theorie der Landwirthschaft auf. Aber das Schulmeisterthum schien nicht seine Sphäre zu sein; es vermochte sein weitumfassender Geist sich nicht in das beschränktere Fassungsvermögen seiner Schüler hineinzufinden; sein energischer Feuereifer sich nicht zur hingebenden Geduld herabzustimmen, welche dem Lehrer beim Unterrichte nöthig ist.

Um so besser verstand sich Fellenberg auf die Geltendmachung und öffentliche Schaustellung der erzielten Erfolge. Er gab dieser Schaustellung die Form landwirthschaftlicher Volksfeste, von welchen zwei in Hofwyl abgehalten wurden, in den Jahren 1807 und 1810. Insbesondere das letztere fiel äußerst glänzend aus. Es währte drei Tage und wurde von Tausenden Hoher und Geringer aus der Nähe und Ferne besucht. Landwirthschaftliche Uebungen, Vorträge, Festreden, Gesang, Tanz folgten aufeinander in angemessener Reihenfolge. Eine Preisvertheilung an die Bediensteten Hofwyl's, wozu die Regierung von Bern großmüthig beigesteuert, bildete den Schluß der Feier. Das Fest, welchem unter andern hohen Gästen auch die Kaiserin von Rußland beigewohnt hatte, wurde das Vorbild aller jener landwirthschaftlichen und Volksfeste, wie sie sich später in den meisten Ländern Europa's wiederholten und welche zum Theil, wie namentlich das Oktoberfest in München und das landwirthschaftliche Fest in Kannstadt bei Stuttgart noch alljährlich gefeiert werden. Auch auf diesem Gebiete gebührt dem Manne von Hofwyl das Verdienst der Initiative.

Dem im Jahr 1807 gegründeten „landwirthschaftlichen Institut" folgte schon 1808 eine neue, die glänzendste Schöpfung Fellenberg's, eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für Söhne höherer Stände. Es entstand zwar nur aus einem kleinen Kern. Zu den Söhnen des Hauses, die an Lippe einen ebenso tüchtigen Erzieher als an Griepenkerl (dem Vater des Dichters) einen vortrefflichen Lehrer erhalten hatten, gesellten sich die Söhne einiger Freunde. Aus den Wenigen wurden bald so Viele, daß die vorhandenen Räume nicht mehr genügten; es entstand jener großartige, weithin sichtbare Bau, welcher ein Palast genannt werden könnte, wenn er in seinem äußern Schmuck nicht so republikanisch schlicht, so bürgerlich einfach wäre. Es war damals eine Zeit, wo in den hohen Ständen die Hinneigung zu josephinischen Grundsätzen und Ansichten noch nicht ganz in ihr Gegentheil umgeschlagen hatte. Regierende Fürsten und der hohe Adel aller Länder beeilten sich ihre Söhne dem aufgeklärten Bernerpatrizier zur Erziehung anzuvertrauen, der selbst nicht nur in seinem Aeußern etwas fürstlich Imponirendes hatte, sondern mit fürstlicher Großartigkeit seine philantropischen Ziele verfolgte. Vermischt mit dem Nachwuchs der alten Berner Geschlechter tummelten sich in den Schulsäälen und auf den Spielplätzen Hofwyls Knaben, vorherbestimmt einst Kronen zu tragen, oder als die nächsten an den Stufen mächtiger Throne zu stehen. Alle Sprachen wurden da gesprochen, alle christlichen Religionen bekannt und gelehrt; alle Nationalitäten schmolzen kosmopolitisch zusammen. Neben den verwahrlosten Kindern der Bettler und Vaganten (in der Wehrlischule), — neben den Söhnen der behäbigen Bauern (im landwirthschaftlichen Institut) wurden nun auch jene erzogen und herangebildet, welche einst Völker beherrschen und Staaten leiten sollten. Es versteht sich, daß es das erste Augenmerk Fellenberg's sein mußte für eine solche Erziehungsanstalt angemessene Lehrkräfte und Lehrmittel zu finden. Männer vom bedeutendsten wissenschaftlichen und schriftstellerischen Ruf wirkten als Lehrer; ein phisikalisches Kabinet, ein Saal mit Gipsabgüssen der besten Antiken, eine Bibliothek mit den klassischen Werken aller Sprachen fehlten nicht. Der Betsaal mit einer Orgel vom berühmten Verfertiger des Kunstwerks zu Freiburg vereinigte nacheinander Katholiken und Protestanten zu ihren Andachtsübungen. In der Nähe des großen Pensionates wurden Turnplätze eingerichtet und eine Reitschule erbaut. Etwas abseits, dort wo jetzt der ehemalige Kammerdiener Fellenbergs, der alte Schwarzenbach, zur Bequemlichkeit der fremden Besucher Hofwyls eine bescheidene Wirthschaft betreibt, war das „Lehrerhaus," die einigermaßen klösterliche Zellenwohnung der vielen Gehülfen, welche Fellenberg zu seinem Erziehungswerke bedurfte. Wir haben uns noch zur Vervollständigung des Bildes auf die Kieswege zwischen den Häusern und Anlagen die eleganten Equipagen der vornehmen gekrönten und ungekrönten Besucher dieses pädagogischen Kanaan zu denken. Das war Hofwyl in seiner Glanzperiode von 1808 bis zum Anfang der dreißiger Jahre.

Aber dem rastlos schöpferischen Geiste Fellenbergs genügte das bisher Geschaffene noch lange nicht. Auch das zartere Geschlecht sollte nicht unberücksichtigt bleiben. Es wurde — in Hofwyl — eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen gegründet, welche unter der Leitung der Frau von Fellenberg und ihrer Töchter trefflich gedieh und einen Bestand von zwölf Jahren hatte.

Nicht selten wurde der Einwurf gehört, es seien die Anstalten in Hofwyl viel zu kostspielig eingerichtet und deßhalb die Grundsätze des Stifters nicht überall anwendbar. Fellenberg nahm sich vor das Gegentheil zu beweisen und der Welt zu zeigen, daß eine Armenerziehungsanstalt nach seinem Sinn sich ohne Kosten selbst erhalten könne. Bei Maikirch, zwei Stunden von Hofwyl, erhielten eilf arme Knaben und ihr Lehrer ein unausgebautes Haus und ein Stück wüstes Land. Die Knaben mußten ihre Wohnung nach ihren Bedürfnissen erst selbst einrichten und ausbauen, — den Boden selbst urbar machen und bepflanzen. Diese Kinderkolonie gedieh bald ganz vortrefflich, so daß sie die beim Beginn erhaltenen Vorschüsse wieder zurückbezahlen konnte. Auch sie wurde für das damalige philantropische Europa ein vielbewundertes Musterbild. Nach vollbrachtem Probestück wurde das Gütchen zum Vortheil der dort erzogenen armen Knaben um einen Preis wieder verkauft, welcher die ersten Auslagen und die Bodenverbesserungen hinlänglich bezahlte, während es in der Zwischenzeit noch den ganzen Unterhalt der kleinen Kolonisten und ihres Erziehers geliefert hatte. —

Es konnte keineswegs im Geiste eines Fellenberg liegen, seine Wirksamkeit in den engen Kreis von Hofwyl und dessen Umgebung einzugrenzen. Durch Heranbildung von Volkslehrern hoffte er sein pädagogisches Wirken vertausendfältigen, seine Erziehungsgrundsätze in den weitesten Kreisen verbreiten zu können. Deßhalb versammelte er schon im Jahr 1808 in Hofwyl gegen vierzig Schullehrer aus allen Theilen der Schweiz um sie daselbst einem mehrwöchentlichen Ausbildungskurs beiwohnen zu lassen; trotz des Einspruches der Staatsgewalt, welcher bange wurde einem Privatmann einen so mächtigen Einfluß auf das künftige Geschlecht zu belassen, wurde doch Jahr für Jahr mit diesen Kursen fortgefahren. Im Jahr 1832 wurde dann endlich eine vom Staat anerkannte Normalbildungsanstalt für Schullehrer in Hofwyl eröffnet. Die bernische Regierung bewilligte hiefür eine Summe, Fellenberg verwendete sie zum Ankauf guter Bücher, die er unter die jungen Lehrer vertheilte. Er zog es vor, aus seinen eigenen Mitteln zuerst einer Zahl

von dreihundert, dann später von hundert Lehrern jährlich während drei Monaten vollständigen Unterricht, Wohnung und Nahrung unentgeldlich zu ertheilen. Der Dank für solche fürstliche Freigebigkeit war ein republikanischer.

In den Augen des Meisters hatte der pädagogische Musterstaat von Hofwyl seine natürlichen Grenzen noch nicht erhalten; zwei Provinzen sollten noch gewonnen werden. Für den Bürgerstand der Städte war noch nicht gesorgt. Deßhalb eröffnete Fellenberg im Jahr 1830 eine Mittel- oder Realschule, wo der höhere Handwerker, der kleine Kaufmann seine ihm angemessene Bildung erhalten konnte. Die Idee für die Erziehung des Mittelstandes zu sorgen gerade in jener Zeit, wo der Mittelstand, die bourgeoisie, die tonangebende politische Macht zu werden begann, war eine glücklich gegriffene; wir dürfen uns nicht wundern, daß die hofwyler „Realschule" bald in erfreulichstem Flore stand.

Eine Pflanzstatt, wo die ersten zarten Keime des jungen Weltbürgers gehegt und gepflegt würden, sollte das letzte, seiner Bedeutung nach das erste Glied der langen Kette sein. In seinen letzten Jahren gründete Fellenberg in Hofwyl auch noch eine Kleinkinderschule. So war aus dem ehemaligen vernachlässigten Wylhof ein abgerundetes in sich geschlossenes Ganzes geworden, ein vielgegliederter, ineinander greifender, künstlich zusammengesetzter Organismus, wo für die Erziehung aller Stände der menschlichen Gesellschaft, jedes Alters und beider Geschlechter gesorgt war, — ein staunenswerthes Denkmal der geistigen Kraft, der Energie und Ausdauer eines einzigen Mannes!

Es bleibt noch übrig Emanuel v. Fellenberg als Politiker und Staatsmann zu betrachten.

Während den beiden Perioden der napoleonischen Mediationsverfassung und der Restauration sehen wir ihn den Staatsgeschäften fremd. Erst als die Vorboten einer bewegteren schöpferischeren Zeit sich zeigen, tritt er wieder auf den politischen Schauplatz. Im Jahr 1829 wird er zum Mitglied des Großen Rathes der Republik Bern ernannt. 1830 schließt er sich, obwohl Patrizier, mit Feuereifer der Partei der Regeneration an und hilft zu Gunsten der Volkssouveränität den Sturz seiner Standesgenossen fördern, die so oft über seinen Philantropismus die Achseln gezuckt hatten. 1831 wird er Mitglied des Verfassungsrathes. 1833 erhält er die höchste Ehrenstelle, die ihm in seiner engeren Heimat zu Theil werden konnte, er wird zum Landammann des Kantons Bern erwählt. Aber unter der Herrschaft der Volkssouveränität geht es ihm nicht viel besser als unter der Herrschaft der Aristokratie. Die Wenigsten sind im Stande dem hochfliegenden Geiste zu folgen, sie belächeln die großartigen Plane, die sie nicht zu fassen vermögen, sie stoßen sich am ungestümen Eifer und rücksichtslosen Drängen des Mannes, der in nur noch kurz zugemessener Zeit noch so Manches schaffen möchte. Als er — zu wiederholten Malen — die sämmtlichen Hofwyler-Anstalten dem Staate um eine verhältnißmäßig bescheidene Summe zum Kaufe anträgt, damit aus dem Privatunternehmen ein öffentliches werde, wird auch seine Uneigennützigkeit angezweifelt. Isolirt, unverstanden legt er sein Ehrenamt vor der Zeit wieder ab, um als freier Bürger durch eigene Kraft und eigene Mittel ungehemmt seine Ziele zu verfolgen.

Mitten in großartigen Planen, beschäftigt mit der Gründung einer Industrieschule, einem ahnenden Vorläufer des schweizerischen Polytechnikums, überraschte ihn als 73jährigen Greis der Tod. Es war am 21. November 1844. —

Nach der Schilderung eines seiner Erziehungsgehülfen war Fellenbergs Aeußeres, selbst noch in seinem spätern Alter, imposant. Sein Profil war scharf, seine Augen blitzend, seine Stirne hoch. Obwohl schlicht und einfach in seiner Erscheinung hatte er doch etwas Vornehmes, Gebietendes. Seine Bewegungen waren rasch, sein Gang lebhaft. Als Greis noch tummelte er mit Gewandtheit die wildesten Pferde. — Seine Stimme war frisch und volltönend, seine Unterhaltung anziehend, sein Benehmen in Gesellschaft würdevoll. — Von Temperament war er reizbar. Von seinen Untergebenen verlangte er unbedingten Gehorsam und duldete keinen Widerspruch, obwohl er zuweilen gerechtfertigten Einwendungen hintennach Genüge leistete. Mehr Mann des Verstandes als des Gemüthes besaß er eine erstaunliche Willenskraft, eine eiserne Beharrlichkeit und eine alle Hindernisse bei Seite schleudernde Energie in der Durchführung seiner Plane. Seine Productivität war mehr combinirend als schöpferisch; vor Allem besaß er das Talent der Organisation. Für seine Umgebung war er ein Despot, aber ein gerechter und aufgeklärter.

Zum Schlusse drängt sich uns die Frage auf: Was ist aus Fellenbergs Schöpfungen geworden? Wie sieht es — nun fast zwanzig Jahre nach dem Tode des Gründers — in dem gepriesenen Hofwyl aus?

Etwas ist noch da. Eine Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände unter tüchtiger Leitung.... Aber leer und öde sieht es dennoch aus in den weitläufigen Gebäulichkeiten, auf den Plätzen und in den ausgedehnten Anlagen Hofwyls. Die Kette ineinandergreifender Einrichtungen ist gesprengt, — nur noch wenige zerstreute Glieder liegen da....

War darum Fellenbergs Schaffen und Wirken umsonst? Sind die Ziele, die er verfolgt, eine täuschende zerfließende fata morgana gewesen? Ist das pädagogische Gebäude, welches er mit ungeheurer Kraftanstrengung während eines langen Lebens aufgebaut, zugleich mit dem Staub seines irdischen Leibes zerfallen?

Nein!

Die Keime, die er in Hofwyl ausgestreut, sind in allen Ländern üppig aufgegangen: Seine Kleinkinderschule blüht in den Fröbel'schen Kindergärten wieder auf; — seine „Wehrlischule" finden wir vervielfältigt bei der Schurtanne, in der Bächtelen, auf dem Sonnenberg; — Realschulen finden sich heute in allen Städten und Städtchen; — landwirthschaftliche Institute in den meisten Staaten; — Lehrerseminare besitzt fast jeder Kanton der Schweiz; — die Industrieschule, sein letzter Plan, hat sich in einem ungeahnt vergrößerten Maßstabe im „eidgenössischen Polytechnikum" verwirklicht....

Wenn auch einst Hofwyl in Trümmer zerfallen sollte, — was der eiserne Wille des Enkels der van Tromp geschaffen, wird dennoch fortbestehen.



von dreihundert, dann
während drei Monaten
Nahrung unentg
fürstliche Freigeb
In den
staat von
zwei P
sta



Heinrich Zschokke.

Wer um die Sommersmitte des Jahres 1841 den Weißenstein bestieg, dem fiel wohl ein stattlicher Greis auf, der rüstigen Schrittes auf der Terasse des Kurhauses hin und her ging, oder, an das Holzgeländer sich lehnend, nachdenklich über die weite Landschaft wegschaute, die zu seinen Füßen lag. Der alte Herr war hochgewachsen, breit von Schultern und keineswegs von den Jahren gebeugt; auf dem festen kurzen Nacken saß der ausdrucksvolle Kopf, dessen Bedeckung, nicht Hut noch Mütze, jenen Bareten ähnlich sah, die wir von den Bildnissen der Reformatoren her kennen; er trug einen bequemen weiten und langen Ueberrock; es lag etwas Imposantes, Patriarchalisches in der äußern Erscheinung dieses Mannes, was die Blicke unwillkürlich fesselte. Der stattliche Greis war Heinrich Zschokke.

Gleich dem Gelände, welches mit seinen Bergen, Wäldern, Flüssen, Seen, Städten und Dörfern wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch vor ihm lag, mochte auch sein ereignißreiches Leben vor ihm offen liegen und im Abendlichte des Alters noch einmal hell aufschimmern vor seinem geistigen Auge. Er schrieb damals seine „Selbstschau," zugleich eine Schilderung des wunderlich verschlungenen Lebensweges, den er gegangen, und eine Darlegung der „Welt- und Gottanschauung," die ihm als lohnende Ausbeute seiner Lebensreise geworden.

Dem Verfasser dieser Blätter war es vergönnt mit Vater Zschokke jene Paar Wochen auf freier Bergeshöhe zu durchleben. Manches, was der Greis in seiner „Selbstschau" niedergelegt, hörte ich damals als lebendiges Wort aus seinem Munde. Eine lebhafte Erinnerung an jene Tage ergreift mich, indem ich heute jenes letzte Werk des fruchtbaren Schriftstellers zur Hand nehme, damit es mir zum Leitfaden diene, im engen Rahmen ein anschauliches und getreues Bild des äußern Lebens und innern Wesens dieses von seinen Zeitgenossen ebenso hochverehrten als vielverlästerten Mannes zu entwerfen.

Heinrich Zschokke erblickte in der Stadt Magdeburg das Licht der Welt, den 22. März 1770. Er war der jüngste unter seinen Geschwistern und verlor die Mutter, als er noch in der Wiege lag. Dem neunjährigen Knaben starb auch der Vater. Das verhätschelte Kind stand plötzlich als Waise allein in der Welt.

Bruder Andreas, der selbst schon einen Sohn vom Alter des kleinen Heinrich hat, will denselben zum feinen Weltmann erziehen, welcher der Familie Ehre machen soll; aber jeden Tag bringt der Junge Flecken und Risse in seinen neuen Kleidern nach Hause. Er wird zur Schule geschickt, aber das Verständniß des Lehrers bleibt ihm verschlossen und nach Jahr und Tag hat er so viel als nichts gelernt. Musik rührt ihn zu Thränen, aber mit dem hergeschafften Klavier weiß er nichts anzufangen. Bruder Andreas gibt ihn auf, als einen Menschen, aus welchem Tags Lebens nichts Rechtes werden wird. Er kommt nun zu einer ältern verheiratheten Schwester.

Hier ist er halb Kostgänger, halb dienstbarer Geist. Zur Winterszeit wird sein Kämmerchen nicht geheizt und während den langen Abenden dem Knaben aus Sparsamkeit das Licht verweigert. Da hölt sich der kleine Zschokke eine Rübe aus, die ihm als Lampe dienen muß. Entdeckt, bestraft, empört er sich. Von den Waisenbehörden wird er nun einem alten Bücherwurm von Magister zur Pflege und Erziehung gegeben. „Was ist Gott? Was ist die Welt? Was bin ich selber? Und warum werd' ich gleich einem willenlosen Wesen hin und her geschoben, bald dahin, bald dorthin, ohne daß man mich darum fragt?" Statt Antwort zu erhalten, wird der Knabe ausgelacht oder gescholten.

Nun sucht er Auskunft über das, was ihm die Leute nicht sagen wollen, in seines Magisters Büchern. Er liest mit Gier ohne Wahl und Ordnung; alte und neue Dichter, Schriften über Astronomie und Philosophie, Reisebeschreibungen, Chroniken, Kirchenhistorie, — all das wird bunt durcheinander verschlungen und bildet in seinem Kopf einen wunderlichen unverdaulichen Brei. Der sechszehnjährige Jüngling ist halb Freigeist, halb Schwärmer, ein Zweifler, der den Frieden seines harmlosen Kinderglaubens eingebüßt hat, ohne andern Ersatz, als den heißen unbefriedigten Trieb endlich das ewig Wahre zu erkennen. „Auf nach der Universität! Dort sprudeln die Quellen des Wissens, die mir Licht geben werden!" — „Du bist noch zu jung, — du sollst noch zwei Jährchen warten," — sagt der Vormund kühl. Da packt der Knabe sein Ränzchen. In der mecklenburgischen Residenz Schwerin hat er einen Bekannten, der Hofschauspieler geworden. „Auch ich will Schauspieler werden!" — An einem kühlen Januarmorgen des Jahres 1788 trabt der noch unerwachsene Jüngling auf einem Miethgaul und wenig Geld in der Tasche der Hauptstadt Mecklenburgs zu, wo er, mit Hülfe seines Freundes auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, als angehender Roscius zu debütiren gedenkt....

Der mecklenburgische Hofschauspieler, auf dessen Beistand und Hülfe der junge Flüchtling gezählt hatte, begrüßte dessen Vorsatz sich der Bühne zu widmen, mit der spöttischen Erwiderung: „Dazu bist du noch viel zu jung!" — Was nun anfangen? Ein günstiger Zufall führt dem Rathlosen einen wohldenkenden Kanzlisten in den Weg, der sein Freund wird und ihn bei der Familie eines Buchdruckers als Hauslehrer unterbringt. —

Nun stand Zschokke auf seinen eigenen Füßen, unabhängig von seinem Vormund, geschätzt von der Familie, in welche er als Lehrer eingeführt worden war. Aber dieses gemüthliche Einerlei wurde dem jungen Wildfang, der flügge zu werden begann, bald ermüdend. Ein Schauspieldirektor und verkappter Graf bot ihm beim Champagner ewige Freundschaft und die Stelle eines „Theaterdichters und Korrespondenten" an. Die Hauslehrerstelle wurde aufgegeben undim Spätherbst zog die Karavane muthwilligen Komödiankenvolkes, zu welchem Heinrich Zschokke nun gehörte, der preußischen Provinzialstadt Prenzlau zu, wo der Theaterdirektor für den nächstkommenden Winter seinen Musentempel aufschlagen sollte.

Die lustige Landstreicherei mit den Komödianten hatte dem neugebackenen „Theaterdichter" Spaß gemacht; das Leben hinter den Kulissen einer mittelmäßigen Provinzialbühne wurde ihm bald zum Eckel. Er trieb zwar mit Fleiß seine dramatische Schneiderkunst, welche hauptsächlich darin bestand, Tragödien und Komödien aller Art nach dem Maaß der vorhandenen mimischen Kräfte, des Quadratinhalts der Bühne und der zur Verfügung stehenden Stundenzahl zurechtzustutzen; aber den

Umgang mit den Schauspielern gab er auf, stöberte mit neu-erwachter Lesewuth in Bibliotheken herum und erwarb sich dadurch den Ruf eines soliden jungen Gelehrten und die Bekanntschaft wissenschaftlich gebildeter Männer. — Von Prenzlau zog der Tespiskarren, an welchen sich Zschokke hatte anspannen lassen, nach Landsberg. Dann kam der Frühling, der letzte Epilog wurde gedichtet, das Theatervolk stob auseinander und unser Freund war wieder sich selbst überlassen. Er beschloß die nächsten Monate seiner Vorbereitung für die Hochschule zu widmen. Als endlich Ostern 1790 nahte, zeigte der „verlorne Sohn" seinem Vormunde den Entschluß an, da er nun nicht mehr „zu jung", die Universität zu Frankfurt an der Oder zu beziehen. Mit Vergnügen schickte jener seinem Mündel, den er längst verdorben und gestorben glaubte, die gewünschten Wechsel....

„Was wollen Sie studiren?" frug der Rector magnificus unsern angehenden Musensohn bei der Inscription. Er wußt' es selber nicht. Da aber jeder akademische Bürger einer Facultät angehören muß, wählte Zschokke die Theologie, welche endlich seine religiösen Zweifel aufklären und lösen sollte.

Nun ein halbes Jahr übertriebenen Fleißes; Anhören aller möglichen theologischen, juristischen, philosophischen Fächer; dann später die Freuden des Studentenlebens, jugendlicher Uebermuth, geistreicher Freundeskreis.... Hier treffen wir auf Zschokke's erste schriftstellerische That. „Abellino, der große Bandit" wird zuerst als Erzählung mündlich vorgetragen, dann zu Papier gebracht, endlich in ein Drama verwandelt, ein „Schülerstück," welches 30 Jahre lang mit Geräusch über alle Bühnen Deutschlands ging....

Umsonst suchte der Zweifler bei Theologen und Philosophen, bei den Koryphäen der Hochschule die gewünschten Aufschlüsse über Gott und Welt. Nach Verfluß zweier Jahre waren die Universitätsstudien absolvirt, das Diplom eines Doktors der Philosophie und Magisters errungen. Auch die theologischen Examen wurden ohne Schwierigkeit bestanden, und der junge Gottesgelehrte erhielt von den geistlichen Oberbehörden die Erlaubniß zu predigen. In wehmüthigem Humor sprach er am Ende seiner Studien mit Faust: „Da steh ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor."

Es versteht sich, daß die Verwandten in Magdeburg den Menschen, den sie vor vier Jahren einen halsstarrigen Taugenichts genannt hatten, nun mit ganz andern Augen betrachteten. Als derselbe mit Erfolg in den Kirchen seiner Vaterstadt als Gastprediger auftrat, wurde er die Zierde und der Stolz der Familie. Es fehlte wenig, so würden ihn die Kirchenältesten zum Pastor ernannt haben; leider stand ihm wiederum seine „allzugroße Jugend" im Wege.

Zschokke kehrte nach der Universität Frankfurt zurück und begann dort als „Doctor legens" Vorlesungen zu halten.

Es waren verhängnißvolle Tage angebrochen. Der gewaltsame vulkanische Ausbruch der französischen Revolution brachte den Boden in allen Ländern Europa's zum Zittern. Mit hunderttausend Andern begrüßte unser junge Dozent von den Ufern der Oder aus jubelnd das „Erwachen der Menschheit." Was Wunders, daß er bei seinen Vorgesetzten Mißtrauen und Unwillen erregte! Als der «Doctor legens,» nachdem er drittehalb Jahre über Welt- und Kirchengeschichte, Naturrecht, Exegese, Aesthetik und Moralphilosophie bei stets gefülltem Hörsaal Vorträge gehalten, sich um eine Professorenstelle bewarb, wurde ihm auch dießmal wieder der Bescheid: „Er ist zu jung!".... Dieses Wort, welches ihn — aus dem Munde des Vormunds — einst aus Magdeburgs Mauern gejagt hatte, vertrieb ihn nun auch aus der Universitätsstadt. Die Wanderlust erwachte wieder. „Auf nach der Schweiz, nach Paris, nach Rom!" An einem schönen Maitag des Jahres 1795 führte ihn der Berliner Postwagen wiederum in die weite Welt hinaus.

Im Zickzack ging's durch Deutschland, wo da und dort der Dichter des „Abellino" seine Lorbeeren pflückte. Das erste Reiseziel war die Schweiz, das Land der Berge, das Land der Freiheit.

Jauchzend begrüßte er bei Schaffhausen den Rheinfall und durchwanderte von da zu Fuß die östliche Schweiz.

Etliche Monate verlebte Zschokke in Zürich, wo er mit Pestalozzi, Paul Usteri, Nägeli, Leonhard Meister und andern interessanten Persönlichkeiten bekannt wurde. Dann ging's nach Bern, von Bern nach Paris, wo er im Spätwinter 1796 anlangte.

Die Schreckensherrschaft der Guillotine war vorüber. Im Luxemburgerpalast thronten die fünf Direktoren und in den Tuilerieen saß der Rath der Fünfhundert. Der junge Theologe fand die Freiheit nicht, die er suchte, sondern nur „Despotismus von oben, Anarchie von unten." Als die ersten Knospen grünten, mochte er nicht länger im modernen Babel bleiben. Rom zog ihn an; dort wollt' er es mit Pinsel und Farbenpalette versuchen. Zuerst jedoch sollten noch die Hochgebirge der Schweiz durchstreift werden.

Bern wurde zum Ausgangspunkte gewählt. Der Zufall führte ihm an der Wirthstafel einen hübschen Blondin entgegen. Rasch wurde Bekanntschaft gemacht und dann beiläufig nach dem Namen gefragt. Der junge Mann war aus Schwyz und hieß Alois Reding. Aus der flüchtigen Bekanntschaft wurde später ein bis zum Tode dauernder Freundschaftsbund.

Von Bern spedirte unser Reisender sein Gepäck nach Chur. Bis dahin schritt er als rüstiger Fußwanderer über die Pässe des Hochgebirgs. Von Chur sollte es unverweilt über Mailand und Florenz der ewigen Stadt zugehen. Aber bei des Reisenden Ankunft in der rhätischen Hauptstadt waren die von Bern aus versandten Koffern noch nicht eingetroffen.

Wunderlicher Zufall! Aus langer Weile macht der Wartende ein Paar Besuche, unter andern bei Nesemann, dem Direktor der in Reichenau errichteten Erziehungsanstalt, und beim Standespräsidenten von Tscharner, dem Eigenthümer dieses Schlosses. Die beiden Männer suchen den jungen Gelehrten zu fesseln; sie sprechen ihm von der nothwendigen Umgestaltung des Instituts, sie bieten ihm die Leitung desselben an. Zschokke verlangt Bedenkzeit, überlegt und untersucht. Noch ist das Jahr nicht zu Ende, so hat er den Vertrag unterzeichnet, der ihn zum Pächter des Schlosses Reichenau und zum Vorsteher der Erziehungsanstalt macht, in welcher drei Jahre früher der flüchtige Herzog von Chartres und nachherige König der Franzosen als Mr. Chabos Mathematik und französische Sprache dozirte.

Unter Zschokke's Leitung erfreute sich die zerfallende Anstalt zu Reichenau eines neuen Lebens. Bald bevölkerten siebenzig Zöglinge das alte Schloß. — Aber auch in weitern Kreisen versuchte der jugendliche Pädagoge zu wirken. Er schrieb für die vernachlässigten Primarschulen Bündens ein Lesebuch und ließ eine „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien" drucken. Als Zeichen der Anerkennung wurde dem Eingewanderten zu seinem achtundzwanzigsten Geburtstage von den „ehrsamen Räthen und Gemeinden" das Staatsbürgerrecht

geschenkt. Nun war er kein Fremdling mehr. Er fühlte sich im Wirkungskreis, zu welchem ihm der nachlässige Berner Spediteur verholfen, glücklich. Doch der Sturm, welcher sein vor Anker gelegtes Lebensschifflein wieder auf die hohe See treiben sollte, brauste schon wieder von ferne heran.

Französische Heere hatten der Schweiz die „Eine und untheilbare helvetische Republick" aufgedrungen; die französischen Machthaber verlangten, daß auch Bünden derselben sich anschließe. In den rhätischen Thälern bekämpften sich zwei Parteien. An der Spitze der einen, welche dem Anschluß an die Schweiz geneigt war, standen Zschokke's Gönner, Joh. Battista von Tscharner und sein Freund, der Dichter Salis. Aber den selbstherrlichen Gemeinden Bündens war das Aufgehen in der helvetischen Einheitsrepublik ein Gräuel. Bei der Volksabstimmung wurde die Vereinigung mit der Schweiz von einer großen Mehrheit verworfen. Tscharners Gegner siegten. Alles was französischer Sympathieen verdächtig war, wurde von fanatischen Volkshaufen bedroht. Auch Zschokke mußte aus seinem, von den Zöglingen bereits verlassenen, Reichenau gleichsam als ein Geächteter fliehen. Am 9. August 1798 sehen wir ihn als Flüchtling auf einem Holzfloß den jungen Rhein hinunterschwimmen.

Schon nach wenigen Tagen befand sich Zschokke mit Tscharner als Bevollmächtigter der geächteten bündnerischen Patrioten in Aarau, dem damaligen Sitze der helvetischen Regierung. Es war ein passendes Feld für einen geist- und phantasiereichen und dennoch praktischen und schmiegsamen jungen Mann, der vom dringenden Wunsch beseelt war, selbstthätig in's Leben einzugreifen und keinerlei Rücksichten des Orts oder der Familie kannte, die ihn in seinem Handeln gehemmt hätten.

Der Dichter Salis sollte vor den gesetzgebenden Räthen Helvetiens im Namen der geächteten Bündner das Wort führen. Im entscheidenden Augenblick läßt ihn das Gedächtniß im Stich. Zschokke muß als Stegreifredner in die Lücke treten. Selbst hingerissen reißt er das hohe Auditorium hin und rührt es zu Thränen....

Die Krone war nicht ohne Dornen. Die österreichische Partei in Bünden setzt einen Preis auf seinen Kopf, erklärt ihn des „erschlichenen" Bürgerrechts unwürdig, bezeichnet seine Schriften als „infam" und verfügt, daß sein Bildniß und Namen an den Galgen geheftet werden sollen.

Als Ersatz für die verlorne Stellung in Bünden bietet ihm der helvetische Minister der Wissenschaften, Stapfer, ein Amt an, welches zwar erst geschaffen werden soll und noch keinen Namen hat: die Vorsteherschaft eines bureau de l'esprit public oder der Volksaufklärung. Zschokke begreift, daß die Aufklärung nicht von oben herab octroirt werden darf, sondern aus dem Volke herauswachsen muß ohne Zwang. Er gründet in Luzern eine Zeitung und gibt ihr den Titel: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, welcher in seiner „Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zuge„tragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren „in der Welt thun."

Nicht lange konnte Zschokke seine publizistische Laufbahn verfolgen. Die helvetische Regierung, welche keinen Ueberfluß an so brauchbaren Leuten hatte, wußte ihn bald anders zu verwenden. Sie schickte ihn im Mai 1799 als Regierungskommissär nach Unterwalden.

Ein halbes Jahr zuvor war das Ländchen nach heldenmüthiger Gegenwehr von Schauenburgs Halbbrigaden verwüstet und entvölkert worden. Die verzweifelnden Ueberreste des Hirtenvolkes drohten in neuen Aufruhr gegen die aufgedrungene Staatsordnung auszubrechen und wurden nur durch die brandschatzenden fremden Soldaten niedergehalten. Die Aufgabe des helvetischen Prokonsuls war, Ruhe zu stiften. Er versuchte es durch Güte. Er hörte die Klagen der Bedrückten; er leerte die Gefängnisse, welche mit politischen Angeklagten überfüllt waren; er stellte sich auf guten Fuß mit der Geistlichkeit und steuerte den wiederholten Brandschatzungen der Franzosen, sofern es in seinen Kräften stand.

Nicht lange so wurden die Vollmachten des Regierungskommissärs auch auf Schwyz, Uri und Zug ausgedehnt. In Altdorf bot er dem gewaltthätigen Lecourbe Trotz und bewog ihn der Zügellosigkeit seiner Soldaten Einhalt zu thun; in Schwyz rettete er das Haus seines Freundes Reding vor französischer Brandstiftung; in Einsiedeln ließ er die entweihte Kirche wieder einrichten und stellte die nahrungspendende Mutter Gottes wieder auf den Altar. Ueber tausend verlassene „Ländlerkinder" sandte er zur Pflege und Erziehung an wohlthätige Familien der minder verheerten Theile der Schweiz.

Nach vollbrachtem Werk gedachte nun Zschokke sich bei seinem Freund Reding einige Wochen Ruhe zu gönnen. Da überraschte ihn seine Ernennung zum Regierungsbevollmächtigten in Tessin. Im Mai 1800 begleitete er Moncey's Armee über den Gotthard. Unentwirrbare Unordnung von Airolo bis zum Luganer- und Langensee: zwei erbitterte Parteien, die sich gegenseitig mißhandeln und einkerkern; — jedes Thal eine besondere Miniaturrepublik; — ein paradiesisches Land von einer ausgeplünderten, hungernden Bevölkerung bewohnt. Auch hier schlägt der Regierungskommissär den Weg der vermittelnden Milde ein. Er hebt die Sequestrationen auf, welche die herrschenden Factionen auf die Güter ihrer Feinde gelegt; gewinnt die darbende Geistlichkeit durch provisorische Wiederherstellung der Zehnten und Bodenzinse; begräbt sämmtliche Akten politischer Prozesse jenseits des Gotthards in den Staub der helvetischen Archive; tritt mit Energie den Erpressungen französischer Generale entgegen und scheidet mit dem für ihn doppelt schmeichelhaften Titel eines «protettore della religione cattolica». —

Noch durfte der junge Prokonsul sich die gewünschte Ruhe nicht gönnen. Kaum über die Alpen zurück, ernennt ihn die helvetische Regierung zum Regierungsstatthalter nach Basel; Es gelingt ihm die aufrührerischen Landschäftler zu zähmen. trotzdem wird er in der Stadt mit kühlem Mißtrauen aufgenommen. Nach und nach gewinnt er jedoch auch hier Freunde und schafft sich angenehme Verhältnisse....

Nach seinem Rücktritt in's Privatleben, welcher schon nach wenigen Monaten erfolgte, wählte Zschokke Bern, damals Hauptstadt der helvetischen Republik, zu seinem vorläufigen Aufenthalt. Die Politik war in das Fahrwasser föderalistischer Restauration gerathen und Reding stand an der Spitze der Geschäfte. Die Verschiedenheit der politischen Ansichten stellte sich momentan der früheren Herzlichkeit in den Weg. Angenehmer war dem Literaten der Umgang mit Ludwig Wieland, dem Sohn des Dichters, und mit Heinrich von Kleist. Auch unser gewesene Prokonsul fing wieder zu dichten an. „Alamontade, der Galeerensclave" ist das bedeutendere poetische Produkt dieser Epoche.

Zschokke sehnte sich nach einem ländlichen Tusculum. Im Frühling 1802 wandte er seine Schritte nach dem Aargau und miethete das Schloß Biberstein, auf einem Felsen über der Aare

erbaut. Sein Nachbar war der würdige Pfarrer Nüsperli in Kirchberg. In der Pfarrerstochter fand er unerwartet eine Schöne wieder, die einst bei einer flüchtigen Begegnung in Basel einen tiefen Eindruck auf den jugendlichen Regierungsstatthalter gemacht hatte.

Am 25. Februar 1805 wurde Zschokke ohne alles Gepränge, im einfachen Hauskleid vom Vater Nüsperli mit seiner Nanny getraut. Ein Brief aus Karlsruhe überraschte ihn am Hochzeitsmale; es war eine poetische Epistel Hebels: „dem aufrichtigen, wohlerfahrenen Schweizerboten zu seinem Hochzeitstag.“

Unterdessen war Zschokke Bürger des Aargaus geworden und hatte die Stelle eines „Ober-Forst- und Bergraths“ erhalten. Nach fünfjähriger Unterbrechung hatte mit Anfang des Jahres 1804 der „Schweizerbote“ seine Wanderungen über Berg und Thal wieder angetreten: „einfach und bildlich sprechend; „in die Anschauungsweise des Volkes eingehend; Thorheiten „verspottend; Vorurtheile untergrabend; freisinnig, ohne der „Herold einer Partei zu werden.“ Ueber dreißig Jahre blieb Zschokke der Leiter dieses einflußreichen, vielgelesenen, arggefürchteten, oft verbotenen, die spätere politische Umgestaltung der Schweiz vorbereitenden Volksblattes.

Auch nach andern Richtungen bewährte die Feder des Zeitungsschreibers eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Die verschiedensten Tonarten anschlagend, schrieb er zahlreiche Novellen und Erzählungen. Im Jahr 1808 erschien ein Sonntagsblatt unter dem Titel „Stunden der Andacht.“ Diese Erbauungsschrift trat bald darauf epochemachend als selbstständiges Werk auf den Büchermarkt. Mit seinen religiösen Zweifeln war Zschokke nun im Reinen. Gott war ihm der ewige leitende Geist; die geschaffene Natur dessen äußeres Kleid, wie der Leib die sichtliche sinnliche Hülle der Menschenseele ist. Das Dogma galt ihm wenig, die Uebung der Tugend um ihrer selbst willen alles. In diesem Sinne schrieb er die „Stunden der Andacht.“ Die 26 Auflagen, welche dieses Werk erlebte, sind ein schlagender Beweis, daß es dem rationalistischen Religionsbedürfniß jener Zeit ein Genüge that. Ein undurchdringlicher Schleier der Anonymität verhüllte lange Jahre den Verfasser; erst als Greis bekannte er sich zu seinem Werke.

Die „Geschichte des baierischen Volkes und seiner Fürsten“ erwarben dem Historiographen Zschokke die Gunst des Königs Max von Baiern und einen ehrenvollen Ruf nach München, welchem zu lieb er jedoch sein republikanisches Adoptivvaterland nicht aufgeben mochte. — „Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk“ in der Manier des „wohlerfahrenen und aufrichtigen Schweizerboten“ geschrieben, wird von Vielen als die gelungenste Arbeit unsers Schriftstellers geschätzt. — Nach diesen historischen Werken mögen die Romane, deren Stoff der Schweizergeschichte entlehnt ist, genannt werden: „der Freihof von Aarau,“ „Addrich im Moos,“ „der Flüchtling im Jura.“

Kehren wir von den Schriften zum Leben des Schriftstellers zurück, welcher — zuerst ein unstäter schäumender Waldbach — nun, seit sich Zschokke einen eigenen Herd gegründet, einem glatt dahinfließenden Strome glich. Geachtet von seinen Mitbürgern und mit manchen Ehrenstellen bedacht, siedelte er 1817 in die Nähe Aarau's über und baute sich nach eigenen Plänen, seine „Blumenhalde.“ Zwölf Söhne und eine Tochter entsprossen seiner glücklichen Ehe. Seine Kinder zu erziehen folgte er seinen eigenen Weg; ihren **Unterricht** erhielten sie nicht in der Schule, sondern vom Vater selbst. Jeder der Söhne, der einen gelehrten Beruf erwählte, mußte zuvor bei einem Meister ein Handwerk erlernen. Schon als Knaben schickte er sie, das Ränzchen auf dem Rücken und wenig Geld in der Tasche auf eigene Faust ihr Vaterland zu durchstreifen...

Freilich fehlte es ihm auch in dieser ruhigen Lebensperiode nicht an einigem Ungemach, ohne welches ja dem Glück seine Würze mangeln würde. Die Verlästerungen seiner politischen Feinde thaten ihm nicht besonders weh. Um so härter traf es ihn, als der Vater eines jungen Mannes, den er fünf Jahre lang in seinem Hause erzogen, Oller aus Benicarlo, bloß deßhalb wochenlang in den Inquisitionskerkern von Barcelona schmachten mußte, weil derselbe seinen Sohn den Händen eines „berüchtigten Ketzers“ anvertraut hatte. Noch tiefer drang der Stachel als (1829) Oberst Voitel aus Solothurn, Gründer eines Erziehungsinstitutes in Madrid, zu zehn Jahren Galeerenstrafe verurtheilt und in das Bagno von Ceuta gebracht wurde, weil er mit Zschokke in vertrautem Briefwechsel stand. Es gelang dem Freund denselben durch hohe Verwendung schon nach sechs Wochen seinem harten Schicksale zu entreißen. —

Wunderlich macht sich im Charakter des Rationalisten ein eigenthümlicher mystischer Zug. Zschokke glaubte fest an ein ihm angebornes wunderbares Ahnungsvermögen, eine Art von «second sight.» Nicht minder war er überzeugt, daß gewissen Personen die Gabe eigen sei verborgene Quellen, Mineralien und dergl. durch einen besondern Sinn wahrzunehmen. Ein solcher Glaube an's Wunderbare darf uns übrigens bei unserm phantasiereichen Dichter nicht zu sehr in Erstaunen setzen....

Im ereignißreichen Jahr 1830 feierte Heinrich Zschokke seine silberne Hochzeit und seinen sechzigsten Geburtstag. Auch für diesen Tag war ihm eine Ueberraschung vorbehalten; seine Vaterstadt Magdeburg übersandte ihm das Diplom ihres Ehrenbürgerrechts. Er hatte sich vorgenommen mit dem sechzigsten Jahr aus dem öffentlichen Leben auszutreten; aber der damalige Umschwung der Dinge ließ ihn diesen Vorsatz vergessen; er nahm wieder den lebhaftesten Antheil an der politischen Umgestaltung seines Heimatkantons. — Zehn Jahre später, 1841, zog sich wieder ein Gewitter über seine Adoptivheimat zusammen, welches den nun siebzigjährigen Greis noch einmal aus seiner Ruhe herausriß. Sein „letztes Wort“ sprach er in jener Großen-Raths-Sitzung, da die so folgenschwere Aufhebung der aargauischen Klöster beschlossen wurde.

Der rüstige Greis erreichte das Alter von achtundsiebzig Jahren. Er starb den 27. Juni 1848.

Der Inhalt eines reichen Lebens ist in flüchtigen Bildern an uns vorübergezogen.

Nur wenige Menschen können sich einer so vielseitigen Wirksamkeit rühmen; nur wenige auf eine vom Schicksal so begünstigte Lebensbahn zurückschauen. Zschokke war ein Mann, begabt mit einem gesunden Körper, einem glücklichen Temperament und reichen Geistesfähigkeiten. Er hatte den Instinkt des Zeitgemäßen. Was er that und was er schrieb, kam immer zur rechten Stunde. Als **Schriftsteller** wurde er von manchen seiner Zeitgenossen vielleicht über Verdienst gepriesen; als **Mensch** von manchen andern gewiß unverdient verlästert.

Die Schweiz darf mit Recht auf ihren Adoptivsohn stolz sein und denselben unter ihre guten Bürger zählen.





Jonas Furrer

Dr. Jonas Furrer.

1) Der Stipendien-Student. Um das Jahr 1827 studirte in Heidelberg ein junger Mann aus Winterthur. Der „Schweizer," wie ihn seine Kostleute nannten, machte keinen großen Lärm: weder rasselte er mit bespornten Kanonenstiefeln Trepp' auf, Trepp' ab; noch kam er in später Nacht singend und krakehlend von der „Kneipe;" noch war er ein fleißiger Besucher der „Hirschgasse" jenseits des Neckars, wo in jenen Jahren im Durchschnitt täglich vier bis sechs Ehrenhändel mit dem Schläger in der Faust ausgefochten wurden. Nicht einmal trug er eine farbige Mütze und ein Band um die Brust. Der Schweizer gehörte zu den „obscuren Häusern." Die Mappe unter dem Arm wanderte er mit gewissenhaftem Fleiß nach der Universität, um bei Thibaut Pandecten, beim geistreichen Zachariä Kirchenrecht, beim pathetischen Mittermaier Kriminalrecht oder etwa beim Kraftgenie Morstadt irgend ein anderes juristisches oder nationalökonomisches Kolleg zu hören.

Der stille fleißige Schweizer hatte seine guten Gründe sich nicht von der Strömung akademischen Lebens fortreißen zu lassen. Er war eines armen Schlossers Sohn. Hätte ihn nicht seine Vaterstadt Winterthur mit einem Stipendium bedacht, so würde er kaum die Mittel aufzubringen gewußt haben, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen, — er wäre darauf angewiesen geblieben, über dem Ambos seines Vaters den Hammer zu schwingen. Es war eine Ehrensache für ihn, die auf seine Bildung verwendeten öffentlichen Gelder nicht leichtsinnig zu verschwenden, sondern sich dafür einen tüchtigen Schatz des Wissens zu erwerben, der einst der freigebig spendenden Vaterstadt zu Nutzen und Ruhm gereichen sollte.

Seine weniger soliden Commilitonen waren ihm darum nicht gram, sie verhöhnten und mißachteten ihn nicht. Insbesondere hielten seine Landsleute große Stücke auf dem ruhigen besonnenen jungen Manne mit dem klaren Verstand. Sie achteten seine Beweggründe und ließen ihn unbelästigt seinen besondern Wegen folgen.

Es mochten wohl die guten Zeugnisse der Heidelberger Professoren das Ihrige dazu beigetragen haben, daß die Freigebigkeit der Stadt Winterthur ihrem fleißigen jungen Mitbürger gegenüber nicht so bald versiegte. Von der alma Ruperta-Carolina am Neckar durfte der angehende Jurist nach Göttingen wandern. Neben den üppigen, verschwenderischen hannoveranischen Grafen und Baronen mag sich der fleißige Schweizer noch unscheinbarer gemacht haben als in Heidelberg. Während jene mit Heine singen mochten: „Such' uns nicht im Kollegium, such' uns beim Glas Tockaier; such' uns nicht in der Hedwigskirch', such' uns bei Mamsell Meier" —, saß dieser in seiner bescheidenen Kammer hinter dem corpus juris.... Er schritt fest und unentwegt seinem vorgesteckten Ziele zu.

Zu jener Zeit, als der Stipendien-Student von Winterthur seinen Universitätsstudien oblag, war für ihn keine große Aussicht auf Aemter und Ehrenstellen offen; dieselben blieben fast ausschließlich den Bürgern der herrschenden Städte vorbehalten. Es war ihm also, da er die Rechtswissenschaft als sein Fachstudium ergriffen hatte, sein Lebensberuf selbst verständlich vorgezeichnet: er mußte Advokat werden. Nach absolvirter Jurisprudenz kehrte der junge Cujacius nach seiner Vaterstadt zurück. Bald darauf, als die Stürme der Julirevolution schon hörbar in den Wipfeln rauschten, sehen wir ihn sein Geschäft als Rechtsanwalt eröffnen.

---

2) Der Rechtsanwalt. Jonas Furrer zählte bald zu den geachtetsten und am meisten beschäftigten Advokaten seines Heimatkantons.

Da kam das Jahr 1830. Die süße Frucht der Freiheit, an der Julisonne reif geworden, fiel nach mäßigem Schütteln auch den Bevölkerungen der meisten Kantone der Schweiz in den Schooß. Die Städtearistokratien, die erst noch so stolz und behäbig mit ihren verschnörkelten Zinnen über die Landschaften hinausgeragt hatten, stürzten wie Kartenhäuser, eine nach der andern, zusammen. Zürich, ein hell leuchtender Herd der Bildung, hatte zwar schon längst die Pfade eines verständigen Fortschrittes eingeschlagen, andern souveränen Schweizerstädten mit seinem Beispiele vorangehend; aber es hütete dennoch mit Eifersucht seine vermeintlichen Rechte über die „angehörigen" Landschaften, die es einst mit dem Schwerte errungen oder aus seinem Stadtsäckel gekauft und bezahlt hatte: — Beweis davon die blutig unterdrückte Rebellion der Seegemeinden vom Jahr 1804. Da graute der 22. November, der stürmische „Tag von Uster" brach an und vorbei war's mit den Vorrechten der adelichen Junker und reichen Seidenherren der Stadt. Das Volk wurde souverän erklärt und den Ton gab nun der Mittelstand an, jene im Kanton Zürich besonders zahlreiche Klasse, die bei einem gewissen Grad von Bildung angelangt war, welchen man damals mit dem Ausdruck „Aufklärung" bezeichnete.

Dieses souveräne Volk der „Aufgeklärten," aus Dorfmatadoren, aus Kaufleuten und Industriellen, aus Lehrern und Aerzten bestehend, war, so sehr es sich in seinen neuerworbenen Rechten fühlte, noch nicht gewohnt für sich selbst zu sprechen. Kein Wunder, daß die Rechtsanwälte, von denen die meisten aus seiner Mitte hervorgegangen, zu seinen natürlichen Fürsprechern wurden. Es kam die Zeit, wo in den regenerirten Kantonen meist die Advokaten regirten und in den gesetzgebenden Versammlungen die Juristen das Wort führten und den Ton angaben. Auch der junge Rechtsanwalt von Winterthur wurde nicht übergangen. Furrer ward im Jahr 1834 zu einem Mitglied des Großen Rathes gewählt, — die erste Stufe auf der Leiter republikanischer Ehren.

Es ist anzuerkennen, daß die „Aufgeklärten" ihr Licht nicht unter den Scheffel stellten, — ihre Zeit nicht unbenutzt verstreichen ließen. Ihnen war mit Recht das Prädikat der Beweglichkeit, der rastlosen Thätigkeit beizulegen. Es ist erstaunlich, wie viel in kurzen Jahren in der Rechtspflege, dem Schulwesen, dem Straßenbau geleistet wurde. Daß Furrer dabei nicht müßig war, beweist uns seine im Jahr 1837 erfolgte Ernennung zur wichtigen Würde eines Erziehungsrathes.

Auch im Guten kann man zu viel thun. Mit rasender Eile kutschirten die „Aufgeklärten" den zürcherischen Staatswagen auf der abschüssigen Bahn des Fortschrittes; hoch oben saß der damals radikale Rechtsgelehrte Dr. Keller, das spätere conservative Mitglied des preußischen „Herrenhauses," und

schwang unbarmherzig seine dialektische Peitsche. Jene merkten nicht, daß sie allmählig den Boden unter den Füßen verloren, — daß das Volk, aus dem sie hervorgegangen, ihnen nicht mehr zu folgen im Stande war, sondern kopfschüttelnd weit hinten zurückblieb.

Im Jahr 1839 beriefen die Zürcher Regenten den Dr. Strauß aus Ludwigsburg als Professor der Theologie an ihre junge Universität. Sie hatten die Tragweite ihres Beschlusses nicht erwogen. Die Mehrzahl des weniger aufgeklärten Zürchervolkes griff an's Herz, wo es in seinen tiefsten Gefühlen, den religiösen, rücksichtslos verletzt worden war. Zu diesen schaarten sich noch alle andern Unzufriedenen: jene, welchen das alte patriarchalische Rechtsverfahren hand- und mundgerechter gewesen war, als das neue complizirte juristische Räderwerk; jene, welche nur widerwillig für das neue luxuriöse Straßennetz Steuern bezahlten; jene, welche ihre Kinder lieber, wie ehmals, bei der Arbeit hätten helfen lassen, als sie eine lange Reihe von Jahren in die Schule zu schicken; kamen endlich noch, als intelligentes Element, die malcontenten Städter dazu. Eine Gegenregierung, „Glaubenscomite“ genannt, entstieg über nacht aus diesen gährenden Stoffen.

Um diese Zeit erhielt Furrer, dem die Zürcher Hochschule ein Jahr zuvor das Ehrendiplom eines Doctor juris ertheilt hatte, die gefährliche Würde eines „Präsidenten des Großen Rathes.“ Ein Glück für ihn, daß er am 6. September in seiner Schreibstube zu Winterthur und nicht auf seinem Präsidentenstuhl in Zürich saß. Psalmen singend gleich den Soldaten Cromwells zogen die bewaffneten Bauern des „Kellenlandes,“ um die Religion der Väter zu schützen, nach der Hauptstadt. Während Pfarrer Bernhard Hirzel sein „schüzed in Gottes Namen“ rief und der ritterliche Major von Uebel an der Spitze einer kleinen Schaar Dragoner-Rekruten das Zeughaus zu schützen suchte, fiel der vermittelnde Staatsrath Hegetschweiler von einer Kugel getroffen. Der radikalen Juristenregierung entfielen die Zügel aus den kraftlosen Händen, das deutsche Wörterbuch wurde mit dem Worte „Putsch“ bereichert und in Zürich war's für ein Paar Jahre mit der „Aufklärung“ vorbei.

Für ebenso lange trat Dr. Jonas Furrer, dem der Septemberputsch auch seinen Großrathspräsidentenstuhl über den Haufen geworfen hatte, von der öffentlichen Schaubühne zurück. Er mußte sich für Größeres aufbewahren.

---

3) Der Volkstribun. Fünf Jahre später treffen wir unsern Mann schon wieder im vollen Fahrwasser der Volksgunst und in der günstigen Stellung eines Oppositionsführers, der eine Regierung angreift, welche conservativ sein will, während sie selber aus einer Revolution hervorgegangen ist.

Es war damals und während langen Jahren für die Schweiz eine stürmische, bange und unruhvolle Zeit. Auf allen Seiten des Horizonts thürmten sich fort und fort die drohendsten Wolken; und hatte sich über einem der zweiundzwanzig Kantone ein Gewitter entleert, so zog sich über einem andern schon wieder ein zweites zusammen. Im Aargau Freienämter-Aufstand und Klösteraufhebung; in Solothurn Kasernenpermanenz und politische Prozesse; in Tessin Bürgerkrieg und vollstrecktes Bluturtheil gegen den Aufrührer Nessi; dann Bruderkampf zwischen Ober- und Unterwallisern am Trientbach; politische Verfolgungen in Luzern; der erste und der zweite Freischaarenzug; Dr. Steiger im Kesselthurm; Drüey auf der Leiter des Monbenon; des Schulheißen Neuhaus Sturz; der Meuchelmord des Rathsherrn Leu von Ebersoll....

Mit verhältnißmäßiger Ruhe sollten sich — nach der gewaltsamen Explosion von 1839 — die politischen Geschicke des Kantons Zürich entwickeln. Es wäre ebensowenig mit den Grundsätzen als mit dem Charakter Furrers, der jetzt an der Spitze der Opposition gegen die Septemberregierung stand, im Einklang gewesen, sich der Leitung der Geschäfte, die seiner Partei durch einen „Putsch“ entwunden worden war, durch einen zweiten „Putsch“ wieder zu bemächtigen. Dagegen versäumte er kein gesetzliches Mittel, den verlornen Boden wieder zu gewinnen. Schon die Maiwahlen von 1842 brachten ihn wieder in den Großen Rath; bei der Präsidentenwahl errang sein Gegner nur mit wenigen Stimmen den Sieg. Nichts hätte der liberalen Partei in Zürich größern Vorschub leisten können, als die aargauische Klösterfrage und die luzernische Jesuitenagitation. Die konservative Regierung konnte mit ihren natürlichen Sympathieen für das conservativ gewordene Luzern und gegen den radikalen Aargau nicht hinter dem Berge halten; das orthodox-protestantische Zürchervolk dagegen mochte ebensowenig von Klöstern und Jesuiten etwas wissen, als vom freigeistigen Dr. Strauß. Während die Regierung in ihrer Verlegenheit zu vermitteln strebte, beriefen Furrer und einige seiner Freunde auf den 26. Januar 1845 eine Volksversammlung in die Nähe von Zürich zusammen.

Zwanzigtausend Männer versammelten sich unter dem kalten Winterhimmel; 56 Fahnen von Schützen-, Turn- und Sängervereinen flatterten über der Tribüne. Nachdem das „Rufst du mein Vaterland“ vom gesammten Volke gesungen worden, harangirte Furrer die Menge. Durch Acclamation wurde eine Adresse an den Großen Rath beschlossen, in welcher die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz und die Amnestirung aller politisch Verfolgten verlangt ward. Am 5. Februar nahm der Große Rath die Verweisung der Jesuiten in seine Tagsatzungsinstruktion auf; dem conservativen Bürgermeister Mousson wurden die beiden Radikalen, Furrer und Alfred Escher, als Tagsatzungsgesandte beigegeben. Die Septembermänner sahen sich, bevor sie's gedacht, auf legalste Weise aus dem Sattel gehoben.

---

4) Der Bürgermeister von Zürich. Nicht ganz zwei Monate nach der Volksversammlung von Unterstraß erfolgte der zweite Freischaarenzug gegen Luzern. Zu gleicher Zeit versammelte sich der Große Rath von Zürich zur Vornahme der periodischen Wahl des Regierungsraths. Mehrere conservative Regierungsräthe wurden übergangen. Bürgermeister Mousson schlug seine Wiederwahl aus; an dessen Stelle wurde Dr. Jonas Furrer gewählt. Der Sohn des armen Schlossers bestieg den Bürgermeisterstuhl, wo einst Ritter Brun, Hans Waldmann und eine lange Reihe anderer berühmter und edler Männer getrohnt hatten.

Nicht ohne Widerstreben nahm der Gewählte dieß hohe Ehrenamt an. Zwei Umstände mochten seine Bedenken erregen. Der Mann aus dem Volk, der Schmid seines eigenen Glückes, besann sich zweimal, die angenehme und einträgliche Stellung eines beliebten Rechtsanwaltes mit der karg besoldeten Bürgermeisterwürde zu vertauschen. Ueber diese Rücksicht, die der keineswegs reiche Familienvater seinen Angehörigen schuldig war, half ihm seine Vaterstadt Winterthur weg, indem sie auch ihm gegenüber die bestehende Uebung walten ließ, nach welcher diejenigen verdienstvollen Mitbürger, die zu mehr ehrenvollen als einträglichen Staatsämtern berufen waren, aus dem städtischen Aerare ausgesteuert wurden. — Der zweite Grund, der

ihm seine neue Würde zu einer Bürde machte, war ein tiefergehender. Furrer war sich bewußt, daß seine politischen Grundsätze mit denen der Heißsporne seiner Partei nicht ganz im Einklang standen. Ueber dieses Bedenken hob ihn der Blick auf die gefährliche Lage des Vaterlandes. „Ich habe," äußerte er sich damals, „zu meinem Schrecken an mir selbst erfahren, „daß mit der Partei schwimmen muß, wer mit ihr in's Wasser „gegangen; indessen hat auch dieser Satz seine Grenzen; ich „werde nicht so weit schwimmen, als es vielleicht ein Theil „meiner Freunde erwarten mag." —

Nach Kurzem schon rechtfertigten die Ereignisse diese Voraussicht. Während Furrers heißblütiger Freund, Oberst Weiß, den Aufbruch der Freischaaren „die größte That der Schweizergeschichte" genannt hatte, ergriff der Vorort Zürich unter der Leitung des neuen Bürgermeisters die geeigneten Maßregeln, die Wiederholung solcher anarchischen Landfriedensbrüche zu verhindern. Von dem Augenblick an, wo Furrer die Zügel des Regiments in die Hände nahm, verfolgte derselbe mit strengster Consequenz Schritt für Schritt sein politisches Programm: Regeneration der Eidgenossenschaft im Sinne des liberalen Fortschrittes, — aber nur auf legalem Wege. Mäßigung, Besonnenheit, Takt mit Energie verbunden mußten dem kaum vierzigjährigen Bürgermeister und Tagsatzungspräsidenten selbst von seinen Gegnern nachgerühmt werden.

Aber die Ereignisse verfolgten ihren unaufhaltsamen Gang. Schultheiß Neuhaus, der die Freischaarenzüge zur Verfolgung seiner Zwecke hatte benutzen wollen, fing sich in seiner eigenen Falle. Ochsenbein, kaum noch als Landfriedensbrecher aus den Listen des eidg. Generalstabs gestrichen, kam an die Spitze der Regierung des größten und mächtigsten Kantons. In Genf wurde die doctrinäre, dem Vermittlungswerk geneigte Regierung vom schlauen Fazy gewaltsam gestürzt. Andrerseits hielten die Jesuiten in Luzern ihren feierlichen Einzug; das Todesurtheil gegen Dr. Jakob Steiger wurde ausgesprochen; aus den Verhandlungen des Großen Rathes von Freiburg erfuhr die Schweiz, daß sieben Kantone unter sich einen Sonderbund geschlossen hatten.

Während solcher Gestalt die Kantone und Bevölkerungen der Schweiz in zwei feindliche Parteien auseinander gingen und die Spannung der Gegensätze Tag für Tag bis zum Unerträglichen sich steigerte, kam das Jahr 1847 heran. Zürich war während zwei Jahren Vorort gewesen; nun kam die Reihe an Bern. Am 5. Juli eröffnete unter ungewöhnlichem Gepränge der gewesene Freischaarengeneral Ochsenbein die Tagsatzung.

An derselben sollten die wichtigsten Fragen entschieden werden, die im Staatsleben vorkommen können. Der von den sieben Kantonen geschlossene Sonderbund bedrohte die Eidgenossenschaft mit Trennung und Zerfall. Es handelte sich um Auflösung dieses Bündnisses, welches zwar dem Buchstaben des Bundesvertrags zuwider, aber durch die Umstände scheinbar gerechtfertigt war; es handelte sich darum, welches System künftig in der Schweiz Meister sein sollte, ob das der rückwärtsschauenden Conservativen und Ultramontanen, oder jenes der vorwärtsdrängenden Radikalen. Vom Nachgeben der einen oder der andern oder vom Vermitteln der Gegensätze konnte von vornherein keine Rede mehr sein. Die einzige noch zweifelhafte Frage war: ob man es bis zum offenen Bürgerkriege wolle kommen lassen.

Die Stände des Sonderbundes bildeten eine compakte Masse, die nach vorausgetroffener Abrede gleichmäßig stimmte und handelte. Bei den Gegnern ließen sich drei Meinungsnüancen unterscheiden: die Heißblütigeren hätten am liebsten gleich zu dem Schwerte gegriffen und ohne weitere Umschweife das Waffenglück über eine Frage entscheiden lassen, welche doch nicht mehr im Rathsaal geschlichtet werden konnte; an deren Spitze stand das neugegründete Bern und sein Führer Ochsenbein, der mit Ungeduld auf die Gelegenheit wartete, die Scharte des verunglückten Freischaarenzuges auszuwetzen. Die Aengstlichen schracken vor dem Bürgerkriege als vor dem ärgsten der Uebel zurück und erblickten hinter demselben die Intervention der Mächte und den Einmarsch fremder Soldaten. Eine dritte Fraction sah den Krieg als unvermeidlich herankommen, wollte denselben aber erst dann, wann alle Formen, welche einen friedlichen Entscheid oder Vergleich herbeiführen konnten, erschöpft worden; — der Krieg sollte gleichsam nur die Execution des vor alle Instanzen gezogenen und endgültig entschiedenen Prozesses sein. Zu diesen letzteren gehörte Furrer, der indessen wiederum zum Bürgermeister von Zürich gewählt worden und in Folge von Amtswegen der erste Gesandte seines Standes an der verhängnißvollen Tagsatzung war.

Unterdessen rüsteten Luzern und seine Verbündeten, kauften Waffen, bauten Schanzen und organisirten mit Ostentation ihre Landwehrbataillone und Landsturmkolonnen.

Am 20. Juli beschloß eine Mehrheit von zwölf Ständen die Auflösung des Separatbündnisses der sieben Kantone. — Am 26. August wurde vom Vorort der Antrag gestellt, die Offiziere des Sonderbunds seien aus den eidgenössischen Dienstlisten zu streichen; er wurde von der Zwölfermehrheit zum Beschluß erhoben. — Am 2. September kam die Jesuitenfrage an die Tagesordnung. Auf den Antrag Zürichs wurde die Entfernung des Ordens aus der Eidgenossenschaft ebenfalls mit zwölf Stimmen grundsätzlich beschlossen. So drängten die Ereignisse Schritt für Schritt der Katastrophe entgegen. Aber die Tagsatzung hob ihre Sitzungen auf bevor das Endurtheil im großen Staatsprozeß gefällt worden war.

Schon am 18. Oktober trat sie wieder zusammen. Unterdessen war im Großen Rath von Luzern der Antrag, den Sonderbund freiwillig aufzugeben, mit 7 Stimmen gegen 74 in der Minderheit geblieben und die „mittelalterliche Heldengestalt" Abybergs hatte an der Landsgemeinde beim Rothenthurm auf die „Sonne von Morgarten" verwiesen. Von den zwölf Ständen, welche die Auflösung des Sonderbundes beschlossen, hatten viere die Anwendung der Waffengewalt noch nicht ausgesprochen. Auf den Antrag Furrers, der den Prozeß nun für spruchreif hielt, ging Zürich mit seinem Beispiele voran; ein Gegenantrag blieb mit 29 gegen 191 Stimmen in Minderheit, was einen conservativen Pfarrer des Kantons veranlaßte, für seine Bettagspredigt den anzüglichen Text zu wählen: „es wird kein anderes Zeichen gegeben als dasjenige des Propheten Jonas..." Schaffhausen, Bünden, St. Gallen folgten nach. Also nun auch für die Execution das bewußte Mehr der zwölf Stände.

Es war vorauszusehen, daß die Absendung von vermittelnden Commissarien nach den Sonderbundskantonen umsonst sein würde. Furrer, nach Zug delegirt, richtete vielleicht am Meisten aber doch nichts Entscheidendes aus. In einer außerordentlichen Sonntagssitzung rief die „Zwölfermehrheit" 50,000 Mann unter die Waffen. Die Gesandten der Sonderbundsstände verließen 3 Tage später nach einem feierlichen Proteste den Sitzungssaal und die Bundesstadt. Die Schweiz bestand nur noch aus zwei feindlichen Heerlagern. Der Krieg war da.

Aber es wurde nicht der mörderische zerfleischende Krieg, den Manche gefürchtet hatten. Mit kluger Berechnung und der

Entfaltung einer fast unwiderstehlichen Uebermacht ging der greise General Düfour an's Werk, — keineswegs wie ein lorbeersüchtiger Heerführer, sondern gleich dem Vollstrecker eines rechtskräftigen Urtheils, dem Milde und Schonung in der Ausführung seines Auftrags eine heilige Pflicht ist.

Wo man blutige Schlachten, verzweiflungsvollen Widerstand erwartet hatte, folgten sich nach leichten Scharmützeln in kurzen Zwischenräumen unvermuthete Kapitulationen. Nach wenigen Tagen schon war der Sonderbund aus den Fugen, seine Führer auf der Flucht. Die liberale Schweiz hatte nicht nur ihren Prozeß gewonnen, sondern gelangte, bevor si's verhofft, in den Besitz des Streitobjekts, — es lag nun in ihrer Hand auf dem ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft ihre Grundsätze zur Geltung zu bringen und ihre Reformen durchzuführen.

5) Der Bundespräsident. Mit verblüfften Blicken hatte die fremde Diplomatie dem unvermuthet raschen Verlaufe des Sonderbundskrieges zugeschaut. Sie machte sich eben daran, unter Achselzucken und Kopfschütteln die Frage zu ventiliren, ob nicht durch eine bewaffnete Intervention der Nachbarstaaten der status ab ante hergestellt und der turbulenten Schweiz die Ruhe von Warschau octroyirt werden sollte. Da brach in Paris der Februarsturm los, welcher den Thron des Bürgerkönigs hinwegfegte. Bald folgten in allen deutschen Residenzstädten die tollen Märztage. In Ungarn und Italien brach der Krieg los. Während ringsherum die Kronen von den fürstlichen Häuptern fielen, gingen die Schweizer daran gemächlich und friedlich und unbehindert von außen ihren zerfetzten und zerlöcherten „Bundesvertrag" von 1815 in eine neue volksthümlichere und zeitgemäßere „Bundesverfassung" umzuwandeln.

Am 12. September 1848 leuchteten von allen Höhen herunter die Freudenfeuer, welche die Annahme des neuen Bundes durch das Schweizervolk verkündeten. Nachdem die letzte Tagsatzung am 12. September ihre letzte Sitzung gehalten, wählte das Volk die Mitglieder des neuen „schweizerischen Nationalraths." Wie hätte nicht Bürgermeister Furrer einer der ersten sein sollen der aus der Urne hervorging? — Am 6. November trat die „Bundesversammlung" unter Glockengeläute und Kanonendonner zum erstenmal zusammen; am 16. wählte sie die sieben Mitglieder der höchsten vollziehenden Behörde des „Bundesraths": Furrer von Zürich, Ochsenbein von Bern, Näff von St. Gallen, Munzinger von Solothurn, Frei-Herosee von Aargau, Drüey von Waadt, Franscini von Tessin.

Dürfen wir es wagen zwischen dem Mann von Winterthur und einigen seiner bundesräthlichen Kollegen eine flüchtige Parallele zu ziehen? Ochsenbein hatte die romantische Ritterlichkeit seines Wesens für sich, — das hinreißende Pathos der Rede, einen gewissen insinuirenden Zauber der äußern Erscheinung; — Drüey die geniale Leidenschaft; — Munzinger den praktischen Blick. Diesen gegenüber besaß der zürcherische Staatsmann neben der Geschäftsgewandtheit, welche eine lange und ausgedehnte juristische Praxis ertheilt und neben jener Sicherheit, die denen besonders eigen ist, die sich durch eigene Kraft ihren Lebensweg gebahnt, den unwandelbaren Sinn, wir möchten sagen den Instinkt des Rechts, welcher sich unter keinen Umständen erlaubt die Schranken der Gesetzlichkeit auch nur um eines Haares Breite zu überschreiten. Sollen wir uns wundern, daß die Vertreter des schweizerischen Volkes das kaum vom Stappel gelassene Staatsschiff am liebsten dem zuverläßigen Lotsen anvertraute, der niemals das sichere Fahrwasser verließ, welches Recht und Gesetz ihm vorgezeichnet hatten? — Furrer wurde von ihnen zum Bundespräsidenten erwählt.

Als Vorsteher des diplomatischen und später des Justiz- und Polizeidepartements hatte er in jenen Zeiten des Sturms und Schiffbruchs in den Nachbarländern keineswegs eine leichte Aufgabe. Hatte sich zuerst das schweizerische Asyl den Männern eröffnet, welche von der Revolution über Bord geworfen worden, so wurde bald darauf die nämliche Wohlthat von den Revolutionären selbst in Anspruch genommen, die vor der siegreichen Reaction zu Tausenden und Zehntausenden über unsre Grenzen fliehen mußten. Furrer ging den sichersten, den Weg des Rechts und des Gesetzes: weder ließ er sich durch die drängenden Regierungen der Nachbarstaaten das Asylrecht der Schweiz verkümmern, noch duldete er von Seite der Verfolgten den Mißbrauch des gewährten Schutzes. So segelte der rothe Wimpel mit dem weißen Kreuz, Dank seinem Steuermann, trotz der hochgehenden See glücklich auch an diesen gefährlichen Klippen vorbei.

Die Republik wollte den Beweis leisten, daß sie nicht immer undankbar sei. Furrer erlebte die Ehre, welche keinem seiner Kollegen zu Theil wurde: er bestieg viermal in zehn Jahren den Stuhl des Bundespräsidenten.

6) König und Republikaner. Im Hochsommer 1861 erfreuten sich in Hof-Ragatz zwei Kurgäste der besonders achtungsvollen Aufmerksamkeit der übrigen. Der eine war ein rüstiger beweglicher Greis; der andere, um viele Jahre jünger, trug ergeben aber mühselig die Beschwerden eines durch Arbeit frühzeitig aufgeriebenen Lebens. Nicht selten mochte man die beiden Männer in ernste Gespräche vertieft beisammen sehen. Der Greis war der König von Würtemberg, der Kranke der Bundespräsident der Eidgenossenschaft.

Was mochte wohl der Inhalt ihrer Gespräche sein? Wäre es dem Republikaner zu verdenken gewesen, wenn er mit stolzer Genugthuung auf sein glückliches Land hingewiesen hätte, wo Freiheit und Ordnung einträchtig nebeneinander wohnen? wo Fleiß und Thatkraft, von keinerlei Fessel beengt, allgemeinen Wohlstand schafft und wo Volkswohlstand fröhliche Volksfeste feiert? auf das Land, dessen Zerfall für die großen Staatskünstler Europa's vor einem Dutzend Jahre eine ausgemachte Sache war, und welches jetzt vor allen andern des beneidenswerthesten Glückes sich rühmt?.... Würde es nicht verzeihlich gewesen sein, wenn die kranke Brust des Hinfälligen sich noch einmal stolz gehoben hätte und die Worte über seine welken Lippen geschlüpft wären: «magna pars mea»....

Der königliche Greis verließ Ragatz verjüngt und gestärkt, — der kranke Republikaner verließ es als Leiche. Furrer starb den 25. Juli 1861 in seinem 56sten Jahre. Er wurde in seiner Vaterstadt Winterthur beigesetzt. Abordnungen der eidgenössischen Räthe und Tausende aufrichtig trauernder Bürger wohnten seinem feierlichen Leichenbegängnisse bei. Die Winterthurer beschlossen ihrem Mitbürger, dem Schlosserssohn, dem Stipendienstudenten, dem Bundespräsidenten ein Denkmal zu setzen





Joh. Jak. Speiser.

Am Abend des 7. Oktobers 1856 stöhnte ein todtkranker Mann auf seinem Schmerzenslager; er war der Sprache beraubt; auf die Schreibtafel, mittelst welcher er mit seinen treuen Pflegern verkehrte, warf er die Worte: „morgen will ich früh an die Arbeit!" — Als der Morgen graute war er eine Leiche. Dieser Mann, der nach einem thatvollen Leben während eines langwierigen, bangen und schmerzvollen Siechthums bis zu seinem bittern Sterbensstündchen arbeitete, nicht aus Habgier, nicht aus Ehrgeiz, sondern um nützlich zu sein, — war Joh. Jak. Speiser von Basel. Wenn irgend eines, so war sein Leben angefüllt mit Arbeit bis zum obersten Rand; Erben der Früchte derselben sind seine Vaterstadt Basel und die Schweiz.

Speiser, eines schlichten Handelsmanns Sohn, geboren den 17. Hornung 1813, gehörte in seinen jungen Jahren nicht zu den Wunderkindern, zu den frühentwickelten Genies. — Nach dem Zeugnisse seiner Schulgenossen hatte der Knabe keineswegs glänzende Anfänge; still und in sich gekehrt gelangte er niemals zu den ersten Plätzen in seiner Klasse, und seine Lehrer waren weit davon entfernt dem unscheinbaren Kinde zu prophezeien, daß es einst eine hervorragende Stelle unter seinen Mitbürgern einnehmen werde. Dessenungeachtet und wiewohl der junge Speiser keinem gelehrten Beruf sich widmen sollte, gestatteten die verständigen Eltern dennoch, daß er seine humanistischen Studien bis in sein siebzehntes Jahr verfolgen durfte.

Mit dem siebzehnten Jahr mußte der Jüngling seine dreijährige Lehrzeit in einem Handelsgeschäfte antreten. Wer mag es wissen, was während diesem Noviziat in dem nach innen gekehrten jungen Gemüthe vorging? was es träumte und sann, dieweilen das Comptoir geräumt, der Postläuferdienst versehen oder in der düstern Schreibstube Fakturen und Correspondenzen copirt werden mußten? In der Chrisalide mochten damals langsam die Säfte reifen, die später als glänzende Seidenfäden zu Tage kommen sollten. Leider ist es dem Schreiber dieser Zeilen nicht gelungen, sich die Quellen zugänglich zu machen, aus welchen er das Material zur Darstellung des Entwickelungsganges jenes langsam wachsenden Geistes hätte schöpfen können. Speiser scheint weder in jungen noch in spätern Jahren seine Erlebnisse und Empfindungen in Tagebuchform aufgezeichnet zu haben; sein objektiver Geist verhielt sich zu seinem Wirken, wie der Bildhauer zu seinen Marmorblöcken, der sich beiseits stellt, wenn die Statue fertig ist. Ob im vertrauten Briefwechsel mit Freunden die Subjektivität Speisers so weit zu Tage trat, daß aus denselben seine Bildungsgeschichte sich construiren ließe, ist dem Biographen mindestens zweifelhaft.....

Nach den Lehrjahren die Wanderjahre. Zuerst wandte sich Speiser nach der nahen Fabrikstadt Mühlhausen; von da nach Marseille, dem Stappelplatz der Levante, von wo aus, als wie durch eine Thürspalte ein Blick vergönnt ist nach den Wundern des Orients; von da nach Bordeaux, welches die Fäden seines Verkehrs noch weiter als Marseille, nach den Ländern jenseits des Ozeans gesponnen hat. In dieser Stadt mit dem mastenvollen Hafen, den weiten rechtwinklichten Plätzen, den düstern Handelscomptoirs, wo die Handelsherren ihre Tage und den glänzenden Palästen, wo sie ihre Abende zubringen, scheint der Geist des jungen Kaufmanns einen Ruck gethan zu haben. Da ihm von seinen Prinzipalen ein volles Maaß von Arbeit auferlegt wurde, lernte er viel und schnell arbeiten; zugleich erwachte in ihm das Bewußtsein seiner Kraft und der Eifer seine Leistungsfähigkeit zu steigern. — Von Bordeaux kam Speiser nach Liverpool. Dort erst lehrte er den großen Welthandel kennen, jenes merkwürdig complizirte Uhrwerk, welches, einem Organismus gleich, durch tausend Verkehrsadern die Lebenssäfte der menschlichen Gesellschaft dahin leitet, wo ein Bedürfniß nach denselben fühlbar ist.

Um's Jahr 1838 kehrte der junge Kaufmann in seine Vaterstadt zurück. Die tiefen und schmerzhaften Wunden, welche ein unglückseliger Bürgerkrieg nicht nur in den Leibern, sondern noch mehr in den Gemüthern zurückgelassen, begannen damals zu vernarben. Der Stand Basel verschmerzte allmählig den Abfall seiner erkauften und eroberten Landschaften und die Stadt Basel fühlte sich mehr und mehr als das, was kein politischer Umschwung ihr nehmen konnte, — als das große schweizerische Handelsemporium. Reichte doch schon damals das neue Verkehrsmittel, die Eisenbahn, bis nahe an seine Thore, wessen sich keine andere Schweizerstadt rühmen konnte. Es war, als ob Basels Lebenspulse seit jener schmerzlichen Amputation, nachdem einmal die Wundfläche geheilt, nur um so kräftiger schlügen. Der Augenblick war nicht schlecht gewählt, um, gehoben und getragen von diesem frischen Aufschwung, ein selbstständiges Geschäft zu gründen.

Speiser begann als Commissionär, — als Agent verschiedener englischer und französischer Großhändler. In diese Zeit fällt seine Verehelichung. Er gründete sich schon früh einen Hausstand, welcher — mit Kindern gesegnet — je länger um so mehr der Ort wurde, wo er Erholung von den Mühen seines angestrengten Geschäftslebens suchte und fand.

Dem jungen Mann, der in Marseille, in Bordeaux, in Liverpool den Weltverkehr kennen gelernt hatte, mußte gar Manches im Geschäftsleben der zähconservativen, gegen Neuerungen mißtrauischen und Allem, was wie Schwindel aussieht, abgeneigten Basler Handelsherren als veraltet und schwerfällig vorkommen. Sein erstes Augenmerk ging auf Gründung eines Institutes, welches heute selbst kleinere Städte nicht entbehren zu können glauben und vor dem damals, als vor einer schwindelhaften Neuerung, Basel, die Stadt der Millionäre, ängstlich zurückschrack: er brachte die Errichtung einer Bank in Anregung. Viele mögen heute, wo der mannigfaltige Nutzen solcher Anstalten, die Unentbehrlichkeit derselben im Geschäftsverkehr für Jedermann einleuchtend ist, den Glauben hegen, es habe bloß eines leichten Anstoßes bedurft, wozu weder ein großer Geist, noch eine große Kraft nöthig gewesen seien; dieselben mögen an das Ei des Columbus denken. Den ersten Anfängen traten die schwersten Hindernisse entgegen und es bedurfte eines bedeutenden Aufwandes von Gewandtheit und Ausdauer und eines Mannes, der eines allgemeinen Vertrauens sich erfreute, um die Bank von Basel zu gründen. —

Im Jahr 1844 wurde Speiser zum Direktor seiner neuen Schöpfung ernannt. Er war nun nicht mehr gewöhnlicher

Kaufmann; seine Thätigkeit bezog sich nicht mehr auf ein bloßes Privatgeschäft; sein Standpunkt war höher, sein Ausblick freier. Indem ihn seine Stellung als Bankdirektor mit einer Menge Leute aus allen Schichten der Gesellschaft in Berührung brachte und auf die großen Räder des bürgerlichen Mechanismus, auf Gesetzgebung und Staatswirthschaft, aufmerksam machte, ward ihm nach der Arbeit der ersten Einrichtung eine hinlängliche Muße seinen Geist für einen höheren Wirkungskreis auszubilden. Er warf sich mit der ganzen Energie seines Willens auf das Studium der Nationalökonomie und der großen sozialen Fragen, welche jene Wissenschaft aufgeworfen hat. Die Lösung derselben, d. h. das Forschen, wie die Lebensverhältnisse der menschlichen Gesellschaft verbessert, und letztere auf diesem Wege ihrer Vervollkommnung entgegengeführt werden könne, wurde von da an für ihn Lebensaufgabe. Aber keineswegs verlor er sich dabei im uferlosen Meere nebelhafter Theorieen, sondern blieb stets auf dem festen Boden der Wirklichkeit, indem er seine schöpferische und organisatorische Kraft der Lösung solcher praktischen Fragen zuwandte, welche er als wichtig für die menschliche Gesellschaft, insbesonders für die engern Kreise seines Vaterlandes und seiner Vaterstadt erkannt hatte. Freude und Erholung war es für ihn im vertrauten Kreise von Freunden und Bekannten solche Fragen zu besprechen und im lebendigen Umgang die Belehrung zu finden, die ihm die Bücher nicht vollständig gewähren konnten. Hier wußte er auch für die Annahme, Pflege und Ausbildung seiner Ideen die rechten Männer zu finden und dieselben durch ein geistiges Band an sich zu fesseln. Die Zahl der Glieder dieser Kette war nicht gering und jeder war durch einzelne Ideen und praktische Bestrebungen mit Speiser, dem Mittelpunkt des Kreises, auf besondere Weise verbunden.

Trotz seiner angebornen Bescheidenheit, welche die eigene Persönlichkeit stets in den Hintergrund zurücktreten ließ, fühlte er sich bei zunehmender Reife der Ansichten dennoch verpflichtet sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Er entwickelte seine Ueberzeugungen über volkswirthschaftliche Tagesfragen in Aufsätzen und Abhandlungen, die er in den öffentlichen Blättern, vorzugsweise in der „Neuen Zürcher-Zeitung“ veröffentlichte. So wenig es seine Sache war in großen Versammlungen als Redner aufzutreten, um so besser wußte er seine Gedanken mit großer Klarheit und Präcision in correkter und eleganter Form auf's Papier zu bringen. Zugleich hielt er streng an Plato's Lehre: nur über jene Dinge mitzureden, die man gründlich verstehe. Wir dürfen uns nicht über den großen Einfluß wundern, die jene nationalökonomischen Abhandlungen ausübten, welche den bald erkannten S als Signatur trugen.

Mit warmem Eifer betheiligte sich Speiser an den Bestrebungen der „gemeinnützigen Gesellschaft“, besonders bei jenen Fragen, welche sich mit der Hebung und Wohlfahrt der untern Klassen beschäftigten. Wie hätte der unermüdliche Arbeiter nicht Antheil nehmen sollen am Schicksal des Arbeitervolkes. Es war im Einklang mit seiner Natur und seiner praktischen Weise die Sachen an die Hand zu nehmen, daß er in jener kranken und harten Zeit der politischen Wirren und der materiellen Noth, welche dem Sonderbundskrieg vorherging, die lange und mühvolle Arbeit einer Reorganisation der Basler Ersparnißkasse in Angriff nahm und durchführte. — Der, Basels Blüthe so verhängnißvoll bedrohenden Handels- und Geldkrisis von 1848 suchte er durch Gründung des „Kreditvereins“ zu begegnen,; es gelang mit Hülfe dieses Institutes die ärgsten Schläge, die der Handelsstand zu befürchten hatte, abzuwenden.

Die politische Umgestaltung der Eidgenossenschaft sollte dem praktischen Nationalökonomen ausgedehntere Felder der Thätigkeit eröffnen. Nachdem unser neues Grundgesetz einmal festgestellt war, wurde eine ganze Reihe von sogenannten „materiellen Fragen“ an die Hand genommen: die Centralisation der Zölle und Posten, die Umwandlung des Münzwesens, die Einführung des neuen großen Verkehrsmittels, der Eisenbahnen. Der von Speiser in's Leben gerufene „Basler Industrieverein“ und dessen als Wochenblatt erscheinendes publizistisches Organ, befaßten sich mit jenen Fragen sowohl in speziell baslerischem als in höherem Interesse. Es ist zu begreifen, daß die Aufmerksamkeit der neuen Bundesbehörden, welchen so tiefgreifende und schwierige Aufgaben gestellt waren, sich dem Sachverständigen in Basel zuwandte. Munzinger war damals der Vorstand des eidgenössischen Finanzdepartements. Dieser Staatsmann, dem das Talent gegeben war für jede Arbeit den rechten Mann zu finden, berief unsern Speiser zuerst zur Einrichtung der Bücher und Rechnungen der Finanzverwaltung des Bundes, welche Aufgabe er mit gewohntem Geschicke löste, und dann als Experter zur Leitung der Reform des schweizerischen Münzwesens.

Unsre jetzige schweizerische Münzordnung ist heute eine längst vollendete Thatsache. Demjenigen, der diese wichtige Reform in's Leben rief, zollt die jetzige Generation, welche die früheren chaotischen Zustände in den Münzverhältnissen der zweiundzwanzig Kantone noch erlebte, wahrscheinlich größeren Dank, als es die künftigen thun werden. Denn unsern Enkeln wird das einheitliche, dem Systeme der großen Nachbarstaaten angepaßte Geld als eine so selbstverständliche Sache erscheinen, daß sie zu glauben versucht sein werden, dieselbe habe sich von selbst gemacht; sie werden sich nicht träumen lassen, welcher monetarische Augiasstall um's Jahr fünfzig herum in unserm lieben Vaterland zu säubern war; sie werden es kaum glauben wollen, welche Kämpfe derjenige, der diese Herkulesarbeit übernahm, durchzufechten hatte, bis er zum Ziele gelangte, das doch Allen so wünschbar sein sollte, und welchem endlich auch alle, wenn auch spät, ihre Anerkennung gewähren mußten.

Vor dem Jahr 1850 bestanden in der Schweiz nicht weniger als neun oder zehn verschiedene einheimische Münzsysteme, wozu sich für die westlichen Kantone das französische, für die östlichen das deutsche gesellte. Eine unglaubliche Manigfaltigkeit von Gold-, Silber- und besonders von Scheidemünzen waren im Umlauf: Louisdor, Dukaten, Goldthaler; dann Neuthaler, halbe Thaler, Gulden, Zehnbätzner, Fünfbätzner, Böcke, Dreibätzner, Zehnkreuzerstücke; endlich Batzen, Halbbatzen, Schillinge Kreuzer, Blutzger, Angster, Rappen; ferner eine Menge abgeschliffener französischer Francs und halben Francs, deutsche Gulden, halbe Gulden und Zwanziger, Sechskreuzerstücke und Groschen, — ungerechnet jener Münzauswurf, welchen die Lombardei und Piemont in Tessin und Graubünden ablagerten. Das von den ehemaligen helvetischen Behörden geprägte Geld war in der ganzen Eidgenossenschaft verrufen; die Zürcherschillinge und, die Bündnerblutzger hatten nirgends als innerhalb ihrer Kantonsmarken Kurs; der Fünfbätzner aus Luzern mußte demjenigen aus Bern gegenüber Agio bezahlen; der große Neuenburgerbatzen galt weniger als der kleine St. Galler, — dieser weniger als der dünne Walliser — und der Walliser, trotz seinem größeren Silbergehalt, weniger als sein Nachbar, der Waadtländer. — In Genf hatten sie ihren eigenthümlichen Münzfuß vor Kurzem über Bord geworfen und den französischen angenommen; in mehreren Kantonen der Ostschweiz machte sich

der Marktverkehr in deutschem Reichsgeld. Dann war noch ein Unterschied zwischen Kapital- und Currentgeld: der Gewerbsmann nahm den Fünffrankenthaler zu 35 Batzen ein, durfte ihn jedoch bei Kapital-, zuweilen sogar bei Zinszahlungen nur zu 34 oder 34½ Batzen verrechnen....

Diesem Münzwirrwar sollte mit einem Schlag ein Ende gemacht, es durften aber dabei keine Interessen verletzt werden. Fürwahr, keine leichte Aufgabe! Die Schweiz sollte also hinfüro nur ein Geld haben; aber die große Frage war: welches? —

Eine große Fraction der öffentlichen Meinung sprach sich für Beibehaltung des bisherigen „Schweizerfranken“ als einer nationalen Münzeinheit aus. Die östlichen Kantone, deren Verkehr über den Rhein und den Bodensee geht, wollten „Anschluß an den deutschen „Guldenfuß“. Speiser bekannte sich zuerst zu den Anhängern des nationalen Schweizerfranken; aber lange konnte es seinem Scharfsinn nicht entgehen, daß die Schweiz ein zu kleiner Factor im Weltverkehr sei, um einen eigenen Münzfuß beanspruchen zu können; nicht minder sah er ein, daß im politischen und staatswirthschaftlichen deutschen Wirrwar kein zuverläßiger Stützpunkt zu finden sei. Er wurde zum warmen Vertheidiger jener Münzeinheit, welche nebst Frankreich auch Belgien und Sardinien angenommen hatten. Nun großes Halloh in der ganzen Ostschweiz. Eine Münzrevolution, ein Guldensonderbund schienen die verjüngte Eidgenossenschaft bedrohen zu wollen. Aber Speiser, Munzinger, der Bundesrath hielten fest. Endlich entschied auch die Mehrheit der Bundesversammlung für den Vorschlag des Basler Nationalökonomen, auf welchen sich ein großer Theil des Hasses der Guldenfreunde entlud. So wenig Speiser um schmeichelnde Lobreden sich kümmerte, so gleichmüthig wußte er unverdiente Schmähungen zu ertragen. —

Mit dem prinzipiellen Entscheide, mit der Festsetzung des künftigen Münzfußes war erst ein Theil, vielleicht der leichtere, der Aufgabe gelöst. Es mußte nun noch festgestellt werden, wie viel jeder Kanton an die Kosten zu bezahlen habe. Nun ging das Markten und Feilschen los. Heute will uns bedünken der billige Ausweg sei unschwer zu finden gewesen. Es war eben wiederum das Ei des Columbus. Jeder Kanton mußte seine eigenen alten Sünden büßen, d. h. im Verhältniß der Menge und des schlechten Gehaltes seiner früheren Prägungen an den Ausfall der Einlösungskosten seinen Beitrag leisten. Nun zeichnete der Genfer Bovy seine langarmige Helvetia. Frankreich und Belgien liehen uns ihre Münzpressen. Im Jahr 1851 sah man das erste neue Geld. Mit kindlicher Freude haschte das Publikum nach den glitzernden Dingern. Alles eilte seine abgeschliffenen Fünfbätzner und schmierigen Batzen gegen blanke Fränklein und silberweißes Billon auszutauschen, mit Ausnahme vielleicht einiger alten Frauen, die sich's nicht ausreden ließen, das alte Geld werde so gewiß wieder zurückkehren und zu Ehren kommen, als nach der Helvetik die alten Herren wieder zurückgekehrt und zu Ehren gekommen waren. Für dießmal waren die alten Frauen im Irrthum. Unbegreiflich leicht ging die Auswechslung von statten. Ein Jährchen oder zwei wurde auf den Gemüsemärkten noch nach altem Geld gehandelt; dann nahmen die „Fränklein“ und „Centimes“ auch von diesen letzten Bollwerken der Batzen und Kreuzer Besitz. Jedermann freute sich über die bequeme Rechnungsweise; Jedermann war froh, daß man mit dem neuen Schweizergeld durch alle Kantone und selbst in die Nachbarstaaten reisen konnte. Noch ein Paar Jahre und der ganze alte Münzkram war vergessen, war etwas, wovon die neuheranwachsende Generation gar nichts wußte. Aber auch der Schöpfer des neuen bequemen blanken Geldes war von Vielen gar nicht gekannt oder vergessen. Nachdem das Werk vollbracht war, hatte sich Speiser bescheiden beiseits gestellt. Nicht für seinen Ruhm hatte er gearbeitet und gekämpft. Es war ihm genug, daß das Gute zur Wirklichkeit geworden.

Nun hatte die Schweiz zwar für ihren Marktverkehr ein neues bequemes Geld. Aber das große Verkehrsmittel für Menschen und Waaren, dessen sich schon die meisten Nachbarstaaten freuten, die Eisenbahnen, die sich von mehr als einer Seite her bereits unsern Grenzen näherten, waren für die Schweiz noch spanische Schlösser. Jenes kleine vier Stunden lange Stück zwischen Zürich und Baden, welches im Jahr 1847 eröffnet worden war und kaum die Betriebskosten bezahlte, schien gleichsam nur eine Curiosität, ein Musterabschnitt zu sein. Viele hielten noch zu Anfang der fünfziger Jahre dafür, es sei besser, wenn die Schweiz keine Eisenbahnen baue, sondern die transitirenden Waaren und die naturbewundernden Touristen nach alter Vätersitte langsam und sicher auf Frachtwagen und in Lohnkutschen beförderе. Andere meinten, die Schweiz werde niemals die Millionen aufbringen, welche der Bau von Eisenbahnen durch unser Gebirgsland kosten würde.

Speiser war anderer Ansicht. Sein volkswirthschaftlicher Scharfblick zeigte ihm, daß Handel und Gewerbe der Schweiz ohne Eisenbahnen ebensowenig mit dem Ausland Schritt halten könnten, als unsern Milizen zuzumuthen wäre künftige Schlachten mit den Hellebarden von Morgarten auszufechten. Er sah ein, daß ein Land, rings von Eisenbahnen umgeben aber von keinen durchschnitten, zur öden unzugänglichen Insel würde. Es war ihm klar, daß unsre Fabrikanten, um bestehen zu können, ihre Rohstoffe ebenso leicht herbeiführen und ihre Waaren ebenso rasch auf den Markt bringen müssen, als ihre Concurrenten jenseits der Grenzen. Er errieth, daß die Touristen und Naturfreunde, die bis dahin zu Tausenden unsere Thäler und Berge bereisten, bei leichterer, schnellerer und billigerer Reisegelegenheit zu Zehntausenden kommen würden. Deßhalb hielt er den Eisenbahnbau in der Schweiz nicht nur für einen Nutzen, sondern für eine Nothwendigkeit. Mit dem großen europäischen Geldmarkt vertraut, schien ihm auch die Herbeischaffung der nöthigen Millionen kein unüberwindliches Hinderniß.

Nach langen Berathungen entschieden sich endlich die eidgenössischen Räthe (im Jahr 1852), daß die schweizerischen Schienenwege nicht vom Staate zu bauen, sondern ihre Erstellung der Privatindustrie überlassen werden solle. Plötzlich sproßten die Eisenbahngesellschaften wie Pilze aus dem Boden hervor: in Waadt, in Neuenburg, in Zürich und Thurgau, in St. Gallen. Zwei der einflußreichsten derselben, eine im Westen, die andere im Osten, suchten sich irgendwo im Mittelpunkt der Schweiz die Hand zu reichen; ihnen mußte dann nicht nur der Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich, Mittelmeer und Nordsee, sondern, wie sie sich schmeichelten, zwischen England und seinen ostasiatischen Besitzungen anheim fallen: es handelte sich um den Vortheil und die Ehre, welche die Beförderung des „ostindischen Briefffelleisens“ — wie man es damals nannte, bringen sollte. Da sah man in Basel ein, daß es nicht mehr an der Zeit sei, die Hände in den Schooß zu legen, wenn sich die Stadt nicht den Rang von andern wolle ablaufen lassen. Die „Centralbahngesellschaft“ wurde gegründet, welche ihre Eisenschienen zwischen den Osten und Westen der Schweiz hineinschieben und zugleich dem Gotthardt, dessen Straße großentheils mit Basler Geld gebaut worden

war, den Waaren- und Personenverkehr nach und aus Italien erhalten sollte.

Zur Bethätigung dieser Sache war Speiser, der indessen der Landschaft Basel eine Hypothekenbank hatte einrichten helfen, der rechte Mann. Ihm war der Blick eigen, große und verwickelte Verhältnisse klar zu überschauen, — ihm die Ausdauer und die Kraft unüberwindlich scheinende Hindernisse zu beseitigen, — ihm die Bekanntschaft mit dem Geldmarkt, — ihm die Unbefangenheit des Mannes, dem keine Rücksicht auf ein eigenes Geschäft den Blick trübt. Nebst seiner Ueberzeugung der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Eisenbahnen für die gesammte Schweiz mochte die Rücksicht auf seine Vaterstadt ein nicht minder mächtiger Sporn sein, sich mit Leib und Seele diesem Unternehmen zu widmen. Wir ehren diesen spezifisch-baslerischen Patriotismus; denn: „wer kein Herz für seine engere Heimat hat, dem fehlt es auch für sein weiteres Vaterland."

Der Plan, Basel durch einen Schienenweg mit der Schweiz zu verbinden, von Andern entworfen, dann wieder zaghaft liegen gelassen, wurde von Speiser an die Hand genommen. Von Basel aus, welches die französische Ostbahn und die badische Staatsbahn bereits zu seinen Thoren hereingelassen hatte, sollten die Fäden der „schweizerischen Centralbahn" nach allen Richtungen hin, — gegen Aarau, Luzern, Bern, Biel, — gezogen werden, damit ja kein Waarenballen und kein Passagier dem ausgespannten Netze entrinne. Diesen Zweck zu erreichen, war es nöthig, den Jura zu überschreiten. Die kecke Idee eines Hauensteintunnels, bisher nur ein Phantasiebild, wurde ernsthaft erwogen, berathen, berechnet und muthvoll begonnen.

Glänzend waren die ersten Anfänge des großen Unternehmens. Für Actienpromessen wurde ein ziemliches Agio bezahlt. Schwindelhaft drängte sich Alt und Jung, Reich und Arm herzu, um des Goldregens, der in Aussicht stand, mittheilhaftig zu werden. In jenen Tagen, wo Alles vom Schaumbecher des Actienschwindels trunken geworden zu sein schien, mag Speiser, der im März 1853 zum Präsidenten des Direktoriums der schweiz. Centralbahn ernannt worden war, manchmal von bangen Zweifeln gequält den Kopf geschüttelt haben; denn ihm, dem Denker, dem Rechner, dem Kaufmann und Nationalökonomen, konnte es am wenigsten verborgen sein, daß nach ewigen Naturgesetzen — auch auf dem Börsen-Ozean — nach der Fluth die Ebbe kommt. Sie blieb dann auch nicht aus. Nicht lange, so sah man die goldenen Wellenberge zurückweichen. Als die Donner des orientalischen Krieges zu rollen begannen, verkroch sich das Kapital in seine geheimsten Schlupfwinkel und die Quellen des Kredits versiegten eine nach der andern. Bald lag auch die Centralbahngesellschaft gleich einem gestrandeten Wallfisch auf dem trockenen Sande. Die Pariser Bankiers, welche sich mit Tausenden von Actien betheiliget hatten, verweigerten plötzlich die Leistung der Einzahlungen. Um sie kirre zu machen, mußte eine „Reduction" vorgenommen werden: wer fünf Actien gezeichnet hatte, sollte nur für zwei verpflichtet sein. Die große Lücke, die durch das Zurücktreten des fremden Kapitals entstand, mußte man durch Zufluß aus dem Inland zu füllen suchen. Die vom Schienenweg berührten Kantone und Gemeinwesen sollten ihre verhältnißmäßigen Beiträge dazu leisten; die Regierungen und Munizipalitäten wurden angegangen, die eng zugeschnürten Bänder ihrer Staats- und Stadtsäckel zu lösen. Wer sonst als Speiser sollte der Moses sein die Goldquellen aus dem harten Felsen zu schlagen. Ihm ward zuerst der Auftrag, mit den Geldmännern in Paris die schwierigen Unterhandlungen zu führen, welche die Actienreduktion zur Folge hatten; — ihm dann die Aufgabe die kieselharten Herzen schweizerischer Finanzdirectoren zu erweichen...

Um diese Zeit mochte es sein, als dem bescheidenen Manne die hohe und gewinnreiche Stellung eines Direktors der vom Pariser **crédit-mobilier** angekauften österreichischen Staatsbahnen angetragen wurde. Mit dieser Stelle war ein fester Gehalt von 60,000 Fr. nebst Emolumenten, die sich auf mindestens 30 bis 40,000 Fr. belaufen sollten, verbunden; ein bestechendes Anerbieten für einen Mann und Familienvater, der sich sein Glück durch eigene Arbeit errungen. Aber Speiser war nicht derjenige, der sich durch noch so glänzende Aussichten hätte bewegen lassen, ein unvollendetes Werk in einem kritischen Augenblick im Stich zu lassen. Es war nicht nur sein Grundsatz, sondern sein angeborner Instinkt, dasjenige, was er angefangen, zu Ende zu führen und nicht von seinem Werke abzulassen, bis er es auf den Punkt der möglichsten Vollkommenheit gebracht. Mit gewohnter Bescheidenheit, ohne viel Geräusch, lehnte er die angebotene Stelle mit dem fürstlichen Gehalte ab, um auch für die Zukunft seine Kräfte dem Vaterlande und dem unter seiner Aegide angefangenen und fortgeführten Unternehmen zu widmen.

Aber eine höhere Hand sollte den Beharrlichen hindern, das Begonnene zur Vollendung zu bringen.

Es zeigten sich bei dem bisher kerngesunden Manne die ersten zuerst nur unbedeutenden Spuren einer Krankheit, die ihn in der Fülle der Kraft, mitten im selbstauferlegten Tagwerk dahin raffen sollte. Es war ein krebsartiges Uebel an der Zunge, welches vor jedem Heilmittel nur scheinbar zurückwich. Es folgte nun eine lange traurige Reihe von Leiden; umsonst wurden drei schmerzliche Operationen vorgenommen. Er verlor die Sprache, — er konnte keine feste Nahrung mehr zu sich nehmen. Sein Körper brach zusammen, aber aufrecht blieb sein Geist. „Arbeit" blieb seine Losung bis zu den letzten Athemzügen. In der letzten Woche seines Lebens schrieb er einen Aufsatz über die damals eifrig discutirte Frage der Goldwerthung; derselbe erschien Dienstags, den 7. Oktober 1856, in der „Neuen Zürcher-Zeitung," während schon die Mittwochsnummer dieses Blattes die telegraphische Todesnachricht des Verfassers brachte. Er, der Unermüdliche, der sich am Vorabend seines Todes vorgenommen hatte, des folgenden Morgens „früh an die Arbeit zu gehen," konnte nicht mehr aufgeweckt werden. Er schlief — erlöst von seinen Leiden — den tiefen sanften Todesschlummer.

Zwei große Wohlthaten hat dieser einfache bescheidene Bürger, der nie eine Rednerbühne betreten, seiner Vaterstadt, — eine seinem weitern Vaterlande zurückgelassen: jener die Bank und die Centralbahn, — diesem das einheitliche Geld. Sein letztes Werk konnte er nicht zu Ende geführt sehen, — er hörte die beladenen Bahnzüge nicht durch den Tunnel des Hauensteins rollen, um jenseits fächerförmig sich ausbreitend nach Osten, nach Süden und Westen zu eilen. Aber er war's doch, der den Keim gelegt, aus dem der vielgeästete Baum emporgewachsen. Ist der Name des obersten Bauführers der Centralbahn bei Läufelfingen in den harten Jurakalk gehauen worden, so wird hoffentlich Direktor Speiser ein noch dauerhafteres Denkmal in den Herzen seiner dankbaren Mitbürger gefunden haben.



war, den Waaren- und Personenverkehr nach und aus Italien erhalten sollte.

Zur Bethätigung dieser Sache war Speiser, der indessen der Landschaft Basel eine Hypothekenbank hatte einrichten helfen, ward zuerst der Auftrag, mit den Geldmännern in Paris die schwirrigen Unterhandlungen zu führen, welche die Actienreduktion zur Folge hatten; — ihm dann die Aufgabe die kieselharten Herzen schweizerischer Finanzdirectoren zu erweichen...

...rdtsäckel zu lösen. Wer sonst als Speiser sollte der Moses ... die Goldquellen aus dem harten Felsen zu schlagen. Ihm

... hoffentlich Direktor Speiser ein noch dauerhafteres Denkmal in den Herzen seiner dankbaren Mitbürger gefunden haben.



Johannes Müller.

Wie die griechische Heroenzeit, so hat auch das schweizerische Heldenalter seinen Homer gefunden, welcher, wenn nicht in perlenden Hexametern, doch in schwungvoller Prosa, die Großthaten der alten Eidgenossen verherrlichte. Verwunderlich ist es, daß der Mann, der sich die Geschichtschreibung seines Vaterlandes zur Lebensaufgabe machte, diesem Vaterland schon früh den Rücken wandte; daß er, der die siegreichen Unabhängigkeitskämpfe eines schlichten Hirten- und Bauernvolkes gegen Fürsten und Herren mit so begeisterten Worten schilderte, sich selber in die Abhängigkeit der Fürsten und Herren begab; daß jener, welcher die Siege der Schweizer gegen den österreichischen Erbfeind beschrieb, zu gleicher Zeit in österreichischen Staatsdienst trat; daß der nämliche, welcher eine militärische Universaldespotie so oft als das größte Unglück bezeichnet hatte, welches die europäische Menschheit treffen könne, damit seine Laufbahn schloß, daß er der Rathgeber eines üppigen Satrapen jenes Militärdespoten wurde, der zu Anfang unseres Jahrhunders dem gefesselten Europa den Fuß auf den Nacken setzte.

Johannes Müller stammte aus einem angesehenen Geschlechte der Stadt Schaffhausen. In langer Reihe bekleideten seine Vorfahren städtische Aemter und Würden. Sein Vater, dem geistlichen Stande angehörend, war Diaconus und Conrector. Der Großvater mütterlicherseits, ein fleißiger Urkundensammler und Chronikenabschreiber, hatte seine Freude daran, dem früh entwickelten Kinde seine Sammlung historischer Kupferstiche zu zeigen und zu erklären. Dieser historische Anschauungsunterricht mag den ersten Keim des künftigen Geschichtsforschers in die Seele des Knaben gelegt haben. Ein außergewöhnliches Gedächtniß zeichnete den Schüler aus. Im 14. Altersjahr schrieb er griechisch und las die Bibel im Urtext. Die Altersgenossen neckten ihn häufig um seines schwachen Gesichts und seiner zappelnden Lebhaftigkeit willen. Er tröstete sich mit dem Bewußtsein die Namen und Regierungsjahre der Herrscher der vier alten Weltmonarchieen, sowie nicht minder der Bürgermeister von Schaffhausen auswendig zu wissen.

Zum Studium der Theologie bestimmt begab sich Johannes Müller im Jahr 1769, noch nicht ganz 18 Jahre alt, nach der Universität Göttingen. Berauscht vom Dufte der Wissenschaft flatterte er hier von Kolleg zu Kolleg, von Lehrer zu Lehrer, für jeden derselben sich begeisternd, bis ihn endlich der energische Schlözer fesselte. Von Letzterem aufgemuntert schrieb er, als ersten Versuch, in lateinischer Sprache die Geschichte des cimbrischen Krieges. Im Jahr 1771 kehrte er als absolvirter Theologe kaum 20 Jahre zählend in seine Vaterstadt zurück und wurde bald darauf am dortigen Gymnasium zum Professor der griechischen Sprache ernannt.

Joh. Müller brachte den Vorsatz eine Schweizergeschichte zu schreiben von Göttingen her in die Heimat. Als die Kunde sich verbreitete, daß ein junger hoffnungsvoller schweizerischer Gelehrter sich die Lebensaufgabe gestellt, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, entstand eine freudige Aufregung und gespannte Erwartung bei allen gebildeten und patriotischen Eidgenossen. Aufmunterung, Quellen und Hülfsmittel wurden ihm von allen Seiten zugesendet. Bald saß der 20jährige Professor in seinem Studierstübchen im väterlichen Hause von Chroniken, Handschriften, Urkunden, die haufenweis übereinander lagen, umgeben. Fleißig wurde nun von früh bis spät gelesen und exzerpirt; bei der Abendtafel erfuhr dann die Familie von dem mittheilungsbedürftigen Forscher das Wichtigste und Merkwürdigste der Funde des Tages.

Im Frühling 1773 besuchte Müller in Schinznach die „helvetische Gesellschaft", eine Vereinigung vieler ausgezeichneter Männer aus allen Theilen der Schweiz. Dieser Ausflug wurde zum Wendepunkt in seinem Leben. Da lernte er den Berner Viktor von Bonstetten kennen, „damals (so schreibt „Müller in seiner Selbstbiographie) ein um sieben Jahre älterer „Jüngling, der mit einer sehr lebhaften Einbildungskraft und „einem unersättlichen Durst nach Wissenschaft eine ausgesuchte „Blüthe der schönsten Kenntnisse und — mit allen Vortheilen „der äußerlichen Bildung ein edles gefühlvolles Herz und eine „außerordentliche Grazie der Sitten vereinigte"... In kürzester Zeit verband eine enge Freundschaft die beiden jungen Männer, die zu einem lebhaften Briefwechsel führte. Die Blätter, welche Müller seinem neuen Freunde schickte, wurden später von Friderike Brun gesammelt und im Jahr 1802 unter dem Titel „Briefe eines jungen Gelehrten" der Oeffentlichkeit übergeben.

Bonstetten mußte finden, daß das spießbürgerlich pedantische Schaffhausen, wie es damals war, keineswegs der Ort sei, wo Müller's strebender Geist seine Schwingen entfalten konnte. Es gelang ihm, dem Freunde eine Hauslehrerstelle in einer der angesehensten Familien Genf's, beim Generalprokurator Tronchin, zu verschaffen. Anfangs 1774 übersiedelte der junge Gelehrte nach seinem neuen Bestimmungsort.

Hier lernte Müller den Umgang mit der großen Welt. Hier machte er die Bekanntschaft nicht nur mit den ausgezeichnetsten Bürgern der zu jener Zeit weitberühmten Genfer Gelehrtenrepublick, sondern auch mit manchen andern europäischen Celebritäten. Er besuchte wiederholt den alten Voltaire in Ferner. Mit dem Gefühl der Ebenbürtigkeit bewegt er sich unter den ausgezeichneten Denkern und Gelehrten, den vornehmen Weltmännern und Edelleuten, die sich am Genfersee ein Stelldichein gegeben haben. Er spricht nur noch französisch. Er fühlt das Holz zu einem Staatsmann an sich und denkt über die Mittel nach, sich zu dieser Carriere geeignet zu machen: „Ich will" — schreibt er — „mich mit dem Gang der Staats„geschäfte familiarisiren, bei Cicero und Quinctilian die Regeln, „bei Demosthen, Rousseau und Pascal den Nachdruck, bei den „schönen Geistern die Feinheit, bei Bonnet, Euler, Büffon und „Maupertuis die Bilder, bei Shakspeare und Montaigne „die Naivität der Sprache erforschen; dann mich selbst über„meistern, ehe ich's an andern versuche, wenig oder nie von „meinen Planen sprechen, in der Gesellschaft nicht sowohl mein „Herz als meinen Observationsgeist handeln lassen; ich will „mich hüten, zerstreut zu sein oder die Rede auf Literatur zu „lenken. Es soll mir nichts unüberwindlich sein; so sieghaft „herrscht die Ehrbegierde in mir, daß sich selbst das Feuer der „Passionen nur alsdann entzünden wird, wenn sie sich zu einem „Effort erhitzen sollen...."

Bei so hoch fliegenden Plänen durfte man nicht Hauslehrer bleiben. Müller zog auf's Land zu einem neuerworbenen Freunde, dem Amerikaner Kinloch, dann zu Bonstetten. Er schien das Drückende nicht zu fühlen jahrelang auf Kosten seiner Freunde zu leben.

Während dieser Zeit war er keineswegs müssig. Er las, exzerpirte und notirte. Er wurde angegangen für einen auserwählten Kreis von Jünglingen und Männern eine Reihe von Vorlesungen „über den Zusammenhang der ganzen Geschichte" zu halten. Diese in Genf in französischer Sprache gehaltenen Vorträge bildeten den ersten Grund der später vom berühmten Historiographen veröffentlichten „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten."

Zugleich arbeitete Müller fleißig an seiner Schweizergeschichte. „Was mir Vergnügen macht — schreibt er — „ist, daß ich vorsehe, wie bei der Herausgabe mich alle, welche „mich nicht kennen, für einen alten Mann ansehen werden. Ich „schreibe in der Sprache, mit dem Ernst eines alten ehrwürdigen „Schultheißen oder Bürgermeisters, der seinem Vaterland die „alten Großthaten vorhält, auf daß es dieselben nachahme..."

Zu Ende der siebziger Jahre ward der erste Band, des auf breitester Grundlage angelegten Werkes druckfertig. Aber der Veröffentlichung stellten sich ungeahnte Hindernisse in den Weg. Die Bücherzensur war zu jener Zeit vielleicht nirgends strenger als in den aristokratischen Schweizerkantonen. Endlich fand Bonstetten in Bern einen willigen Verleger, der jedoch aus Vorsicht „Boston" als Druckort auf das Titelblatt setzte.

So groß die Begeisterung war, mit welcher die ganze deutsche Lesewelt das Werk des jungen Gelehrten aufnahm, so erntete Müller doch keineswegs unvermischtes Lob. Die gestrengen Herren Regenten in Zürich und Bern schüttelten über die begeisterte Apologie der Freiheitskämpfe den Kopf und runzelten die Brauen. „Man sollte den alten Mist nicht aufrühren," — meinte ein bernischer Cato von dazumal. Joh. Müller hatte schon längst mit Bewunderung seine Blicke gegen Sans-souci gewendet, wo damals der große Preußenkönig seiner alten Tage pflegte. Der Schweiz überdrüssig machte er sich auf den Weg dem aufgeklärten Despoten seine Dienste anzubieten. D'Alembert verschaffte ihm Zutritt. Den 12. Februar 1781 ward ihm eine Audienz vergönnt. In wahrer Verzückung schreibt er an Bonstetten: „Ich sah ihn, ich stand vor ihm!.... Nie„mals werde ich diesen göttlichen Augenblick vergessen! Sollte „ich hundert Jahre leben, stets werde ich mich erinnern, daß „ich Cäsar und Alexander gesehen. Ich bin verliebt in den „König. Die Augen gehen mir über, während ich dieses „schreibe.... Der Blick Friedrich's ist in die Tiefe meines „Herzens gedrungen....." Das Gefallen war keineswegs gegenseitig. Friedrich schreibt über diese Audienz an d'Alembert: „Ihr Herr Meyer (!) ist hier gewesen, ich gestehe, „daß ich ihn sehr für das kleine fand. Er hat Unter„suchungen über die Cimbern und Teutonen angestellt, für die „ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der „Universalgeschichte geschrieben, in welchem er sorgfältig wieder„holt, was Andere besser als er gesagt haben.... Das wahre „Genie hält sich nicht bei kleinlichen Untersuchungen auf; ent„weder stellt es die Sachen unter neuen Gestalten dar, oder „es überläßt sich der Imagination, oder, was noch besser ist, „es wählt interessante und neue Gegenstände...." Diese bittere Pille bekam Müller erst zu schmecken, als nach Friedrichs Tod dessen Briefe gedruckt wurden. Er schied trotz seinen enttäuschten Erwartungen noch immer als ein begeisterter Bewunderer Preußens und seines Königs von Berlin.

Was ihm da nicht geworden, fand er auf seiner Rückreise in Kassel — einen Staatsdienst beim Landgrafen von Hessen. Vom freigeistigen König abgewiesen fielen seine Blicke nach Rom: er schrieb die „Reisen der Päpste," eine Lobrede auf die Hierarchie und eiferte gegen die kirchenfeindlichen Maßregeln Kaiser Joseph II. Er correspondirte mit Cardinälen; ein Uebertritt zum katholischen Glauben schien damals von ihm erwogen worden zu sein. Nichtsdestoweniger sehen wir ihn bald wieder im protestantischen Rom, in Genf, um neuerdings, dießmal als Vorleser, in den Dienst Tronchin's zu treten. — Im Jahr 1785 finden wir ihn in angesehener Stellung in Bern, wo er seine Vorlesungen über allgemeine Geschichte hält. Unterdessen hat er den ersten Band seiner Schweizergeschichte vollständig umgearbeitet und den zweiten vollendet.

Die Schweizergeschichte war es, welche unsrem Müller in den Augen der Menge sowohl, als unter den ersten Geistern seiner Zeit den Ruf eines klassischen Schriftstellers verschaffte. Die spätere Kritik beurtheilte ihn strenger, vielleicht auch richtiger als seine Zeitgenossen. Es sei erlaubt hier einiges von dem einzuschalten, was der deutsche Literarhistoriker Julian Schmidt über Müller schreibt. „Es ging der Schweizergeschichte, wie manchem andern berühmten Buch: obgleich viel genannt, ist sie als Ganzes wenig gelesen worden. Man begnügte sich mit den einzelnen schönen Stellen namentlich den Schlachtgemälden.... Diese Art des Erfolgs ist charakteristisch für das Buch. Eine gründliche ruhige Untersuchung fesselt den Leser von Anfang bis zum Schluß, welches auch ihr Gegenstand sei. Aber von diesem Lessing'schen Geist war bei Müller keine Spur, seine Kraft war ausschließlich auf einzelne Gemälde gerichtet, welche die Einbildungskraft und das Gemüth lebhaft anregten. Da nicht jeder Moment der Geschichte dazu geeignet ist, so blieben in seiner Chronik große Lücken, matte Darstellungen, die nur ein lokales Interesse haben konnten.".... „In dem Lokal seiner Geschichte war Müller so zu Haus, wie Homer in den Gegenden seiner Ilias. Er wußte über jeden Berg, jedes Dorf Rechenschaft zu geben. Auf sein empfängliches Gemüth, durch Haller angeregt, hatten die Alpen einen mächtigen Eindruck gemacht; in der That sind einige seiner Alpenbilder prachtvoll ausgeführt".... Aber: „Seine Gemälde sind zuweilen überladen; er sucht alles, was ihm an Farbe aufstößt, darin anzubringen und vergißt, daß der Maler wählen muß, da zuweilen eine Farbe die andere aufhebt".... Der glänzendste Theil seines Werkes beginnt mit der Sage von Tell, deren Glaubwürdigkeit er gegen alle Anfechtungen vertheidigte. Was Sprache und Styl anbetrifft, sagt Julian Schmidt. „Es galt (damals) die Darstellung aus dem Gemeinen und Gewöhnlichen in das Ideale zu erhöhen. Klopstock fand eine verwässerte Poesie, Müller eine triviale und rohe Prosa vor. Beide wandten ein Mittel an, welches leicht zum Unwahren verleitet: sie ließen den Styl nicht aus der Sache hervorgehen... Sie lernten ihn beide aus den Alten, aus der Bibel, aus der noch nicht verwässerten Volkssprache, z. B. Müller aus den Chroniken; sie verwarfen jede Breite und Bequemlichkeit in der Form, jedes Wort sollte bedeutend und charakteristisch wirken. Sie spannten das Gemüth, um auch das scheinbar unbedeutende mit einer gewissen Feierlichkeit auszudrücken. Vieles ist in Folge dessen gezwungen und manierirt...."

Mag die Kritik die zuweilen auf Stelzen schreitende Schreibart tadeln; mögen spätere Geschichtsforscher einzelne Irrthümer und Unrichtigkeiten aufgedeckt haben; ist's auch wahr, daß

Müller für einzelne wichtige Faktoren in der Entwicklungsgeschichte der Völker, so z. B. für den Einfluß des Handels und der Industrie keinen Sinn hatte; — so steht doch so viel fest, daß Müller's Schweizergeschichte in Tausenden von Schweizerherzen die edelste Begeisterung für das Vaterland und die Thaten der Väter entzündete; daß durch sie zuerst die Aufmerksamkeit der Gebildeten Europa's auf unsre glorreichen Freiheitskämpfe hingeleitet wurde; daß Müller es war, der hier zuerst und lange vor den Romantikern das Verständniß des Mittelalters mit der ganzen Fülle seines Lebens und seiner die Einbildungskraft so mächtig ansprechenden Eigenthümlichkeit dem deutschen Volke aufgeschlossen hat.

Der dritte Band der „Schweizergeschichte" erschien 1788, der vierte 1805, der fünfte 1808, nicht lange vor des Verfassers Tode. Er brach ab mit dem Jahr 1489, dem Todesjahr Waldmanns. Es war längst Müllers Wunsch gewesen, sein Werk mit dem Ende des Schwabenkrieges zum Abschluß zu bringen und die Geschichte der Reformation einem Andern zu überlassen, obwohl vielleicht keiner zur unparteiischen Berichterstattung geeigneter gewesen wäre. Der Tod hinderte ihn, selbst das kürzere Pensum, welches er sich aufgegeben, zu vollenden.

Der alten Aristokratenrepublik Bern und ihrem stattlichen Patriziat war Müller ganz besonders zugethan. Es schmerzte ihn diese Stadt zu verlassen. Als ihn jedoch der geistliche Churfürst von Mainz in seine Dienste berief und ihm vorläufig die Stelle eines Bibliothekars und Hofraths mit einem Jahresgehalt von 1800 Gulden anbot, erlaubte ihm sein ungeduldiger Drang nach einer einflußreichen und angesehenen Stellung nicht zu widerstehen. Zu Anfang des Jahres 1786 zog der protestantische Hofrath des katholischen Kirchenfürsten nach der Bischofsstadt am Rhein.

Bald eröffnete sich ihm ein politischer Wirkungskreis, wie er sich ihn längst gewünscht. Schon nach Jahresfrist ernannte ihn der Churfürst zu seinem geheimen Kabinetssekretär. Oesterreich schien damals in der Blüthe seiner Macht zu stehen. Viele fürchteten die ehrgeizigen Plane des neuerungssüchtigen Kaisers Joseph II. Es handelte sich um den Plan der Einverleibung Baiern's, als Ersatz für die Niederlande. Selbst die Schweiz schien vor österreichischer Ländersucht nicht sicher. Da entstand gegen die gefürchteten Uebergriffe die Idee eines „deutschen Fürstenbundes" unter dem Patronate des großen Preußenkönigs. Die einflußreiche Nichte des Churfürsten, Frau von Coudenhoven, der preußische Gesandte von Stein und Joh. Müller wurden die eifrigen Beförderer der Sache am churmainzischen Hof. Müller verfaßte die Staatsschrift „Darstellung des Fürstenbundes", welche in der damaligen politischen Welt gewaltiges Aufsehen erregte. — Im Jahr 1788 erhielt Müller vom preußischen Hofe aus eine geheime Mission nach der Schweiz, mit dem Auftrag, die Kantone für den antiösterreichischen Bund zu gewinnen. Damals wurde ihm das ehrenvolle Amt eines Stadtschreibers von Schaffhausen angetragen; wer wird sich wundern, daß ihm das politische und gesellschaftliche Leben und Treiben seiner Vaterstadt zu kleinlich erschien, als daß er seine einflußreiche Stellung am Mainzerhof dafür hätte verlassen mögen.

Eine andere Staatsaktion, bei welcher Joh. Müller eine hervorragende Rolle spielte, war die Wahl des Freiherrn von Dalberg, des spätern Fürsten Primas des Rheinbundes, zum Coadjutor des Fürstbischofs. Die Bestätigung dieses freisinnigen, sowohl von Friedrich als von Kaiser Joseph geschätzten Mannes in einer so einflußreichen Würde fand beim hl. Stuhl keine geringen Schwierigkeiten. Müller schrieb zu Dalberg's Gunsten die „Briefe zweier Domherren." Dann erhielt er (1787) eine Mission nach Rom. Der protestantische Vertheidiger und Bewunderer der Hierarchie, der Verfasser der „Reisen der Päpste" fand in der ewigen Stadt keineswegs eine unfreundliche Aufnahme. Doch scheint er, dessen Ehrgeiz eine einflußreiche Stellung in Rom selbst keineswegs verschmäht hätte, mit einer getäuschten Erwartung über die Alpen zurückgekehrt zu sein.

Der Ausbruch der französischen Revolution wurde, wie von so vielen andern, auch vom empfänglichen und leicht bestimmbaren Geiste Müller's mit großen Hoffnungen begrüßt. Er nannte damals den 14. Juli, den Tag der Erstürmung der Bastille, „den schönsten Tag der Geschichte seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft." —

1790 erfolgte der Tod Kaiser Joseph's. Bei der neuerfolgenden Kaiserwahl war Müller, der unterdessen vom Churfürsten zum „wirklichen geheimen Staatsrath" ernannt worden, keineswegs unthätig. Schon im folgenden Jahr erhob ihn der neue Kaiser Leopold II. in den Reichsadelstand, eine Standeserhöhung, für welche er weniger empfindlich sich zeigte, als man es von einem Republikaner hätte erwarten dürfen. Die französische Revolution hatte unterdessen die Schleußen ungeahnter Ereignisse eröffnet. Die fränkischen Heere eroberten Mainz, der Kurfürst mußte fliehen. In Wien war seit Kaiser Joseph's Tod vollständiger Systemswechsel eingetreten; der Vertheidiger der Hierarchie war nun dort zu einer persona grata geworden. Eine aussichtreiche Stellung in der kaiserlichen Hofkanzlei wurde ihm angeboten, während zu gleicher Zeit ein Sitz in der Berliner Akademie und das Amt eines Bibliothekars in Hannover ihm zur Verfügung standen. Müller entschied sich für Wien.

Müller's Aufgabe in der kaiserlichen Hofkanzlei war die Führung der Correspondenz mit Rom. Die Berufung zum österreichischen Staatsdienst und die Betrauung mit diesem speziellen diplomatischen Geschäftszweig bestätigen die Vermuthung, daß man in Wien vorausgesetzt hatte, der Verfasser der „Reisen der Päpste" werde zum katholischen Glauben übertreten. Müller entsprach dieser Erwartung nicht. Er benutzte seine Muße die begonnenen historischen Arbeiten, insbesondere die Schweizergeschichte, fortzusetzen.

Im Jahr 1797 unternahm er eine Reise nach der Schweiz, ob in eigenen Geschäften oder im Auftrag der kaiserlichen Regierung, ist nicht ermittelt. Ein Bericht darüber an Minister Thugut läßt auf Letzteres schließen. Müller sah deutlich die Gefahren, die der alten Eidgenossenschaft drohten. Denselben zuvorzukommen, rieth er eine Umgestaltung der Bundesverhältnisse: Centralisation des Verkehrs mit dem Ausland, Aufhebung der Privilegien der Städte. Er spielte die Rolle der Kassandra. Nach Wien zurückgekehrt holte ihn die Nachricht des Einfalls der Franzosen und des Zusammensturzes der 500jährigen Bundesrepublik ein. — Die neue Helvetik fand keinen Freund an ihm; er sah keinen Fortschritt in der Aufhebung aller kantonalen Besonderheiten. Die angebotene Würde eines helvetischen Oberrichters lehnte er ab.

1800 verließ Müller den Dienst in der Hofkanzlei, um die Stelle eines ersten Custos an der kaiserlichen Bibliothek anzutreten. Eine Zeit lang schwelgte er in Mitte der litera-

rischen Schätze, die seiner Hut anvertraut waren; aber bald trieb es ihn, wiederum thätigen Antheil an den Weltereignissen zu nehmen. Wir stoßen hier neuerdings auf einen Widerspruch in der Handlungsweise des berühmten Geschichtschreibers. Während er in seinem Vaterland, in der Schweiz, das alleinige Heil von einem Machtspruch Napoleon's erwartete, arbeitete er mit Gentz und andern erklärten Feinden des neuen Cäsars an einer Coalition zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland, die demselben mit den Waffen in der Hand entgegentreten sollte. Eine Reise im Interesse dieser politischen Combination führt ihn nach Berlin. Dort wird dem berühmten Gelehrten der Titel eines „geheimen Raths" und ein Sitz in der Akademie angeboten. Nachdem ihm sein bisheriger Herr, der Kaiser, seine Entlassung in Gnaden gewährt, nimmt er an und siedelt von der Kaiserstadt nach der Königsstadt über.

Die Stellung des berühmten Schaffhausers in Berlin war eine günstige. Die Verpflichtungen, die er übernommen, hinderten ihn nicht, den größten Theil seiner Zeit und Thätigkeit seiner Lebensaufgabe, der Geschichtschreibung zu widmen. Drei große Pensen hatte er sich aufgegeben: die Fortführung der Schweizergeschichte bis zum Reformationszeitalter; die allgemeine Geschichte auf Grundlage seiner in Genf und Bern gehaltenen Vorlesungen; die Geschichte Preußens. Mit den größten Geistern seiner Zeit stand er in freundschaftlichen Beziehungen: mit Göthe, Herder, Humboldt, Fichte; die strebsame Jugend schaute begeistert nach ihm als ihrem Meister. Ein akademischer Vortrag über Friedrich II. machte den Wunsch rege, Müller möchte die Geschichte des großen Königs schreiben.

Aber die Zeiten waren nicht dazu angethan sich ungestört des Ruhmes und der Muße zu freuen. Dem ehernen fränkischen Imperator gegenüber konnte die tönerne preußische Politik nicht bestehen. Auf das feige und corrupte System der Haugwitz, Beyme und Lombard folgte die unzeitige Kriegserklärung und dann wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel die vernichtende Schlacht bei Jena. Der Hof flieht. Uebergangen, von Freunden und Gönnern verlassen, tief in Schulden steckend bleibt Müller in Berlin. Da erscheint der Sieger Napoleon. Er läßt den Gelehrten vor sich rufen. Er behandelt ihn mit gewinnender Hochschätzung. Was Wunders, daß der so sehr eindrucksfähige Müller nach dieser Unterredung gestehen muß: „Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er mich erobert." Wie in Gottes Gebote scheint er sich von da an in des Welteroberers Machtsprüche gefügt zu haben, selbst mit dem Gedanken sich vertraut machend, daß derselbe die Schweiz dem Großherzog von Baden zum Geschenke gebe, „wenn sie ihm nur ungetheilt zukomme...."

Noch einmal sprach Müller vor der Akademie „von des großen Friedrich's Ruhm", aber dießmal französisch und nicht ohne Beimischung von Weihrauch für den siegreichen Ueberwinder. Da brach ein Sturm des Unmuths aller Franzosenfeinde über Müller los. Gentz schrieb ihm seinen berühmten Absagebrief, Perthes, Müller's Verleger, sagte milder aber nicht um so weniger verletzend, daß die Freunde „am Grabe Johannes Müllers trauern" und „die Nation nicht mehr wisse, ob sie künftig auf seine Stimme hören solle." — Bei der Besetzung der Stelle eines „beständigen Sekretärs der Akademie", die ihm längst zugedacht worden, ward er übergangen. Jetzt bot sich ihm eine Professur in Tübingen an. Was blieb ihm übrig als Berlin zu verlassen und nun in den Staaten des Rheinbundes, wo sein Gönner Dalberg zum Fürsten Primas erhoben worden war, sein Glück zu suchen? Auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsort, in Frankfurt, ereilte ihn ein französischer Courrier, der ihn nach Paris zum Kaiser beschied.

Es war im Jahr 1807. Der Kaiser hatte eben aus dem eroberten Deutschland für seinen Bruder Jerome das Königreich Westphalen herausgeschnitten. Er bedurfte für dasselbe eines Staatsministers. Es durfte kein Franzose sein; ein Mann von Ruf, von Einsicht, mit politischem Blicke und Kenntniß der Verhältnisse. Napoleon warf sein Auge auf Johannes Müller. Dießmal betrog ihn seine Menschenkenntniß; der Auserwählte paßte nicht an diese Stelle: bei seiner Schmiegsamkeit war er zu ehrlich, — bei seiner Ehrlichkeit zu schmiegsam, um Lenker des neuen Königreichs zu sein. Müller fühlte es wohl, aber er wagte nicht dem Allgewaltigen einen Korb zu geben....

Nach wenigen Wochen schon bat er um seine Entlassung. Wie hätte sich der deutsche Gelehrte in solcher Stellung am frivolen, spottsüchtigen Hofe des jungen Königs halten können? Er wurde nun zum Staatsrath und Generaldirektor des Unterrichts ernannt. — Aber auch dieser ihm besser zusagende Wirkungskreis war nicht ohne Dornen. Die Studenten auf den Universitäten des neuen Königreichs waren keineswegs Freunde der übermüthigen französischen Sieger und selbst in den Herzen der Professoren, die auf ihren Kathedern ergraut, glühte noch mancher patriotische Funke. Da schwur einmal im Zorn die junge Majestät: «de ne vouloir plus de savans, de vouloir «bruler Halle, de détruire les universités et n'avoir plus «que des soldats et des ignorants...» Das war mehr als der gelehrte Geschichtsforscher zu ertragen vermochte. Er schrieb den 11. Mai 1809 an den König seinen Absagebrief. Der Stachel war ihm zu tief in's Herz gegangen. Er erlag daran. Keine vollen drei Wochen später war Johannes Müller eine Leiche.

Der Geschichtschreiber der Schweiz ruht in fremder Erde. Wurde er vielleicht während dem Glanzpunkt seines Ruhmes über Verdienst hoch gestellt, so haben ihn spätere Beurtheiler ohne Zweifel zu streng getadelt. Lebendigste Empfänglichkeit für alles Schöne, Große, Imponirende; umfassendes Wissen; unermüdlicher Fleiß; erstaunliches Gedächtniß; blendende Darstellungsgabe sind seine Eigenschaften als Schriftsteller. Als Staatsmann strebte er, wenn auch zuweilen den Compaß verlierend, stets nach dem Guten. Im heitern Lebensgenuß folgte der ehelos Gebliebene seinen Lehrern, den Dichtern und Weisen des klassischen Alterthums. Was ihm fehlte war die stete Festigkeit des ächtmännlichen Geistes, der sich von keinem vorübergehenden Glanz blenden läßt, vor keiner Größe des Tages sich beugt. Seinem Charakter entsprach seine äußere Erscheinung: „die leichte, bewegliche, zartgebaute Gestalt mit weichen rundlichen Formen, die hohe gewölbte Stirn und die großen sanften Augen; der zarte untere Theil des Gesichtes mit dem feinsinnlichen Munde; die hohe schwache Stimme."

Er büßte, wodurch er gesündigt. Die Brutalität des leichtfertigen Napoleoniden, zu dessen Höfling er sich erniedrigt hatte, brach sein Herz.










Heinrich Drüey.

Zwischen der alten Römerstadt Aventicum und dem glorreichen Schlachtfeld von Murten, — nicht nur auf der Grenzscheide zweier Kantone, sondern auch zweier Sprachen und zweier Volksstämme, liegt das waadtländische Dorf Faoug (zu deutsch Pfauen). Hier stand die Wiege, hier steht das Grabmal des genialsten schweizerischen Staatsmanns der Neuzeit, des Waadtländers Heinrich Drüey. – Eine Mischung romanischen und germanischen Blutes strömte in seinen Adern; französisch war seine Muttersprache, deutsch seine Bildung. Dürfen wir uns wundern, wenn auch in seinem Wesen und Charakter verschiedenartige Elemente wunderlich durcheinander gährten? —

Henri Drüey ward den 12. April 1799, so wie räumlich an der Marke zweier Völkerstämme, so zeitlich an der Grenze zweier Jahrhunderte, geboren. Sein Vater, zugleich Landwirth und Gastwirth, gehörte dem soliden behäbigen Bauernstande an. Sein Vaterhaus war ein Wirthshaus, damals das einzige des Dorfes, gut gelegen an der großen Straße zwischen Bern und Lausanne.

Im lauten bewegten Getriebe der Wirthschaft blieb der Knabe ziemlich unbeachtet. Er gehörte zu den langsam sich entwickelnden Kindern, die nicht in's Kraut schießen und von oberflächlichen Leuten für beschränkte Köpfe gehalten werden, bis sie zu allgemeiner Verwunderung endlich späte aber um so schönere Blüthen und Früchte treiben. Seine geistige Unbehülflichkeit und eine schon damals sich offenbarende Neigung zum grübelnden Bücherlesen mochte seinen Vater auf den Gedanken bringen, daß er zu etwas anderem erzogen werden müsse, als zum Wirth. In seinem fünfzehnten Jahre wurde er in ein damals ziemlich bekanntes Privatinstitut nach Bern geschickt um deutsch zu lernen. Dort trieb er neben dem Deutschen mit besonderer Vorliebe Lateinisch. Aber schon nach einem Jahre wurde der heranwachsende Jüngling wieder zurückberufen und mußte im waadtländischen Dorfe Lücens bei einem Notar als Schreiber eintreten.

Die Bekanntschaft, welche der junge Drüey mit dem dortigen Ortspfarrer Piguet machte, war vom entscheidendsten Einfluß. Die Gier, mit welcher der unscheinbare Schreiber des Pfarrers ausgewählte Bibliothek verschlang und die oft barocken aber stets geistreichen Urtheile, die er über das Gelesene aussprach, ließen jenen zur Einsicht kommen, daß es eine Sünde wäre den ungewöhnlichen Geist in der Schreibstube eines Dorfnotars ersticken zu lassen. Nicht ohne Mühe gelang es Herrn Piguet den Eltern, die von den Talenten des Sohnes nur mit zweifelndem Kopfschütteln sprechen hörten, die Erlaubniß abzugewinnen, daß derselbe zu seiner weitern Ausbildung die Akademie von Lausanne besuchen durfte. Dieß geschah 1818, als Heinrich Drüey sein 19. Altersjahr vollendet hatte. Bis dahin war er auf seinem Lebenspfad von fremden Kräften getragen und geschoben worden; nun versuchte er es die eigenen Fittige zu entfalten.

Seine erste Aufgabe war die noch mangelnden Vorkenntnisse zu ergänzen; dann trat er in die Rechtsschule der Akademie von Lausanne ein. Nach zwei Jahren schon erhielt er nach glücklich bestandenem Examen und gelungener Lösung einer gestellten Preisfrage das Diplom eines „licencié en droit." Seine damaligen Studiengenossen sagen von ihm aus, daß er der größte „piocheur", d. h. der unermüdlichste Arbeiter, an der Akademie gewesen sei. Nach diesen errungenen Erfolgen gab er, zu seiner Eltern nicht geringem Erstaunen, den Entschluß kund, seine Studien auf deutschen Hochschulen fortzusetzen. Sein erstes Ziel war Heidelberg, wo damals Thibaut, der Gründer der philosophischen Rechtsschule, und der Geschichtsforscher Schlosser als Gestirne erster Größe glänzten.

Ein Brief, welchen der junge Mann von Heidelberg aus an seinen väterlichen Freund und Berather, Pfarrer Piguet, schrieb, gewährt uns einen interessanten Einblick in das geistige Wesen Drüey's und hilft uns manche eigenthümliche Anschauungs- und Handlungsweise des spätern Staatsmannes erklären. Dieser merkwürdige Brief ist eine eigentliche Selbstschau; es gibt wohl wenige Jünglinge von 21 Jahren, welche mit solchem Ernst und mit solcher Aufrichtigkeit sich das Gewissen erforschen.

„Ich glaube nicht irre zu gehen," — so schrieb der Heidelberger Student an seinen Vertrauten, — „wenn ich annehme, „daß ich reizbare Nerven und einen gewissen Hang zur Sinn„lichkeit mit zur Welt gebracht habe; zugleich aber eine solide „Geistesconstitution und sehr wenig Trägheit. Man kann von „mir sagen, ich sei ein erträglich organisirter, den Wissenschaften „zugänglicher Kopf. Für allgemeine Anschauungen habe ich „ein gutes Gedächtniß; weniger für Oertlichkeiten und Worte. „Mein schwächster Theil ist die Einbildungskraft.... Ich „habe wenig Kunstgeschmack und Gehör, obwohl es mir nicht „am Gefühl für's Schöne fehlt. Ich bin keineswegs, was „man einen geistreichen Mann nennt, — doch habe ich zuweilen „Witz und zwar von der rechten Sorte.... Was bei mir den „Witz, Geschmack und durchdringenden Blick ersetzt, das ist „jener sechste Sinn, den Sie, verehrter Freund, zuerst in mir „entdeckten, mittelst dessen ich die Dinge eher empfinde als sehe. „Ueber Mangel an Verstand, Urtheilskraft, kritischem Blick „kann ich nicht klagen; ich liebe sehr die Ordnung, die syste„matische Zusammenstellung und die strengen Consequenzen...

„Eine unterscheidende Eigenschaft meines Charakters ist „die Richtung nach innen; daher mein träumerisches Wesen „mitten unter äußerm Lärm, bei rauschender Musik, in großer „Gesellschaft oder während stürmischen Naturerscheinungen; da„her meine tief wurzelnde Religiosität (!), der Hang zum „Mysticismus, jener Poesie der Gefühle; daher die Liebe zur „Ruhe, zur Ordnung.... daher meine Vorliebe für Spekula„tion und Philosophie; daher auch jene Gewohnheit mich zu „erforschen und über mich selbst nachzudenken, und die Leichtig„keit, mit welcher ich mich in's Innere anderer Menschen ver„setzen kann....

„Es versteht sich, daß diese Charaktereigenschaften von „Fehlern und Mängeln begleitet werden, vor allem von jenen, „welche fast allen Menschen gemein sind, als: Egoismus, Eigen„liebe und Eitelkeit. Andere sind mir in besonderem Maße zu „Theil geworden. Mein Gefühl für Menschenwürde steigert „sich bis zum Stolz; trotz meiner scheinbaren Ruhe übermannt „mich zuweilen der Zorn und die Leidenschaft; dazu sind ein „launisches Wesen und große Reizbarkeit zu zählen, — Unbe-

„hülflichkeit im Umgang, verbunden mit einer gewissen Miß„achtung hergebrachter Formen .... Ich kann auch nicht läug„nen, daß ich mir zuweilen Mangel an Aufrichtigkeit vorzu„werfen habe, welche von meinem Versenken nach innen her„rührt; folgenden Grundsatz halte ich jedoch für gut: man soll „nicht sagen, was man nicht denkt oder das Gegentheil „dessen, was man denkt, — dagegen braucht man nicht alles „zu sagen was man denkt ...."

So sprach von sich der 21jährige Drüey.

Fassen wir diese gewiß aufrichtige Selbstschau in's Auge, so wird uns klar, daß dieser Mann mit dem nur langsam aber stetig sich entwickelnden robusten Geiste nur allmälig aber um so sicherer zu Geltung und Bedeutung gelangen konnte, unähnlich dem plötzlich aufleuchtenden Meteor, das blendet und wieder verschwindet. Es wird uns klar, daß er mit seinen soliden Kenntnissen, mit seiner Arbeitsfähigkeit und Beharrlichkeit, verbunden mit jenem sechsten Sinn, welcher ihm die schnelle Urtheilskraft ersetzte, großer logischer Schärfe und einer nicht geringen Dosis von Menschenkenntniß und Schlauheit, mit der Zeit berufen sein würde eine hervorragende Rolle unter seinen Mitbürgern zu spielen. Es wird uns klar, daß seine Neigung zu philosophischen Spekulationen, seine Zähigkeit in der Verfolgung einer einmal eingeschlagenen Richtung, dafür angethan waren ihn zuweilen auf Irrpfaden weit abseits zu führen. Nicht minder wird uns klar, daß gerade die strenge spekulative Consequenz ihn im Leben zu Inconsequenzen verleiten, — daß seine Reizbarkeit, seine Mißachtung äußerer Formen in gewissen Fällen Anstoß geben mußten. Vor allem jedoch leuchtet uns ein, daß dieser Geist, der sich im zwanzigsten Jahre mit Recht noch nicht zu den hervorragenden zählte, mit der großen Vervollkommnungsfähigkeit seiner Anlagen sich im fünfzigsten bis zur Genialität emporgipfeln konnte.

Verfolgen wir nun den fernern Entwicklungsgang des jungen Wirthssohns von Faoug, der sich schon in Heidelberg vorgenommen hatte ein Staatsmann zu werden.

Nach zwei Jahren die Universitätsstadt am Neckar verlassend, siedelte er nach Göttingen über. Dort hörte er den Rechtslehrer Hugo, den Historiker Heeren, den genialen Naturforscher Blumenbach. Die merkwürdige Lehre des letztern über die menschlichen Racen, welche Drüey mit Vorliebe studirte, brachte ihn in den Bereich der Hegel'schen Philosophie; sein der philosophischen Spekulation zugeneigter Geist wurde mächtig von ihr angezogen. Hegel glänzte damals als Stern erster Größe an der Universität Berlin. Drüey zog dorthin, um die Weisheit, die ihm so sehr zusagte, aus des Meisters eigenem Munde zu hören.

Vier volle Jahre saß Drüey als fleißiger Schüler am Fuße der Katheder deutscher Gelehrten und Philosophen. Von da wandte er seine Schritte nach dem Centralherde französischer Civilisation, nach Paris. Es war um's Jahr 1824. Damals entfalteten sich dort die ersten und frischesten Blüthen parlamentarischen Lebens. In den Kammersitzungen begannen die Geister auf einander zu platzen. Das war eine treffliche Schule für den künftigen Staatsmann. Im gastfreundlichen Hause des ehemaligen helvetischen Ministers Stapfer lernte er die damals noch in jugendlicher Frische erglänzenden Häupter der Opposition, einen Cousin, Villemain, Guizot, persönlich kennen ....

Drüey, nun bald 26 Jahre alt, fand, daß er hier noch nicht am Ziele seines Bildungsganges angelangt sei. Er wollte auch noch England und die englischen Anschauungen kennen lernen. Die Art, wie er seinen Aufenthalt in England benutzte, liefert uns einen treffenden Beweis seiner praktischen Auffassung des Lebens. Zuerst miethete er sich bei einem Landpfarrer ein, um sich die Landessprache gründlich anzueignen; dann bereiste er das Land; schließlich setzte er sich in London fest und trat als Schreiber bei einem Advokaten ein, in der richtigen Voraussetzung, daß ihm von der Schreibstube eines Rechtsanwalts aus der tiefste Einblick in die englischen Verhältnisse und Zustände gestattet sein würde.

Glänzende Aussichten wurden dem reich mit Kenntnissen ausgestatteten und unermüdlich fleißigen jungen Rechtsgelehrten von seinen Pariserfreunden eröffnet. Es stand ihm frei in der Hauptstadt Frankreich's, die damals wieder der Centralpunkt politischer Bildung zu werden begann, die Rennbahn des Ruhmes und der Ehren zu betreten. Das Vaterland, das schöne pays de Vaud, zog vor. Von London zog Drüey, statt nach Paris, nach Moudon und eröffnete dort ein Advokatiebüreau.

Nicht lange nachher erfolgte Drüey's Verheirathung mit der Tochter des eidgenössischen Obersten Bürnand. Diese Ehe blieb kinderlos und wurde nach einer Dauer von fünfzehn Jahren durch den Tod der Gattin gelöst. Mit innigster kindlicher Liebe und Verehrung hing Drüey an seiner Mutter, die ein hohes Alter erreichte. Als seine Kinder betrachtete er seine waadtländischen Mitbürger. Kein Wunder, daß — in spätern Jahren — die jüngere Generation dem corpulenten Mann im blauen langen Ueberrock, mit der weißen Halsbinde und der Brille mit den großen Gläsern den Schmeichelnamen „papa Druey" verlieh. —

Im Jahr 1828 wurde der junge Advokat, dem seine Kenntnisse, sein Arbeitseifer und seine besonders durch logische Schärfe ausgezeichnete Beredsamkeit bald eine ansehnliche Kundschaft erworben hatten, durch die sich selbst ergänzende Behörde zum Mitgliede des Großen Rathes ernannt.

Sein erstes Auftreten auf der politischen Bühne war kein erfolgreiches. Die compakte conservative Majorität, die zu jener Restaurationszeit eine ängstliche Bevormundung des Volkes als höchste Staatsweisheit betrachtete, hatte den gelehrten Sohn eines behäbigen Dorfmatadoren zu den Ihrigen gezählt. Nun mußte sie mit mißbilligendem Erstaunen die Erfahrung machen, daß der vermeinte Gesinnungsgenosse für Preßfreiheit, für Glaubensfreiheit, für Volkswahlen und ähnliche Häresieen in die Schranken trat, und zwar in einer Sprache, deren Lebhaftigkeit und Schärfe damals keineswegs für parlamentarisch galten. Als er einst besonders warm für die freie Religionsübung der sogenannten „momiers" in die Schranken getreten war, schrieb er über den gemachten Eindruck an einen Freund: „Ich „kann mich kaum eines spöttischen Lächelns enthalten, wenn ich „an die Beurtheilung denke, welche meinem Gebahren im ganzen „Kanton so ziemlich einstimmig zu Theil wurde. Wie war „man erstaunt, daß ein aufgeklärter Geist es mit einer solchen „Bauernpolitik halten konnte! Uebermäßiger Ehrgeiz, hieß es, „— wenig Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel, poli„tische Heuchelei!. So spricht man in Yverdon, am See und „besonders hier in Lausanne .... Das geschah, weil ich mich „nicht auf die Seite der Pharisäer und Schriftgelehrten stellte, „sondern auf jene der Armen und Einfältigen ...."

Drüey hatte damals unter Anderm öffentlich gesagt: „Man „soll die Verschiedenheit der Secten ertragen, dulden und schützen, „wie man die Verschiedenheit der Sitten, der Sprachen, der

„Farben duldet.... élevez autel contre autel et de ce choc „résultera la lumière." Eine solche Sprache war zu stark für jene Zeit; wenn sie auch auf die Beschlüsse der Behörden nicht ohne Einfluß blieb, so wurde sie dennoch mit allgemeinem Kopfschütteln aufgenommen. Trotzdem wurde der excentrische Redner, dem man seine juristische Gelehrsamkeit gelten lassen mußte, bald darauf zum Mitglied des obersten Gerichtshofes ernannt. Dieß geschah 1830, kurz vor Ausbruch der Pariser Julirevolution.

Im Verfassungsrath, der nach den großen Ereignissen im Nachbarlande berufen wurde den Kanton Waadt zu regeneriren, stand Drüey unter den vorgerücktesten Demokraten. Was er damals anstrebte: Preßfreiheit, Cultusfreiheit, Petitionsrecht, Oeffentlichkeit der Großrathsverhandlungen und Taggelder für die Mitglieder dieser Behörde, sind heutzutage Errungenschaften, die von allen Parteien als selbstverständlich hingenommen werden.

In Folge der Reconstituirung der Gewalten wurde Drüey Mitglied der obersten vollziehenden Behörde des Kantons, des Staatsraths. Diese Stellung war nicht ohne Dornen. Nicht nur wurde dem unermüdlichen Arbeiter der schwierigste und mühevollste Theil der Geschäfte aufgeladen; sondern er sah sich mit seinen fortgeschrittenen und kühnen, zuweilen auch paradoxen politischen Ansichten, seinen bedächtigeren Kollegen gegenüber, in fortwährender Minderheit. Die vielen parlamentarischen und Wahlkämpfe, die er fort und fort zu bestehen hatte, übergehend, gehen wir zum Zeitpunkt über, wo der Name des Bürgers von Faoug zum erstenmal in der ganzen Eidgenossenschaft bekannt wurde. Es war im Jahr 1836 als das eidgenössische Schützenfest in Lausanne abgehalten ward. Hier ließ Drüey als Festpräsident, getragen vom stürmischen Beifall vieler Tausende, Tag für Tag die Ströme seiner ebenso volksthümlichen als einschneidenden Beredsamkeit von der Tribüne hinunter sich ergießen. Hier begrüßte er die Schützen aus den Bergen von Neuenburg als Schweizerbrüder und hieß sie hoffen und ausharren; die Zeit werde nicht ausbleiben, da auch sie ganz Schweizer und nichts als Schweizer sein würden. Dieß Wort, welches erst nach zwanzig Jahren vollständig in Erfüllung gehen sollte, zog dem waadtländischen Staatsrath eine Reklamation der royalistischen Neuenburger Regierung zu; wie nachhaltig es in den Herzen des Schweizervolkes wiederhallte, hat die Erhebung von 1856 thatsächlich erwiesen. —

Am 6. September 1839 befand sich Drüey als Tagsatzungsgesandter in Zürich und sah mit den Andern vom Belvedere des Hotel Baur aus den Einzug der psalmensingenden Glaubensarmee. Während Bern und andere Stände der gestürzten liberalen Regierung mit ihren Bataillonen zu Hülfe kommen wollten, gehörte der Gesandte von Waadt, der Radikalste der Radikalen, zu den ersten, welche die neue Ordnung der Dinge in Zürich anerkannten. Manche Liberale schrieen damals über Abfall. Andere sahen in Drüey's Handlungsweise eine logische Consequenz seiner demokratischen Grundsätze. Wäre es zu gewagt, wenn wir dem Sohn des Volks gewisse vielleicht unbewußte Sympathieen für die schlichten Leute zuschrieben, die es nicht dulden wollten, daß ein gelehrter Professor ihren Glauben antaste? War ja sein erstes politisches Auftreten eine Vertheidigung der Rechte der „Armen und Einfältigen", der waadtländischen „momiers" gewesen!....

Wir kommen zum wichtigsten Abschnitt des öffentlichen Lebens unseres waadtländischen Staatsmanns, zu den Ereignissen des Jahrs 1845.

Luzern hatte die Angriffe der Freischaaren abgeschlagen und die Jesuiten berufen. Eine fieberhafte Aufregung erfaßte die ganze liberale, insbesondere die protestantische Schweiz, welche in der nach dem katholischen Vorort berufenen „Gesellschaft Jesu" den geschwornen Feind des reformirten Glaubens und den Friedensstörer zwischen beiden Confessionen erblickte. Der Antrag der Ausweisung der Jesuiten wurde gestellt und zur Behandlung dieser Frage eine außerordentliche Tagsatzung zusammenberufen. Vorher mußten in den Kantonen die bezüglichen Instruktionen für die Tagsatzungsgesandten berathen und festgestellt werden. Bern sandte seinen Schultheißen von Tavel nach Lausanne, um dort anzuzeigen, daß es für Ausweisung, nöthigenfalls mit Waffengewalt, stimmen werde.

Dessenungeachtet trug der Staatsrath von Waadt, gestützt auf den Wortlaut des Bundesvertrags, der den Kantonen ihre Souveränität garantirte, nur auf eine „freundliche Einladung" an Luzern an. Drüey stimmte für Bern's Meinung, für Ausweisung. Aber seine Meinung blieb im Großen Rath in der Minderheit.

Jetzt stand, aufgeschreckt vom Jesuitengespenst, die große Mehrheit des Waadtländervolkes auf. Zu Tausenden strömte es nach Lausanne, um die Landesbehörden zu andern Beschlüssen zu drängen. Im Casino organisirte sich ein Volkskomite, eine Regierung Nr. 2.

Während Drüey's Sympathieen draußen beim Volk und beim „Comite" im Casino waren, saß er als Mitglied des Staatsraths und Chef der Justiz und Polizei bei seinen politischen Gegnern im Schlosse. Er beschwor sie, dem Drang der Massen nachzugeben. Statt dessen ließ der Staatsrath Truppen aufbieten und — in der Nacht vom 13. zum 14. Februar — durch die Gassen der Stadt den Generalmarsch schlagen. Es stellten sich zum Schutz der Regierung etwa dreißig Offiziere und zweiundzwanzig Soldaten ein. Am Morgen des 14. setzten sich die stets anwachsenden Massen in Bewegung, um sich den Behörden, die sich vom Schloß in's Postgebäude zurückgezogen hatten, persönlich zu zeigen. Drüey trug nochmals darauf an dem Volkswillen nachzugeben; aber der Staatsrath fand es für besser sein Mandat niederzulegen. Er beschloß in corpore abzudanken.

Nun war Drüey frei. Er trat auf die Straße und ging der langsam heranrückenden Kolonne des Volkes entgegen, die ihn mit Jubel begrüßte. „Nach dem Monbenon!" ertheilte er die Losung. Alles drängte sich nach diesem öffentlichen Spaziergang. Da die Rednerbühne fehlte, wurde eine Leiter an den Stamm einer großen Linde angelehnt. Drüey bestieg die Leiter, und harangirte von dieser wunderlichen Kanzel aus das Volk. Selbstverständlich wurde nun hier, auf revolutionärem Wege, die Ausweisung der Jesuiten als Tagsatzungsinstruktion beschlossen. Da der Staatsrath abgedankt, wurde sogleich eine provisorische Regierung niedergesetzt. Von der Leiter hinunter rief Drüey der Versammlung zu: «comme président du gouvernement provisoire je vous propose moi, Druey»....

Von diesem Momente an leitete der Wirthssohn von Faoug die politischen Geschicke seines Kantons, bis er zu einem größeren Wirkungskreis berufen, Mitglied des schweizerischen Bundesraths wurde. —

„Wie konnte der Vertheidiger der Glaubens- und Cultusfreiheit, der im Jahr 1839 der erste gewesen, das zürcher'sche Septemberregiment anzuerkennen, für Ausweisung des vom

Luzernervolke berufenen Jesuitenordens stimmen?" — so wird Mancher fragen. „Hat sich der Mann der demokratischen Grundsätze hier keiner Inconsequenz schuldig gemacht?" — Einer Inconsequenz des Urtheils, — ja! Einer Inconsequenz des Gefühls, jenes sechsten instinctiven Sinnes, dessen sich Drüey schon als Jüngling rühmte, — nein! —

Mehr als die Jesuiten sollten den waadtländischen Regierungspräsidenten die früheren Schützlinge, die Methodisten, auf schlüpfrigen Boden führen. Auch Drüey sollte erfahren, was so Mancher schon vor ihm und nach ihm erfuhr: daß es ein Anderes sei, als unabhängiger Bürger in den Reihen der Opposition oder als verantwortliches Haupt an der Spitze der Geschäfte zu stehen.

Die Mehrheit der Geistlichen war der waadtländischen Februarrevolution des Jahres 1845 keineswegs hold. Sie unterwarf sich der vollendeten Thatsache nur unter Vorbehalt und mit Widerstreben. Aber das Institut der „Landeskirche" und die Gesetze und Uebungen, welche zum Theil noch vom alten Bernerregiment herrührten, — dieselben, gegen welche Drüey beim Beginn seiner politischen Laufbahn sich erhoben hatte — gaben der Staatsgewalt eine scharfe Waffe in die Hand. Als die neue Verfassung im August 1845 zur Volksabstimmung gelangen sollte, entwarf die provisorische Regierung eine bezügliche Proklamation und befahl den Pfarrern dieselbe von der Kanzel zu verlesen. Viele, welche der neuen Ordnung nicht geneigt waren, weigerten sich. Die Regierung drohte mit Einstellung im Amt und führte, als die Warnung nichts fruchtete, stets auf gesetzlichem Boden bleibend, die Drohung aus. In Folge dessen gaben fast sämmtliche Geistliche des Kantons, nahe an 200, ihre Staatsstellen auf. Die Pfarrer, welche nun ihre Pfrundhäuser verlassen und ihre Besoldungen aufgeben mußten, wurden von der Opposition nach Kräften entschädigt. Viele von ihnen hatten sich schon früher dem Methodismus zugeneigt, dessen Samen vor einem Vierteljahrhundert durch Frau von Krüdener über das Waadtland gestreut worden war. Diese gründeten nun, von den Methodisten unterstützt, der Landeskirche gegenüber die sogenannte «église libre,» predigten, hielten Betstunden und ertheilten das Abendmahl. Kraft der alten Gesetze, die noch zu Recht bestanden, ließ Drüey da und dort die Betsääle der Methodisten schließen, ihre Versammlungen durch die Polizei auseinandertreiben und den Pöbel, der sie höhnte, gewähren... Die erlittenen Verfolgungen trugen zwar den Methodisten manigfaltige Vortheile ein, die sie trefflich zu benutzen verstanden. Aber die „Landeskirche," die Religion als Staatsinstitut, war gerettet....

Uns ist erlaubt, dabei an die Worte zurückzudenken, die der angehende Staatsmann fünfzehn Jahre früher gesprochen: „erhebt Altar gegen Altar und aus ihrem Zusammenstoß wird das Licht erfolgen!" —

Die Gegner Drüey's haben denselben in jener Zeit communistischer Tendenzen beschuldigt. Er mochte dazu den Anlaß gegeben haben, weil er es versucht hatte einen Paragraphen „über das Recht und die Pflicht der Bürger zur Arbeit" der neuen waadtländischen Verfassung einzuverleiben. —

Wie er es in der Praxis mit den Communisten hielt, ergibt sich daraus, daß die waadtländische Regierung, deren Haupt er war, nicht nur die communistischen Chorführer jener Zeit, Marr, Dölke, Becker, Kuhlmann des Landes verwies, sondern auch alle Arbeitervereine, welche communistischer Bestrebungen verdächtig waren, auflöste.

Im Jahr 1848 war Drüey nicht nur Mitglied der Tagsatzungskommission, welche eine neue Bundesverfassung entwerfen sollte, sondern einer der Redaktoren des von derselben ausgearbeiteten Verfassungsprojektes. Im November jenes Jahres verließ er als neugewähltes Mitglied des Bundesraths sein Waadtland, um nach Bern überzusiedeln.

In der obersten Behörde der neuconstituirten Schweiz erhielt er das Departement der Justiz und Polizei. Es war im Jahr 1849, als Flüchtlinge aus aller Herren Länder in unsrem freien Lande ein Asyl suchten, — als die verfolgten und geschlagenen Soldaten der deutschen Revolutionsarmee zu Tausenden und Zehntausenden über den Rhein flüchteten. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebot der Schweiz diese Last und Gefahr von sich abzuschütteln. Unserm Drüey, dem obersten Leiter der Bundespolizei fiel diese schwierige und undankbare Aufgabe zu; selbst jene, welche von seinen Anordnungen am härtesten betroffen wurden, müssen zugestehen, daß man ihm weder Inhumanität noch Ungerechtigkeit vorwerfen konnte.

Schon im zweiten Jahr seiner Amtsdauer wurde der Mann, der in der obersten Vollziehungsbehörde die romanische Schweiz vertrat, zur Würde eines Bundespräsidenten berufen, als welcher er das politische und diplomatische Departement zu verwalten hatte. — Es war um jene Zeit, als ein politischer Umschwung im Kanton Bern die konservative Partei für einige Zeit an's Ruder brachte. Nicht nur die Verschiedenheit der politischen Ansichten, sondern vielleicht auch ein alter Rest waadtländischen Grolls gegen die „gnädigen Herren von Bern", mochte Schuld an der Mißstimmung des Bundespräsidenten tragen, die sich bei einer feierlichen Gelegenheit in den berühmt gewordenen Worten Luft machte: «la Confédération est au-dessus du Moutz» ....

Wie gesund und kühl Drüey's politisches Urtheil war, wenn sein Blick nicht durch Leidenschaft getrübt wurde, beweisen folgende Zeilen, die er wenige Wochen vor seinem Tode aus Anlaß des großen Völkerkonfliktes im Orient schrieb: „Ich für „meinen Theil halte fest an der Neutralität, sollte man sie selbst „mit bewaffneter Hand und den größten Opfern behaupten. „Sie ist für die Schweiz das einzige Mittel ihre Unabhängigkeit zu bewahren, unter den Mächten für etwas zu gelten... „Es ist übrigens eine Existenzbedingung für die Schweiz, anders „zu handeln als andere Völker."..... Wir sehen, daß unser sonst so erregbare Staatsmann keineswegs für Völkersolidarität schwärmte. —

Ein competenter Beurtheiler, ein vieljähriger Mitarbeiter und Freund Drüey's sagt: „Wir würden keinen Anstand nehmen „ihn als den ersten Diplomaten des Bundesraths zu bezeichnen, „wenn er unter allen Umständen seine Kaltblütigkeit zu be„wahren gewußt hätte. An umfassender Bildung und Kennt„niß der Länder und Geschichte übertraf er alle seine Kollegen, „— an praktischer Erfahrung stund er wenigen nach." —

In der Nacht vom 17. zum 18. März 1855 wurde der unermüdliche Arbeiter, der sich schon seit Wochen unpäßlich gefühlt, von einem Schlagfluß betroffen. Am 29. März endeten seine Leiden. Er hatte noch nicht ganz sein 56. Lebensjahr vollendet.





Dr. Jakob Robert Steiger.

Im fünften Dezennium dieses Jahrhunderts setzte sich die Muse der Geschichte hin, ein Volksdrama zu schreiben; — ein ächt shakspeare'sches Schauspiel, in welchem dem Helden sowohl als dem Rüppel seine Rolle zugetheilt war; — ein Stück voll Irrungen und wilder Leidenschaft, voll tragischen Widerstreits der Pflichten, blutig sogar, kraus, verwickelt und voll ängstlicher Spannung, und schließlich doch — für die große Mehrzahl der bangen Mitspieler und Zuschauer — mit befriedigendem Schluß und Lohn und Strafe vertheilender poetischer Gerechtigkeit. Ueber ihr Werk schrieb die Muse den Titel: „Freischaaren und Sonderbund."

Der einzelne Mensch ist zu klein zum Helden eines solchen von der Geschichte selbst geschriebenen Volksdramas. Die Individualität verschwindet, wo die wild gährenden Massen durcheinander brodeln. Nichtsdestoweniger sucht unser Auge sich aus der Menge der mithandelnden Personen eine heraus, die es zum Träger der Grundidee macht und deren wechselndes Schicksal unser Interesse besonders in Anspruch nimmt. Im blutigen Melodram, dessen Titel wir genannt haben, spielt die erste Rolle der Luzerner Dr. Jakob Robert Steiger. In jedem der fünf Akte sehen wir ihn im Vordergrund der Bühne, bald handelnd, bald leidend, am Schlusse siegend. Verfolgen wir also mit dem Blick die wechselvollen Geschicke dieser Hauptperson Scene für Scene, so wird am Ende das ganze große Drama an uns vorübergegangen sein.

Wir schicken in kurzen Zügen die Jugendgeschichte, den Bildungsgang und das erste Auftreten unseres Helden voraus.

Jakob Robert kam 1801 in Geuensee bei Sursee, Kanton Luzern, als der Sohn eines armen Schneiders zur Welt. Heranwachsend sehen wir ihn die kümmerlich bestellte Dorfschule besuchen. Im zehnten Jahr schickt ihn der Vater zu einem wandernden Lehrer; aber bald treibt das Heimweh den Knaben in sein Dorf zurück. Im vierzehnten Jahr besucht er die Lateinschule in Sursee, im sechszehnten tritt er als Schüler der „Syntax" in's Luzerner Gymnasium ein. Vier Jahre später hört er als Liceist Troxler's Philosophie.

1823 hing Steiger die Theologie an den Nagel, deren Studium er begonnen hatte, ging nach Genf, wo damals Decandolle, Pictet und Delarive lehrten, und verlegte sich dort auf die Naturwissenschaften. Mit schönen Vorkenntnissen und fünf Kronenthaler in der Tasche bezog er ein Jahr später die Universität Freiburg im Breisgau.

Wie schon in Luzern und Genf hatte der arme Student auch hier mit Mangel aller Art zu kämpfen. Er hielt bloß einmal des Tags eine bescheidene Mahlzeit. Damals schrieb er von sich an den ihm wohl wollenden Staatsrath Eduard Pfyffer: „Multa fecit tulitque puer, sudavit et alsit..... „Ich studire, bettle, hungre und bleibe ehrlich mit dem trostreichen Gedanken: perfer et obdura, dolor tibi proderit „olim!" Er hatte Recht. Der Nutzen so strenger Lehrjahre blieb für ihn nicht aus. Eiserne Arbeitskraft, ernste Lebensanschauung und spartanische Mäßigkeit blieben ihm auch in den späteren Jahren des Glücks und Wohlstandes eigen. In seinen Bedrängnissen wandte sich Steiger unter Andern auch an das reiche Kloster St. Urban, um ein bescheidenes Darleihen bittend. Wir dürfen uns nicht wundern, daß das Gesuch des abtrünnigen Theologen abschlägig beantwortet wurde Was ihm hier versagt wurde, gewährte ihm ein edler Wohlthäter aus Basel. Es wurde ihm möglich in Paris die letzte Feile an seine medizinische Ausbildung zu legen.

Von Paris kehrt Steiger in die Heimat zurück, siedelt sich als Arzt in dem luzernischen Dorfe Büron an, erwirbt sich bald durch seine Kenntnisse, seine Berufstreue und glückliche Kuren eine bedeutende Praxis und vermählt sich mit der Tochter des badischen Hofgerichtsraths Neumann, deren Bekanntschaft er als Freiburger Student gemacht hatte.

Das Jahr 1830 sollte dem jungen Arzte, der schon als Student den liberalen Anschauungen gehuldigt hatte, auch einen politischen Wirkungskreis eröffnen. Im Dezember dieses Jahres wurde er durch Volkswahl Mitglied des Verfassungsraths, welcher den Kanton Luzern nach demokratischen Grundsätzen reconstituiren sollte. Nach Einführung der neuen Verfassung wurde er in rascher Aufeinanderfolge Mitglied des Großen Raths, Regierungsrath, Staatsrath. Er siedelte nach Luzern über, baute sich dort ein stattliches Haus und erwarb sich das Bürgerrecht der Kantonshauptstadt. Dreimal in den Jahren 1833, 34 und 38 repräsentirte er seinen Kanton als zweiter Gesandter an der Tagsatzung. Im Jahr 1838 gab Steiger seine Staatsämter auf, um als der gesuchteste und beliebteste Arzt Luzern's seiner Praxis und als glücklicher Familienvater der Erziehung seiner Kinder zu leben. So schüttete das Glück sein volles Füllhorn über den Mann aus, der eine so harte Jugend durchlebt, und schien ihn für seine Beharrlichkeit, für seine erlittenen Entbehrungen, seinen unermüdlichen Fleiß und seine Bürgertugend recht augenfällig belohnen zu wollen, indem es ihn mit Ehren und Glücksgütern überhäufte.

Es war alles nur Vorspiel. Jetzt erst sollte der eigentliche Knoten seines Lebensdramas sich schürzen.

Gerade als der Arzt Steiger seine Sorge und seine Zeit wieder ausschließlich den kranken Menschen zu widmen sich entschloß, fing sein Heimatkanton Luzern ernstlich zu kränkeln an. Auch hier wie anderorts wußten die liberalen Staatslenker ihren josephinischen Aufklärungstrieb nicht so scharf im Zügel zu halten, als es die Klugheit erfordert hätte. Der altgläubigen großen Mehrzahl der Bevölkerung war die rationalistische Luft, die von oben herunter wehte, zu scharf und kühl, als daß sie sich dabei behaglich hätte fühlen können. Sie begann mit Sehnsucht an die ägyptischen Fleischtöpfe zurückzudenken, an die guten alten Zeiten, wo der Weihrauch noch ungehindert aus tausend Klöstern, Kirchen und Kapellen emporwirbelte; wo der Schulzwang noch unbekannt war, wenn nur die Christenlehre fleißig besucht wurde; und wo der Arme an den Pforten der reichen Abteien seiner Suppe sicher war. Um es wieder so gut zu bekommen, dachten die Luzernerbauern, brauche man die alten Aristokraten nicht wieder einzusetzen, man könne auch mit Hülfe der Demokratie so weit kommen und vielleicht noch weiter. Dabei blickten sie nicht ohne Neid über den See nach den Urkantonen. Ein sogenanntes Ländlerregiment war damals ihr politisches Ideal. Der einflußreichste Vertreter

dieser Anschauung war der reiche fromme Bauer Josef Leu von Ebersol. Ein großer Theil der Geistlichkeit, welche sich in ihrem Einfluß und in ihrer Wirksamkeit durch die Dreißigerregenten beeinträchtigt sah, schloß sich an. Wenn ein Krankheitsstoff in der Luft schwebt, so steckt er oft diejenigen an, die sich für die Gesundesten halten. Constantin Siegwart, der Radikalste unter den Radikalen, wechselte seinen bisherigen Meinungsgenossen zum Erstaunen plötzlich Farbe und Gesinnung.

Im Schicksalsjahr 1841 wurden die „Rothen" Meister und die „Schwarzen" unterlagen. Um dieselbe Zeit, als die Mönche der aargauischen Abteien Muri und Wettingen aus ihren uralten Klöstern vertrieben wurden, tauchte in Luzern der Gedanke der Berufung des Jesuitenordens auf, welchem allein die Fähigkeit zugetraut wurde, die Jugend vor den radikalen Miasmen der Zeit zu bewahren. Der eifrigste Beförderer dieser Idee wurde Josef Leu von Ebersol; unter den Gegnern war der entschiedenste Dr. Steiger, der ungesäumt sich rüstete, den verhängnißvollen Antrag mit allen Waffen des Geistes zu bekämpfen und die Redaktion des Organes der liberalen Partei in Luzern, des „Eidgenossen", übernahm. Mit aller publizistischen Fechtergewandtheit wehrte sich Steiger vier Jahre lang in seinem Blatt gegen die Jesuitenberufung. Seine und seiner Freunde Anstrengungen halfen nichts. Im Weinmonat 1844 beschloß der Große Rath dem Orden die Leitung der höheren Lehranstalten des Kantons zu übertragen. Aus diesem langen geistigen Kampfe trug Steiger nichts davon als die Ehre von den „Rothen" als ihr gefährlichster Feind, von den „Schwarzen" als ihr erprobtester Führer angesehen zu werden. Noch ein legales Mittel blieb übrig den wirklichen Einzug der Jesuiten zu hindern, das Volksveto. Aber die Massen rührten sich nicht. Viele, vom Beispiele Josef Leu's hingerissen, den sie als den natürlichen Repräsentanten des schlichten Volksgemüths betrachteten, jubelten ihnen, als den Erlösern vom schlimmen radikalen Antichrist, freudig entgegen.

Die Liberalen Luzerns theilten sich nun in zwei Fraktionen. Die Besonnenern glaubten sich dem ausgesprochenen Volkswillen fügen und ruhig auf bessere Zeiten warten zu sollen. Die Energischeren, die Heißsporne der Partei erblickten in jener unbedingten Uebergabe der höhern Erziehung an einen fremden unverantwortlichen Orden eine Verfassungsverletzung, welche auch einer Minderheit von Bürgern das Recht verleihe, sich mit Gewalt zu widersetzen.

Komplotte wurden geschmiedet und mehr oder minder heimlich die Wege und Mittel vorbereitet, die jesuitenfreundliche Regierung mittelst eines Putsches zu beseitigen. Von außen, von Aargau und Solothurn, welche im Sieg der Ultramontanen in Luzern eine Gefahr für das liberale System in dem eignen Kanton erblickten, von dem protestantischen und durch die junge Schule Snell's aufgewühlten Bern erhielten die Verschwörer Aufmunterung und Unterstützung.

Am frühen Morgen des 8. Dezembers 1844 versammelte sich eine Schaar Bewaffneter auf dem Mühlenplatz. Sie sollte sich des Zeughauses bemächtigen, die Regierung sprengen und den vom Lande her erwarteten Aufständischen die Thore öffnen. Aber die Regierung, an ihrer Spitze Constantin Siegwart, war auf ihrer Hut. Sie hatte zuverlässige Miliztruppen einberufen, die getreuen Mitstände der Urschweiz zur Hülfe gemahnt und sich mit einer Sicherheitswache ergebener Anhänger umgeben. Während die Verschwörer sich sammelten, schickte die Regierung einige Abtheilungen ihrer Truppen aus, sie zu zerstreuen. Die feindlichen Haufen stießen aufeinander, es entspann sich ein kurzes Gefecht; auf beiden Seiten fielen etliche Mann. Da liefen die Aufständischen auseinander. Bevor der Tag graute, war der Aufruhr in der Stadt unterdrückt. In derselben Nacht rückten die bewaffneten Unzufriedenen vom Land gegen die Hauptstadt. Beim Emmenbaum, wo sich die Emme in die Reuß ergießt, stieß ein Trupp dieser Freischaaren auf eine Abtheilung Regierungstruppen. Auch hier kurzes Gefecht. Die Regierungstruppen ergreifen mit Hinterlassung von 4 Todten und einigen zwanzig Verwundeten die Flucht. Da kommt die Nachricht des mißglückten Aufstandes in der Stadt. Aus den Dörfern ertönen die Sturmglocken. Auf den Höhen erscheint der Landsturm. Die Kolonne der Freischärler zieht sich zurück und löst sich auf. Parteigänger aus Solothurn, aus Aargau und Bern rücken über die Grenze, da schon Alles vorbei, und kehren ohne Lorbeeren gewonnen zu haben, nach einer nächtlichen Beiwacht auf der Knutwylerhöhe wieder zurück, von wannen sie gekommen sind....

Das war der sogenannte „erste Freischaarenzug", der erste Akt unseres politischen Dramas. —

Die Luzerner Regierung wollte ihren Sieg nicht unbenutzt lassen. Sie glaubte nun ihre Gegner erdrücken zu können. Zu Hunderten wurden sie verhaftet. Noch mehrere flüchteten über die Grenzen in die Nachbarkantone. Dr. Steiger war weder bei den Bewaffneten auf dem Mühlenplatz noch unter den Freischäärlern beim Emmenbaum gewesen. Dennoch wurde er gefangen gesetzt. Erst nach einer Haft von sechs Wochen wurde er, gegen eine Kaution von 4000 Fr., wieder freigelassen. Auch er verließ nun Haus und Familie und suchte Sicherheit für seine Person und Hülfe für seine gemaßregelten Parteigenossen jenseits der Grenze.

«Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat,» — was die Arzneimittel nicht heilen, das heilt das Eisen — mag der Arzt Steiger gedacht haben, als die Tagsatzung Mitte März 1845 auseinander ging, ohne die gehofften Beschlüsse gegen die Jesuitenberufung und zu Gunsten einer Amnestie der Betheiligten am Aufstand des 8. Dezembers gefaßt zu haben. Um so emsiger betrieben nun die Luzernerflüchtlinge, deren mehr denn Tausend in den Nachbarkantonen sich aufhielten, ihre Vorbereitungen, um sich die Rückkehr in die Heimat mit Waffengewalt zu erkämpfen. Eines der einflußreichsten Mitglieder des „Flüchtlings-Comite" war Dr. Robert Steiger.

Fleißig wurden Parteigänger geworben; für Waffen und Munition, sogar für Artillerie, gesorgt; ein militärischer Operationsplan entworfen, berathen und gutgeheißen; der Advokat und Stabshauptmann Ochsenbein aus Nidau zum Oberkommandanten ernannt und schließlich an alle „Freischäärler", die sich zum Mitziehen verpflichtet hatten, das Aufgebot erlassen. — Es war ein öffentliches Geheimniß, daß wieder ein Handstreich und zwar dießmal in großartigem Maßstab, gegen Luzern unternommen werden solle. Jedermann sprach davon, nur die Regierungen, welche den Landfriedensbruch hätten verhindern sollen, wußten nichts.

Am Abend des 30. März waren 3499 Mann Freischäärler, zum Marsch gegen Luzern bereit, in Zofingen und Huttwyl versammelt. Unter dieser Zahl befanden sich 40 Reiter, 150 Mann Artillerie und 1000 Scharfschützen. Sie besaßen 10 Kanonen und einen Wagen mit congrevischen Raketen; einen Wagen Rüstzeug für Sappeurs und Pontonniers; endlich auch 4000 Rationen Fleisch, Brod und Wein.

Langsam, vorsichtig, übernächtig — weil man den Abend beim Wein zugebracht, statt der Ruhe zu pflegen — wird nach

Mitternacht der Marsch angetreten. Auf dem Emmenfeld, wo schon am 8. Dezember ein Gefecht stattgefunden, wird die Huttwyler Kolonne, vom Aargauer Billo kommandirt, zurückgeschlagen. Die Zofinger Kolonne, vom Oberkommandanten Ochsenbein geführt, erzwingt nach einem lebhaften Gefecht den Uebergang über die Brücke von Thorenberg und marschirt bis vor die Thore Luzerns.

Todmüde stehen bei einbrechender Nacht die Freischaaren eingeklemmt zwischen dem steilen Gütsch und der brausenden Reuß. Von den Freunden und Einverstandenen in der Stadt läßt sich keine Seele erblicken. Der Oberkommandant sendet eine Abtheilung seiner Leute aus, die Höhen zu besetzen, welche die Stadt beherrschen; dort will er seine 12pfünder Haubitzen in Batterie aufstellen und dann der Luzerner Regierung, die unter dem Feuer seiner Kanonen zittert, die Bedingungen des Siegers vorschreiben. Zu spät! schon haben die von Luzern zu Hülfe gerufenen Unterwaldnerschützen den Gütsch in Besitz genommen.

Die Kolonne muß aus dem gefährlichen Engpaß heraus. Das Plateau von Littau soll für die Nacht zum Lagerplatz dienen. Der Führer läßt die Artillerie aufprotzen und rückwärts fahren.

Da fällt durch die Nacht ein Schuß.

Plötzlicher panischer Schreck. „Fliehe, wer fliehen kann." Unaufhaltsam drängen die von Müdigkeit, Hunger, Nacht aller Ueberlegung beraubten Freischäärler rückwärts, — Reiter und Fußvolk, Rüstwagen und Kanonen, Alles bunt durch einander. Bei Littau sucht der Führer die Schaaren zu sammeln. Umsonst. „Reißaus" ist die Losung.... Kommt nun noch die Katastrophe von Malters, die durch den verhängnißvollen Heuwagen gesperrte Straße, das Gemetzel in dunkler Nacht, wozu der 70jährige Landstürmer von der Klösterlistiege herunter mit der Stalllaterne leuchtet.... Die Freischaaren, fast ohne Widerstand bis nach Luzern gelangend, sind geschlagen, auseinandergesprengt, zernichtet, — jeder Freischäärler ein vogelfreies vom Landsturm gehetztes Wild. —

Bei Mosen am südlichen Ende des Hallwylersees, nächst der Aargauergrenze schleppten sich am Abend des 1. April einige todmüde Männer und suchten mit Aufwand ihrer letzten Kräfte den schützenden Boden des Nachbarkantons zu erreichen. Aber auch hier war die Treibjagd der Landstürmer im Gang. Die flüchtigen Freischäärler wurden gefangen und nach Luzern geführt. Einer derselben war Dr. Steiger.

Wir kommen zum dritten Akte unseres Dramas.

Während die Tausende eingebrachter Gefangenen in zwei Kirchen eingepfercht wurden, warf man den Doktor Steiger, der als das Haupt und der Anstifter dieses zweiten Landfriedensbruchs galt, in den sogenannten „Kesselthurm." Dieser alterthümliche Kerker existirt heute nicht mehr; es war eines der ersten Geschäfte der liberalen Luzerner nach dem Sturze des Sonderbundes, denselben niederzureißen. Von dem Gefängniß, in welchem der gefährliche Feind verwahrt wurde, ist uns nachfolgende wahrheitsgetrene Schilderung geblieben: „Das Gemach, „zu ebener Erde und sehr feucht, ist 12 Fuß lang und 8 Fuß „breit; ordentliches Fenster hat es keines, sondern in einer Höhe „von 12 bis 15 Fuß befindet sich eine enge Spalte. Wenn „die Sonne bei klarem Wetter um Mittagszeit hoch am Himmel „steht, so wird das Gemach etwas heiter...." Als — kurz vor Steiger — der Raubmörder Bättig in diesem mittelalterlichen Kerker gefangen saß und starb, recurrirte Kriminalgerichtspräsident Bossard gegen solche Grausamkeit an die öffentliche Meinung. In der betreffenden Schrift heißt es: „Dauert „die Untersuchung längere Zeit, so kann der Aufenthalt in „diesen feuchten dumpfen Kerkern und das Einathmen der „feuchten und stinkenden Luft nicht anders als höchst nachtheilig „auf die Gesundheit einwirken".... Trotz alledem konnten die damaligen Machthaber es nicht über sich bringen dem in ihre Gewalt gekommenen Gegner ein anständigeres Verhaftslokal anzuweisen.

Den 3. Mai stand er als Angeklagter vor Kriminalgericht, am 17. vor Obergericht. Er selber vertheidigte sich in längerer Rede. Er gestand offen seine Theilnahme am Landfriedensbruch, läugnete jedoch, der Führer gewesen zu sein oder ein Kommando bekleidet zu haben. Das Ergreifen der Waffen erklärte er als Nothwehr gegen den Verfassungsbruch der herrschenden Partei. Beide Gerichte verurtheilten ihn zum Tod durch Pulver und Blei.

Nicht nur die liberale Schweiz, sondern ganz Europa gerieth durch dieß harte Urtheil in fieberhafte Aufregung. Deutsche, französische, englische Blätter füllten ihre Spalten mit den Verhandlungen des Prozesses. Regierungen und Bischöfe verwendeten sich, um für den Verurtheilten Gnade zu erwirken.

Die Luzernerregenten, durch den Druck der öffentlichen Meinung genöthigt, knüpften mit der sardinischen Regierung Unterhandlungen an, um den verurtheilten Staatsverbrecher in einem sichern Verwahr jenseits der Alpen unterzubringen, — „ihn unschädlich zu machen, ohne ihm das Leben zu nehmen."

Das mochten bange Wochen sein, während welchen Steiger im Kesselthurm zwischen seinem Todesurtheil und der „Begnadigung" schwebte, die ihm in einem sardinischen Staatsgefängniß vielleicht noch Schlimmeres bereitete. Sein ältester Sohn, den ein Freund von St. Gallen in sein Haus aufnahm, durfte ihn zum Abschied, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, besuchen am nämlichen Tage, an welchem das Kriminalgericht sein Todesurtheil ausgesprochen hatte. Das Andenken, welches der Vater seinem Kinde mitgab, war ein Blatt Papier: „Kurze Lebensregeln, für meinen lieben Sohn Robert, geschrieben im Kesselthurm den 3. Mai 1845, dem Tage, als mich das Kriminalgericht zum Tode durch Erschießen verurtheilte." Sie sind der Ausfluß einer ernsten, strengsittlichen, tiefreligiösen, ächtevangelischen Weltanschauung. Auch ein Gedicht verdankt diesen Tagen seine Entstehung. Es war nichtsweniger als eine poetische Lizenz, wenn darin gesagt wurde:

„Ich seh' nicht Mond, nicht Sonne,
„Vier Mauern sind mein Haus:
„Da geht nicht Lieb noch Wonne,
„Nur Trübsal ein und aus."

Jetzt war Dr. Steiger in Wirklichkeit der Held des Volksdramas geworden. Hunderttausende harrten in fieberhafter Spannung seines fernern Schicksals.

Nicht nur verwendeten sich mächtige Gönner für den Verurtheilten. Seine Freunde, seine Genossen beim verunglückten Freischaarenzug vergaßen ihn nicht. Heimlich aber eifrig wurde an seiner Rettung gearbeitet.

Das Hauptquartier des geheimen Rettungskomite befand sich zu Zürich im café littéraire. Nicht nur Männer, sondern auch Frauen nahmen thätigen Antheil, persönliche Gefahr nicht scheuend. In Luzern selber hatte Dr. Steiger, der Jesuiten-

feind, der Märtyrer seiner politischen Ueberzeugung, der Freunde genug, die bereit waren dem zu helfen, der in so manchem Hause, in so mancher Familie ein Helfer gewesen war.

Während der Nacht vom 19. auf den 20. Juni war Steiger der Hut der drei Landjäger Hoffmann, Birrer und Kaufmann anvertraut. Es war den Freunden gelungen, diese drei Wächter zu gewinnen. Mit einem nachgemachten Schlüssel ward die Kerkerthür geöffnet, eine frühere Oeffnung des Thurms, nur leicht zugemauert, wurde durchbrochen. Eine bereitgehaltene Gensdarmenuniform sammt Tschakko mußte den entrinnenden Gefangenen unkenntlich machen. Draußen vor der Stadt, beim Löwendenkmal, wartete ein Freund aus Zürich mit einem Wagen und gutem Gespann. Die dunkle stürmische Gewitternacht begünstigte das heimliche Werk. Am folgenden Morgen befanden sich Steiger und seine Befreier in Sicherheit auf zürcherischem Boden.

Ein ungeheurer Jubel erscholl, als sich die Nachricht der gelungenen Flucht verbreitete, durch die ganze liberale Schweiz und wiederhallte in fernen Ländern: in Paris ward das Ereigniß von den Zeitungsverkäufern öffentlich ausgerufen; in Pesth erklangen zu dessen Ehren patriotische Lieder; auch in Amerika feierte man die gelungene Rettung des „großen Schweizers." Die bernische Stadt Nidau, die zürcherische Gemeinde Höngg ertheilten dem Befreiten aber heimatlos gewordenen ihr Bürgerrecht. — Die Regierung von Luzern ließ indessen das Todesurtheil am Bildniß des Entwischten vollziehen

———

Genau einen Monat nach der Befreiung Steigers, in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli, wurde Rathsherr Leu von Ebersol in seinem Bette erschossen. Die leichtfertige Anklage gegen Steiger, als ob er der moralische Urheber dieses Mordes oder gar der Mörder selber gewesen sei, zerfiel bald in ihr grundloses Nichts. Wie hätte der Menschenfreund, der strengsittliche Mann, der Arzt, der so Manchem — Freunden und Gegnern — das Leben gerettet, einem Menschen das Leben meuchlerischerweise rauben können? — —

Unser politisches Drama drängt seinem Ende entgegen, unser Held tritt in den Hintergrund zurück, die ewige Vorsicht wiegt mit gerechter Waage den Völkern ihre Loose zu.

Gegen die Freischaarengefahr bildet sich der Sonderbund. Zwölf Stände verbinden sich, diesem Riß durch den Schweizerbund zu wehren. Die sieben Stände, Bernhard Meier an der Spitze, verlassen die Tagsatzung. Von beiden Seiten wird zu den Waffen gerufen. Die Schweiz ist in zwei feindliche Kriegslager getheilt. Gespannt schaut Europa auf die kleine sich selbst zerfleischende Republik und prophezeit ihr Polen's Schicksal. — Da kapituliren Freiburg und Zug; es donnern die Kanonen vor Gislikon; der sonderbündische Kriegsrath flüchtet über den See.

Der Veteran der Dreißigerjahre, Dr. Adolf Hertenstein, ruft eine Volksversammlung auf dem Theaterplatz zusammen. In diesem Augenblick, den 27. November, erscheint Dr. Steiger, der als Arzt eines Zürcherbataillons den Sonderbundskrieg mitgemacht, wieder in der Mitte seiner Mitbürger. Er besteigt unter dem Jubelruf der Menge die Tribüne, verlangt vom Volke die Ausweisung der Jesuiten und eine allgemeine Amnestie aller politischen Vergehen. Mit unendlichem Beifallssturm nimmt die Menge Steiger's Vorschläge entgegen und erhebt sie zum Beschluß. Dieß geschieht in derselben Stadt, wo noch vor wenigen Tagen die Jesuiten allmächtig, — wo der Antragsteller in effigie standrechtlich erschossen worden war! —

Wiederum wurde nun Dr. Steiger Mitglied der Regierung des Kantons Luzern. Als Gesandter an die Tagsatzung half er die neue Bundesverfassung berathen. Der Nationalrath erwählte ihn im Herbst 1848 zu seinem Präsidenten. Im Jahr 1849 wurde er mit dem höchsten Ehrenamte seines engeren Vaterlandes bekleidet, — er erhielt die Würde eines Schultheißen des Kantons Luzern. Um der finanziellen Noth, in welche der Sonderbund den Kanton gestürzt hatte, zu steuern, erschien ihm die Aufhebung des reichen Kloiters St. Urban das einzige helfende Mittel. Trotz vielfachen Widerspruches setzte er das Aufhebungsdekret bei den Behörden und dem Volke durch. Die Abtei, die einst dem Bettelstudenten die Unterstützung verweigert hatte, um die er anhielt um seiner Noth zu begegnen, mußte nun durch den Machtspruch des ehemaligen Bettelstudenten der Noth des Luzernervolks zum Opfer fallen! —

Als Dr. Steiger seinen Heimatkanton wieder auf dem liberalen Geleise glaubte, gab er seine Staatsämter auf, um sich neuerdings ganz dem ärztlichen Berufe zu widmen. Aber bald machte ihn seine lebhafte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten wieder abwendig. Er trat noch einmal als Publizist, als Zeitungsredaktor auf, als er das Staatsschifflein in reactionäres Fahrwasser einlenken zu sehen glaubte. — An der Einführung der Eisenbahnen zeigte er großes Interesse; er wurde Mitglied des Verwaltungsraths der schweiz. Centralbahn.

———

Als Mann der Wissenschaft konnte man Steiger zu den gründlichen Gelehrten zählen. Als Literat war er sehr productiv. Nicht nur veröffentlichte er eine Menge Zeitungsartikel und Flugschriften, sondern er ist der Verfasser einiger geschätzter botanischen und medizinischen Werke. Seine Schreibart zeichnet sich durch Schwung, Klarheit und logische Schärfe aus. Als öffentlicher Redner war er gewandt, stets schlagfertig, zuweilen scharf und verletzend. Seine Erholung war wiederum Arbeit; seine Spaziergänge wurden gewöhnlich zu botanischen Studien benutzt. Sein Privat-Charakter wurde auch von seinen Gegnern anerkannt; sie ehrten seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Den Hülfsbedürftigen war er stets bereit mit Rath und That beizustehen; seine armen Patienten erhielten häufig Medikamente, Lebensmittel und Geld von ihm. Als Arzt genoß er eines bedeutenden Rufes. Im Privatleben war er leutselig und gefällig. Lärmenden Vergnügungen abgeneigt, erschien er nur ausnahmsweise an öffentlichen Orten. Seine Lebensweise war spartanisch; gutem Essen frug er wenig nach; er trank nur selten Wein; rauchte nicht und schnupfte nicht. Seiner Familie war er von Herzen zugethan.

Dr. Jakob Robert Steiger starb am 5. April 1862. Als treffendste Inschrift auf seinem Grabstein möchte wohl das naive Wort jenes sonderbündlerischen Urschweizers gelten, der zur Zeit, als Steigers Name in eines jeden Mund war, von ihm sagte: „Er ist en radikale Ma, aber sust en brave Ma."





Martin Disteli.

Rauhe Schale und weicher Kern; barsch wie ein Lanzknecht und doch ein zartbesaitetes Gemüth; ungekämmt in seiner äußern Erscheinung, aber mit feinstem Gefühl für das Schöne; ein genialer Autodidakt, reich für Hunderte an künstlerischen Inspirationen und Entwürfen, der jedoch kaum je ein Bild zu künstlerischer Vollendung brachte: — das war der Maler Martin Disteli. —

Er war am 1. Mai 1802 im Städtchen Olten geboren. Der Knabe hatte das Unglück schon früh seine Mutter zu verlieren. Sein Vater war ein Seidenfabrikant, der sich mehr um sein Gewerbe als um seine Kinder bekümmerte und deren Zucht und Pflege den Mägden und Knechten überließ. So wuchs denn der junge Martin auf, wie ein Füllen auf der Weide, scheu, unbändig und trotzig im ungemilderten übermüthigen Bewußtsein seiner Kraft.

Kaum zum Jüngling geworden verließ er das väterliche Haus. In Solothurn und Luzern absolvirte er seine Gymnasialstudien. Von dort ging's auf die Universität, zuerst nach Freiburg im Breisgau und dann nach Jena, wo er sich als Cameralist immatrikuliren ließ, bei allen Fakultäten hospitirte, zunächst jedoch die Kneipe und den Fechtboden zum Schau- und Tummelplatz seines akademischen Lebens machte.

„Der Jüngling muß die Flügel regen,
„In Lieb' und Haß gewaltsam sich bewegen," —

schrieb er damals in seinen Taschenkalender und scheint dieser Devise getreu nachgelebt zu haben. —

Zwischen den kahlen Mauern des Universitätskarzers sollte des jungen Mannes Schicksal eine entscheidende Wendung nehmen. Er benutzte die unfreiwillige Muße dazu, auf den grauen Karzerwänden einige Zeichnungen auszuführen: als Palette diente ihm sein Dintenfaß, als Pinsel der Bart einer Schreibfeder, die Lichter radirte er mit dem Messer in den Kalk. Eines der Bilder stellte den „Raub der Sabinerinnen" dar. Die ehrwürdigen Dozenten der Universität und die Schenkmädchen der Studentenkneipen hatte er dazu als Modelle benutzt und dieselben in komische aber ziemlich respektwidrige Gruppen zusammengestellt. Das Sujet eines andern Bildes war „Marius auf den Trümmern von Karthago", ein „bemoostes Haupt" stoisch seine Pfeife rauchend auf einem Haufen zertrümmerter Biergläser und Flaschen. Zwei kleinere Zeichnungen stellten den ächten „deutschen Burschen" im schlichten Flaus dem herausgeputzten Pommadehengst gegenüber. Die geniale Originalität dieser Compositionen zog sogleich die Aufmerksamkeit der Studentenschaft, später sogar die des Landesherrn, des Herzogs Karl August, auf sich. Göthe's fürstlicher Freund befahl, für Erhaltung dieser Bilder zu sorgen; der Karzer wurde von da an nicht mehr benutzt und den Jenenser Burschen, welche eine akademische Sünde abzubüßen hatten, ein anderes Lokal eingeräumt.

Seinen Flaus am Leib mit dem ungeflickten Loch im Ermel, ein Paar Groschen in der Tasche, eine Rolle Papier in der Hand, — ohne Paß und ohne Tornister, — soll Disteli eines kühlen Morgens der Universität Jena den Rücken gewandt haben. Trotz der magern Reisekasse war es dennoch nicht der kürzeste Weg, welchen der relegirte und flüchtige Student einschlug, um nach Hause zu gelangen; er kam bis zur Insel Rügen hinauf. Dieser Feldzug gegen die Polizei eines vollen Dutzends deutscher Bundesstaaten muß für unsern Disteli, dem sein Leben lang nichts so sehr verhaßt war, als Polizeizwang, ein rechtes Seelengaudium gewesen sein.

Es war um die Mitte der Zwanzigerjahre, als Martin Disteli seine Vaterstadt wieder betrat.

Als Sohn eines wohlhabenden Mannes war er vor Jahren ausgezogen; als er heim kam fand er seinen Vater am Bettelstabe. Gewagte Spekulationen hatten dem Fabrikanten fehlgeschlagen; die Leute, die ihn zu kostspieligen Versuchen aufgemuntert, ließen ihn, da diese mißlangen, im Stich. Das schöne neue Herrenhaus, in welchem der junge Martin seine Kinderjahre verlebt hatte, mußte verkauft werden. Das Einzige, was aus dem Schiffbruch gerettet werden konnte, war die alte Strohhütte dicht daneben. Er zog nun mit Vater und Brüdern unter das moosbewachsene Dach.

Jetzt galt es sich selber helfen. Der Jenenser Bursche hatte während seinen akademischen Jahren an nichts weniger gedacht, als an ein Brodstudium. Die Kunst? — Er hatte zwar bis jetzt nur im Uebermuth zur Kurzweil mit ihr geschäckert, — er hatte keine Schule durchgemacht, er war im besten Falle nicht mehr als ein talentvoller Dilettant. Nichtsdestoweniger war sein Entschluß rasch gefaßt: — Stift und Pinsel, bisher sein Spielzeug, sollten nun sein Handwerkszeug werden, das ihm durch die Welt helfen mußte. — — —

Er wurde Portraitmaler. Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Handwerksgesellen und Handelslehrlinge, wohlfeile Taglöhnerarbeit, in welcher der Kenner nur mit Mühe die geniale Hand entdeckt, wurden ebenso leichtfertig hingepinselt, als schlecht bezahlt. Disteli malte damals, um sich von der Hand in den Mund das tägliche Brod zu verdienen, nicht nur Portraits, sondern auch Wirthshaus- und Krämerschilde.

Zu jener Zeit traf der arme Maler auf seinem Lebenswege ein armes aber schönes Bauernmädchen und heirathete es. Die Ehe soll keine glückliche gewesen sein. Wer wird sich wundern, daß der unbändige widerspenstige Charakter Disteli's sich dem Joch der Ehe nicht zu fügen wußte? Er trug es nicht lange; nach kurzer Zeit schon starb die Frau und mit ihr das Kind, das sie ihm geboren, und der Mann stand wieder allein und frei im Leben. Ist es auch wahr, was man sich erzählt, er habe das arme Weib, welches auf einer so viel tiefern geistigen Bildungsstufe stand, vernachläßigt, so geben uns seine Bilder hundertfältiges unfreiwilliges Zeugniß, wie lang der Eindruck nachwirkte, welche die Frau auf Herz und Phantasie des Künstlers gemacht hatte; wollte er — noch nach Jahrzehnten — einen idealen Frauenkopf zeichnen, so wurden es stets die Züge jenes armen Bauernmädchens, die des Malers Weib gewesen. Der ruhige Genuß häuslicher Freuden stand nicht in des Künstlers Horoskop geschrieben. „Leben heißt Krieg führen" hatte sich

der Geist, der keine Fessel zu tragen wußte, zum Wahlspruch gewählt. —

So war es denn der Krieg, der Kampf, die Schlacht, womit sich sein Künstlerstift am liebsten beschäftigte. Aus jener Zeit stammen die bekannten „Schweizerschlachten", welche — in aqua tinta ausgeführt — der Zimmerschmuck manches wackern Patrioten wurden. Die reckenhafte Unbändigkeit des Disteli von damals spiegelt sich recht in diesen Schlachtenbildern, sowohl in der übermäßig entwickelten Muskulatur der Schweizerhelden, als in ihren fast unmöglichen Stellungen, wobei jede Sehne bis zum Zerreißen gespannt scheint. — Um dieselbe Zeit zeichnete Disteli für die „Alpenrosen" kleinere historische Genrebilder, zu denen ihm meist die schweizerische Sage und Geschichte den Stoff liefern mußten. Bis an sein Ende beschäftigte er sich mit Vorliebe mit der Geschichte seines Vaterlandes und studirte die alten Chronisten. Davon zeugen die Bilder aus den Burgunderkriegen, dem Schwabenkrieg, dem Bauernkrieg u. s. w., die er in den verschiedenen Jahrgängen seines „schweizerischen Bilderkalenders" veröffentlichte.

Betrachten wir unsern Künstler als Schlachtenzeichner und Historienmaler, so müssen wir zur Ueberzeugung gelangen, daß er in diesem Fach Großes erreicht haben würde, wäre es ihm gelungen, sich aus dem Sturm und Drang heraus zur ruhigen Klarheit objektiver Anschauung emporzuarbeiten. Wir bedauern den übersprudelnden Reichthum seiner Phantasie, die ihn zur Verschwendung von Kraft und Mitteln verleitete. Wir vermissen einen Mittelpunkt der Handlung, neben welchem das Unwesentlichere bescheiden zurücktreten sollte. Es stört uns, wenn wir selbst die äußersten Winkel seiner Bilder mit fieberhaft lebendiger Bewegung ausgefüllt sehen. Seine Kompositionen würden einen wohlthätigern Eindruck hinterlassen, wenn er es über sich gebracht hätte, sich über die Zinne der Partei zu stellen und selbst einem Geßler, statt ihn als lächerliche Karrikatur hinzustellen, künstlerische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Es war gegen das Ende der Restaurationsperiode, als der schweizerische Dichter A. E. Fröhlich einen ganzen Köcher voll scharfgespitzter Pfeile der Satyre wohlgezielt nach allen Richtungen hin fliegen ließ, — seine „Fabeln."

Auch das war Krieg; auch da machte unser Disteli mit Herzenslust mit. Er zeichnete zu der zweiten Auflage der Fröhlich'schen Fabeln zehn vortreffliche Illustrationen. Manches davon ist so ausgezeichnet, daß wir versucht werden, gerade die Thierfabel für dasjenige Feld künstlerischer Thätigkeit zu halten, welches dem Genie Disteli's am meisten entsprach. Nicht minder köstlich ist der Bildercyklus „die Heuschrecken", welcher einige Jahre später componirt wurde. In diesen Zeichnungen, welche gewiß ein guter Theil humoristischer Selbstironie enthalten, läßt Disteli eine Heuschrecke alle Phasen des menschlichen Lebens durchlaufen. Wir sehen da zuerst „das Geschlecht langbeiniger Cikaden" in und hinter der Schule; dann pankend, komersirend und randalirend auf der Universität; dann als conspirirende und als reuige Demagogen; — ferner als Vaterlandsvertheidiger unter den Waffen; einer der Helden mit den grünen angespannten Höslein, der sich während der Schlacht hinter einen Stein zu salviren gewußt, prangt mit Ehrenzeichen, dieweil der Kamerad mit zerschossenem Bein die Bettelsuppe speist; — kommen dann Heuschreck's Liebe und Flitterwochen und endlich bei herannahendem Herbst seine Bekehrung und Buße im Hummelkloster. Der Künstler zeigt in diesen Bildern das innigste Verständniß der Natur und zugleich eine unübertreffliche Kunst, den kleinen Geschöpfen, die an warmen Sommertagen im Grase sich tummeln, auf ungezwungenste Weise menschliches Thun und Gebahren, menschliche Gefühle und Leidenschaften zu verleihen. Wie manches liebe Mal mochten sich die Philister über den Künstler ärgern, wenn er stunden- und tagelang im Schatten eines Baumes faulenzend im Grase lag, statt vor seiner Staffelei zu stehen und zu malen! — Worüber dann der Künstlergeist brütete, zeigen uns diese Heuschreckenbilder.

Unter den Amphibien scheinen die Frösche, unter den Vierfüßern die Hasen beim Künstler in besonderer Gunst gestanden zu sein, — vielleicht weil sie, gleich den Heuschrecken zur Gesellschaft der langbeinigen Springer gehören, und deßhalb etwas drollig menschenähnliches an sich haben. Zwei größere Blätter von Disteli mit der Feder auf Stein gezeichnet, der „Froschmäusler" und der „von Hasen verfolgte Jäger" geben Zeugniß davon; es hat sich in diese Bilder ein unerschöpflicher Born von Phantasie und Humor ergossen.

Es konnte nicht fehlen, daß „Reinecke Fuchs", die uralte Thiersage, von Göthe so meisterhaft in neue Form gekleidet, unsern Künstler zur Illustration reizte. Und wer wäre dazu berufener gewesen als er? Freilich bedurfte es zur bildlichen Darstellung König Nobels und seines Hofes viel schwierigerer Studien als zu einem Heuschrecken-, Fröschen- oder Hasenbilde. Nichtsdestoweniger machte sich Disteli keck an's Werk. Es hat sich in seinem Nachlaß manche leicht hingeworfene Skizze, manche kleinere und größere Gruppe vorgefunden, welche tief bedauern lassen, daß der Künstler abberufen wurde, bevor er diese Aufgabe gelöst hatte. Disteli's Reinecke hätte zwar die künstlerische Vollendung von Kaulbachs berühmtem Werke nicht erreicht; dagegen möchte uns aus unseres Künstlers Thierbildern eine frischere Waldesluft angeweht haben, die „gräulichen Katzen" hätten die Krallen ungenirter hervorgestreckt, die Satyre wäre vielleicht weniger fein aber kecker und einschneidender gewesen. — — —

Die Freude am Naturleben und das Verständniß desselben mag unsern Disteli dazu bewogen haben, mit den beiden Naturforschern Hugi und Roth eine Reise in die Hochalpenwelt zu unternehmen, ein Wagstück, welches zu jener Zeit — gegen das Ende der Zwanzigerjahre — schwieriger auszuführen war und seltener unternommen wurde als in spätern Tagen. Sie drangen bis in die wilden gespenstigen Schluchten des Roththals und an den Fuß des Finsteraarhorns vor.

Es läßt sich denken, daß kaum Einer die Julirevolution und deren nächste Folgen mit lebhafterer Freude begrüßte, als Martin Disteli. War ihm ja doch die hergebrachte Ordnung und das conventionelle Gesetz im Staat und in der Gesellschaft ein fast unerträglicher Zwang, gegen welchen er in fortwährendem Kriege lebte: wo sich Gelegenheit bot, ermangelte er gewiß nie die Zölle zu umfahren, dem Jagdgesetz Trotz zu bieten und die Wirthschaftspolizei zum Besten zu halten. Nun schien die alte morsche Ordnung plötzlich zusammengestürzt und man sah eine Zeit anbrechen, wo die großen Fragen der Menschheit im offenen ehrlichen Kampfe, Mann gegen Mann, sollten verfochten werden. Das waren Tage, wie sie sich Disteli wünschte.

Nicht lange, so brach der Bürgerkrieg zwischen der Stadt Basel und der Landschaft aus. Schon seit Langem hegte unser Künstler einen tiefen Ingrimm gegen die reichen Kaufherren

von Basel, denen er das Unglück beimaß, welches seinen Vater betroffen hatte. Er hing die Büchse und den Waidsack um und zog als Freischärler den Landschäftern zu Hülfe. Ein solcher Gerillaskrieg, wo jeder sein eigener General und Soldat war, wo alle hemmenden Schranken bürgerlicher Ordnung zertrümmert lagen, war sein Lebenselement. Er kehrte seinen Wahlspruch um: „Krieg führen heißt leben" lautete nun seine Devise. Die Landschäftler belohnten später die Thaten des kühnen Freischärlers mit dem Ehrenbürgerrecht.

Bald genug wurde wieder Frieden. Eine bürgerliche Ordnung, wenn auch von etwas anderem Schnitte, griff Platz und Disteli mußte sich derselben fügen. Aber war er auch gezwungen Stutzer und Waidtasche an den Nagel zu hängen, so gab er doch für seinen Theil den Krieg nicht auf. Jene, gegen welche er im Feuer gestanden, die Vertreter der alten Ordnung der Dinge, — „Aristokraten und Pfaffen" war er gewohnt sie zu nennen, — sie waren und blieben sein Leben lang seine Feinde, gegen welche er mit dem Zeichnungsstift einen Kampf auf Leben und Tod begann. Und wenn gleich er diese Waffe nur mit der Linken führte (es war eine Eigenthümlichkeit unsers Künstlers mit der linken Hand zu zeichnen), so that er dem Gegner damit größern Abbruch, als er es trotz seiner Bravour je im Felde vermocht hätte. —

Im Jahr 1834 verließ Disteli seine Vaterstadt Olten, um in Solothurn einen neuen Wirkungskreis anzutreten. Er wurde dahin berufen, um an der dortigen Kantonsschule die Stelle eines Zeichnungslehrers zu bekleiden. Man hätte es voraussehen können, daß keine Faser an ihm zu einem Schulmeister paßte, — zu einem Lehrer, der muthwillige Knaben in Zucht und Ordnung halten sollte. Kraftgenies unter seinen Schülern, deren Geist einige Verwandtschaft mit dem ihres Meisters hatte, wurden mächtig durch sein Beispiel und Wort angeregt; mit dem Troß der Mittelmäßigen wußte er nichts anzufangen; er ließ sie gehen und freute sich am meisten, wenn in seiner Schule irgend ein toller Streich ausgeheckt und zur Reife gebracht wurde. —

Wir kommen nun dazu, unsern Künstler von einer ganz andern Seite kennen zu lernen, nämlich als Kirchenmaler. Als Disteli einst dem Chorherrn Hirt zu Schönenwerd erzählte, er habe sich einer Tracht Prügel ausgesetzt, weil er in Aarburg einigen Reformirten gegenüber die katholische Lehre vertheidigt, so verfiel der alte geistliche Herr in ein solches Lachen, daß er nahe daran war vom Schlage gerührt zu werden. Eines Lächelns können auch wir uns nicht erwehren, wenn wir uns den sogenannten „Pfaffenfeind" als Heiligenmaler denken. Wer wird sich wundern, daß Disteli, dem jedes Gesetz als unbequemer Zwang erschien, vor Allem mit der Disziplin der Kirche in Zwiespalt gerieth. Da wäre es freilich gerathener gewesen, wenn der Künstler darauf verzichtet hätte, für diese Kirche, mit welcher er sozusagen in offener Feindschaft lebte, Altarbilder zu malen. Nichtsdestoweniger dürfen wir es unsrem Disteli keineswegs als Heuchelei oder Leichtfertigkeit auslegen. Er war auch ein Christ, freilich auf seine aparte Manier. Diesem Christenthum gemäß fielen seine Altarbilder aus. Auch hier konnte er von seinem Lebenselement, dem Kriege, nicht ablassen und bediente sich seiner gewohnten zweischneidigen Waffe, der Karrikatur. Drei Gemälde von Disteli befinden sich in der Kirche von Kappel im Buchsgau; sie wurden in den Dreißiger jahren gemalt. Sein letztes großes Werk, welches er unvollendet zurückließ, ist ein „jüngstes Gericht" für den Choraltar seiner Vaterstadt Olten. Dasselbe wurde später von einem andern Künstler nach Disteli's Karton fertig gemalt. —

Haben wir unsern Künstler in seinen Beziehungen zur Kirche als einen kuriosen Heiligen erfunden, so wird sich uns nun zeigen, daß sich ein solches Kraftgenie auch auf seiner militärischen Laufbahn der verlangten Subordination und Disziplin nur widerstrebend fügen konnte.

Schon um die Mitte der Dreißigerjahre war Disteli zum Bataillonskommandanten in der solothurnischen Miliz avancirt. An ihm war das Zeug zu einem tapfern Soldaten; er war ein guter Schütze, ein gewandter Fechter und kühner Reiter. Seinen persönlichen Muth hat er bei mancher Gelegenheit bewährt und an Abhärtung seines Körpers ließ er es nicht fehlen. Nur die leidige Unterordnung war ihm ein Gräuel und dem Kamaschendienst war er von ganzer Seele gram.

Als im Herbst 1838 die Schweiz unter die Waffen trat, um ihren thurganischen Mitbürger, den damaligen Prinzen Louis Napoleon, zu beschützen, ward auch Disteli's Bataillon an die Grenze geschickt. Es freute ihn von Herzen, die Uniform einmal zum Ernst und nicht nur zur Parade anzuziehen; der Span, so hoffte er, sollte dießmal mit dem Schwerte und nicht mit der Feder ausgefochten werden. Dem ersten seiner Soldaten, der ihm ein Paar rothe Hosen als Trophäe bringen würde, versprach er aus seinem eigenen keineswegs reichgespickten Beutel einen Louisd'or. Aber seine Kampflust sah sich getäuscht, — der Handel wurde auch dießmal von den Diplomaten geschlichtet und der Befehl zum Heimmarsch traf ein. Wir dürfen uns nicht wundern, daß dieser Ausgang ihn in schlechte Laune versetzte. Das Kommissariat hatte dem heimkehrenden Bataillon seine Marschroute dem Thalweg entlang gewiesen. „Wozu der Umweg?" brummte der übelgelaunte Kommandant und führte seine Mannschaft mit Bagage und Munitionswagen über den Weißenstein. — Ein Obermilizinstruktor, welcher bei der Mannschaft ebensowenig einen Schoppen über den Durst, als einen unreglementarischen Hemdekragen ungeahndet passiren ließ, entleidete ihm später den Militärdienst so gründlich, daß er sich in die „Landwehr" versetzen ließ.

Auf das Jahr 1839 erschien der erste Jahrgang des „Schweizerischen Bilderkalenders von M. Disteli", der sich bald einer überaus großen Verbreitung in der ganzen Schweiz und weit darüber hinaus zu erfreuen hatte. Dieser erste Jahrgang enthielt die vortrefflichen Zeichnungen zur Lebensgeschichte des Hauptmanns Hammer, des „Kreuzwirthssohnes von Egerkingen." Hier lernen wir unsern Künstler von einer neuen Seite und zwar keineswegs von der schlimmern, kennen; hier besonders entwickelt er jenen liebenswürdigen, harmlosen Humor, welcher die komischen Eigenthümlichkeiten eines Menschen herauszufinden und hervorzuheben weiß, ohne weh zu thun, und denen, die es trifft, keine andere Wahl läßt, als mitzulachen.

Diesen humoristischen Erzeugnissen sind die Illustrationen beizuzählen, welche Disteli zu den „Abenteuern des Freiherrn von Münchhausen" zeichnete. Ebenso einige Bilder zum schweizerischen Taschenbuch „Alpina" (Solothurn 1840). Auch die Zeichnungen zum Bülletin des eidg. Schützenfestes von 1840, auf welchen er Freunde und Widersacher in Menge, bald gutmüthig, bald malitiös, anzubringen wußte, lassen sich unter die harmloseren Produkte seiner Laune einreihen.

Diese mildere Gemüthsstimmung machte bald einer schärfer einschneidenden, entschieden polemischen Richtung Platz. Die politische Gewitterluft jener Zeit, welche im „Züriputsch", im Freienämteraufstand, in den Bürgerkämpfen am Trientbach zum

gewaltsamen Ausbruch kam, welche auch schon die Freischaarenzüge in ihrem dunkeln drohenden Hintergrunde barg, ließ es nicht zu, daß Disteli lange den unparteiischen Beobachter und harmlosen Humoristen spiele. Er ergriff Partei mit voller Entschiedenheit, er stellte sich auf die Seite, nach der ihn seine Sympathien zogen, mit Leib und Seele und nahm Theil am Kampfe aus allen Kräften.

Der „Distelikalender" wurde von da an eine der wirksamsten Waffen gegen die Partei, die eine politische Umkehr anstrebte. Jedes Tagesereigniß wurde vom Zeichnungsstift unseres Künstlers zu Parteizwecken ausgebeutet und jeder öffentliche Charakter, der sich auf der Seite der Gegner bemerklich machte, verfiel der unerbitterlichen Satyre des Karrikaturenzeichners und konnte darauf zählen im nächsten Kalenderjahrgang in fratzenhaftem Bilde und kenntlich für jedes Kind an den Pranger gestellt zu werden. Dieser schonungslose Krieg erhob den „Distelikalender" zu einer Macht. Bald stieg seine Auflage auf mehr denn 20,000. Arnold Ruge, Disteli's Universitätsfreund, machte in den „halleschen Jahrbüchern" die Parteigenossen in Deutschland darauf aufmerksam, welche den Künstler für ihre Zwecke zu gewinnen suchten und ihn veranlaßten die Bilder zum „deutschen Michel" für sie zu zeichnen. Martin Disteli wurde durch seine politischen Karrikaturen zu einer europäischen Berühmtheit.

Ein bescheidenes Häuschen vor dem Thore, zwischen Gärten versteckt, war damals seine Wohnung. So stolz er auf seine Kunst war, die er keineswegs unterschätzte, so machte ihn sein Ruhm doch nicht eitel. Einem fremden Bummler, der einst an seine bescheidene Hausthür anklopfte, um den vielgenannten Karrikaturenzeichner als Merkwürdigkeit anzugaffen, rief er vom Fenster herunter barsch zu: „I bi nit dabeim!" — Einen literarischen Glücksritter, der ihn mit den Worten anredete: „Ich bin gekommen Ihren europäischen Namen noch europäischer zu machen," — fertigte er mit dem Bescheid ab: „Sorgen Sie nur, daß Sie mit Ihrem europäischen Namen der Polizei nicht in den Weg laufen!" —

So rauh und barsch auch unser Maler sich zu geben liebte, so war dieß zum öftern nur Maske um seine natürliche Gutherzigkeit zu bergen. Von vielen Beispielen nur eines. Um der Bitte eines fechtenden Handwerksgesellen zu willfahren, zog er eines Tages seine einzigen guten Beinkleider vom Leibe und jagte dann, seine eigene Verlegenheit zu verbergen, den Beschenkten mit Scheltworten zum Zimmer hinaus. — —

Für die Dichtkunst hatte Disteli einen sehr empfänglichen Sinn. Vor Allen zogen ihn Shakspeare und Göthe an, — unter Göthe's Werken nebst „Reinecke" zumeist „Faust." Zu letzterem zeichnete er mehrere geistreiche Illustrationen, wozu ihn die wilden und phantastischen Szenen am meisten reizten. — Mit dem feinen Verständniß der Meisterwerke der Poesie, insbesondere der dramatischen, verband Disteli ein sehr hervorragendes mimisches Talent. Nachdem er schon in seiner Vaterstadt Olten zum öftern mit Beifall die Bühne betreten, wurde er einer der Stifter und thätigsten Theilnehmer der „Liebhaber-Theatergesellschaft", welche um die Mitte der Dreißigerjahre in Solothurn gegründet wurde. Manche erinnern sich noch mit Vergnügen an sein Auftreten in der Rolle des „Shylock." Eine ganz besondere Freude hatte Disteli, den „Tell" in Szene zu setzen; indem er selber die Titelrolle agirte, zeichnete er für seine Mitspielenden die Kostüme und Gruppirungen und malte die Decoration zum Rütli. —

Disteli war längst kein Jüngling mehr, die Haare auf seinem Scheitel waren nur noch dünn gesäet, als seine Freunde eine plötzliche, fast rührende Veränderung an ihm wahrnahmen. Der fadenscheinige grüne Rock, den der Künstler sonst nur dann abgelegt hatte, wann er im Dienste des Vaterlandes die Uniform anziehen mußte, wich unversehens einem neuen blauen Fracke mit gelben Knöpfen, — die alte grüne Klappmütze einem kurzgeschornen grauen Cylinderhute. Diesen merkwürdigen Wechsel in der äußern Erscheinung unseres Künstlers hervorzubringen, hatte es der stärksten Macht der Erde bedurft, — der Liebe. Ein hübsches und kluges Mädchen hatte das Herz des eisenharten rauhen Mannes, der nun schon nahezu ein Vierziger war, zu erweichen gewußt. Die Möglichkeit war gegeben, den wilden Waldstrom, nachdem er so lange über Stock und Stein seinen ungehemmten Lauf verfolgt, endlich doch noch im eingedämmten Bette ruhig und klar dahinfließen zu sehen. Jetzt vielleicht hätte sich Disteli dazu bequemt, ein ordentlicher Hausvater und ruhiger Bürger zu werden. — — Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Ein Nebenbuhler führte die Braut nach Hause.

Man sagt, der Verschmähte sei um jene Zeit tagelang verzweifelnd in den Wäldern herumgeirrt.

Von da an neigte sich der Stern, der so hell zu leuchten versprochen hatte, zum Untergang. Ungeordneter als je wurde des Künstlers Lebensweise. Kaum daß er hie und da warme Speisen zu sich nahm; — mit starkem Kaffee und Rhum suchte er seine Lebensgeister wach zu erhalten. Wollten ihn seine Freunde warnen, so entgegnete er ihnen, sein Körper sei genugsam abgehärtet und bedürfe der Schonung nicht, die ein Schwächling nöthig habe. — Dazu kam die Aufregung des ewigen Krieges, den er in seinem Kalender mit den sogenannten „Pfaffen und Aristokraten" führte und wozu von Jahr zu Jahr giftigere Waffen geschmiedet wurden. Die wilde Schonungslosigkeit, womit er Personen, bürgerliche und kirchliche Einrichtungen angriff, zog ihm Preßprozesse zu. Selbst der milde Bischof Salzmann wurde genöthigt, den „Distelikalender" als „unchristlich und gotteslästerlich" zu verdammen.

Disteli hatte zu sehr auf die Unverwüstlichkeit seiner Natur gebaut. Der fortwährenden künstlich gehegten Aufregung und der regellosen Lebensweise konnte selbst sein eiserner Körper nicht ungestraft trotzen. Den ersten Symptomen der Brustwassersucht folgte eine ungewöhnlich rasche Entwickelung dieser Krankheit und sein Ende kam unerwartet schnell. Er starb am 18. März 1844. Seine Mitbürger führten unter zahlreichem Geleite seinen Leichnam nach Olten und bestatteten ihn auf ihrem Kirchhofe. Ein einfacher Grabstein bezeichnet die Stelle, wo der Künstler ruht.

Es liegt ein tragischer Zug in diesem Künstlerleben. Eine ungewöhnliche Kraft sehen wir vor der Zeit zu Grunde gehen, weil sie unbändig gegen alle Schranken sich empörte, selbst gegen jene ewigen, mit welchen eine höhere Macht die menschliche Hinfälligkeit umgränzt hat. —





Franz Caspar Zacher

Hans Kaspar Escher.

Der Reisende, welchen die Eisenbahn nach Zürich bringt, erblickt bei seinem Austritt aus dem Bahnhof, zur Linken gleich einer Akropolis hoch über die Stadt ragend, den prächtigen Bau des Polytechnikums. Er ist ihm ein sprechendes Wahrzeichen, daß diese Stadt heute noch wie seit Jahrhunderten eine Meisterin ist in „vielen Künsten". Läßt er dann seine Blicke herniederschweifen bis zum Ufer der rauschenden grünen Limmat, so sieht er einen Complex von Gebäuden vor sich, die ein besonderes zusammengehöriges Quartier zu bilden scheinen, gleichsam eine kleine Stadt in der größern. Diese Gebäude schauen keineswegs so stolz, blank und schön aus, wie jene „Schule der nützlichen Künste" auf dem Kamme des Hügels. Sie scheinen nicht nach den Gesetzen architektonischer Schönheit zusammengestellt, sondern nach dem Gebot des Bedürfnisses; auf äußern Schmuck ist nicht viel verwendet, Rauch und Ruß hat sie geschwärzt und statt korinthischer Säulen ragen hohe Dampfkamine.

Dieses Stadtquartier im Werktagsgewande, über welchem das stolze Polytechnikum thront, heißt im Munde des Volkes die Neumühle; hier wird praktisch ausgeübt, was dort oben theoretisch gelehrt wird, — es ist die große weit berühmte Escher'sche Maschinenfabrik. Sie besteht aus nahe an 50 verschiedenen Gebäulichkeiten, in welchen die mannigfaltigsten Erzeugnisse der Mechanik, von der Spindel des Baumwollenspinners bis zum seefähigen Dampfschiff, hervorgebracht werden, und wo eine Bevölkerung von mehr als 1200 Arbeitern mit Bienenemsigkeit sich tummelt. Dem Gründer und Schöpfer dieses kolossalen Bienenkorbs stand zur Zeit keine polytechnische Schule zur Verfügung, in welcher er sich zur Ausführung eines so großartigen Unternehmens hätte vorbereiten und ausbilden können; er war Autodidakt, sein eigener Lehrmeister, und mußte auf kleinstem bescheidenstem Fuße anfangen. Die „Neumühle", wie sie jetzt ist, hat sich aus einem winzig kleinen Keime entwickelt und ist das ruhmvolle Werk eines langen, langen Menschenlebens, welches mit staunenswerther Beharrlichkeit langsam aber stetig und unverdrossen dem vorgesteckten Ziele entgegenstrebte, um es endlich glücklich zu erreichen. Der Mann, der das Samenkorn legte, es keimen sah und pflegte, bis es nach einem halben Jahrhundert zum großen, weithin seine Aeste ausstreckenden Baume geworden, hieß Hans Kaspar Escher.

Die Escher gehören schon seit vielen Generationen zu den angesehensten Bürgern der Stadt Zürich. Der Vater des Gründers der „Neumühle" hieß Johannes Escher, zubenannt „vom Felsenhof"; er war ein feingebildeter Mann, der den kühnen, vielleicht gewagten Entwürfen seines Sohnes nicht entgegentrat, sondern dieselben mit Rath und That und eigener Arbeit unterstützte und sein lebhaftes Interesse für das große Unternehmen bis zu seinem Tod bethätigte. Die Mutter, eine geistreiche und liebenswürdige Frau, war eine geborne Landolt. Ein jüngerer Bruder des Vaters war der gefeierte Escher von der Linth, der Erbauer des Linthkanals, durch welchen das ungesunde Moor zwischen dem Wallenstatter- und Zürcher-See zu einem fruchtbaren Gelände umgeschaffen wurde. Hans Kaspar, nach seinem Oheim, dem „Linth-Escher", so getauft, erblickte das Licht im Jahr 1775. Obwohl Zürich damals, wie in frühern und spätern Zeiten, den Ruf einer gelehrten Stadt besaß, wo die Wissenschaften in schönster Blüthe standen, so waren die wissenschaftlichen Anstalten zu jener Zeit auch dort keineswegs so, daß sich in denselben ein tüchtiger Techniker hätte heranbilden können. Latein und Griechisch und der pedantische Formalismus, der damals in der Schule herrschte, mochten dem realistischen Geiste des jungen Hans Kaspar nicht besonders behagen; so mag es gekommen sein, daß seine Präzeptoren und Lehrer ihn kopfschüttelnd für einen bornirten Geist hielten, der zu nur geringen Hoffnungen berechtigte. Indessen entfaltete sich nichtsdestoweniger im edeln Familienkreise und in unmittelbarer Berührung mit nahverwandten nachahmungswürdigen Vorbildern der Geist des Knaben und Jünglings zum Tüchtigen und Guten.

Dem Ergreifen eines sogenannten gelehrten Berufes abgeneigt, wandte er sich, als es galt eine Lebensaufgabe sich zu stellen, mit Lust und Liebe zur Baukunst. Sein Vater ließ ihn gewähren und förderte nach Kräften seine Ausbildung in diesem Fach. Als er die erforderlichen Vorkenntnisse erworben hatte, wurden ihm gerne die Mittel einer Reise nach Italien gewährt, nach Rom, wo er durch eigene Anschauung und Studium der herrlichen Vorbilder sich noch weiter in seiner Kunst vervollkommnen sollte.

Es beruht wohl auf einem Irrthum, wenn in der „biographischen Skizze" über H. K. Escher, gesagt wird, daß derselbe Gelegenheit gehabt habe in Rom mit Göthe Bekanntschaft zu machen. Göthe's zweite italienische Reise fällt auf die Jahre 1787 und 1788, wo der junge Escher erst 12 oder 13 Jahre zählte. Dagegen ergibt sich aus Göthe's Tagebüchern über seine 1797 unternommene Schweizerreise und seinen Aufenthalt am Zürichersee, daß der große Dichter damals mit der Familie Escher in freundschaftlichem Verkehre stand. Nicht nur bemerkt Göthe, daß er vom Vater Escher auf dessen Landgut bei Herliberg freundlich bewirthet worden, sondern erwähnt auch verschiedener Ausflüge, welche er mit dem „jungen Escher", der kein anderer war als der spätere Gründer der Neumühle, im September und Oktober 1797 in der Umgegend Zürich's gemacht hat.

Die Zeit, wo die wildesten Stürme der französischen Revolution kaum ausgetobt hatten und bald in diesem bald in jenem Nachbarlande die Kriegsfackel aufloderte, war nicht dazu angethan, daß der junge Architekt seine Kunst in der Vaterstadt hätte praktisch in Ausübung bringen können. Die Bürger Zürich's hielten ihr Geld beisammen und empfanden kein Gelüste neue Häuser zu bauen. Da kam die französische Invasion und die Octroirung der einen und untheilbaren helvetischen Republik, welche ihre Finanzen erschöpfen mußte die unersättlichen Gelüste der fränkischen Befreier zu befriedigen. Wie hätten die neuen Machthaber, welche nomadisch ihre Residenz nach Aarau, von da nach Luzern, von da nach Bern verlegten,

an öffentliche Bauten denken dürfen? .... Für kurze Zeit versuchte sich Hans Kaspar in der militärischen Karriere; er erhielt den Rang eines Adjutanten des helvetischen Artilleriegenerals Haas in Basel. Als aber Zürich und seine Umgebung zum Kriegsschauplatz wurde, wo französische, russische und österreichische Armeen ihre Schlachten schlugen, und den Einwohnern keine andere Rolle blieb, als die des passiven Duldens und Gehenlassens, da mied der junge Escher sein Vaterland und trat eine Reise nach Deutschland, zunächst nach dem gewerbsfleißigen Sachsen an.

Dort mag dem jungen Architekten zuerst der Gedanke gekommen sein ein Industrieller, ein Fabrikant zu werden. Nach Hause zurückgekehrt machte er sich an's Werk. Er setzte sich die schwierige Aufgabe eine mechanische Baumwollenspinnerei einzurichten. Beinahe ohne andere Hülfsmittel als den eigenen Kopf und die eigene Hand begann er in einem Zimmer des väterlichen Hauses „zum Felsenhof" das complizirte mechanische Werk versuchsweise im Kleinen einzurichten. Wer je das Geschwirr und Gesumme der tausend Räder, Walzen, Spuhlen einer Spinnmaschine gesehen, wird die Schwierigkeiten, die sich dem angehenden „Spinner" entgegenthürmten, begreifen. Aber endlich gelang es dem Scharfsinn und der Beharrlichkeit Escher's das Werk zu vollbringen, — die Spindeln drehten sich und die weißen luftigen Flocken verwandelten sich, durch die Macht der complizirten Mechanik gezwungen, in Fäden. Freilich war es weder Wassergefäll noch Dampf, welche diese erste Spinnmaschine in Bewegung setzte, sondern bescheidentlich des Erbauers eigener an einer Kurbel drehender Arm. Aber das Problem war gelöst, — was im Kleinen möglich gewesen, ließ auch im Großen sich ausführen; und auch vor dieser Aufgabe schreckte der junge Mann nicht zurück.

Die großen Weltverhältnisse schienen ihn dießmal in seinen Bestrebungen unterstützen zu wollen. Die Baumwollindustrie war bis dahin ein Monopol der Engländer gewesen, welche schon 1800 sechsundfünfzig Millionen Pfund rohe Baumwolle verarbeiteten (freilich nur wenig gegen den spätern Verbrauch), während damals auf dem Continent noch kein einziger mechanischer Spinnstuhl zu finden war. Der allgewaltige Napoleon dictirte, nachdem er Preußen zu Boden geworfen, den 21. November 1806 das Dekret, durch welches die brittischen Inseln in Blokadezustand erklärt und aller Handel und Verkehr mit England verboten wurde. Er glaubte durch diese „Continentalsperre" dem hinter den „hölzernen Festungen" seiner spottenden Todfeind die Lebensader zu unterbinden. Es versteht sich, daß, so lange dieses System aufrecht gehalten wurde, die Erzeugung solcher Fabrikate, die bisdahin ausschließlich aus England bezogen wurden, sehr lohnend sein mußte. Und wer hätte damals daran zu zweifeln gewagt, daß der von Sieg zu Sieg eilende Imperator, dasjenige, was er sich einmal vorgesetzt, nicht durchführen würde? Das von Escher's Händen errichtete gelungene Modell im „Felsenhof" und das proklamirte „Continentalsystem" gaben ihm Muth und Vertrauen. Er machte sich nun an das damals großartige und gewagte Unternehmen am rechten Ufer der Limmat, bei der sogenannten „Neumühle", eine durch Wasserkraft getriebene mechanische Baumwollspinnerei zu errichten. Diese Spinnerei, welche neben den Fabriken unsrer heutigen Spinnerkönige freilich klein und unbedeutend erscheinen würde, war der erste Kern des Complexes von Fabriken, Wasser- und Dampfwerken, Eisenhämmern und Vorrathshäusern, welche noch heute die Einwohner Zürich's mit dem Namen „Neumühle" bezeichnen. Im Juni 1807 arbeiteten dort die ersten nach den besten englischen Modellen verfertigten Maschinen und wickelten sich die weißen feinen Fäden um die surrenden Spindeln.

Hr. v. Wyß, Associé des Bankhauses C. Schultheß und Comp. unterstützte das neue Unternehmen nicht nur mit seinen guten Rathschlägen und einer namhaften Geldbetheiligung, sondern lieh ihm auch seinen Namen. Die Firma nannte sich „Escher, Wyß und Comp." Als im Verlaufe der Zeit Personen und Verhältnisse sich änderten, glaubte Escher die alte Firma dennoch beibehalten zu sollen und den Namen des ersten und bedeutendsten Theilnehmers nicht besser ehren zu können, als indem er das blühende Geschäft gleichsam unter dessen Aegide stellte.

Ungefähr ein Jahr zuvor (1806) hatte sich Hans Kaspar seinen eigenen Herd gegründet und mit einem Fräulein aus der Familie Muralt verehelicht, dem Sprößling eines jener Geschlechter, welche einst ihres Glaubens wegen die schöne Heimat am Lago maggiore verlassen mußten und zum Dank für das erhaltene Asyl die Kunst Seide zu weben in's neue Vaterland an die Ufer des Zürichersees verpflanzt hatten.

Der complicirte Mechanismus der Spinnmaschinen mußte es mit sich bringen, daß dieselben einer öfteren Reparatur bedürftig waren, und einzelne Theile sich rasch abnutzten und ersetzt werden mußten. Auch darin war Escher, welcher durch die fortdauernde Continentalsperre gehindert war die nöthigen Maschinentheile aus England zu beziehen, auf sich selber angewiesen. Er sah sich genöthigt eine Werkstatt anzulegen, in welcher die Reparaturen besorgt und die einzelnen Theile, welche zu einem mechanischen Spinnstuhl gehören, verfertigt werden konnten.

Unterdessen reizte der günstige Erfolg und das sichtbare Gedeihen der Baumwollspinnerei in der Neumühle in und außerhalb des Kantons Zürich manchen Industriellen zur Nacheiferung. Nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Norditalien, in Oesterreich und dem Elsaß wurde Escher's Spinnerei als Muster benutzt. Als im Jahr 1814 der Bann sich löste, welcher England während langer Zeit geschlossen hatte, und Escher, der auf einer längeren Reise die Fabrikdistrikte dieses industriösen Landes besucht hatte, mit den neuesten sinnreichen Modellen verbesserter Spinnstühle zurückkehrte und dieselben in seiner mechanischen Werkstätte nachbilden ließ, da nahm die Neumühle allmälig eine andere Physiognomie an. Von allen Seiten kamen Bestellungen mechanischer Spinnstühle, von allen Enden und Ecken wurde Escher bestürmt bei der Erbauung und Einrichtung von Spinnereien behülflich zu sein. Es war eine natürliche Folge, daß das Surren der Spindeln in der Neumühle bald vom Lärm der Schmiedehämmer, der Feilen und Sägen übertönt wurde. An die Stelle der zarten Baumwollenflocken trat das zähe Eisen. Die ursprüngliche Spinnerei verwandelte sich in eine Maschinenfabrik, wo Alles, was zur mechanischen Hervorbringung eines Twistfadens, von dem Wasserrad und der Turbine an bis zum kleinsten Häckchen, welches die feinen Fasern der Baumwolle an einander reiht, verfertigt wurden. An die Stelle der schmächtigen Fabrikkinder traten die rüstigen Herkulesgestalten hammerschwingender Schmiede.

Einmal in dieses Fahrwasser gerathen, blieb Escher keineswegs ruhig vor Anker liegen. Der große Bedarf unseres schreib- und drucklustigen Zeitalters an Papier provozirte die Errichtung mechanischer Papierfabriken. Auch dieser Zweig des Maschinenbaus wurde in der Neumühle mit Erfolg betrieben. Aber bald sollten großartigere Werke ganz anderer Art, den Unermüdlichen, der als organisirender Geist zwischen den klappernden Rädern und den dröhnenden Hämmern waltete, in Anspruch nehmen.

Es kam die Zeit, wo in ernsthafte Erwägung gezogen werden durfte, ob nicht auch unsre zahlreichen Seen den Bedürfnissen des stets wachsenden Verkehrs dienstbar gemacht und mit Dampfbooten befahren werden könnten. Während einer Reihe von Jahren brachte man es zwar nicht weiter als zu einigen schüchternen Versuchen. Aber endlich schlug die Idee durch. Da sah man dann bald auf unsern größern Seen kleine Dampfflotten schwimmen; und selbst die mittleren und kleineren Becken, der Bieler-, Murtner-, Wallenstatter-, Zugersee wollten ihre Pyroskaphe in verkleinertem Maßstabe haben. Dieses bedingte die dritte Umwandlung der Neumühle. H. K. Escher wurde zum Schiffsbauer. Dort wo ursprünglich die Spindeln sich gedreht hatten, wo dann die feinen complizirten Bestandtheile der mulejennies und selfactors zusammengesetzt worden, da wurden nun die Bleche gehämmert, aus denen Schiffsschalen zusammen genietet werden, — da schmiedete man Dampfkessel und verfertigte jene sinnreichen Maschinen von so und so viel Pferdekräften, welche mit ihren gewaltigen stählernen Armen die räderförmigen Floßen der Dampfboote in Bewegung setzen. —

Im Jahr 1843 hatte die Escher'sche Maschinenfabrik 19 Dampfer gebaut, welche auf den bedeutendsten Schweizerseen den Verkehr vermittelten. Bis zum Jahr 1859 war die Zahl schon auf 72 gestiegen. Fast wunderbar ist es, daß im schweizerischen Hochlande, am Ausfluß der Limmat aus dem Zürchersee, die Stätte zu suchen ist, wo Schiffe gebaut wurden, die nun jenseits der Alpen auf den italienischen Seen, auf dem Po, in der Adria, im Mittelmeer, an den französischen, italienischen, spanischen und afrikanischen Küsten und sogar auf der Donau und im schwarzen Meer bis nach Asien hinüber schwimmen. Ueber Berg und Thal, hunderte von Stunden weit, wandern wohlverpackt die Bleche, die gewaltigen Rippen, die Schrauben und Nägel, die wuchtigen Dampfkessel und Rohre, die tausend Maschinentheile, — Alles bis zum Sammt, womit in den eleganten Kajüten die Bänke ausgeschlagen und die vergoldeten Nägel, womit dieser Sammt an's Holz befestigt wird, bis an's Ort ihrer Bestimmung. Eine Kolonie rüstiger Arbeiter mit tüchtigen Führern folgt nach. Da wird dann weit hinten in Ungarn, oder an einem fernen See oder Meeresstrand ein nomadisches Lager aufgeschlagen; Bretterhäuser steigen aus dem Boden; bald leuchten die Schmiedefeuer und erschallen die Hämmer. Nach Wochen oder Monaten schwimmt der zierliche Schnellruderer auf dem fernen Gewässer und verbreitet in stets weiteren Kreisen den Ruhm der Firma Escher, Wyß und Comp.

Die Dampfboote waren die Vorläufer der Eisenbahnen. Kein Wunder, daß der Gründer der Neumühle auch den letztern schon früh seine Aufmerksamkeit zuwandte. Bereits um's Jahr 1833 traten im gewerbreichen Zürich unter dem Vorsitz des Bürgermeisters C. v. Muralt ein Paar weitblickende Männer zusammen, um eine Eisenbahn-Verbindung ihrer Vaterstadt mit Basel vorzubereiten. Unter ihnen befanden sich H. K. Escher und sein vielversprechender Sohn Gustav Albert. Die ganze Linie wurde trigonometrisch vermessen, Detailpläne angefertigt und mit den Kantonen Aargau und Basel Unterhandlungen angeknüpft. Es stand in Escher's Lebensaufgabe, Keime in den Boden zu legen, welche vielleicht erst nach Jahrzehnten sich entwickeln und dann zu großen Bäumen aufwachsen sollten. Diese allererste schweizerische Eisenbahngesellschaft fand zwar so viele Hindernisse auf ihrem Weg, insbesondere in den kleinlichen Sonderinteressen der Kantone, daß sie nach vielen gebrachten Opfern an Zeit, Arbeit und Geld sich im Jahr 1842 wieder auflöste. Aber sie war es doch, welche den ersten Anstoß zum Bau des Schienenwegs zwischen Zürich und Baden gab, aus dem dann, als die Zeiten günstiger wurden, das mächtige Geäste der Nordostbahn sich entwickelte, von ihrem Mittelpunkt Zürich aus nach allen Richtungen der Windrose ihre Zweige treibend. Es war Niemand, der sich aufrichtiger darüber freute als unser Escher, obwohl nun Andern der Ruhm und klingende Gewinn zufiel. Im mehr denn achtzigjährigen Greise fand sich noch Geisteselastizität und Energie genug, um zu Stampfenbach im wasserkräftereichen Pfäffingerbezirk, als Kolonie seiner Neumühle, eine Lokomotivwerkstätte zu gründen.

So sah also der Mann, der beim Beginn seiner Laufbahn in einer Kammer des väterlichen „Felsenhofs" den mühsam construirten mechanischen Webstuhl mit eigener Hand in Bewegung hatte setzen müssen, am Spätabend seines Lebens in der Neumühle 1200 rüstige Arbeiter beschäftigt, ungerechnet jene, welche an fernen Gestaden die einzelnen Bestandtheile der Dampfboote zusammensetzten und die in Stampfenbach Lokomotiven bauten. Aus der ursprünglichen bescheidenen Spinnerei war eine der berühmtesten mechanischen Werkstätten Europa's geworden, wo nebst allem Zubehör zum Baumwollspinnen, Wasserräder, Turbinen, Dampfmaschinen, Fluß- und Seeschiffe und endlich auch das schnaubende Dampfroß hervorgebracht wurden.

Es versteht sich, daß ein Mann, der eine solche große Lebensaufgabe zu erfüllen hat, seine Kräfte nicht zersplittern darf, sondern genöthigt ist, sie in einem einzigen Focus zu concentriren. Hans Kaspar Escher befaßte sich wenig mit Politik. Er zählte sich zu den Conservativen und war bis zur Staatsumwälzung von 1831 Mitglied des Großen Rathes. Aber während dieser Zeit und auch als Mitglied der Gemeindebehörden seiner Vaterstadt betheiligte er sich nur dann an den Diskussionen, wenn es sich um technische und Baufragen handelte. Charakteristisch für die Zeit der Regeneration ist es, daß der Gründer der Neumühle seinen Sitz in den obersten Landesbehörden verlor um vielleicht irgend einem Dorfwirth oder Advokaten Platz zu machen.

An den Stürmen und Wirren, die nun — bald im engern bald im weitern Vaterlande beinahe Jahr für Jahr sich folgten, bis der trübe Most unseres sich umgestaltenden Staatslebens endlich zu gemachtem Weine sich abklärte, nahm er keinen thätigen Antheil. Weder bei der Berufung des Dr. Strauß noch beim Septemberputsch, — weder zur Zeit der Freischaarenzüge, noch während dem Sonderbund wurde er zu den maßgebenden Persönlichkeiten gezählt. Die Räder einer neuen Maschine waren für ihn wichtiger, als die Paragraphen einer neuen Verfassung. Von Manchem mochte er damals dafür gescholten werden als einer, der hinter dem Zeitgeist zurückge-

blieben sei; von unsrem heutigen Standpunkte aus müssen wir finden, daß er seiner Zeit vorausgeeilt war.

Von seinem ersten Streben als Architekt und seinem Aufenthalt in Rom war ihm die Freude an der Kunst geblieben. Zeitlebens zeichnete er emsig. Er war einer der Gründer der zürcherischen Künstlergesellschaft und besuchte bis in sein hohes Alter die wöchentlichen Zusammenkünfte dieses Vereins regelmäßig und mit Vergnügen. Gern ertheilte er Freunden und Bekannten seinen Rath als Bauverständiger.

Seine liebste fast einzige Erholung fand der vielbeschäftigte Mann in der Schipf, jenem schönen vom Vater ererbten Landsitz in der Nähe von Herliberg am See, wo schon Göthe einst Gastfreundschaft genossen. Dieses Landgut war „sein Kleinod und Schooßkind." Hier verwandelte sich der große Industrielle in einen anspruchlosen Landwirth, in einen eifrigen Weingärtner, der dem bescheidenen Triumph nachstrebte auf seinen Rebgütern den besten Züricherwein hervorzubringen. Mit Lust verweilte er zwischen seinen Weinstöcken und unterhielt sich dort mit jedwedem Nachbarn über die besten Methoden der Rebenkultur, wobei er ohne Zweifel ebenso glücklich und ebenso stolz auf den selbstproduzirten Wein war, als wäre er Besitzer des Schlosses Johannisberg gewesen.

Ueber dem Scheitel des Mannes, dessen Leben und Streben sich vor uns aufrollte, schien der Glücksstern in fortwährend ungetrübtem Glanze zu strahlen. Aus einer edlen angesehenen Familie stammend, hatte er am Vater einen Freund und eine Stütze gefunden; in der Ehe zog er ein begünstigtes Loos; seine Unternehmungen sah er gedeihen und aus kleinen Anfängen zu Großem sich entwickeln; bis in sein hohes Alter erfreute er sich einer guten Gesundheit und rüstiger Kraft. Aber Niemand soll ganz glücklich sein. Aus seiner Ehe waren drei Kinder hervorgegangen, ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn Gustav Albert wuchs heran zum würdigen Nachfolger seines Vaters. Ruhig konnte der Gründer der Neumühle der Stunde entgegensehen, wo eine höhere Hand das Triebwerk seines Lebens abstellen würde; unter der geschickten Leitung des Sohnes sollten die Räder der Neumühle lustig fortklappern und der Rauch der Essen nach wie vor gen Himmel steigen. In England hatte Gustav Albert eine Lebensgefährtin gefunden und bereits konnte der alte Hans Kaspar eine Enkelin, die seinen Namen führte, auf den Knieen wiegen. Da lagerte sich eine finstere Wolke vor dem hellglänzenden Glücksstern: von England her kam, gleich einem Blitzschlag aus hellem Himmel, die Trauerbotschaft, daß Gustav Albert, der einzige Sohn, der würdige Nachfolger des Vater, der Stammhalter des Hauses, der Thronerbe der Neumühle gestorben sei. Es war im Jahr 1845.

Wie dunkel der Schatten war, der sich damals auf die Seele des 70jährigen Greises lagerte, wird Jeder fühlen, der weiß, daß die Väter nicht für sich, sondern für ihre Kinder Häuser bauen. Escher's energische Natur ließ auch diese Wunde vernarben. Ergebung in das nicht mehr zu ändernde und Arbeit waren die Heilmittel. Das nächste Schiff, welches, für den Zürchersee bestimmt, vom Stappel gelassen wurde, erbte vom dahingegangenen Sohn den Namen „Gustav Albert." Die Stelle des Sohnes im Geschäfte mußte nun Escher's Tochtermann, Friedrich von Mai aus Bern, auszufüllen suchen, der bisher eine juristische Laufbahn verfolgt hatte.

Der Vater überlebte den Sohn um volle vierzehn Jahre Er erkrankte im Sommer 1859 und starb ruhig und heiter ohne harten Todeskampf, nachdem er das hohe Alter von 84 Jahren erreicht hatte. Am 1. September des gedachten Jahres wurde er von den Veteranen der Neumühle zu Grabe getragen. Keiner von denen, die den Sarg tragen halfen, zählte weniger als vierundzwanzig Dienstjahre. Der Leiche folgten 1200 Männer, denen er Arbeit und Brod gegeben hatte.

Die „Neumüller" erkannten in H. K. Escher ihren Herrn. Er war rasch im Handeln, entschlossen, energisch und duldete keinen Widerspruch. Aber in der harten Schaale fand sich ein weicher Kern, — hinter der strengen Form ein gutes Herz. Vielen Scharfsinn und eine glückliche Hand bewährte er in der Auswahl der Offiziere und Unteroffiziere seiner Arbeiterarmee, den Männern, welchen er die Leitung und Ueberwachung der einzelnen Zweige des so großartigen und complizirten Geschäftes übertragen mußte. Große Stücke hielt er auf den „praktischen Leuten", den guten Technikern, denen er in seiner Achtung vor dem „Schreibervolk" einen großen Vorzug gab. War er ja selber ein Autodidact, welcher die Erfahrung, die Praxis herangebildet hatte.

Er starb, ohne Leibeserben zu hinterlassen, der seinen Namen hätte auf die Nachwelt fortpflanzen können. Aber sein Pflegekind, das ihn noch lange überleben mag, — welches er mit Müh' und Sorge groß gezogen und mit Vaterfreude wachsen und blühen sah, das ist die Neumühle. Sie wird, soweit menschliche Voraussicht prophezeien kann, den Namen Hans Kaspar Escher's noch bei vielen auf einanderfolgenden Generationen in ehrenvoller und dankbarer Erinnerung erhalten.



Léopold Robert

Leopold Robert.

> — — — — Es liegt um uns herum
> Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub.
> Doch hier in unsrem Herzen ist der tiefste,
> Und reizend ist es sich hinabzustürzen.
>
> Göthe „Tasso“.

Mit Recht sind die Bewohner von Chaux-de-Fonds stolz auf ihren Mitbürger und haben am großen Nationalfeste, welches die Schweizer in ihrer Mitte begingen, seine Statue als Schmuck und Zierde ihres „Dorfes“ aufgestellt. Leopold Robert war ein großer Maler.

Die Zahl der Bilder, die er schuf, beträgt mehr als zweihundertfünfzig. Keines, welches nicht für den Besitzer ein Kleinod und für die Sammlung, in welcher es sich befindet, eine Zierde wäre. Wird eines verkäuflich, so ist es nur um hohe Preise zu erwerben. Einige seiner Meisterwerke befinden sich in der Sammlung des Louvre und erscheinen neben den Bildern der großen Meister als ebenbürtig. Einige, die im Besitz des Königs Ludwig Philipp sich zum Theil im Palais-royal, zum Theil im Schlosse zu Neuilly befanden, wurden während der Katastrophe des Jahres 1848 zerstört.

Sämmtliche Bilder gehören dem höheren Genre an. Seine Stoffe holte er sich aus dem Volksleben. Durch die Reinheit und edle Einfachheit seines Styles, reicht er an das Schönste, was die Kunst in ihren besten Zeiten hervorbrachte. Streng an der Natur sich haltend, wußte er ihr dennoch den Adel des Ideals zu verleihen. Er verstand es in einfachen Fischern, in schlichten Bauern und armen Pilgern das rein Menschliche zu verherrlichen.

Leopold Robert theilte selbst seine Bilder in „kleine“ und „große“ ein. Zu den „kleinen“ zählte er alle jene Werke, welche entweder Naturstudien waren, oder bloß einen Gedanken, eine Empfindung versinnlichten. So seine oft vervielfältigten «pifferari» vor dem Madonnenbild, seine betenden Räuber, seine Pilgerin mit dem sterbenden Kind, die neapolitanische Frau auf den Trümmern ihres Hauses, die Mädchen von Ischia und hundert andere. — „Große Bilder“, complizirtere Compositionen, hat er trotz seines eisernen Fleißes und bedeutender Arbeitskraft doch nicht mehr als viere hervorgebracht. Vertiefen wir uns in dieselben, so erblicken wir in ihnen den Wiederschein von vier Hauptepochen seines Lebens.

Seine erste große Composition ist „der neapolitanische Improvisator auf dem Cap Misene“. Hier regt das erwachende zum Bewußtsein kommende Künstlergenie zum erstenmal kühn und ahnungsvoll seine Flügel. — Das zweite Gemälde ist „die Rückkehr vom Fest der Madonna del Arco“. In strahlender Freudigkeit drückt sich der Jubel des Künstlergemüthes aus über den ersten gelungenen Flug — Die „Schnitter in den pontinischen Sümpfen“ tragen den Stempel der ruhigen und bescheidenen Sicherheit nach errungenem Triumphe. — Ueber der „Abfahrt der Fischer“ schwebt ein trüber melancholischer Hauch; man liest den Zweifel heraus, der des Künstlers Herz peinigte, nichts Besseres mehr hervorbringen zu können und doch das Höchste nicht erreicht zu haben. In die neblige gefährliche Ferne ziehen die Fischer und auf ihren Gesichtern liegt die Ahnung, daß sie nimmer zurückkehren werden. Wenige Wochen nach Vollendung dieses Bildes hatte sich Leopold Robert mit eigener Hand den Lebensfaden durchschnitten.

Chaux-de-fonds war, als Leopold 1794 zuerst das Licht erblickte, noch nicht das große üppige Uhrmacherdorf von heute. Da sah man noch keine hohen palastähnlichen Häuser, keine eleganten Kaufladen und Kaffeehäuser, keine Gaslaternen wie heute. Die Bewohner des rauhen Gebirgsthals, wo kein Obstbaum mehr gedeiht, über sechs Monde der Schnee liegt und kalte feuchte Nebel öfters Wochen lang den Anblick der Sonne verhüllen, waren damals meist schlichte Hirten oder anspruchlose Anfänger im Uhrmachergewerbe und wohnten in ärmlichen Häusern mit kleinen schießschartenähnlichen Fenstern und steinbeschwerten Schindeldächern. Auch der Vater Leopold's, der den Beruf eines Uhrgehäusemachers trieb, wohnte in einer solchen bescheidenen Hütte, draußen vor dem Dorfe an der Straße nach Locle. Eine Inschrift über der Thüre bezeichnet heute das Geburtshaus des Künstlers.

Leopold war der älteste von fünf Geschwistern. Auf ihn folgte Alfred, der in Folge häuslichen Verdrusses im Jahr 1825 seinem Leben freiwillig ein Ende machte. Den jüngsten Bruder Aurel erzog Leopold selber zum Künstler und Maler. Zwei Schwestern, den berühmten Bruder in bewundernder Andacht verehrend, blieben übrig am Grabe des verzweifelnd Dahingegangenen zu trauern. Die Mutter, trotz ihres geringen Standes eine fein organisirte zartbesaitete Natur, erlebte seinen Tod nicht; sie starb, als sie den Sohn im vollen Glanze seines Ruhmes strahlend gesehen hatte.

Die Eltern waren keineswegs in glänzenden Vermögensverhältnissen. Dennoch suchten sie ihren Kindern eine möglichst gute Erziehung zu geben. Der Erstgeborne war ein äußerst lebhafter, fast nicht zu bändigender Knabe, der schon früh jedes Stück Papier, das er sich aneignen konnte, jede ihm zugängliche Mauer mit unbehülflichen Zeichnungen bedeckte. Nachdem er den Primarunterricht genossen, wurde Leopold nach Pruntrut, damals eine französische Kreisstadt, geschickt, das dortige Kollegium zu besuchen. Mit Ungestüm machte er sich an's Studiren und zwar mit solch' übertriebenem Eifer, daß bald seine Gesundheit darunter litt und er vom Vater nach Hause zurückberufen werden mußte. Als Aeltester der Familie sollte er so bald als möglich einen brodgebenden Beruf ergreifen, um im Nothfall den Geschwistern Vaterstelle vertreten zu können. Nachdem er sich im elterlichen Hause die nöthigsten Vorkenntnisse angeeignet, ging er nach Yverdon zu einem Kaufmann in die Lehre. Zum Handelsmann war Leopold nicht geboren. Die dumpfen prosaischen Räume des Kramladens, des Magazins und Comptoirs wurden ihm bald zur unerträglichen Hölle. — Das Glück wollte es, daß eben damals ein Freund seines Vaters, der gleichfalls aus Chaux-de-fonds gebürtige Kupferstecher Girardet, sich erbot, den Knaben mit nach Paris zu nehmen und ihn in seiner Kunst zu unterrichten.

Es war im Jahr 1810, Leopold sechszehn Jahre alt. Mit Eifer erlernte er den neuen Beruf. Sein Lehrmeister gestattete ihm, zugleich die Akademie und das Atelier des Malers David zu besuchen. In letzterer war Schnetz, später Director der französischen Malerakademie in Rom, gleichfalls ein Schweizer von Abstammung, sein Mitschüler. Es bildete sich zwischen beiden eine Freundschaft für's Leben. — David fand in seinem „jungen Leopold", wie er ihn zu benennen pflegte, ein vergrabenes Talent, einen ernsten Willen und einen unermüdlichen Fleiß. Er ermunterte ihn seine Malerstudien fortzusetzen, — es werde ihm auch für seine Fortschritte in der Kupferstecherkunst förderlich sein. Obschon die lichten Farben der Palette ihn schon damals tausendmal mehr ansprechen mochten als die trockene Arbeit des Grabstichels, so blieb er doch der einmal eingeschlagenen Laufbahn getreu, selbst als sein Lehrmeister Girardet Paris verließ. Beim großen Concurse von 1814 erhielt er den zweiten Preis in der Kupferstecherkunst. Nun ging sein Streben dahin, im folgenden Jahre den ersten Preis zu erringen, der ihm einen Freiplatz in der französischen Akademie in Rom eingetragen hätte.

Es kamen die politischen Ereignisse, der Zusammensturz des Kaiserreichs dazwischen. Das Fürstenthum Neuchatel wurde wieder halb preußisch, halb schweizerisch, und im restaurirten den Bourbonen zurückgegebenen Paris ward der Grundsatz festgestellt, daß in Zukunft keinem Ausländer mehr gestattet sein solle, für die ersten akademischen Preise zu concurriren.

Leopold Robert hatte sich schon längst mit dem Gedanken gequält, daß die Eltern ihm und seiner Ausbildung Opfer brächten, welche über ihre Kräfte gingen. Entmuthigt kehrte er nach Hause und versuchte dort sich seinen Lebensunterhalt durch Portraitmalen zu gewinnen. Die Bilder, die er malte, waren nicht ohne Verdienst und Originalität. Ein neuenburgischer reicher Kunstfreund, Roulet de Meyserac, wurde auf den jungen Maler aufmerksam, gab ihm den Rath, sich zu seiner Ausbildung nach Italien zu begeben und bot ihm zugleich auf die liberalste Weise die hiezu nöthigen Geldmittel an. Robert nahm mit Freuden den großmüthigen Vorschlag an, jedoch nur unter der Bedingung, späterer vollständiger Rückerstattung. Diese Schuld tilgte dann auch der Künstler, als er berühmt und seine Gemälde gesucht wurden, mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit, als er seiner Familie jenes Pariser Lehrgeld auf Kreuzer und Heller wieder zurückbezahlte.

Es war im Jahr 1818 als Leopold Robert nach Rom kam; er zählte damals 24 Jahre. Sein Künstlerherz jubelte der ewigen Stadt, seiner «terra promessa» entgegen. Er traf dort seinen Freund Schnetz, der dem stets unbehülflichen jungen Mann als treuer Mentor zur Seite stand, ihm half sich einzurichten und ihn in die römische Künstlerwelt einführte. Mit unermüdlichem Fleiße arbeitete nun der ehmalige Kupferstecher an seiner Ausbildung als Maler und machte die erfreulichsten Fortschritte.

Um diese Zeit, etwa im Jahr 1819, geschah es, daß die gesammte Bevölkerung des berüchtigten appenninischen Räuberstädtchens Sonnino gefangen nach Rom geschleppt wurde. Die hervorragenderen unter den Räubern wurden in der Engelsburg verwahrt; der Rest, Männer, Weiber und Kinder sperrte man in den „Termini", den einstigen Thermen des Diocletian ein. Robert wußte sich die Erlaubniß zu verschaffen mitten unter diesem malerischen Räubervolke seine Malerwerkstätte aufzuschlagen. Hier machte er nun seine Studien. Die Brigantenromantik, damals neu und eben durch Lord Byrons Muse in Mode gebracht, wurde seine Spezialität. Die oft reproduzirten Bilder: „Der Räuber und sein Weib", — „der betende Räuber", — „Tod des Räubers" und so viele andere stammen aus jener Zeit. — Unter den Gefangenen der Termini befanden sich auch zwei Schwestern, die sich beide durch außergewöhnliche Schönheit auszeichneten; Maria Grazia und Teresina. Maria Grazia war ein ächtes Räuberweib, stolz, wild und voll glühender Leidenschaft, — Teresina etwas zarter und feiner von Gemüth und Gestalt. Diese beiden dienten dem jungen Maler und seinem Freund Schnetz häufig als Modelle. Später scheint sich ein innigeres Verhältniß zwischen Schnetz und Maria Grazia, Leopold und Teresina gestaltet zu haben. Teresina ist es, welche von den Biographen „Roberts sonninesische Fornarina" genannt wird. Wir finden ihr Portrait nicht nur auf manchen der kleinern Bilder Robert's, sondern auch auf zwei seiner großen Gemälde: auf dem Bild des neapolitanischen Improvisators ist es die Frau, welche zu Füßen des Sängers sitzt; auf der „Rückkehr von der Madonna del Arco" ist es eines der neben dem Wagen einhertanzenden Mädchen. — Diese jahrelang gepflegte Bekanntschaft des schüchternen, eingezogenen und in sich gekehrten Künstlers mit dem Räubermädchen von Sonnino wirft auf die sonst unscheinbar nüchterne Gestalt Roberts einen unerwarteten romantischen Reflex.

Der junge Schweizermaler begann allmälig unter den Künstlern und Kunstmäzenen Roms sich einen Namen zu machen. Seine kleinen Bilder ließen sich gut verkaufen und er war nicht mehr genöthigt die Generosität seines Gönners Roulet länger in Anspruch zu nehmen. Da geschah es, daß ein Kunstfreund ein größeres Bild mit Angabe des Gegenstandes bei ihm bestellte: „Die improvisirende Corinna auf dem Kap Misene". Er machte sich an die Arbeit, welche nach Wunsch gelang, bis an die beiden Hauptfiguren, Corinna und ihr Freund Oswald. Die begeisterte Dichterin wollte sich, obwohl ihm die schöne Maria Grazia als Modell saß, keineswegs gestalten; Oswald's englische Offiziersuniform widerstrebte dem an die malerischen Lumpen der sonninesischen Briganten gewohnten Künstlerauge. Als der Besteller trotz wiederholten Vorstellungen nicht von seinem Gegenstande abgehen wollte, gab Robert den Kunden auf, schabte die Corinna von der Leinwand und setzte an ihre Stelle den „neapolitanischen Improvisator" im einfachen Lazzaronegewand. Es wurde dieß das erste „große Bild" des Künstlers, ausgezeichnet durch die treffliche Gruppirung der Figuren, die Einfachheit der Composition, den noblen Styl, der dennoch seinen Gestalten nichts von ihrer Wahrheit, Naivität und Volksthümlichkeit entzieht, und durch den poetischen Duft, der über dem Hintergrund, dem Meere, aus welchem die Insel Ischia emportaucht, sich lagert.

An der Pariser Kunstausstellung von 1824 hatte Leopold Robert nebst seinem Improvisator noch vier oder fünf andere Bilder, welche sämmtlich Beifall fanden. Ein erleuchteter Kunstfreund, Hr. Marcotte, richtete von Paris aus an den bisher unbekannten Künstler einige beglückwünschende Zeilen, welche Robert zu beantworten schicklich fand. Es erfolgte bald ein lebhafter Briefwechsel und nach einiger Zeit verband ein Freundschaftsbund für's Leben die beiden Männer, die sich nie gesehen hatten. Marcotte wurde Roberts treuer Rathgeber; er besorgte für ihn den Verkauf seiner Gemälde, war nicht nur sein Gewissensrath in den zartesten Herzensfragen, sondern auch sein Geschäftsmann und Banquier und entlastete so den in Geldgeschäften Unpraktischen und Unbehülflichen einer lästigen Sorge. Erst sechs Jahre später, als Robert im Jahre 1831 Paris besuchte, sahen sich beide Freunde zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht. —

Der endlich errungene Erfolg ermunterte unsern nun bald Dreißig zählenden Künstler zur Entwerfung fernerer größerer Bilder. Er faßte den Plan einen Cyclus von vier Gemälden auszuführen, welche die vier Jahreszeiten charakterisiren sollten.

Als Gegenstand seines Frühlingsbildes wählte er „die Rückkehr vom Feste der Madonna del Arco." Um Pfingsten herum strömt das Volk von Neapel zum Madonnenbild einer Dorfkapelle, um von ihr die Fruchtbarkeit der Felder zu erflehen. Auf bekränzten Wagen in ihrem reichsten Kleiderschmuck, blumenumwundene Thirsusstäbe schwingend, tambourinschlagend, singend und tanzend ziehen die Lazzaroni, die Gärtner der Vorstädte, die Fischer von Ischia in bachantischer Lust daher, die christliche Feier mit einem heidnischen Pomp begehend, der ihnen als Ueberlieferung der alten Ceres- und Bachusfeste geblieben ist. Altgriechische Heiterkeit, lauteste Freude, die nirgends die Schranken des Schönen und Edeln überströmt, ein Bild voll rythmisch maßvoller Bewegung, eine Zeichnung, als hätt' er sie einem pompejanischen Basrelief nachgebildet, antikklassisch gedacht und ausgeführt, getaucht in die wärmsten Farben des Südens, — das ist Robert's Bild des Madonnenfestes. Das Gemälde fand an der Pariserausstellung des Jahres 1827 den ungetheiltesten Beifall besonders der Künstler, welche dem, der es gemalt, noch größere Triumphe prophezeiten.

Sie hatten sich nicht geirrt. Vier Jahre später 1831 erschienen an der Pariser Ausstellung „die Schnitter in den pontinischen Sümpfen", das zweite Bild des Jahreszeiten Cyklus.

Der von zwei Büffeln gezogene Erntewagen ist auf dem Felde angelangt. Auf dem Wagen thront, Befehle ertheilend, das ehrwürdige Familienhaupt, neben ihm die junge Mutter mit dem Säugling; eine kräftige Männergestalt sitzt auf dem breiten Rücken eines der Thiere, während ein herrlicher Jüngling ruhend an den andern sich lehnt. Von der linken Seite treten Frauen, gesammelte Halme herbeitragend, heran; auf der rechten Seite des Wagens tanzen junge Männer nach den Tönen eines ländlichen Instrumentes. Die wärmsten Farbentöne eines süditalienischen Abends durchleuchten das Bild. In diesem Gemälde ist schönste Ruhe, wohlthuendste Harmonie; es ist eine antike Idylle, – ein Gesang aus Homer's Odyssee.... Eine in Paris wohnende Römerin brach beim Anblick der „Schnitter" in Thränen aus. Das Bild wurde für die königlichen Sammlungen angekauft. Ludwig Philipp verlieh dem Künstler, der eben damals in Paris auf Besuch war, in feierlicher Weise das Kreuz der Ehrenlegion.... Und doch war Leopold Robert mit sich selber und seinen Leistungen nicht zufrieden. „Ich denke unablässig an die Natur", schreibt er an seinen Freund Marcotte, — „und in dem, was ich gemalt, sehe ich nichts als Gliederpuppen." —

Bevor wir zum letzten großen Bilde, zum gemalten Schwanengesang des Künstlers gelangen, müssen wir einen Blick auf sein Leben zurück werfen, müssen in's Auge fassen, wie zufällige Verumständungen, eigenthümliche Verstrickungen ihn immer schneller den verhängnißvollen Abhang hinuntertreiben, an dessen Ende der Abgrund der Verzweiflung sich öffnet.

Leopold Robert war jahrelang unbeachtet geblieben und hatte kaum je eines seiner Gemälde verkauft. Da fiel es einem praktischen, mit dem Weltlauf bekannten Freunde ein, eine vornehme Kunstgönnerin, die Herzogin von Devonshire, in das Atelier des obscuren Malers zu locken. Von da an kam er in die Mode; nicht nur fanden seine Bilder reißenden Absatz, sondern die Häuser der Vornehmsten standen ihm offen. Der scheue in sich gekehrte Schweizer machte selten Gebrauch von der Gastfreundschaft der Großen. Da geschah es, daß er in die Familie eines der aus Frankreich verbannten Napoleoniden eingeführt wurde; es war der älteste Sohn des Königs Louis Bonaparte und der Königin Hortense, vermählt mit der Tochter Joseph Bonaparte's, damaligem Grafen von Survilliers. Das fürstliche Ehepaar gehörte selbst zu den ausübenden Kunstdilettanten; der Schweizermaler mußte rathen, lehren, helfen. Sogar eine gemeinschaftliche Arbeit wurde unternommen: Phantasielandschaften mit entsprechender Staffage. Der Prinz entwarf die Landschaft, Leopold die Figuren und die Prinzessin zeichnete die Bilder auf Stein. Trotz der bescheidenen und gemessenen Zurückhaltung des Uhrmachersohnes von Chaux-de-fonds gestaltete sich dennoch ein intimes Verhältniß zwischen Robert und dem fürstlichen Paar, welches nicht müde wurde dem Maler zu wiederholen, daß die Kunst alle Rangverhältnisse aufhebe und der Lorbeer so schwer wiege als Fürstenkronen. Leopold, der die Gefühle, die allmälig in ihm rege wurden, für Freundschaft und Dankbarkeit hielt, ließ sich endlich willenlos gehen und schlürfte das süße Gift des fast täglichen Zusammenseins mit der jungen Fürstin.

Es erfolgte eine Katastrophe, welche den Sorglosen plötzlich die Natur seiner Empfindungen erkennen ließen, einen Augenblick sein Auge mit dem Schimmer einer trügerischen Hoffnung blendete, ihm das höchste Glück in erreichbar scheinender Nähe zeigte und ihm dann zu spät den unübersteigbaren Abgrund inne werden ließ, der ihn auf immer davon trennte

Im Winter 1831 brach die bald unterdrückte revolutionäre Erhebung in den Marken aus, an welcher beide Brüder Bonaparte, die Söhne der Königin Hortensia, sich betheiligten. Roberts Gönner und Schüler, der Gemahl der Prinzessin Charlotte, erkrankte auf der Flucht in Forli an den Masern und starb. Leopold, der vertraute Hausfreund, fand es in seiner Pflicht nach Kräften zu trösten. Aber bald wurde ihm klar, daß es mehr als Freundschaft war, was er der jungen Wittwe gegenüber fühlte und seine Leidenschaft schien ihm nicht ganz unerwiedert. Die Dame seines Herzens war frei; – sie war auch frei von den Vorurtheilen der Welt, sie hatte ihm hundertmal wiederholt, daß die Kunst den höchsten Adel verleihe. Kurze Zeit wiegte sich der Berauschte in süßen Illusionen. Um so herber war das Erwachen aus dem schmeichelnden Traume. Der Sohn des Uhrgehäusemachers, der Unscheinbare, Unbehülfliche konnte nie der Gemahl der glänzenden Fürstin werden; dann war noch ein anderes Hinderniß: sie war Katholikin, er von Geburt und Ueberzeugung strenger Protestant. Ein frivoles Verhältniß mit der Dame seines Herzens einzugehen, erlaubten ihm sein strengen sittlichen Grundsätze nicht. Die Flucht aus der Nähe der Gefährlichen hätte ihn allein retten können. Aber er vermochte es nicht, dieweil es noch Zeit war. Als er sich endlich losriß, war es zu spät, sein Herz war verwundet, um nimmer wieder zu heilen....

Zwei finstre Wolken also waren es, welche ihre melancholischen Schatten auf Leopold Roberts Seele warfen: das Ungenügen an sich selbst, die Qual, sein inneres Kunstideal nicht ganz zur äußern Erscheinung bringen, die Gestalten, die er fühlte, nicht so wie er sie fühlte, auf die Leinwand malen zu können; — dann seine unglückliche Leidenschaft.

Von Paris aus hatte er die Schweiz und seinen Geburtsort besucht. Der graue Himmel der rauhen Jurathäler, die unmalerischen Hirten an den Seen des Doubs konnten dem Künstlerauge nicht gefallen. Er eilte in sein schönes Italien zurück. Ein Paar Wochen verweilte er wieder in der gefährlichen Nähe seiner Circe in Florenz. Dann riß er sich zum zweitenmal los und siedelte sich in Venedig an. Aber doppelt schmerzlich fühlte er den in seinem Herzen zurückgebliebenen Widerhaken. In solcher Gemüthsstimmung machte er sich an das Bild, welches den Winter charakterisiren sollte. Zuerst hatte er daran gedacht, als Gegenstand den Carneval von Venedig zu wählen; das eigene Urtheil und der Rath der Freunde ließen ihn diesen Stoff wieder verwerfen.

In der Nähe von Venedig befindet sich die Fischerinsel Chioggia. Ihre Bewohner zeigen einen eigenthümlichen Typus; eine malerische Landestracht hat sich zum Theil unter ihnen erhalten. Die Abfahrt der Fischer von Chioggia zum Fischfang von langer Dauer wählte Robert, um — nicht den starren nordischen, sondern den trüb melancholischen Winter Italiens darzustellen. Es ist ein sturmschwangrer Novemberhimmel; in der Ferne sieht man die tückische Adria. Bekümmerte Mütter, Frauen und Schwestern schauen den Vorbereitungen der Abreise zu. Es sind schöne kräftige Männergestalten in kleidsamer Tracht, diese Chioggioten. Aber man liest es ihnen auf den Gesichtern, welche trübe Ahnung ihnen im tiefen Herzen sitzt, die Ahnung, daß sie zu ihrer letzten Fahrt, ihrem letzten Fischfang sich rüsten, — daß sie nimmermehr ihre Insel wiedersehen werden....

Drei volle Jahre malte Leopold Robert an diesem Bilde. Trüber und trüber wurde sein Geist. Endlich war es fertig und wurde nach Paris zur Ausstellung versandt, die im Frühling 1835 stattfinden sollte.

Sein Bruder Aurel, welchen Leopold mit treuer Sorge zum tüchtigen Künstler erzogen hatte, wohnte damals bei ihm in Venedig und malte mit ihm in der nämlichen Werkstatt. Ein Brief, welchen Aurel nach dem Tode des Bruders an Marcotte schrieb, zeichnet den stets düsterer werdenden Gemüthszustand Leopolds, nachdem er die Fischer vollendet hatte: „Wir arbeiteten neben einander, er war unruhig; er erhob sich „oft, um seine Cigarre anzuzünden oder um sich im Spiegel zu „besehen. Schau doch, sagte er, welch' sonderbares Aussehen „ich habe, welche starren Augen.... Ich habe den und den „getroffen, fuhr er fort, der mich auf besondere Weise grüßte, „er hat mich wunderlich angesehen.... Ich gleiche einem „Tollhäusler...."

„Seine Worte waren abgebrochen, seine Reden unklar... „Oft legte er beide Arme auf meine Schultern und schaute meine „Arbeit an (beide Brüder arbeiteten damals an Copien der „Schnitter). Es ist gut, sehr gut Deine Copie ist besser „als die meine, sagte er seufzend. Es geht nicht mehr. Mein „Gesicht wird schwach. Ich habe keine Freude mehr an der „Arbeit...."

„Er klagte stets über eine Empfindung von Kälte, besonders am Kopf. Doch schien seine Gesundheit während der „letzten Zeit recht gut zu sein.

„Er erhielt den 8. (März) einen Brief aus Florenz (von „der Prinzessin).... Derselbe wurde verbrannt, wie er es mit „den andern ein Paar Tage vorher ebenfalls gemacht.... Ich „sagte ihm, seine Entmuthigung rühre von seiner unglücklichen „Leidenschaft her. Du irrst dich, antwortete er, ich bin geheilt, „ich denke nicht mehr daran. So leidest du von den Folgen; „du fühlst nun eine Leere in deinem Herzen. Reise nach der „Schweiz, heirathe dort! — Ach, mein Lieber, war seine Antwort, es ist zu spät! Mein Gott, wenn ich nur zehn Jahre „meines Lebens zurücknehmen könnte, wie gern würd' ich's „thun...."

Ueber die beabsichtigte Reise nach der Schweiz vermochte Leopold Robert zu keinem festen Entschlusse zu gelangen. Diese Unentschiedenheit quälte ihn. Dazu kamen zwei unangenehme Nachrichten: Die Prinzessin reiste von Florenz zu ihrem Vater, König Joseph, nach England; — sein Bild, die Fischer, war zu spät in Paris eingetroffen, um zur großen Ausstellung zugelassen zu werden.

Am Morgen des 20. März frug Leopold zum hundertsten mal den Bruder um seinen Rath wegen der Schweizerreise. Aurel erwiederte, er solle es selbst erwägen und thun, was er für's Beste halte. Da rief jener plötzlich: „Nun so reise ich."

Er ging nach seinem Atelier. Nach kurzer Zeit folgte ihm Aurel. Er fand die Thüre verschlossen. Voll banger Ahnung sprengte er sie auf: Leopold lag vor seiner Staffelei im Blut, neben ihm das Rasirmesser, mit welchem er sich den Hals durchschnitten hatte. Genau zehn Jahre vorher, am 20. März 1825, hatte sich sein Bruder Alfred auf die gleiche Weise den Tod gegeben. Die Autopsie wurde an seinem Leichnam vorgenommen; es zeigte sich eine seröse Ausschwitzung im Gehirn. Die irdische Hülle des großen Künstlers wurde von seinen Freunden nach dem Lido begleitet. Die Wellen der Adria befeuchten den Sand, in welchen sein Grab gegraben wurde.

Leopold Robert's Aeußeres war weder imposant noch einnehmend; sein Benehmen linkisch, sein Auftreten ängstlich und ohne Zuversicht; er war nicht der Mann des raschen Entschlusses und der kecken That; gewöhnlich ging er gesenkten Hauptes und unsichern Schrittes einher; in fröhlichen Gesellschaften war er meist ein stummer trübseliger Gast. Aber in guten Stunden, bei Freunden, die den Funken in seinem Geiste zu wecken verstanden, schwand die Wolke, die seine Stirn umdüsterte, er wurde lebhaft, faßte seine Meinung in kurze treffende Worte. Dann entfaltete sich der Adel seines Herzens, in welchem nie etwas Gemeines, Niedriges eine Stätte gefunden hatte; da zeigte sich die ungewöhnliche Feinheit und Innigkeit seines Gefühls und die Zartheit seiner Gesinnung, die ebenso rein und keusch wie sein Pinsel war. Dann, zu diesen guten Stunden, zeigte sich das Genie des großen klassischen Malers auch in seinem Wesen.

An seinem verzweiflungsvollen Ende trägt er keine Schuld. Seine innerliche Unzufriedenheit, seine unglückselige Leidenschaft waren nicht die Ursachen, sondern die Symptome der Krankheit, welche seinen Tod herbeiführte. Wer wird den Kranken verdammen wollen, der seinem unverschuldeten Uebel zum Opfer wird? —





Joh. Ludwig Burkhardt

Johann Ludwig Burckhardt.

(Scheik Ibrahim.)

Von jeher übte der mährchenreiche Orient einen zauberischen Einfluß auf die Einbildungskraft der Abendländer aus. Und auch das geheimnißvolle Afrika zog seit Jahrhunderten kühne Männer nach seinen blumenbedeckten Sümpfen und unwirthlichen Sandwüsten, welche ihr Leben daran setzten das Räthsel der Sphinx zu lösen und der Welt Kunde zu bringen, wie das unerforschte Innere jenes mit sieben Siegeln verschlossenen Welttheils beschaffen sei. Auch die Schweiz war bei diesen geographischen Kreuzzügen nicht unbetheiligt. Erst in neuerer Zeit erstieg ein muthvoller junger Mann, der Träger eines Namens von gutem Klang, das abyssinische Hochland und lebte Jahre lang, mit allen Entbehrungen kämpfend, unter dem fernen Himmelsstrich, Länder-, Völker- und Sprachenkunde durch seine Forschungen rühmlich bereichernd.

Ein halbes Jahrhundert zuvor hatte sich ein anderer Schweizer die Erforschung Afrika's zur Lebensaufgabe gemacht, — der Basler Johann Ludwig Burckhardt.

Man möchte glauben das Schicksal habe ihm schon bei seiner Geburt das Horoskop eines unstäten Wanderlebens gestellt; er kam im Jahr 1784 während eines zufälligen Reiseaufenthaltes seiner Eltern in Lausanne zur Welt. Seine Familie gehörte zu einem der angesehensten Baslergeschlechter. Sein Vater war der Oberst J. R. Burckhardt, zubenannt im „Kirschgarten", seine Mutter Sarah eine geborne Rohner.

Johann Ludwig, das achte aus dieser Ehe entsprossene Kind genoß seine erste Erziehung in Basel. In seinem fünfzehnten Jahr trat er in eine Erziehungsanstalt in Neuenburg. Von da bezog er, erst 16 Jahre alt, die Universität Leipzig. Sein Vater, ein eifriger Widersacher der politischen Zustände, welche in Folge der französischen Invasion von 1798 in der Schweiz Platz gegriffen hatten, begleitete seinen Sohn nach der Hochschule. In Leipzig verweilte der junge Student während vier Jahren und übersiedelte dann 1804 nach Göttingen. „An beiden Orten genoß Burckhardt (nach dem Zeugniß seines englischen Biographen) wegen seinem guten Benehmen, seinem hohen Ehrgefühl, seinen ausgezeichneten Talenten und seinem Eifer für die Wissenschaft der allgemeinen Achtung, während seine Offenheit, Heiterkeit, Güte und Gleichmüthigkeit ihm die Zuneigung seiner Freunde erwarb."

Seine anererbte Abneigung gegen die französische Gewaltherrschaft bewog ihn im Jahr 1805 den Continent zu verlassen und sich, mit guten Empfehlungen versehen, nach London zu begeben. Dort bestand, schon seit 1788 unter der Leitung des Sir Joseph Banks die „afrikanische Gesellschaft", ein Verein, der sich die wissenschaftliche Erforschung Afrika's zum Zweck gesetzt hatte. Eine ganze Reihe von Reisenden, unter denen der berühmte Mungo Park, waren von der afrikanischen Gesellschaft zur Explorirung dieses Welttheils ausgesandt worden und die meisten von ihnen die Opfer ihres Eifers geworden. Dieser Umstand schreckte den jungen Burckhardt nicht ab dem Vereine seine Dienste anzubieten, welche mit Vergnügen angenommen wurden.

Seine nächste Sorge war nun, sich die Kenntniß derjenigen Wissenschaften anzueignen, welche ihm bei seiner neuen Lebensaufgabe besonders behülflich sein konnten, nämlich Astronomie, Naturwissenschaften und Arzneikunde. Zu diesem Zwecke besuchte er die Universität Cambridge. Zugleich suchte er seinen Körper abzuhärten und zur Ertragung der Strapatzen fähig zu machen, die seiner warteten. Er machte lange Fußreisen bei der größesten Sommerhitze, schlief, in eine Decke gehüllt, auf bloßer Erde und nährte sich ausschließlich von Wasser und Pflanzenkost. Dieses harte Reisenoviziat zeugt von bedeutender Charakterstärke und Selbstverläugnung; doch ließe sich fragen, ob nicht eine kräftige Ernährung den Körper des Reisenden mit größerer Widerstandskraft gegen die künftigen Entbehrungen und schädlichen Einflüsse ausgestattet hätte; und ob nicht gerade die vorausgegangene Abschwächung durch magere Kost die Anlage zu dem Leiden in ihn legte, dem er leider zu früh erlag. — Es versteht sich, daß er bei seinen Studien ganz besonders die orientalischen Sprachen berücksichtigte.

Im Januar 1809 erhielt er vom Präsidenten der „afrikanischen Gesellschaft" Sir Jos. Banks und ihrem Sekretär Dr. Hamilton seine Instruktionen. Dieselben gingen im Wesentlichen dahin: Nach einem längern Aufenthalt in Syrien und Egypten, welchen er dazu benutzen sollte, sich mit der arabischen Sprache und den muselmännischen Sitten und Anschauungen vollkommen vertraut zu machen, von Cairo aus quer durch den afrikanischen Continent, wo er am breitesten ist, zuerst nach Fezzan, von da nach dem damals noch von keinem Europäer betretenen Tombuktu und von dort nach den Nigerländern vorzudringen.

Am 14. Februar desselben Jahres schiffte er sich nach Malta ein. In einem vom 22. Mai aus dieser Insel datirten Briefe schreibt er: „Ich gehe von hier nach Aleppo als ein „indischer Kaufmann muhamedanischer Religion, als vermeintlicher Ueberbringer von Depeschen der ostindischen Compagnie „an den brittischen Konsul zu Aleppo, Hrn. Barker.... Als „solcher werde ich meine gegenwärtige Unvollkommenheit in „Sprache und Sitten entschuldigen können. Ich werde der „Wachsamkeit der Zöllner entschlüpfen, auf der Straße selbst „von Landesautoritäten beschützt und bald in dem Gewühle von „Aleppo verloren sein..."

Bei dem herrschenden Mißtrauen der orientalischen und afrikanischen Völkerschaften gegen die „Franken" hing das Gelingen der Unternehmung Burckhardt's vor Allem davon ab, daß er nicht als reisender Europäer erkannt wurde. Doppelte Vorsicht war bei der damaligen politischen Weltlage nothwendig, da Frankreich es in seinem Interesse finden mußte, jeden Versuch der Engländer im Orient und in Afrika Boden und Einfluß zu gewinnen, nach Kräften zu vereiteln.

„Während meines Aufenthaltes in Malta" — so fährt unser Reisende fort, — „habe ich mich gänzlich nach orientalischer Sitte gekleidet. Meine Kleidung ist etwas syrisch, doch „hinlänglich abweichend von der wahren syrischen Tracht, um „zu zeigen, daß ich nicht wünsche für einen Eingebornen zu

„gelten. Ich habe mich, so viel es in meiner Macht war, im „Sprechen des Arabischen geübt und glaube, daß von meinen „Geheimnissen nichts bekannt geworden ist…"

Schon während seiner Reise von Malta nach Syrien lernte Burckhardt, der von nun an und während seines ganzen Aufenthalts im Orient den Namen „Ibrahim Ibn Abdallah" führte, die Schwierigkeiten kennen, die auf seiner künftigen Lebensbahn lagen. Zuerst wurde er das Opfer der levantischen Schiffer, die ihn an die syrische Küste bringen sollten; kaum unter Segel, schlugen sie einen ganz andern Weg ein, als den vorausbedungenen. Seine Reisegesellschaft bestand aus einigen Kaufleuten aus Tripolis. Es gelang ihm, sich bei denselben als mohamedanischen Hindu zu legitimiren. „Auf der Reise," — erzählt er — „wurden mir zahllose Fragen in „Bezug auf Indien, seine Einwohner und seine Sprache vor„gelegt, welche ich beantwortete, so gut als ich konnte; wenn „man von mir eine Probe der indischen Sprache verlangte, so „antwortete ich in dem schlechtesten Dialekt des Schweizer„deutsch, beinahe unverständlich selbst einem Deutschen, und „welches in seinen Kehllauten sehr wohl mit den rauhesten Aus„drücken des Arabischen rivalisiren mochte…" Bald erwarb er sich die Freundschaft eines der Mitreisenden, eines reichen Mauren. Nicht nur mußte Burckhardt, der nur kärglich mit Lebensmitteln versehen war, auf dem Schiffe sein Gast sein, sondern derselbe wurde auch zu Lande im ungewohnten Treiben und Gewühle orientalischer Städte und türkischer Khans sein Leiter und Beschützer.

Zuerst landeten sie im Hafen der kleinasiatischen Stadt Satalia; von da ging's nach Tarsus, von da nach Antiochien. Hier mußte Burckhardt zu seinem Leidwesen seinen Gefährten und Beschützer verlassen und allein die beschwerlichere und gefährlichere Landreise antreten. In der Maulthiertreiberherberge zu Antakia (dem alten Antiochien) kam er plötzlich in den Verdacht, ein verkleideter Franke zu sein. Der Aga schickte, um ihn auszuforschen, seinen Dragoman in den Khan. „Als der „Mann sah" — erzählt Burckhardt, — „daß nichts an mir „einen fränkischen Ursprung verrathen wollte, wagte er einen „letzten Versuch und — indem er meinen Bart mit der Hand „zupfte — fragte er mich vertraulich, warum ich ein solch Ding „hätte wachsen lassen? Ich antwortete ihm durch einen Schlag „in sein Gesicht, um die dabei stehenden Türken zu überzeugen, „wie tief ich die empfangene Beleidigung empfinde. Das Ge„lächter kehrte sich nun gegen den armen Dragoman, welcher „mich nicht länger belästigte…" Obwohl er alle muhamedanischen Religionsvorschriften auf's Pünklichste zu beobachten trachtete, so konnte er doch das Mißtrauen seiner Reisegesellschaft nicht ganz beschwichtigen. Er wurde auf Schritt und Tritt belauscht, — unter andern auch bei seinen vom Koran vorgeschriebenen Waschungen, da dann eines Tages behauptet wurde, er habe sich einigen Ungenauigkeiten bei Vornahme derselben schuldig gemacht, weßhalb seine Gefährten ihn als «havan» (unrein) erklärten. Burckhardt rächte sich an seinen Quälern auf arabische Weise: Er schwur, keinen Bissen mehr mit ihnen essen zu wollen, was nicht verfehlte einen gewissen Eindruck auf die fanatischen Maulthiertreiber zu machen. Der Schwur war nicht schwer zu halten, da die Karawane damals nur noch eine Tagereise von ihrem Reiseziel entfernt war.

Burckhardt langte um die Mitte Septembers 1809 in Aleppo an. Dort fand er am englischen Konsul, Herrn Barker, einen treuen Freund, der ihm in allen Dingen mit Rath und That an die Hand ging. Es ward beschlossen, daß der Reisende seine orientalische Kleidung und den Namen Ibrahim beibehalten, seine Rolle als mohamedanischer Hindu während seinem Aufenthalt in Aleppo jedoch vor der Hand aufgeben sollte, da er in seiner Eigenschaft als Franke in dieser Stadt geringerer Unannehmlichkeit ausgesetzt sein würde.

Hier nun begann Burckhardts eigentliche Lehrzeit. An Ort und Stelle sollte er sich nun mit orientalischen Sitten und islamischer Denkweise vertraut machen. Sein Hauptstudium wurde der Koran. Ein guter und williger arabischer Sprachlehrer unterrichtete ihn sowohl in der Bücher- als in der Volkssprache. Mit dem Beistand eines jungen Franken übersetzte er Campes Robinson Crusoe in's Arabische oder bearbeitete vielmehr diese Jugendschrift als orientalisches Mährchen, dem er den Titel **Dur-el-Bahur**, die „Seeperle", gab. Bei Uebersendung dieser Probe seines Fleißes an das Komite der „afrikanischen Gesellschaft" in London im August 1810 schrieb er: „Man hat einen zweijährigen Aufenthalt in Syrien für hin„reichend gehalten, um das Arabische geläufig sprechen zu „lernen. Nachdem ich nun ein Jahr hier gewesen bin, glaube „ich wohl im Stande zu sein, zu beurtheilen, was in dieser „Hinsicht noch zu thun übrig ist, und bin demnach der Mei„nung, daß ein Jahr Studium und Uebung zur Erlernung „des noch Fehlenden nicht hinreicht. Ich bin daher so frei, um „eine sechsmonatliche längere Frist über die bereits bewilligten „zwei Jahre zu ersuchen, bevor ich meine Reise nach Aegypten „anzutreten habe…" Da ihm das Komite diese Fristverlängerung gern gewährte, so dauerte unseres Reisenden Aufenthalt in Syrien im Ganzen dritthalb Jahre.

Außer einigen kürzeren Ausflügen machte Burckhardt (im Sommer und Herbst 1810) eine sechsmonatliche Reise nach Damaskus, Tadmor (dem alten Palmyra), Balbek und dem Libanon. Um dem Komite nicht überflüssige Kosten zu verursachen, reiste er im bescheidensten Aufzuge, — nach seiner eigenen Aeußerung „in der Kleidung eines Bettlers." Er hatte sich unter den Schutz eines Scheiks der Wüste begeben. Trotzdem wurde er eines Tages von einem räuberischen Beduinenstamm vollständig ausgeplündert. „Eine Uhr und ein Compas — „schreibt er an das Komite nach London, — waren die einzigen „Dinge, deren Verlust mir wehe that; an Geld hatte ich nicht „einen Heller bei mir." — In diesem Briefe verschweigt der Reisende den tragikomischen Umstand, daß er um den Besitz des einzigen dürftigen Kleidungsstücks, welches das Zartgefühl oder das Mitleid der Männer ihm gelassen hatte, mit einer arabischen Frau, die ein Gelüste daran fand, ringen mußte. Die Früchte dieser Reise, die er nach seiner Rückkehr nach Aleppo dem Komite der „afrikanischen Gesellschaft" gewissenhaft überschickte, waren: 1) Eine Klassifikation der arabischen Stämme, welche sich in der Nähe der syrischen Grenze befinden; — 2) eine Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Beduinen; — 3) seine Reisetagebücher; und endlich 4) geographische Notizen über die Wüste. —

Am Neujahrstag 1811 war Burckhardt wieder in Aleppo angelangt und verweilte dann noch etwas länger als ein Jahr in dieser Stadt. Daß er während dieser Zeit nicht müßig blieb, beweist uns folgende Stelle eines seiner Briefe an das Komite in London: „Meine Zeit war ausschließlich der Er„weiterung meiner Kenntniß der arabischen Sprache gewidmet. „Ich habe mehrere der besten Autoren, sowohl Dichter als „Prosaisten durchstudirt; ich habe zweimal den Koran gelesen „und mehrere Kapitel desselben auswendig gelernt; auch habe „ich einen beinahe vollständigen Kursus über die Vorschriften „der mohamedanischen Religion durchgemacht, indem ein ge„lehrter Effendi sich die Mühe gegeben hat mir das Buch des

„Ibrahim Halebi über die religiösen Gesetze der Türken zu „erklären...".

Im Februar 1812 verließ unser Reisender Aleppo und wandte sich zunächst nach Damaskus. Sein ferneres Ziel war Cairo in Aegypten, wohin er jedoch keineswegs den nächsten Weg einschlug. Zuerst folgte er dem östlichen Ufer des todten Meeres; dann besuchte er das steinige Arabien und entdeckte die Ruinen von Petra, der alten Hauptstadt dieses Landes; endlich durchkreuzte er die große Wüste El Tyh, welche Aegypten von Syrien und Arabien scheidet, die nämliche, welche einst das Volk Israel durchwanderte. Diese Reise machte er in der Kleidung eines armen Beduinen, in Gesellschaft der braunen Söhne der Wüste. Folgende malerische Schilderung gibt uns ein Bild dieser Art zu reisen. „... Schon lange „vor Tagesanbruch treten die Kameele ihren mühsamen Weg „an... Da tritt die Sonne in unbeschreiblicher Majestät über „das Sandmeer der Wüste hervor... Die Kühle der Morgen„luft dauert nur kurze Zeit; schon drei Stunden nach dem „Aufgange glüht die Luft... Die Araber begrüßen gewöhn„lich die aufgehende Sonne mit Gesang und munterm Ge„spräche; aber Alles schweigt, wenn nun die Sonne dem Mit„tag sich nähert und sucht sich mit der Hoffnung auf die kühle „Quelle zu trösten, wo man das Nachtlager aufzuschlagen ge„denkt. Bisweilen gibt der Anführer in der heißesten Stunde „des Tages das Zeichen zum Ausruhen; die Kameele lagern „sich dann im Kreise um ihre Herren und das Gepäcke, und „Jeder sucht, eingehüllt in seinen Mantel, im Schatten seines „Kameels ein Paar Stunden erquickenden Schlafs zu ge„nießen.... Aber der Aufbruch zögert nicht lange und die „Reisenden erblicken endlich gegen Abend den grünen Weide„platz um die Quelle herum, wo das Nachtlager gehalten wird. „Ein Feuer von getrocknetem Kameeldünger oder den dürren „Sträuchern der Wüste ist sogleich angezündet, und während „einige die Lastthiere tränken, bereiten die Andern das Abend„mahl, – ein in der Asche gebratener Mehlkuchen, Butter und „Zwieback. Doch öfters ändert sich die Szene. Die Reisenden „finden um die Quelle herum gelagert einen zahlreichen Stamm „befreundeter Araber; sie steigen vor irgend einem Zelte ab; „Tapeten oder Matten werden vor dem Zelte ausgebreitet, „Kaffee sogleich gebraut und herumgeboten, ein Lamm oder „eine junge Ziege geschlachtet und aufgetischt und Kameels„milch im Ueberfluß eingeschenkt. Man erzählt sich Geschichten „oder raucht schweigsam, während aus der Ferne die Gesänge „der jungen Arabermädchen ertönen... Der prachtvolle Sternen„himmel entriß mich oft diesen Kreisen; einsam um das Lager „wandernd ließ ich meinen Gedanken ihren Lauf und suchte „am Horizont das Gestirn im Westen auf, unter welchem die „Wohnplätze meiner Eltern sich befinden..."

Im September 1812 langte Burckhardt endlich in Cairo an. Zur Zeit seiner Ankunft traf es sich, daß eine kleine Karawane im Begriff stand, von da nach der großen afrikanischen Wüste aufzubrechen. Dieß war gerade der Weg, welchen er seinen Instruktionen zu Folge hätte einschlagen sollen, um Fezzan, Tombuktu und die Nigerländer zu erreichen. Aber die Frist war zu kurz gemessen, um die nöthigen Reisevorbereitungen zu treffen. Auch fand es Burckhardt im Einverständniß mit dem Komite in London nöthig, sich vor dem Beginn dieser seiner Hauptexpedition mit dem afrikanischen Dialekte des Arabischen und den afrikanischen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen besser vertraut zu machen. Im Briefe, welcher diese Ansicht des Reisenden dem Komite auseinandersetzt, nennt er sich einen „abgesagten Feind aller vorschnellen Schritte". Nichtsdestoweniger schien ihn stets der Gedanke zu beunruhigen, daß er so lange Zeit die Hülfsmittel der „afrikanischen Gesellschaft" in Anspruch nehme, bevor er an den Beginn der Lösung seiner eigentlichen Aufgabe schreite. Um trotz dieser Verzögerung seine Zeit zum Nutzen seiner Auftraggeber anzuwenden, beschloß er einen Ausflug nilaufwärts nach Nubien zu unternehmen. „Diese Reise", — schreibt er — „wird mich zugleich mit der „Sinnesart der Negervölker und derjenigen, welche Sklaven„handel treiben, näher bekannt machen und kann mir so als „eine erleichternde Vorbereitung zu meinen spätern Reisen in „das Innere von Afrika dienen..." Seit seiner Abreise von Aleppo hatte Burckhardt wiederum den Charakter eines armen mahomedanischen Handelsmannes angenommen.

Diese Reise, welche Burckhardt in fünf Monaten zu vollenden gehofft hatte, nahm beinahe drei Jahre in Anspruch. Unser Reisender besuchte die Piramiden und die Ruinen von Theben. Von Oberägypten aus drang er nach Nubien und bis an die Grenzen von Dongola vor. Um keinen Verdacht zu erregen, mußte er sein Reisetagebuch ganz heimlich führen. „Ich schrieb es", — sagt er, — „in einem elenden Hofraum „neben meinem Kameele gelagert unter dem drückenden Einfluß „der brennenden Kamsinwinde... Ueberdieß litt ich dabei noch „an einer heftigen Augenentzündung..." Zuweilen war er genöthigt die Hand, mit welcher er seine kurzen Notizen niederschrieb, unter seinem Mantel versteckt zu halten.

Aus Nubien kehrte er, dießmal dem östlichen Ufer des Nil folgend, nach Esneh in Oberägypten zurück, wo ihn allerlei widrige Zufälle monatelang zurückhielten. Eine zweite Reise in südlicher Richtung führte ihn über den Wendekreis hinaus bis zu den Ufern des unerforschten Astaboras, einer der obern Zuflüsse des Nil. Die Reise durch jene von mißtrauischen, fanatischen und grausamen halbwilden Völkerschaften bewohnten Länder, war mit großen Gefahren und Mühseligkeiten verbunden und es bedurfte eines ungewohnten Maaßes von Ausdauer, Standhaftigkeit und unerschütterlichem Muthe, um denselben die Stirne zu bieten. Nachdem das Londoner Komite mehr denn ein Jahr nichts mehr von ihrem Reisenden gehört hatte, konnte er endlich wieder von Suakin aus, einem Hafen am westlichen Ufer des rothen Meeres, von seinen Nachrichten nach Europa schicken. Diese große und gefährliche Reise hatte Burckhardt mit 60 Thalern in der Tasche, einem Diener und einem Esel unternommen. In Suakin entging Burckhardt mit Noth der Gefahr vom türkischen Aga, als rebellischer Mameluk gefangengesetzt zu werden, und fuhr dann über das rothe Meer nach der Stadt Dschidda in Arabien. Wieder verging ein Jahr bevor vom muthigen Reisenden ein Brief nach Europa gelangte. Derselbe war aus Kairo datirt. In der Zwischenzeit hatte Burckhardt von Dschidda aus dem mächtigen Pascha von Aegypten, Mehemet Ali, der sich damals in Tayf in der Nähe von Mekka aufhielt, einen Besuch gemacht. Der Pascha, der ihn von Kairo her kannte, nahm ihn auf's Artigste auf; um sich jedoch von seiner muselmännischen Rechtgläubigkeit zu überzeugen, ließ er ihn durch die beiden rechtskundigsten Gelehrten Arabiens über seine Kenntnisse des Korans und über die Vorschriften des Islams examiniren. Der Erfolg war ein glänzender. Seine beiden Inquisitoren gaben dem Examinirten nicht nur ein Zeugniß der Rechtgläubigkeit, sondern selbst großer muselmännischer Gelehrsamkeit.

Im Interesse seiner Aufgabe machte Burckhardt nun den „Hadsch", d. h. die Pilgerfahrt nach Mekka und Medina mit, besuchte in Begleitung von mehr denn 80,000 Pilgern den Berg Arafat und erwarb sich dadurch die Eigenschaft eines

„Hadschi", wodurch er sich bei allen Bekennern des Islams in großes Ansehen setzte. Die Früchte seines Aufenthaltes an den heiligen Stätten, deren Klima zu den gefährlichsten für den Nordländer gehört, mußte er theuer bezahlen. In Medina hielt ihn ein heftiger Fieberanfall drei Monate zurück. Auf das Fieber folgte die Ruhr und legte in den Körper des sonst so kräftigen und abgehärteten Mannes die Keime der Zerstörung, die ihn dahinraffte, bevor er seine große Aufgabe gelöst hatte.

Die mißlichen Gesundheitszustände erlaubten dem kaum Genesenden nicht die Landreise von Medina nach Kairo zu machen. Im Januar 1815 begab er sich nach der Hafenstadt Jambo am rothen Meer, schiffte sich dort ein und langte im Juni in Kairo an. Um seine Wiederherstellung zu befördern, übersiedelte er im September von Kairo nach Alexandria, wo er sich der ärztlichen Behandlung des Leibarztes der berühmten Lady Stanhope erfreute, welche sich um jene Zeit im Kloster Mar-Elias in Syrien niedergelassen hatte.

Scheinbar in voller Genesung begriffen, kehrte Burckhardt nach einigen Monaten nach Kairo zurück und beschäftigte sich dort mit der Ausarbeitung seiner Reisen in Nubien und Arabien. Nicht lange, so wurde er von einem neuen Uebel bedroht. Im April 1816 brach in der Hauptstadt Aegyptens die Pest aus. Er schreibt: „Ich werde es weder meinen muselmännischen Nachbarn gleich thun, welche nicht die geringsten „Vorsichtsmaßregeln gegen dieses Uebel treffen, noch den Griechen „und Franken, welche sich drei bis vier Monate lang in ihren „Wohnungen einschließen, sondern unter den Beduinen einen „Zufluchtsort suchen..." In Ausführung dieses Entschlusses begab er sich durch die Wüste nach dem Berge Sinai und verweilte dort während einigen Monaten unter den nomadischen Arabern, — die Halbinsel, welche vom heiligen Berge den Namen hat, durchstreifend und den östlichen wenig bekannten Theil des rothen Meeres erforschend.

Der Ausflug nach dem Berge Sinai war Burckhardt's letzte Reise. Als die Pest in Kairo nachließ, kehrte er dahin zurück, um dort mit der Ausarbeitung seiner Reisenotizen fortzufahren und mit stets wachsender Ungeduld auf eine Gelegenheit zu warten, die ihm endlich gestatten sollte, den Weg nach den unerforschten innern Ländern Afrika's einzuschlagen. Unter den Arbeiten, die er dem Komite nach London schickte, nennen wir eine Fortsetzung seiner ethnographischen Bemerkungen über die arabischen Beduinen; dann auch eine Geschichte der merkwürdigen arabischen Religionssekte der Wechabiter.

In Theben in Oberägypten hatte Burckhardt zur Zeit einen kolossalen Memnonskopf aus Granit 300 Zentner schwer, eines der schönsten Werke altägyptischer Kunst, aufgefunden. Mit Hülfe eines geschickten italienischen Mechanikers gelang es dieses Kunstwerk bis nach Alexandrien zu bringen und dort auf ein Schiff zu laden. Unser Landsmann und der Engländer Salt trugen die Kosten dieses schwierigen Transportes auf gemeinschaftliche Kosten und schickten den kostbaren Memnonskopf dem brittischen Museum als Geschenk. Der Mann, der mit so ängstlicher Gewissenhaftigkeit der Gesellschaft, auf deren Kosten er reiste, durch eigenes Entbehren unnütze Ausgaben zu ersparen suchte, scheute sich nicht aus den eigenen beschränkten Mitteln der englischen Nation dieß königliche Geschenk zu machen. Es sollte das letzte Andenken eines Scheidenden sein.

Die Tugenden, der Muth, das kluge und würdevolle Benehmen und die Gelehrsamkeit unseres Landsmanns hatten ihm in Kairo den Ruf eines geachteten und angesehenen Mannes erworben. Mit dem mächtigen Pascha Mehemet Ali stand er in gutem Vernehmen; die Moslems achteten in ihm den Schriftgelehrten und den „Hadschi", der die Pilgerreise nach den heiligen Stätten in Arabien gemacht hatte; man setzte seinem angenommenen Namen Ibrahim den Ehrentitel „Scheik" vor. — Die unfreiwillige Muße, die ihm das fortwährende Ausbleiben der Karawanen aus dem Innern Afrika's auferlegte, benutzte er dazu, seine Reisenotizen zu ordnen und auszuarbeiten. Im Sommer 1817 sandte er das Tagebuch seiner letzten Reise auf der Halbinsel Sinai an das Komite in London.

Endlich schien sich eine Gelegenheit zu bieten, um mit Aussicht auf Erfolg die große Reise antreten zu können. Eine Schaar von Mogrebinen, d. h. westlichen Arabern, hatte die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht und gedachte über Kairo und Fezzan in die ferne Heimat zurückzukehren. Diesen wollte Scheik Ibrahim sich anschließen. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. — Anfangs Oktober zeigten sich wieder die Anzeichen der Ruhr. Trotz aller angewandten Hülfsmittel nahm dießmal das Uebel seinen Fortgang vom Schlimmen zum Schlimmsten. Am 15. Oktober berief er seinen Freund, den englischen Generalkonsul, Hrn. Salt, zu sich und eröffnete ihm seinen letzten Willen. Eine Summe Geldes, seine männlichen und weiblichen Sklaven und seine hausräthlichen Effekten vermachte er einem auf seine Verwendung aus der Sklaverei befreiten Engländer, Namens Osman, seine arabischen Bücher und Manuskripte, eine Sammlung von größtem Werth, der Universität Cambridge, wo er sich die Anfangsgründe seiner orientalischen Sprachkenntniß angeeignet hatte; seine europäischen Bücher, nicht mehr als acht an der Zahl, seinem Freunde Salt, und tausend Piaster den Armen in Zürich. Mit großer Bewegung fügte er diesen letzten Willensbestimmungen bei: „Lassen „Sie den Hrn. Hamilton (Sekretär der afrikanischen Gesell„schaft) meine Mutter von meinem Tode benachrichtigen und „ihr sagen, daß meine letzten Gedanken ihr angehört hätten." Er endete seine Besprechung mit der Bemerkung: „Die Türken „werden sich meines Leichnams bemächtigen; überlassen Sie „ihnen denselben ruhig." Sechs Stunden später war er eine Leiche.

Das Leichenbegängniß fand nach mahomedanischem Ritus statt, mit all der Feierlichkeit, welche der bedeutende Rang und das Ansehen erforderte, dessen sich „Scheik Ibrahim Ibn Abdallah" bei den Moslems erfreut hatte.

Dieser Umstand, und die Vertrautheit Burckhardt's mit den Religionsvorschriften des Islams mochten bei Manchem den Verdacht erwecken, Burckhardt sei ein Renegat gewesen. Seine ächtchristliche Denkungsart und seine wiederholt und unverholen ausgesprochenen Ansichten über den unaufhaltsamen Zerfall der moslemitischen Welt sprechen mit Bestimmtheit für das Gegentheil.





Jeremias Gotthelf.

Albert Bitzius, genannt Jeremias Gotthelf.

Es lebte um die Mitte der Dreißigerjahre in einem Dorfe des bernischen Emmenthals ein Mann voll des Zorns und des Mitleids über die Menschen um ihn her, — des Zorns über ihren Unverstand, des Mitleids über ihr Elend. Ein gewaltiger Drang war in ihm, seine Klage über die Menschheit laut auszurufen, damit ihr geholfen werde, — aber nicht nur von der Kanzel der Dorfkirche herunter, wo er Pfarrer war, sondern so, daß alle Welt es hören könnte. Und er setzte sich hin und schrieb ein Buch über die Verkehrtheit und die Noth der Leute auf dem Lande und nannte sein Buch „den Bauernspiegel"; den Verfasser nannte er als einen Klagenden „Jeremias" und als einen Hoffenden „Gotthelf." Als das Buch erschien, schüttelten die Leute den Kopf, denn es war nicht geschrieben wie andere Bücher, nicht glatt und geleckt, sondern eckig und zuweilen ungehobelt; aber die Feder, die es geschrieben, war in Wahrheit getaucht. Es öffnete den Leuten in der Stadt das Verständniß einer Schrift, von welcher sie bisanhin nur den Deckel gesehen und noch nie ein Blatt gelesen hatten: das Bauernleben. Das war pikant. „Mehr schreiben!" rief das Publikum. Und „Jeremias Gotthelf" wurde, ohne daß er es wollte und wußte, ein berühmter Schriftsteller.

Als Mensch und Bürger hieß Jeremias Gotthelf **Albert Bitzius** und war Pfarrer in Lützelflüh.

Der Familiennamen Bitzius, im Volksmund kurzweg „Bitzi", läßt sich vom Taufnamen Sulpizius ableiten. Die Familie war schon zur Reformationszeit in Bern eingebürgert. Mehrere Glieder bekleideten im Laufe der Zeit im heimatlichen Gemeinwesen angesehene weltliche und geistliche Ehrenstellen. Der Großvater und der Vater des berühmten Schriftstellers waren Pfarrer, letzterer während einer Reihe von Jahren im Städtchen Murten, wo Jeremias Gotthelf am 4. Oktober 1797 geboren ward.

Er verlebte die ersten Kinderjahre im freundlichen Gelände am See auf dem klassischen Boden mit den stolzen Siegeserinnerungen. Im Jahr 1804 übersiedelte Vater Bitzius nach der Pfarrei Utzenstorf.

Utzenstorf ist ein reiches großes Dorf in der Thalebene zwischen Jura und Alpen, an der Emme, nicht weit von ihrem Ausfluß gelegen und gesegnet mit fruchtbarem Boden, einer blühenden Landwirthschaft und einer wohlhabenden Bauernsame. Der Pfarrei waren nicht unbedeutende Pfrundgüter zugetheilt, deren Bewirthschaftung der pastor loci zu besorgen hatte. Hier wuchs nun der Knabe heran, einerseits in der Studierstube seines Vaters die ersten Grundsteine zu seiner wissenschaftlichen Bildung legend, anderseits in Feld, Wiese und Stall bei allen bäuerlichen Arbeiten nicht nur zusehend, sondern mithelfend; mit den Bauernknaben herumschweifend in Haag und Wald; in jedem Hause des Dorfes ein willkommener Gast; sich ganz hineinlebend in jede Einzelnheit der ländlichen Existenz; ebenso vertraut mit dem reichen Bauer, der sechs Pferde im Stalle hielt, als mit dem armen Tauner, der sich kümmerlich mit seinen Paar Ziegen durch's Leben schlug. Unauslöschlich sind die Eindrücke, welche das junge Gemüth empfängt; nach Jahrzehnten haftete ihr Bild noch mit schärfsten Umrissen und lebhaftesten Farben im Geiste des Mannes und hinterließ seinen getreuen Abdruck auf den Blättern, die den Pfarrerssohn zum berühmten Schriftsteller stempelten.

Aber nicht nur die Eindrücke des realen Lebens wirkten auf die Seele des empfänglichen Knaben. Er blieb nicht unverschont von der unersättlichen Lesegier, welche wir eine geistige Jugendkrankheit nennen möchten. Da wurden dann neben manchem guten Buche die Ritter- und Räuberromane, die tauben Früchte der Romantik, mit Heißhunger verschlungen und brachten die Phantasie des Jünglings in nicht geringe Aufregung. Das Medium, in welchem er lebte, die gesunde Prosa des Dorflebens ließ jedoch in dem kräftig constituirten Geiste keine schädlichen Folgen aufkommen. Wenn er schon zuweilen sogar hinter seinem ehrwürdigen Vater einen geheimen Rinaldini witterte, so vergaß er doch bald solche Phantastereien im Umgang mit seinen Tauben und Kaninchen, seinen Pferden und Kühen und der höchst derben Wirklichkeit der Dorfjugend. Als Grundzüge des Charakters des Knaben werden Gutmüthigkeit, verbunden mit einem unbeugsamen Gerechtigkeitsgefühl, hervorgehoben. Sein Parteiergreifen für jeden Bedrückten verhalf ihm einst zur väterlichen Zurechtweisung: „du nimmst für jeden Lump Partei." — Die Biographen des großen Volksschriftstellers erwähnen des Umstandes nicht, daß während seinem Aufenthalt in Utzenstorf noch ein anderes Genie dort als armer Bauernknabe unbemerkt heranwuchs, der Mathematiker Steiner, später Mitglied der Berliner Akademie und Professor an der dortigen Universität. Und doch ist anzunehmen, daß zwischen beiden spätern Berühmtheiten, zwischen dem Pfarrerssohn und dem Geißhirten ein Verhältniß bestanden habe.

Auf dem Dorf und im väterlichen Pfarrhause konnte der 15jährige Jüngling seine wissenschaftliche Laufbahn nicht weiter verfolgen. Er kam im Jahr 1812 nach Bern und zog das grüne Uniformröckchen mit den schwarzen Sammtaufschlägen und den gelben Knöpfen an, welches dem dortigen Gymnasium den Namen der „grünen Schule" verschafft hatte. — Schon zwei Jahre später wurde er „Student", indem er von der „Literarschule" in die „Akademie" übertrat, um den sechsjährigen theologischen Lehrkurs zu beginnen.

Während seiner Studienzeit hatte sich Albert Bitzius eines zwiefachen Glücksfalls zu rühmen. An Professor Samuel Lutz fand er einen ausgezeichneten Lehrer, der besonders auf die Charakterbildung seiner Schüler einen heilsamen Einfluß ausübte; an dem später berühmt gewordenen Geologen Bernhard Studer einen vortrefflichen Freund, der — etwas älter als Bitzius — sein treuer Rathgeber und Mentor wurde. Des Studenten stets auf das Wirkliche gerichteter Geist fand mehr Geschmack an den exakten Wissenschaften, an Physik und Mathematik, als an den philologischen Fächern; Geschichte interessirte ihn mehr als Philosophie. An geselligen Verbindungen der Studirenden nahm er regen Antheil; nicht selten besuchte er auch Damengesellschaften, wozu ihm seine verwandtschaftlichen Verbindungen den Zutritt verschafften; obwohl nicht Tänzer, war er dennoch wegen seiner treuherzigen Munterkeit in denselben ein gern gesehener Gast. Mittlerweile ließ er sein Lebensschifflein ruhig auf dem theologischen Fahrwasser dahinschwimmen, welches dann auch am Ende glücklich die Stromschnellen

der Examina passirte und ihn an dem hoffnungsreichen Gestade des Vikariats landen ließ.

Für diejenigen Berner, welche sich eine etwas gründlichere wissenschaftliche Bildung aneignen wollten, war damals Göttingen die beliebte Universität. Es bildete sich allmälig ein ganzer Kreis von ehemaligen Göttingerstudenten, welche auch im späten bürgerlichen Leben zusammenhielten. Diese „Göttinger" waren die Träger deutscher Bildung und deutschen Wesens gegenüber jenen, welche aus französischem Kriegsdienste französische Weltanschauung und Sitte mit sich nach Hause brachten. Auch unser junge Vikar bezog, um die letzte Feile an seine Ausbildung zu legen, nach erhaltenem Urlaub im Frühjahr 1821 jene Universität, hörte Plank, Heeren, Blumenbach, lebte zurückgezogen, besuchte selten die Kneipen und niemals den Fechtboden (wir müssen bedenken, daß er bereits «verbi domini magister» war), und wurde trotzdem von seinen Genossen, insbesondere von seinen Landsleuten, als eine „noble Natur" geliebt und geachtet. Die Brücke, die ihn endlich in seinem 25. Jahr von der Schule in's praktische Leben hinüber führte, war eine Reise durch Deutschland, die er von Göttingen aus in Gesellschaft einiger Freunde unternahm. Im Spätsommer 1822 finden wir ihn als wohlbestellten Vikar seines Vaters in Utzenstorf, schulhaltend und predigend, — letzteres wegen einem Mangel seiner Sprachorgane nicht mit besonderem Glück.

Wir dürfen rasch über den nun folgenden Theil seines Lebens weggehen. Im Jahr 1824 starb der alte Herr, sein Vater; der junge Bitzius mußte sein Zelt anderswo aufschlagen und von nun an fremdes Brod essen. Er kam zuvörderst als Vikar nach Herzogenbuchsee, lernte da Land und Leute des bernischen „Oberaargau's" kennen, jene „freiherrlichen Bauern von altadelicher Ehrbarkeit", die er in seinen spätern Schriften so oft mit Vorliebe schilderte, hatte wohl auch hie und da einen amtlichen Span mit dem diktatorischen „Landvogt" und pflegte nebenbei des edlen Waidwerks, welches eines seiner Lieblingsvergnügen war.

Fünf Jahre später, 1829, wurde er — noch immer als Vikar — nach Bern berufen. Da der leichte mächtige Fluß der Rede ihm fehlte, so machte er auch hier in seiner Vaterstadt nicht besonderes Glück als Prediger. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit Schule und Armenpflege und erholte sich von seinen Pastoralgeschäften in munterer gerngesehener Gesellschaft von Freunden und Verwandten.

Nach anderthalb Jahren wurde er schon wiederum nach einem andern Posten kommandirt. Sein neuer Bestimmungsort, wohin er am Neujahrstag 1831 abging, war das emmenthalische Dorf Lützelflüh, dessen altem invalidem Pfarrherren er als Gehülfen zugetheilt worden war. An dieser Stelle legte sein Lebensnachen endlich an, um nie wieder die Anker zu lichten. Denn nicht viel länger als ein Jahr später starb der Pfarrer und der Vikar Albert Bitzius erhielt die erledigte Pfründe.

Sein Haus vollständig zu bestellen, fehlte nun dem jungen Pfarrer von Lützelflüh nichts mehr als eine junge Frau Pfarrerin. Auch diese Lücke auszufüllen hielt nicht schwer. Bitzius fand in der Enkelin seines Amtsvorfahrs, deren Bekanntschaft er schon als Vikar zu machen Gelegenheit gehabt, eine liebenswürdige Lebensgefährtin. Er feierte seine Trauung mit der Auserwählten den 8. Januar 1833.

Einige glückliche Jahre verrannen dem Landpfarrer in idillischer Stille. Als Seelsorger suchte er in seinem begrenzten Kreise zu wirken. Auch jetzt waren die Schule und die Armennoth diejenigen Zweige seiner Amtsthätigkeit, deren er sich mit besonderer Vorliebe zuwandte. Auch die Geschicke seines Vaterlands, welches damals die ersten schmerzhaften Wehen seiner Wiedergeburt zu fühlen begann, ließen ihn nicht gleichgültig. Für Alles was ihm wahr und recht schien, ergriff er mit ritterlichem Sinne eifrig Partei. Aber unbekannt und unbenannt, nicht anders als hundert andere seiner Amtsbrüder, spann damals der Pfarrer von Lützelflüh scheinbar harmlose Tage. Niemand ahnte, was in den stillen geheimnißvollen Tiefen des Geistes sich gestaltete, welcher nun schon bald vierzig Jahre wuchs und trieb, ohne noch besondere Blüthen und Früchte gebracht zu haben. Niemand hätte sich träumen lassen, daß in dem Herzen des Glücklichen, dem Alles nach Wunsch zu gehen schien, ein tiefes Weh, ein gerechter Zorn ihren Sitz aufgeschlagen hatten, — das Weh um das Elend der Armen und Bedrückten, der Zorn über die Herzensverhärtung und den Unverstand, welches die Erzeuger jenes Elendes sind.

Als die geharnischte Dorfgeschichte „der Bauernspiegel" ganz unvorbereitet erschien und hinter dem durchsichtigen Pseudonym „Jeremias Gotthelf" bald genug der Pfarrer von Lützelflüh erkannt ward, wurde seinen Freunden bange wegen dem kühnen Wurf. Denn die Dorfgeschichten waren damals noch nicht Mode; und dann schien es ihnen, der Verfasser habe doch mit zu derbem Stift gezeichnet, mit zu grellen Farben gemalt. Auch die Kritik rümpfte die Nase und schüttelte den Kopf; denn das Buch bewegte sich so ganz außerhalb der conventionellen Formen der gäng und gäben Literatur. Aber die öffentliche Meinung richtet sich nicht immer nach dem Urtheil der Kritiker. Der „Bauernspiegel" fand bald genug seine dankbaren Leser und bald genug brachte das originelle Erstlingswerk dem Verfasser dasjenige, um was es ihm am wenigsten zu thun gewesen, nämlich Schriftstellerruhm.

Denn Jeremias Gotthelf hatte keineswegs die Feder ergriffen, um ein literarisches Kunstwerk zu schaffen. Er hatte sie ergriffen, weil er den unwiderstehlichen Trieb in sich fühlte, dasjenige, wovon sein Herz voll war, laut in die Welt hinaus zu rufen; — weil ihm kein anderer Weg offen stand, die sozialen Uebel, welche er erkannt, denjenigen, die ihnen steuern konnten, bekannt zu machen; — vielleicht auch, weil es ihm eine süße Rache war, jenen, die so Manches an ihrem Pfarrer zu mäckeln wußten, nämlich den behäbigen Bauern, unter denen er lebte, einmal vor Allem Volk den Spiegel vorzuhalten und die eigene ungeschmückte Fratze im Sonnenlichte zu zeigen. Der „Bauernspiegel" und alle seine spätern Schriften gehen auf einen ganz speziellen Zweck los, — sind „Tendenzschriften" in der vollen Bedeutung des Wortes. Jeremias Gotthelf, der im „Bauernspiegel" seine Lebensgeschichte erzählt, ist eigentlich zum kleinsten Theil der arme Verdingknabe, Bauernknecht und Miethsoldat, wie er uns in diesem Dorfroman vorgeführt wird; sondern dieser Jeremias Gotthelf ist zum größeren Theil der Landpfarrer, der von zartester Jugend an unter den Bauern auf dem Dorfe gelebt und für Alles, was um ihn vorging, einen empfänglichen Sinn und ein offenes Auge gehabt; der aber nebenbei doch gut geschult ward, die Universität besuchte und die Welt vom höheren Standpunkt des Gebildeten zu betrachten lernte. Deßhalb ist der Name „Jeremias Gotthelf" dem Schriftsteller mit vollem Rechte auch für seine spätern Werke geblieben. Und noch eine andere Berechtigung haben alle nachfolgenden Schriften des Pfarrers von Lützelflüh zu dieser Signatur: ihre Keime, d. h. ihr Thema und Grundgedanke, sind sämmtlich in dieser Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf enthalten. Hier sind in einem verhältnißmäßig kleinen Rahmen alle Verhältnisse des Dorflebens berührt, die in den spätern

Dorfgeschichten des Verfassers einzeln zu größern Bildern ausgeführt wurden. Da aber im Verlauf der Zeit nichts auf der gleichen Stelle bleibt, so verrückte sich auch mit den Jahren der Standpunkt unseres Jeremias Gotthelf und Manches, was von ihm 15 Jahre später geschrieben wurde, weist uns Dinge und Verhältnisse von einer andern Seite, als wir sie im Bauernspiegel angedeutet sahen. — Es ist hier noch zu bemerken, daß der Held und Erzähler des Bauernspiegels zuerst „Jeremias Gotterbarm" heißen sollte, wofür dann auf Anrathen eines Freundes der versöhnender lautende Name „Gotthelf" substituirt wurde.

Die äußern Lebensschicksale des Pfarrers von Lützelflüh bieten vom Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn an dem Biographen wenig Bemerkenswerthes mehr dar. Die Meilensteine auf diesem Wege sind die Schriften, welche von da an Jeremias Gotthelf mit bewundernswerther Fruchtbarkeit in rascher Folge zu Tage förderte, und die ihm zuerst Ruhm in ungeahntem fast berauschendem Maße verschaffte, welchem jedoch bald genug manch bitterer Wermuthstropfen gerechten und ungerechten Tadels beigemischt wurde.

Im Bauernspiegel handelte ein Kapitel von den Dorfschulmeistern. Es war dieß das erste Bild aus dem reichen Skizzenbuch, welches zu einem ausführlichen Gemälde ausgearbeitet wurde. Im Jahr 1838 erschien der erste Band der „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", welchem 1839 der zweite folgte. Auch diese Dorfgeschichte ist eine Tendenzschrift, keineswegs geschrieben zur ästhetischen Unterhaltung des Publikums, sondern zur Erreichung eines bestimmten Zwecks. Der arme Dorfschulmeister Peter Käser erzählt seinen Lebenslauf, um recht ad hominem zu demonstriren, wie sehr vernachläßigt von den Staatslenkern dasjenige Institut geblieben sei, welches dem Staate die Mehrzahl seiner Bürger erziehen sollte, — welch' verkommenes, von seiner Umgebung verachtetes Geschöpf der Volkslehrer geworden, — und was schließlich die schädlichen Folgen. Mit rührender Naivität wird das Leben eines Gedrückten vor unsern Augen blosgelegt; dann wird der Weg angedeutet, wie dem Volkslehrerstand aus dem Staube herausgeholfen werden kann; nicht soll derselbe alles Heil von oben herab erwarten, sondern durch eigene Anstrengung sich aufraffen. Es wird der Schulmeister Peter Käser durch die harte Schule des Lebens erzogen, die endlich errungene bescheidene Staatszulage von 150 Fr. befreit ihn von seiner drückendsten Noth und nun geht er mit frischem Muthe daran seine schwere Lebensaufgabe zu erfüllen. — Das Buch vom Schulmeister gibt Zeugniß, daß der Pfarrer von Lützelflüh von Jugend an mit Vorliebe der Volksschule seine Aufmerksamkeit zugewendet und dieselbe bis in's kleinste Detail gekannt hat. Die Aufmerksamkeit, welche in späterer Zeit nicht nur in der Schweiz der Lehrernoth wurde, ist ohne Zweifel theilweise der Dorfgeschichte, die uns in so drastischer Weise die „Leiden und Freuden" eines Schulmeisters erzählt, zuzuschreiben.

Einige kleinere Tendenzschriften, gegen die schreckbar um sich greifende Branntweinpest gerichtet, erschienen während den zwei folgenden Jahren (1839 und 1840). Ebenso finden wir in Taschenbüchern und periodischen Schriften jener Zeit kurze Dorfgeschichten von Jeremias Gotthelf, welche sowohl von seiner schriftstellerischen Thätigkeit als von seiner Beliebtheit beim Publikum Zeugniß ablegen. Im Jahr 1841 kam dann wieder ein Hauptwerk zu Tage: „Uli der Knecht."

Schon im Bauernspiegel handelte mehr als ein Kapitel vom Verhältniß der dienenden Klasse auf dem Land zu den „Meisterleuten," — des ländlichen Proletariats zur ländlichen Gentry. „Uli der Knecht" ist das mit ebensoviel Liebe als Glück ausgeführte Gemälde dieses Verhältnisses. Uli, eine gesunde aber unerzogene und niedergedrückte Natur, erwacht allmälig aus seinem geistigen Schlummer, rafft sich auf, kämpft mit seinem Schicksal und schwingt sich schließlich nach mannigfachen Anfechtungen, zur nächsthöheren Stufe, zur Stufe eines Pächters empor, welche, von oben herab gesehen, noch so tief, doch den Meisten, die ganz unten stehen, unerreichbar ist. Unter allen Werken unseres Schriftstellers hinterläßt dieser Dorfroman den Lesern den befriedigendsten Eindruck. Wie der „Bauernspiegel" ein Schattengemälde, der „Schulmeister" ein lebenlanges ängstliches und peinliches Ringen war, so ist dagegen im „Uli" Dunkel und Licht gleichmäßiger vertheilt. Wir bemerken mit Behagen, daß der Held, gefördert durch wohlmeinende Leute, von Kapitel zu Kapitel vorwärts kommt und wenn auch strauchelnd und fallend sich stets wieder erhebt, um am Ende dann doch zu einem lohnenden Ziele zu gelangen, welches freilich bescheiden genug in einer braven Frau und einem Pachthof besteht, dessen Boden er mit seinem Schweiß wird düngen müssen. Harmonisch, befriedigend, versöhnend ist der Verlauf und das Ende dieses Buchs, wie wir es vielleicht in keiner andern Schrift des Verfassers treffen. Nach einer Reihe von Jahren erschien „Uli der Pächter", eine mit merklich matteren Farben gemalte Fortsetzung, die uns zeigt, wie der Held im Kampf gegen Sorge und Versuchung sich allmälig zum wahren Bauer, d. h. zum freien Eigenthümer emporschwingt.

Während wir hier eine behäbige bäuerliche Existenz im Aufbau begriffen sehen, steht sie im nun folgenden Werk unsres Schriftstellers fertig, ruhend und abgeschlossen da. Der Titel heißt „Geld und Geist". Ein materieller Verlust, vielleicht nicht ganz ohne eigene Schuld herbeigeführt, bringt geheimen Zwiespalt zwischen zwei Ehegatten; dieser geheime Unfriede bedroht, den früher so glücklichen Haushalt zu untergraben und aufzulösen, bis die „unendliche Demuth" der Frau, die Macht der überwindenden Liebe Alles wieder zum Guten wendet. Diese meist im tiefsinnigsten Gemüth sich abspielende Geschichte mit ihrer ganz realen ländlichen Staffage, welche krankhafte Sentimentalität nicht aufkommen läßt, wird von manchem Verehrer für das Beste gehalten, was aus der Feder des Jeremias Gotthelf hervorging.

„Annebäbi Jowäger" eröffnet uns die Aussicht auf andere ländliche Verhältnisse und Anschauungen. „Geld und Geist" war gegen den Geiz, d. h. gegen die selbst bei den Besten auf dem Lande oft mit krankhafter Ueppigkeit alle andern Gefühle überwuchernde Liebe zum Besitz gerichtet; die Tendenz im „Annebäbi" geht gegen leibliche und geistliche Quacksalberei und geißelt dieselbe mit glücklichem Humor.

Diesen bedeutendsten Werken reihen wir als ebenbürtig „Käthi, die Großmutter" an. Hier zeigt uns Jeremias Gotthelf, daß selbst in der bescheidensten Hülle unter ärmlichsten Umständen, bei einem alten Weibe, das nichts als eine elende Hütte, zwei Hühner und einen verzogenen Enkel sein eigen nennt, ein sittliches Heldenthum möglich ist. Käthi ist die ebenbürtige Genossin der „alten Waschfrau", von der uns Chamisso erzählt, „daß sie stets mit saurem Schweiß ihr Brod in Ehr „und Zucht gegessen und ausgefüllt mit treuem Fleiß den Kreis, „den Gott ihr zugemessen." —

Die politischen Wirrsale des Vaterlandes, die wir im Verlauf der vierziger Jahre erlebten und welche im Kanton Bern sich bis weit in die fünfziger Jahre hinüber spannen, mußten auf den Mann, der alles Nächstliegende mit so lebhaftem

Interesse auffaßte, einen bedeutenden Einfluß ausüben. Große Prinzipienfragen schrumpften da häufig zu persönlichen Interessen zusammen und der Kampf artete nur zu oft in ein kleinliches und peinliches Parteigezänke aus. Die trübe Luft von damals ließ ein falsches Licht auch auf die schriftstellerischen Arbeiten fallen, welche der Pfarrer von Lützelflüh zu jener Zeit zu Tage förderte. Jeremias Gotthelf konnte nicht anders als Partei ergreifen. Sein Stand und Beruf und seine Familienverbindungen, sein angeborner ritterlicher Sinn, stets für die Schwächern und Angegriffenen Partei zu nehmen, seine Eigenschaft als Bürger der von brutalradikalem Uebermuth vielangefeindeten Stadt Bern drängte den liberalen Mann auf die Seite der Konservativen. Sein concreter Geist ermangelte nicht, den Fehlern und Blößen der Gegner Form und Gestalt zu geben und bald wurden jene verkommenen radikalen Dorfwirthe, jene mit ihrem Unglauben renommirenden Rechtsagenten und Musterreuter, jene communistischen Dorfproletarier und die über den Rhein gekommenen, von der Beschränktheit ihrer Jünger sich mästenden falschen Freiheitsapostel stehende Figuren in den neuen Dorfgeschichten unseres Jeremias. Sitte und Ehrbarkeit fand sich nur noch bei den Bauern, welche am Alten festhielten und das Ohr vor den Lockungen des liederlichen Zeitgeists verstopften. So wurde manches der spätern Werke des Pfarrers von Lützelflüh zum Pamphlet und zur Parteischrift. Der „Geldstag", „Doktor Dorbach", „Jakobs Wanderungen in der Schweiz" und insbesondere die Erzählung „Zeitgeist und Bernergeist" gehören zu dieser Kathegorie. Selbst der sonst in mancher Beziehung sehr bedeutende Dorfroman „die Käserei in der Vehfreude", ist von Parteifärbung nicht frei. Der Schriftsteller gewann sich damit keine neuen Lorbeeren; der Pfarrer von Lützelflüh um so unversöhnlichere Feinde...

In der Vorrede zum Bauernspiegel hatte Jeremias Gotthelf zartbesaitete Seelen gewarnt das Buch, welches die Wirklichkeit so derb und nackt hinzeichnete, zur Hand zu nehmen: „warte nur, liebe Seele," — hatte er gesagt, — „vielleicht komme ich auch einmal erpreß für dich in zarter Zärtlichkeit." — — Und er hat sein Wort gehalten. Einige seiner kleinern Erzählungen sind in Wirklichkeit so zart, duftig und poetisch gehalten, daß man kaum glauben mag sie seien mit der gleichen Feder geschrieben, die sich sonst so oft und mit solcher Vorliebe in die triviale übelriechende Wirklichkeit einer Bauernwirthschaft und was darum und daran ist, getaucht hatte. Wir zählen zu diesen resedenduftigen Produktionen, die meist in die letzten Lebensjahre des Pfarrers von Lützelflüh fallen „Großvaters Sonntag", — „Elsi, die seltsame Magd", — „die Frau Pfarrerin", und vor allen „das Erdbeeri-Mareili." —

Auch in den andern oft so derben Dorfromanen sind manche Frauencharaktere sehr ideal und zart gehalten. Wunderlich, ja fast zu grell stechen dann diese Heldinnen, — denn Heldinnen sind sie in der Liebe, der Aufopferungsfähigkeit und dem Ertragen aller schweren Lebensmühe, — gegen die rauhen, scheinbar aus viel gröberem Stoff gewirkten Männer ab, denen sie zu Gefährtinnen gegeben sind. Mancher möchte deßhalb wohl glauben, eine Schulmeistersfrau wie das Mädeli, eine Bauernmagd, wie Uli's Schatz, das Vreneli „in der Glungge", und eine so fein gewobene Blume, wie das Meieli bei „Annebäbi Jowäger" seien unter den tief herabhängenden Stroh- und Ziegeldächern des Emmenthals gar nicht zu finden. Wir wollen annehmen, daß ächte schöne heldenmüthige Weiblichkeit ebensowohl in dem Herzen wohnen könne, welches unter grobem Hausgespinnst schlägt, als in jenem, welches sich hinter feiner Battist verbirgt.

Weniger glücklich als in der „Dorfgeschichte" war Jeremias Gotthelf in der Bearbeitung der historischen und Sagenstoffe, auf welche er sich etwa in der Mitte seiner literarischen Laufbahn geworfen hatte. Sein auf die Nähe, die Gegenwart und Wirklichkeit gerichteter Sinn vermochte nicht sich in die Tiefen der Vergangenheit zu versenken; seine Sprache, wo sie sich nicht in ihrer körnigen Derbheit und im bequemen Gewande urwüchsigen Humors bewegen konnte, verfiel in rhetorischen Pathos und ihre anziehende naive Realität ging verloren. —

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Persönlichkeit und Häuslichkeit des Pfarrers von Lützelflüh. Seine Gestalt war gedrungen und stark gebaut. Seine viereckige Stirn und sein breiter Nacken deuteten eher auf den ausharrenden durchsetzenden Mann der That als auf den genialen Dichter. Seine Wohlbeleibtheit verlieh seinem Wesen etwas Behäbiges. Die Prosa des Totaleindrucks seiner äußern Erscheinung wurde gewürzt durch einen Zug oft schalkhaften, oft sarkastischen Humors, der häufig um seine Lippen spielte. — Seine Häuslichkeit gehörte zu den glücklichsten. Die Lebensgefährtin, die er sich gewählt, war auch seine Freundin, seine treue Rathgeberin selbst bei seinen literarischen Arbeiten. Drei Kinder, unter denen die jüngste Tochter der Liebling war, füllten die Räume der traulichen Wohnung mit fröhlichem Leben. Wegen seiner einfachen herzlichen Gastlichkeit war der bescheidene Pfarrhof an der Emme weit und breit berühmt, wo die Fürstin, die vierspännig angefahren kam, und der Student mit dem Tornister auf dem Rücken, die den berühmten Volksschriftsteller sehen und kennen lernen wollten, mit gleicher Freundlichkeit empfangen wurden.

Die literarische Produktivität des Jeremias Gotthelf, dessen Werke in der Gesammtausgabe nicht weniger als 23 Bände füllen, war sehr groß. Sie mochte Manchem fast fabelhaft erscheinen, der sah mit welchem gemüthlichen Behagen er sich den Gästen widmete, die in fast ununterbrochener Reihenfolge sich im Pfarrhause von Lützelflüh ablösten. Zu seinen schriftstellerischen Arbeiten benutzte er die frühen Morgenstunden. Des Mittags saß er mit seiner Familie und seinen Freunden in traulichen Gesprächen gern und lang bei Tische. Den Nachmittag widmete er seelsorglichen Verrichtungen, geschäftlichen Ausgängen und Besuchen. Seine Predigten studirte er am liebsten in der freien Natur...

Jeremias Gotthelf starb — wenn auch für seinen Schriftstellerruhm nicht zu früh — noch in der vollen Kraft seiner Jahre. Sein Todestag war der 22. Oktober 1854. Er ruht, wo er gelebt und gewirkt, auf dem stillen Friedhofe von Lützelflüh.





Alois von Reding

Alois Reding.

In diesen Heften ist von manchem berühmten Schweizer die Rede, der, aus den tieferen Schichten des Volkes stammend, seines eigenen Glückes Schmied gewesen und sich durch eigene Kraft aus dem Dunkel an's Licht emporgearbeitet hat. Heute sprechen wir von einem Manne, dem eine lange Reihe berühmter Ahnen vorangegangen, dem Sprosse einer Familie, die während Jahrhunderten ihr Ansehen und ihren Einfluß zu behaupten gewußt, — dem Träger eines Namens, welchem wir unter den ersten Begründern des Schweizerbundes begegnen.

Schon vor dem Schwur im Rütli, im Jahr 1297, war Ritter Rudolf Reding von Stein und Biberegg Landammann von Schwyz und dann wiederum nach Verjagung der Vögte und Befreiung von Oesterreich im Jahr 1318. Landammann Ulrich Stauffacher, der in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte, wohl ein Enkel Werner Stauffachers, hatte eine Anna Reding zur Frau. Das Verzeichniß der Landammänner von Schwyz zählt dreiundzwanzig des Namens, welche dieses höchste Ehrenamt bekleideten. Unter ihnen nennen wir Ital Reding blutigen Andenkens, der die Gefangenen von Greifensee enthaupten ließ, zu Hause ein hochangesehener Mann, 14mal zum Landammann erwählt. —

Alois Reding, der zweiundzwanzigste Landammann seines Geschlechts, wurde am 6. Merz 1765 zu Schwyz geboren. Als er heranwuchs, bot sich ihm im Vaterland kein Tummelplatz für seinen muthigen Thatendrang. Das öffentliche Leben in der Schweiz war damals ein stehender Sumpf. Wer regsam strebenden Geistes war, mußte hinaus; es blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als sich unter eine jener Schweizerfahnen zu stellen, die den Lorbeer, welchen die Heimat längst nicht mehr bieten konnte, in den Schlachten auswärtiger Könige suchte. So that auch der Jüngling Alois. Kaum den Knabenschuhen entwachsen ging er, das Waffenhandwerk zu erlernen, nach Spanien, wo so mancher seines Geschlechts sich Ruhm in Fülle erworben und hohe militärische Ehrenstellen erklommen hatte. Dorthin war ihm sein älterer Bruder Theodor vorangegangen, der, als Generalkapitän von Catalonien, den 20. Juli 1808, den glänzenden Sieg bei Baylen über die Franzosen erfocht. Es war zur Zeit, wo jene brütende Windstille über Europa lag, welche dem Ausbruch der französischen Staatsumwälzung voranging. Auch in Spanien wollte sich dem jungen Offizier, der in kurzer Zeit bis zum Rang eines Obersten vorgerückt war, keine Aussicht auf kriegerische Thaten eröffnen. Des faulen Garnisonslebens müde, kehrte er, kaum 30 Jahre alt in sein Vaterland zurück.

Unterdessen war in Paris das große Ungewitter ausgebrochen, welches einer neuen Zeit und einer neuen Weltanschauung die Wege bahnen mußte. Erfrischend und zerstörend, ging es den ihm vorgeschriebenen Weg. Ein Geist, für das Gute und Große empfänglich, ein Herz, für das Menschenwohl schlagend, konnte von der Strömung der Zeit nicht unberührt bleiben, durfte nicht mit geschlossenen Augen sich festklammern an das morsche Alte, sondern mit sehnsüchtigen, wenn auch bangen Blicken hinausschauen nach der verschleierten Zukunft. Ein Umstand im Leben unseres Alois Reding dient uns zum Beleg, daß derselbe keineswegs der schroffe Aristokrat war, der den Zeitgeist an sich vorüber rauschen ließ, ohne von demselben berührt und mitgerissen zu werden. Es ist die zufällige Begegnung des jungen spanischen Obersten mit Heinrich Zschokke, die im Sommer 1796 an einer Wirthstafel in Bern stattfand und auf welche eine Freundschaft für's ganze Leben folgte.

In diesen Jahren blühten ihm auch häusliche Freuden. Er gründete sich einen eigenen Herd. Aber nicht lange durfte er sich dieses Glückes freuen; bald genug trennte ihn der Tod von seiner heißgeliebten jungen Gattin, durch persönliches Herzeleid ihn stählend und vorbereitend für die großen Gefahren und Bedrängnisse, die bald über sein Vaterland und über ihn selbst hereinbrechen sollten.

In den ersten Märztagen 1798 vollführten die Gewalthaber der französischen Republik den längst beschlossenen und vorbereiteten Anschlag gegen die Schweiz, deren Unterjochung ein Faktor ihrer geheimen Pläne war. Die alte Eidgenossenschaft ging aus den Fugen, wie ein Bündel Stäbe auseinander fällt, wenn das zusammenhaltende Band, morsch geworden, von selbst zerreißt. Die französischen Generale nahmen die Stäbe, einen nach dem andern über das Knie, sie entzweizubrechen...

Zuerst fiel Bern, nachdem es bei Längnau, im Grauholz, bei Laupen und Neueneck seine Waffenehre gerettet. Viele Stände unterwarfen sich widerstandlos. Die kleinen demokratischen Gebirgskantone, Uri, Schwyz, beide Unterwalden, Zug und Glarus hatten auf ihre natürlichen Festungswerke, ihre Berge und Seen gerechnet, und Bern untergehen lassen, ohne ihm beizuspringen. Auch an sie sollte die Reihe kommen.

Als unter den Auspizien französischer Bajonnete zu Aarau die eine und untheilbare helvetische Republik gegründet worden war, verweigerten die vorgenannten sechs Stände ihren Anschluß und bildeten unter sich einen Sonderbund. Gewalt sollte mit Gewalt abgetrieben werden.

Ein nicht ganz unbedeutendes kleines Kriegsheer, zusammen nahe an 10,000 Mann, wurde zusammengebracht. Wäre diese Armee beisammen geblieben und hätte einen kecken concentrischen Angriff auf die Franzosen gewagt, es wäre ihr vielleicht gelungen den Feind aus dem Lande zu jagen; denn in den bereits unterworfenen Theilen der Schweiz harrten Tausende und Tausende mit verbissenem Ingrimm auf einen günstigen Zufall, um sich gegen die fremden anmassenden Eindringlinge zu erheben. Aber es sollte anders werden. Das kleine Heer wurde in verschiedene Haufen getheilt. Der erste unter dem Glarner Obersten Paravicini sollte vom Süden her in den Kanton Zürich eindringen; der zweite unter dem Zuger Andermatt die Freien-Aemter besetzen; ein dritter unter Oberst Hauser über den Brünig in den Kanton Bern einfallen; der vierte ward unter die Befehle Alois Redings gestellt und erhielt die vorläufige Aufgabe die Stadt und den Kanton Luzern der helvetischen Republik zu entreißen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. April drang Reding mit seinen Schwyzern von Küßnacht her gegen die Stadt Luzern vor, während von der andern Seite eine Abtheilung Unterwaldner sich näherte. Am Morgen des 29. standen die Truppen der verbündeten Waldstätte schon in den Vorstädten. Die helvetischen Behörden und der Theil der Bürgerschaft,

welche der neuen Ordnung der Dinge geneigt war, dachten umsonst an Gegenwehr. Die Soldaten der schwachen Garnison verließen ihre Führer; die vom Lande her berufenen Milizen leisteten dem Aufgebot keine Folge. Eine Kapitulation wurde beredet und abgeschlossen, die Thore öffneten sich und Reding hielt mit seinen Schwyzern und Unterwaldnern seinen Einzug in die Stadt.

Die Traditionen der primitiven Kriegsführung der Väter schienen damals noch nicht ganz vergessen zu sein. Während Reding mit dem helvetischen Regierungsstatthalter Rüttimann die Förmlichkeiten des Uebergabsvertrags vollzog, legte seine ganze kleine Armee die Waffen nieder, um in den Kirchen dem Himmel für den leichten Sieg zu danken. Von da stürmten die Soldaten in wildem Jubel durch die Straßen, stürzten sich in die Wirthshäuser und hieben unter Absingung des Volksliedes „Wilhelm, wo bist du, der Telle" die Freiheitsbäume nieder. An ihrer Spitze sah man den Kapuziner Paul Styger, Pistolen im Gürtel, in der Linken das Kreuz und in der Rechten den geschwungenen Säbel. Die Thore des Zeughauses wurden erbrochen. Pater Paul Styger stieg auf eine der Kanonen, rufend: „Nehmt, Kinder, nehmt! Alles ist euer, ihr seid die Sieger!" Trotz der Kapitulation, trotz Redings und seiner Offiziere Abwehren begann eine förmliche Plünderung, wozu die herzugelaufenen Schaaren luzerner Landleute getreulich mithalfen.... Diese wilden Szenen in Luzern bildeten die dunkle Folie, welche die darauf folgenden Heldenkämpfe dieser nämlichen hier sorglos plündernden Krieger in um so hellerem Lichte erscheinen lassen.

Die Besetzung von Luzern sollte nicht von langer Dauer sein. Von allen Seiten kamen Hiobsbotschaften. Die Franzosen rückten am Zürichersee gegen Rapperswyl und Wollerau vor. Zug war bereits von ihnen besetzt. Ihr Einbruch in das Gebiet von Schwyz stand bevor. Reding mußte noch am nämlichen 29. April mit seinen Schwyzern den Rückmarsch antreten, um den bedrohten heimatlichen Boden zu schützen.

Nach einigen zum Theil blutigen Kämpfen am rechten und linken Ufer des Zürichersees, bei Rapperswyl, bei Pfäffikon und zwischen Richterswyl und Wollerau, löste sich, von ihrem Führer verlassen, die meist aus Glarnern bestehende Heeresabtheilung des Obersten Paravicini auf und ging auseinander. Ob- und Nidwalden, vom Brünig her bedroht, zogen, sich entschuldigend, ihre Mannschaft zurück. Schwyz war nun, zu seiner Vertheidigung auf sich selber angewiesen, da mit Ausnahme einiger Hundert Urner und Zuger alle andern Verbündeten abgefallen waren. Der ungeheuren französischen Uebermacht gegenüber ließen die Schwyzer den Muth nicht sinken; mit schwärmerischer Begeisterung entschlossen sie sich ihre alte Freiheit zu retten oder unterzugehen. Hochbejahrte Greise und unmündige Knaben bereiteten sich zum Kampf. Eine Menge Frauen und Jungfrauen ergriffen die Waffen, von denen viele Hirtenhemden trugen und als Feldzeichen eine weiße Binde um das Haupt geschlungen hatten. Diejenigen, welche sich weder Morgenstern noch Hellebarde verschaffen konnten, spannten sich vor die aus Luzern entführten Kanonen und zogen sie die steile Bergstraße hinan nach dem Rothenthurm. Die wenigen Furchtsamen, welche sich der allgemeinen Erhebung entziehen wollten, wurden mit Gewalt in den Kampf getrieben.

Mit schwacher Siegeshoffnung, selber wenig am Leben hangend, nachdem ihm die junge Gattin vor kurzem durch den Tod entrissen worden, hatte Alois Reding dem Wunsche seines Volkes entsprochen und den Oberbefehl in diesem Verzweiflungskampfe übernommen.

„Unser Loos ist der Tod", — redete er seine Soldaten an. „Bangt es Einem von uns, der gehe zurück... Lieber ist „es mir, hundert Mann zu haben, auf die ich mit Zuversicht „zähle, als fünfhundert, die im Gefechte davon laufen und „durch ihre Flucht die andern gefährden. Ich für meinen „Theil gelobe euch, in keiner Gefahr und im Tode nicht von „euch zu scheiden. Wir fliehen nicht, wir sterben. Gefällt „euch dieser Vorschlag, so lasset zwei Männer aus der Schaar „treten und mir in euerem Namen das gleiche geloben."

Aus den Reihen der auf ihre Stutzer gelehnten Männer erschollen tausend Stimmen: „Ja, ja! Wir wollen zu Euch halten und Euch nicht verlassen.' — Und zur Bekräftigung traten zwei hervor und reichten dem Führer gelobend die Hand. — —

Den ersten Angriff des Feindes, der vom Zürichersee herankam, erwartete Reding auf der Berghöhe der Schindellegi. Den Bergpaß des Etzel vertheidigten die Einsiedler unter Anführung ihres Pfarrers Marianus Herzog.

Den 2. Mai Morgens 10 Uhr rückten die Franzosen heran. Ein wohlgezieltes Feuer empfing sie. Zwei Stunden hatte das Gefecht gedauert, als die Feinde ihr Feuer einzustellen genöthigt waren und die Schwyzer, des errungenen Sieges sich freuend sich eine kurze Ruhe gönnten. Da kam die niederschlagende Nachricht, der Bergpaß des Etzel sei preisgegeben. Der ruhmredige Pfarrer Herzog hatte im Augenblick der herannahmenden Gefahr seine Leute aufgefordert nach Hause zu gehen und die Waffen niederzulegen, die Vertheidigung helfe doch nichts; worauf derselbe nach Einsiedeln in sein Kloster zurückgeritten war.

Reding sah sich in Gefahr umgangen und abgeschnitten zu werden. Er mußte, den errungenen Vortheil aufgebend, den Rückzug nach dem Rothenthurm anordnen, um hier wieder festern Fuß zu fassen.

Von Egeri her rückten 2000 Franzosen heran und besetzten die Höhen von Morgarten; der bei Schindellegi zurückgedrängte Feind marschirte wieder vor; Nouvion hatte Einsiedeln besetzt und von dorther wälzte sich der Feind nun ebenfalls heran. Reding zögerte das Zeichen zum Angriff gegen eine solche Uebermacht zu geben.

Da langte von Schwyz her der Landsturm an, Greise und Knaben, Weiber und Mädchen, und verlangte mit Wuthgeschrei gegen den Feind geführt zu werden. Keine kühle Ueberlegung war mehr möglich. Reding ließ die von den Frauen heraufgeschleppten Kanonen ihre Salven feuern, dann wirbelten die Trommeln zum Sturm. Mit wildem Jauchzen drangen seine Leute vor und einer Lawine gleich wälzte sich hinter ihnen der Landsturm. Solchem Anprall vermochten die Franzosen nicht zu widerstehen. Sie wandten sich zum Rückzug, der sich bald in zügellose ungeordnete Flucht auflöste.

Der Morgarten, wo vor 483 Jahren die Schwyzer Leopolds Uebermacht geschlagen, war noch vom Feinde besetzt. Aber auch hier wurde er von Schwyzern, Urnern und dem Landsturm der benachbarten Gemeinden vertrieben. — An diesem Tag und am folgenden, dem 3. Mai, fanden noch einige glückliche Gefechte bei St. Adrian, bei Arth, am Fuße des Rigibergs und bei der hohlen Gasse statt. Ueberall wurde die Uebermacht der Franzosen geschlagen.

Aber selbst die schwärmeriste Begeisterung vermag die Forderungen der Natur nicht auf die Länge zu unterdrücken. Vier Tage und vier Nächte waren Redings Leute unter den Waffen gestanden. Hunger und Ermattung wurden die Verbündeten des Feindes. Viele begannen trotz der errungenen

Vortheile die endliche Niederlage als unvermeidlich anzusehen; Manche sehnten sich nach dem häuslichen Herd. Hatten ja schon während des Kampfes nicht wenige Nahewohnende für ein Paar Stunden die Waffen ruhen lassen, um zu Haus das liebe Vieh zu besorgen und waren dann wiedergekehrt, um aufs Neue gegen den Feind zu gehen...

Man begann von Unterhandeln zu sprechen. Reding sandte, nachdem er nach alter Vätersitte seine Mannschaft darüber hatte abstimmen lassen, einen Parlamentär an den feindlichen General. Eine Waffenruhe wurde verabredet und dem Volke von Schwyz Frist gegeben sich über sein ferneres Verhalten zu entschließen.

Auf den 4. Mai Vormittags eilf Uhr nach Ibach zur Landsgemeinde zusammenberufen, nahm es nach stürmischer Berathung die angebotene Kapitulation an unter alleinigem Vorbehalt der Unantastbarkeit der katholischen Religion, des alten Glaubens der Väter.

Der kurze aber glorreiche Kampf gegen Frankreichs Uebermacht schmückt Redings Haupt mit einem unverwelklichen Lorbeer. Es sind die glorreichsten Tage seines Lebens. Der Feind ehrte die tapfere Vertheidigung. Kein französischer Soldat sollte den Boden des alten Landes Schwyz betreten und die Männer behielten die Waffen, die sie so gut zu brauchen gewußt hatten. Nachdem die helvetische Verfassung auch vom Stande Schwyz angenommen worden, wurde Alois Reding zum Mitglied des Senates ernannt.

Nach dem heldenmüthigen Untergange Nidwaldens am 9. September 1798 war, kraft der französischen Bajonette und dem Willen der großen Mehrzahl des Volkes zum Trotz, die helvetische Verfassung in der ganzen Schweiz eingeführt. Aber die gewaltsame Unterdrückung des Volkswillens rief hier wie überall Aufstände und Empörungen hervor.

Gegen das gegebene Wort hatte, nach dem Kampfe in Nidwalden, auch Schwyz eine französische Besatzung erhalten. Als Erzherzog Karl im Merz 1799 den Schweizerboden betrat, glaubten Manche, die Zeit sei gekommen, der Franzosenherrschaft ein Ende zu machen. Am letzten Sonntag im April kamen die Schwyzer Aelpler, alle in Hirthemde gekleidet, in Schaaren von ihren Bergen herunter. Sie fielen über die in Schwyz befindliche französische Besatzung her, tödteten Viele und trieben die andern nach Brunnen und über den See. Man nannte diesen Aufstand den „Hirthemdenkrieg."

Alois Reding, der zu jener Zeit als helvetischer Senator in Luzern residirte, befand sich zufällig auf Besuch in Schwyz. Nach geschehener That mußte Rath geschafft werden. Reding mit andern wurde gewaltsam gezwungen zu einem Ausschuß zusammenzutreten, um mit dem helvetischen Direktorium und den Franzosen zu unterhandeln. Kein französischer Soldat sollte je mehr das Land Schwyz betreten, die Schwyzer von helvetischem Kriegsdienst für alle Zeit frei sein. Statt daß diese Begehren berücksichtigt worden wären, rückte General Soult mit starker Uebermacht in's Land und eine große Zahl der Aufständischen wurde gefangen gesetzt. Reding konnte sich nur mit Mühe von der Anklage des geheimen Einverständnisses mit dem Aufstand rein waschen. —

Nachdem sich der siegreiche General der französischen Republik, Bonaparte, am 18 Brümaire zum ersten Konsul aufgeworfen hatte, waren auch die Tage des helvetischen Direktoriums gezählt. Den 8. Januar 1800 wurde dasselbe von der gemäßigten Mehrzahl der gesetzgebenden Räthe gestürzt. Acht Monate später, den 7. Aug., wurden durch einen zweiten Staatsstreich der Senat und der Große Rath von ihren revolutionären Elementen gesäubert. Ein dritter Staatsstreich machte am 28. Oktober 1801 der helvetischen Einheitsrepublik ein vorläufiges Ende und es wurde wiederum eine Bundesverfassung eingeführt, welche den Kantonen einen Theil ihrer Souveränität zurückgab. Zum obersten Magistraten der neuen Föderation, nämlich zum „ersten Landammann der Schweiz", wurde Alois Reding erwählt.

Frankreichs Lenker, Bonaparte, und sein Minister Talleirand hatten alle drei aufeinanderfolgenden Staatsstreiche, wodurch die Schweiz von einer Einheitsrepublik wiederum in einen Bundesstaat umgewandelt wurde, begünstigt. Mit weniger gutem Auge wurde die Ernennung Redings betrachtet, welchem der erste Consul den schmiegsamen und Frankreich ganz ergebenen Dolder vorgezogen hätte.

Die Mißstimmung Frankreichs wurde bald genug fühlbar. Reding glaubte ein persönliches Unterhandeln des ersten Landammanns der Schweiz mit dem ersten Consul Frankreichs werde das gute Einvernehmen beider Staaten am sichersten zu Wege bringen. Er reiste in den ersten Tagen des Dezembers 1801 nach Paris.

Reding wurde von Bonaparte auf die schmeichelhafteste Weise empfangen und ihm die günstigsten Zugeständnisse in Aussicht gestellt: Anerkennung der neuen Verfassung von Seite Frankreichs, Zurückziehung der französischen Truppen, Garantie der schweizerischen Neutralität, Herstellung der alten Landesgrenzen, Lieferung von Salz gegen die von der fränkischen Armee während der Occupation ausgestellten Gutscheine... Mit solchen Versprechungen verließ der Landammann der Schweiz Paris und langte den 17. Jenner in seinem Regierungssitz, Bern, an, wo er unter dem Geläute aller Glocken vom jubelnden Volke festlich empfangen wurde.

Umsonst wartete man auf die Erfüllung der erhaltenen Zusagen. Statt dessen wurde das Wallis vom französischen General Türreau widerrechtlich in Besitz genommen und mißhandelt. Als die Gegner des Föderativsystems bemerkten, daß Frankreichs Gewalthaber demselben seinen Schutz zu entziehen beginne, erhoben sie wieder ihre Häupter. Am 17. April 1802, während eines Besuches Redings in Schwyz, fand in Bern wiederum ein Staatsstreich statt und wurde die Bundesverfassung, nach einem Bestand von nicht ganz 6 Monaten, wieder über den Haufen geworfen. Alois Reding, auf seinen hohen Posten zurückeilend, protestirte umsonst gegen den neuen Gewaltschritt; er wurde nicht gehört. Unmuth und bittere Enttäuschung im Herzen kehrte der gewesene „erste Landammann der Schweiz" nach der Heimat zurück.

Eine der Versprechungen des ersten Consuls ging in Erfüllung. Der letzte Rest der französischen Invasionsarmee verließ den schweizerischen Boden. Da zeigte sich als unmittelbare Folge die Unhaltbarkeit der helvetischen Einheitsrepublik. Den 1. August 1802 versammelte sich in Schwyz, seit Jahren zum erstenmal wieder, die Landsgemeinde und erwählte Alois Reding zum Landammann. Die andern Waldstätte schlossen sich an Schwyz und bildeten mit demselben, den Verfügungen der helvetischen Regierung zum Trotz, einen besondern Bund. — Gegen diesen Sonderbund sollte General Andermatt helvetische Truppen führen; ein Theil derselben wurde in der Nacht vom 27. auf den 28. August bei der Rengg von den Unterwaldnern überfallen und geschlagen.

Andermatt zieht sich gegen Zürich, welches ihm seine Thore verschließt. Am 9. September beschießt er diese Stadt mit

glühenden Kugeln. Dieser Akt von Barbarei gibt das Zeichen zum Ausbruch des Aufstandes in drei Viertheilen der Schweiz.

Haufen von unzufriedenen Landleuten meist mit Hellebarden und Picken auch nur mit Stöcken bewaffnet sammeln sich im Aargau. Ein Erlach stellt sich als Führer an ihre Spitze, marschirt gegen den helvetischen Regierungssitz Bern und hält den 18. September daselbst seinen siegreichen Einzug. Die helvetischen Machthaber fliehen nach Lausanne. In Schwyz constituiren sich die Abgeordneten von 16 Kantonen als Tagsatzung und ziehen mit großem Pomp unter Glockengeläute und Kanonendonner von der Kirche in das Rathhaus. An der Spitze steht Alois Reding, welchen die antihelvetische Presse den „Schutzengel der Eidgenossenschaft und zweiten Tell" nennt.

Unterdessen haben sich die aufständischen Haufen, wegen deren mangelhafter Ausrüstung diese Erhebung „der Steckli-krieg" genannt ward, organisirt und aus den Zeughäusern von Solothurn und Bern mit Waffen und Kanonen versehen. Die Tagsatzung in Schwyz ernennt Bachmann zu ihrem General, welcher den Befehl erhält die helvetische Regierung aus ihrem letzten Zufluchtsort, Lausanne, zu vertreiben. Bei Wiflisburg wird Andermatt in unblutigem Gefecht von Bachmann geschlagen; schon nähert sich dieser der Stadt Lausanne.... Da ruft der erste Consul an der Seine sein «quos ego» — und der Krieg ist zu Ende.

General Ney rückt mit französischen Occupationstruppen ein. Die helvetische Regierung kehrt nach Bern zurück. Am 26. Oktober hält die Tagsatzung in Schwyz, gegen den französischen Gewaltakt protestirend, ihre letzte Sitzung. Noch in den letzten Tagen dieses Monats werden zur Sicherung der Ruhe eine Anzahl der helvetischen Regierung besonders gefährlicher Männer, Alois Reding und Aufdermauer von Schwyz, Hirzel und Reinhard von Zürich, Würsch von Unterwalden, Zellweger von Trogen, Reding und Baldinger von Baden, der Berner Hartmann von Thunstetten und Landvogt Mathis von Chur verhaftet und als Geißel in die Festung Aarburg gefangen gesetzt.

Während Reding mit seinen Genossen in Aarburg eingeschlossen war, versammelte sich in Paris die schweiz. Consulta, um sich dort vom ersten Consul die Mediationsverfassung octroiren zu lassen. Reinhard von Zürich wurde von Bonaparte aus dem Gefängniß in's Berathungszimmer berufen, — Reding bei Seite gelassen. Napoleon hatte in ihm den unbeugsamen Wortführer seines Vaterlandes kennen gelernt; deßhalb wohl ließ er ihn im Staatsgefängnisse von Aarburg und beschuldigte ihn in einer seiner Vermittlungsreden der „Taktlosigkeit." ....

Erst im Jahr 1811 treffen wir ihn wieder auf der politischen Schaubühne, als Tagsatzungsgesandten. Napoleon, nun Kaiser, hatte völkerrechtswidrig italienische Truppen in den Kanton Tessin einrücken lassen. Mit entschiedenen Worten verwahrte sich Reding gegen diesen Gewaltakt, mit überströmendem jugendlichem Feuer der Gesandte von Zug, Sidler. Der Allgewaltige in den Tuilerien nahm üble Vermerkung hievon. „Stellt euch nicht vor", so donnerte er den schweizerischen Botschafter in Paris an, „daß ich mir vor ganz Europa solche Reden ungestraft werde in's Gesicht schleudern lassen...."

In den Sternen war es anders geschrieben. Der Brand von Moskau, das Verderben an der Beresina, die Völkerschlacht bei Leipzig folgten sich Schlag auf Schlag. Der Thron des Weltbezwingers stürzte, bevor er seine Rache an den allzufreimüthigen Tagsatzungsrednern ausüben konnte. —

In Redings öffentlichem Leben war wohl die Restaurationszeit die unerquicklichste Periode. Einer Sturmfluth gleich kam das reaktionäre Gewässer, lange zurückgedrängt, nun dahergebraust und wuchs den billigdenkenden Vaterlandsfreunden über die Köpfe. Die Zustände von 1798 mit all ihrem veralteten Kram und ihren verjährten Vorrechten sollten wieder hergestellt werden.

Diesen unverständigen Forderungen gegenüber, welche nicht nur etwa die Aristokraten von Bern, sondern auch die Demokraten der Waldstätte geltend machten, mußten selbst die Gesandten des monarchischen Europa und dessen Fürsten die liberalen Prinzipien verfechten. Redings edles Gemüth und großen Einfluß kennend, begaben sich die fremden Botschafter zu ihm nach Schwyz, ihn zu ersuchen das stolze Bern von seinen Ansprüchen auf das Aargau und die Waadt abzumahnen. Ebenso sprach der kaiserliche Freund der Schweiz und Zögling Laharpe's, Alexander, zu Reding, der abgeordnet war den Zaaren im Namen der Eidgenossenschaft zu begrüßen: „Was ehemals „war, kann nimmer zurückkehren und was euch die Revolution „Ersprießliches brachte, muß beibehalten werden."

Bern gab nach; Schwyz wehrte sich bis zum Aeußersten Unterwalden mußte mit Gewaltmitteln gezwungen werden, dem restaurirten Schweizerbunde beizutreten.

Nachdem Alois Reding 1811, 12, 13 und 14 Tagsatzungsgesandter gewesen, wurde er 1815, wahrscheinlich durch entschiedenere Anhänger des Alten, verdrängt. Aber schon 1816 und auch im darauf folgenden Jahre sehen wir ihn wieder als Vertreter seines Kantons im obersten Rathe der Eidgenossen.

Die Lostrennung des Landes Schwyz vom Bisthum Constanz und dessen Anschluß an das Bisthum Chur war Redings letzte politische That. Von einer bezüglichen Conferenz in Gersau den 21. Januar 1818 nach Hause kehrend erkältet er sich, erkrankt und stirbt den 5. Februar im dreiundfünfzigsten Jahre seines Alters.

Unserm Alois Reding mangelte die starre Rücksichtslosigkeit, welche die chaotischen Zustände seiner Zeit hätte beherrschen und ordnen können; ihm war die durchtriebene politische Schlauheit nicht zu eigen, unerläßlich einem Bonaparte und Talleirand gegenüber. Aber er war ein Volksmann im besten Sinne dieses Wortes, ein Ritter unter den Hirten, gleich Attinghausen; schön von Gestalt, beredt, tapfer, hochherzig, von unbescholtenem Charakter und Lebenswandel. Sein Vaterland liebte er über Alles. Zu den hohen Würden, die er bekleidete, wurde er eher durch die Gunst der Umstände emporgetragen, als daß er sie mühsam erklommen hätte; aber er zeigte sich ihrer werth. — Wir zählen ihn zu den edelsten Männern in der Geschichte der Eidgenossenschaft. —





Grégoire Girard.

Pater Girard.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts lebte in Freiburg im Uechtland ein ehrbares bürgerliches Ehepaar in bescheidenen, aber keineswegs ärmlichen Verhältnissen, dessen Kindersegen allmählig die Zahl von 15 Köpfen erreichte. Das siebente der fünfzehn Geschwister, im Jahr 1765 geboren, war ein Knabe und wurde Johann getauft. Der Geschlechtsname der würdigen Familie war Girard.

Aus dem kleinen „Jean" wurde der Franziskanermönch Pater Girard, welchem das moderne Erziehungs- und Schulwesen nicht minder verdankt, als dem großen Kinderfreund Pestalozzi.

In spätern Jahren machte sich Pater Girard daran eine Selbstbiographie zu schreiben, die leider nur zu einigen wenigen Kapiteln gedieh. In derselben ist uns eine Anekdote aus den Kinderjahren erhalten, welche das Gemüth und die Denkungsart charakterisirt, die der Mönch bis in sein hohes Alter sich zu erhalten wußte.

Er beschreibt uns die unmittelbaren Umgebungen Freiburgs zu seiner Jugendzeit als wüst und unbebaut. Gemüse und Obst mußten meist von Murten her bezogen werden. Die Familie ließ sich ihre Bedürfnisse allwöchentlich durch eine gute Frau aus jener Gegend in's Haus bringen, welche sich die Freundschaft der Kinder durch kleine Geschenke von Obst und ähnlichen Näschereien zu erwerben wußte. Sie war Protestantin. Da geschah es, daß der Hauslehrer, welcher den Katechismus zu erklären hatte, den Kindern dozirte, daß Alle, welche nicht der alleinseligmachenden katholischen Kirche angehörten, ohne Ausnahme und Gnade der ewigen Verdammniß anheimgefallen seien. „Die Murtner-Frau auch?" fragte der Knabe. — „Gewiß!" — „Das kann nicht sein!" — „Du wirst es nicht besser wissen wollen als der Katechismus und dein Lehrer, kleiner Raisonneur." .... Der Knabe mußte schweigen. — Als die Murtner-Frau das nächste Mal wieder erschien und dem Kleinen seinen Theil vom mitgebrachten Obst geben wollte, lief er laut heulend davon. Die Mutter folgt ihm und frägt, was ihm fehle. „Ach, Mutter, diese gute Frau wird verdammt sein!" — „Wer hat dir's gesagt?" — „Der Hauslehrer." — „Der Hauslehrer ist ein Esel", — erwiedert die Mutter. „Der liebe Gott verdammt die braven Leute nicht." — Der kleine Jean ließ sich's gesagt sein; er tröcknete seine Thränen und lief der armen Frau, die er der Verdammniß anheimgefallen geglaubt, voll Freude um den Hals zu fallen.... Was die Mutter gesagt: «le *bon* Dieu ne damne pas les *bonnes* gens» blieb auch für den Franciskaner-Mönch eine unumstößliche theologische Wahrheit.

Nach ihm kamen noch acht kleine Geschwister. Er half der Mutter bei ihrer Pflege und lernte so die Kinder lieben. Als sie heranwuchsen, wurde er ihr Lehrer; während die Mutter spann oder strickte, hielt er neben ihr mit ihnen Schule. Der Unterricht welchen das vorgerücktere Kind den weniger entwickelten unter überwachenden Blicken ertheilt, wurde später einer der obersten Erziehungsgrundsätze des berühmten Volkslehrers.

Zu jener Zeit konnte ein junger Bürger von Freiburg nur zweierlei werden: Soldat oder geistlich. Der junge Girard, dem die Pocken, ohne daß er sich stark darum bekümmerte, das jugendlich frische Gesicht mit ihren Narben verunstaltet hatten, entschied sich für den geistlichen Stand.

Sechzehn Jahre alt tritt er als Novize in das Franziskanerkloster zu Luzern. Einige Jahre später (1784) begibt er sich nach der fürstbischöflichen Residenz- und Universitätsstadt Würzburg, um dort Theologie zu studiren.

Franz Ludwig von Ehrthal, ein wohlmeinender, aufgeklärter und energischer Kirchenfürst, führte damals den Krummstab. Der junge Girard sah mit ebensoviel Erstaunen als Bewunderung die Pläne dieses Mannes sich vor seinen Blicken verwirklichen. Das erste was der Bischoff nach seinem Regierungsantritt baute, war ein Zuchthaus, — dann einen prächtigen Spital, dann eine Arbeitsanstalt. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen, ließ er plötzlich die Menge der Bettler, welche die bischöflichen Lande überschwemmten, ergreifen. Die Greise und Kranken kamen in den Spital, wo ihnen gute Pflege ward; die Jungen und Kräftigen in die Arbeitsanstalt, die Verbrecher, wo sie hingehörten. — Die alten Hofleute liebten diesen Fürstbischof nicht, der es versäumte große Feste zu geben, aber dem geringsten seiner Unterthanen persönliches Gehör gab; — der die Pfründen nicht an Günstlinge, sondern an die Aelteren und Würdigeren vergab. Um so mehr war er der Mann nach dem Herzen des jungen freiburgischen Franziskanernovizen.

Nur mäßig behagte ihm die theologische Scholastik jener Zeit. Er wandte sich mit Vorliebe dem Studium der Philosophie und Mathematik zu und war nahe daran die Neigung zum geistlichen Stande zu verlieren. Da kam ihm der Gedanke, das Christenthum dürfte etwas anderes sein als diese gelehrte Scholastik. Er machte sich an's Studium der Evangelien und fand endlich nach manchem Geisteskampf die Gewissensruhe wieder.

Er erhielt (1788) vom Fürstbischoff von Würzburg die geistlichen Weihen und empfing, als der erste in der Reihe, während den Ceremonien den priesterlichen Friedenskuß. „Ich „fühlte die Gluth," sagt er, „bis in mein Herz herniedersteigen „und faßte den festen Vorsatz im Sinn und Geist dieses Bi„schofs, der mich geweiht, am Werke des Himmels zu ar„beiten"....

Wir finden ihn, der den Ordensnamen Gregor angenommen, in seinem stillen Kloster zu Freiburg wieder, wo er — kantische Philosophie studirt. Diese Studien erscheinen uns keineswegs außer Orts bei einem Manne, welchem die Aufgabe zugetheilt war, den Novizen seines Klosters Vorträge über Philosophie zu halten. Anders hielten es die Ketzerriecher seiner Umgebung. Dreimal klagten sie den Franziskanermönch in Rom des Kantianismus an; dreimal verschloß Rom diesen Anklagen das Ohr. Sein philosophisches Glaubensbekenntniß sprach Pater Girard in folgenden kurzen Worten aus: „Wir „haben zwei Augen, zu erkennen, was um uns ist. Ebenso „haben wir, zur Erkenntniß der göttlichen Dinge, die Vernunft

„und die Offenbarung. Machen wir von beiden Gebrauch und „trennen wir nicht, was Gott zusammengethan hat...“

Während der Mönch in seiner stillen Zelle nach der Wahrheit forschte, tobten draußen die politischen und sozialen Stürme. Endlich schlug die Sturmfluh auch an die Mauern des Franziskanerklosters zu Freiburg. Nach dem Einmarsch der Franzosen wurde es in eine Kaserne verwandelt. Die Mönche mußten ihre Zellen mit den Soldaten und Regimentsweibern theilen und, um die ungebetenen Gäste bei guter Laune zu erhalten, der Reihe nach mit ihnen den Pfeifenstummel rauchen und sich zur Zielscheibe ihrer Späße hergeben.

An der Stelle der alten Eidgenossenschaft hatte sich die helvetische Republik constituirt. Es handelte sich darum, ob die Priester den von ihnen geforderten Bürgereid leisten sollten. Pater Girard, vom Bischof um seine Meinung befragt, bejahte — in einer Denkschrift — die Frage, sich in die Zeiten des ersten Christenthums zurückversetzend und den Ausspruch des Herrn berücksichtigend, der da sprach: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ So kam der Franziskaner in den Ruf eines „liberalen Geistlichen,“ — bei Wenigen eine Empfehlung, in den Augen Vieler ein Makel.

Stapfer, helvetischer Minister der Künste und Wissenschaften, wozu auch der Cultus gehörte, berief ihn, Anfangs 1799, nach dem Sitz der Regierung, Luzern, um dem Protestanten in Angelegenheiten der katholischen Kirche mit seinem Rath beizustehen. Pater Girard quartirte sich im aufgehobenen Kloster ein, demselben, wo er sein Noviziat vollbracht und in dessen untern Räumen nun eine Gastwirthschaft betrieben wurde. Selten vom Minister befragt, beschäftigte er sich als Archivar. Nach kurzem schon verließ er diese keineswegs zusagende Stellung, kehrte nach Freiburg zurück und erhielt bald darauf die Stelle eines katholischen Pfarrers in Bern.

Seine Stellung in dieser damals streng protestantischen Stadt war eine schwierige. Sich innerhalb der Schranken seines Amtes halten; sich ganz besonders den Kranken, den Armen und der Jugend widmen; Alles vermeiden, was den confessionellen Frieden stören könnte: dieß war die Richtschnur seines Betragens. Die gute Gemüsefrau von Murten und die Lehre, die einst das Kind von seiner verständigen Mutter erhalten hatte, waren in seinem Geiste haften geblieben. Sein liebster Gedanke war eine Wiedervereinigung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse. Bei jeder Gelegenheit suchte er hervorzuheben, was sie nähren konnte, in den Hintergrund treten zu lassen, was sie trennte, Vorurtheile zu bekämpfen, welche Brüder auseinander halten. Wir dürfen uns nicht wundern, daß Pater Girard sich die Achtung und das Wohlwollen der gesammten Bevölkerung Berns und selbst seiner protestantischen Amtsbrüder zu gewinnen wußte. Als später, in seiner Vaterstadt, die Zeiten der Prüfung und Verfolgung für ihn kamen, gaben die zwei höchsten Würdenträger des aristokratischen Bern lautes Zeugniß für den verketzerten Franziskaner-Mönch.

Das Jahr 1804 war für Pater Girard ein Schicksalsjahr. Der Stadtrath von Freiburg beschloß den Primarunterricht dem Franziskanerorden zu übertragen. Man berief den Mann, welchem zu lieb dieser Beschluß gefaßt worden, die Schule unter dem Titel eines Präfekten zu leiten. Er verließ Bern, um nach der Vaterstadt zurückzukehren. Kaum war je ein Mensch für seine Aufgabe besser geschaffen. Einsicht mit Herzensgüte gepaart, Hingebung, Seelenruhe und Geduld und jener Tiefblick der wahren Weisheit, welcher auch das Kleine und Unbedeutende beachtet, machten ihn zu einem jener großen Erzieher, die der Menschheit ein Segen sind. Auch die Fertigkeiten fehlten ihm nicht für sein Erziehungswerk. Hatte er ja schon als Kind mit seinen jüngern Geschwistern Schule gehalten. Naturwissenschaften hatte er mit Vorliebe betrieben. In den Künsten war er nicht fremd: in der Jugend war er Musikant gewesen, im Zeichnen besaß er Uebung und Fertigkeit. Auch der Sinn für Poesie war ihm keineswegs verschlossen. Das war, im Alter von 40 Jahren, der neue Präfekt der freiburgischen Primarschule.

Als ihm dieselbe übertragen wurde, zählte sie vierzig Schüler, welche sämmtlich den untersten Schichten der Bevölkerung angehörten. Nach einigen Jahren waren es ihrer vierhundert aus allen Klassen der Gesellschaft und umfaßte nun der Unterricht Alles, was zur Ausbildung eines Knaben gehört, der sich nicht einem gelehrten Berufe zu widmen gedenkt. Eine Mädchen-Schule, vom Ursulinerorden nach ähnlichen Grundsätzen geleitet, zählte ungefähr ebensoviele Schülerinnen. Der Stadtrath hatte nur an die Knaben gedacht; Pater Girard, der seine Mutter noch warm im Herzen trug, vergaß es nicht, daß die Familie die erste Schule und die Frauen die ersten Erzieherinnen der künftigen Generationen sind.

Wie Freiburg heute durch seine Orgel und seine Brücken, so war es damals durch seine Schule berühmt. In der Schweiz lebten und wirkten zu gleicher Zeit die größten Volkserzieher: Fellenberg in Hofwyl, Pestalozzi in Yverdon; der Dritte im Bunde war Pater Girard, der Präfekt der Schule von Freiburg. Zum Lobe der Schweiz konnte der französische Dichter Julien singen:

„Aux autres nations offrant un grand exemple,
„De l'éducation l'Helvétie est le temple.“

Die Unterrichtsmethode Pater Girards war ein socratische, eine mütterliche, hätte er sie lieber genannt: Erweckung des eigenen Denkens des Kindes durch Anschauung, Befragen und allmälige stuffenweise Erweiterung seines Gesichtskreises. In seinen Klassen wechselte der gegenseitige Unterricht mit dem Unterricht des Lehrers ab. Der Ehrgeiz der Kinder wurde durch die Rangordnung in den Kreisen wachgehalten. Die Preise belohnten — ohne daß ein Wettkampf stattgefunden hätte — den Fortschritt, die Arbeit, den guten Willen. Um solche zu erhalten mußten gewisse Bedingungen des Wohlverhaltens erfüllt werden; möglicher Weise hätten alle Schüler bedacht werden können: daher keine Eifersucht, kein Neid, kein Groll und keine Entmuthigung....

Wie Pestalozzi suchte der Präfekt der Schule zu Freiburg vor allem durch geistige Gymnastik die eigene Urtheilskraft der Kinder zu wecken. Während jedoch der große Zürcher die Zahl, das Rechnen, seinem Unterricht zu Grund legte, so nahm in den Schulen des Pater Girard die Kenntniß der Muttersprache den ersten Rang ein und wurde ihr mehr als die Hälfte der Unterrichtszeit gewidmet. Als Wahlspruch galt dabei: „Die „Worte für die Gedanken, die Gedanken für das Herz und „das Leben.“ Man blieb keineswegs dabei den grammatikalischen Bau eines gegebenen Satzes zu ergründen; die Kinder wurden angehalten, sich um den Sinn desselben zu bekümmern und die Wahrheit des Inhaltes zu beurtheilen. Alle Geisteskräfte wurden gleichzeitig in Anspruch genommen und mit der Sprachlehre der Unterricht in den verschiedensten Fächern, der Naturlehre, Geographie, Geschichte und vor allem der Religion, d. h. der Erkenntniß Gottes und der Sittenlehre, verbunden. Ein italienischer Lehrbruder, entmuthigt durch den schlechten Erfolg mit welchem er seinen Schülern den Katechis-

mus beizubringen suchte, kam einst zu Pater Girard, sich bei ihm Raths zu erholen; dieser führte ihn in seine Schule. Nach einer Weile sagte der Italiener: „Ich verstehe, Ihr gebt stets fort Religionsunterricht, aber quasi aliud faciendo (gleichsam, als ob ihr etwas Anderes thätet)." Und mit dem erhaltenen Lichte kehrte er frischen Muths zu seinen Schülern zurück...

Im Jahr 1809 wandte sich Pestalozzi an die schweizerische Tagsatzung mit der Bitte, daß sein Institut in Yverdon einer offiziellen Untersuchung möchte unterworfen werden. Dem Gesuch wurde entsprochen. Pater Girard wurde als Mitglied der hiemit beauftragten Commission bezeichnet und redigirte in Folge den ausgezeichneten „Bericht über das Institut in Yverdon", welcher 1810 im Druck erschien. Interessant wäre eine Parallele zwischen den zwei großen Volkslehrern: Hier der Franziskanermönch, der mit mildem Sinne aus seiner Zelle, gleichsam als wie aus einem sichern Hafen, in die sturmbewegte Welt hinausschaut; — da der Protestant und Laie, dessen Lebensschifflein fort und fort von den wilden Wogen geschaukelt wird; aber beide mit gleicher Liebe, gleichem Eifer, gleicher ausdauernder Kraft an dem großen Werke der Volksbildung arbeitend, — beide mitten in ihrem Wirken durch feindliche Kräfte vielfach gehindert und durch äußere Verumständungen aufgehalten, lange bevor sie das vorgesteckte Ziel erreicht...

Die Schule des Pater Girard übte ihren mächtigen und wohlthuenden Einfluß auf die ganze Stadt und noch viel weitere Kreise aus. Keine Spur mehr jener zerlumpten ungezogenen Kinder, die sonst die Gassen Freiburgs bald mit ihrem lästigen Lärm und Geschrei, bald mit ihrem zudringlichen Bettel erfüllt hatten. Die Zerstörung der Gegenstände, welche der öffentlichen Sicherheit anvertraut sind, die Plünderung der Obstgärten nahm ein Ende. Statt der unsaubern Gassenhauer hörte man auf Straße und Feld die Lieder erschallen, welche die Jugend in der Schule gelernt hatte. Die Erziehung war ein Hauptfactor des öffentlichen Lebens in Freiburg geworden. Die Mehrzahl der Eltern wohnte allsonntäglich der Christenlehre ihrer Kinder bei. Die ganze Bevölkerung drängte sich zu den Schulfesten nach der Franziskanerkirche. Die Lehrer der Landschulen kamen, sich vom Präfekten der Stadtschule Weisungen und gute Räthe ertheilen zu lassen.

Dieß war eine schöne und folgenreiche Zeit im Leben des Pater Girard. Wer hätte glauben sollen, daß seine Hingebung, seine Erfolge ihm Feinde, Neider und Widersacher erwecken könnten? —

Nachdem in den Jahren 1814 und 15 die politische Restauration vollbracht worden, wurde auch in Freiburg bei Vielen „Rückkehr zum Alten" das Losungswort.

Diesen Männern des Rückschritts erschien der Unterricht des Volkes als staatsgefährlich. Wenn den Niedern und Geringern zu viel Gelegenheit geboten sei, Kenntnisse zu erwerben, so würden sie mit ihrem Loose unzufrieden und den revolutionären Ideen zugänglich, meinten sie. Der Volkslehrer wurde ihnen ein Dorn im Auge.

Im Jahr 1818 wurden nach heftigen Kämpfen die Jesuiten berufen und ihnen der höhere Unterricht in die Hände gegeben. Von da an waren die Tage der Wirksamkeit des Franziskanermönchs gezählt und das Schicksal seiner Schule entschieden.

Zwar zählte er die ganze ehrbare Bürgerschaft der Stadt Freiburg und einen großen Theil des Patriziats zu seinen Freunden. Der Mann, von welchem selbst die Wiedersacher sagen mußten: „Es ist schade, daß wir keinen Anlaß finden, ihm Vorwürfe zu machen", — wurde heimlich verschrien und verlästert. Insbesondere beim unwissenden bigotten Landvolk malte man ihn mit den schwärzesten Farben. Die Toleranz des Franziskanermönchs wurde ihm als Sünde angerechnet; das Studium, welches er einst dem deutschen Philosophen Kant gewidmet, als Anklage gegen ihn gebraucht; die Religion in Gefahr erklärt. Aber zu zweien Malen hatte sich der Stadtpfarrer veranlaßt gefunden das Zeugniß auszustellen: „die Schüler Pater Girards seien in der Religion wohl unterrichtet."

Man mußte zu einem andern Vorwand greifen.

Um jene Zeit waren in Frankreich mehrere pädagogische Schriften erschienen, welche sich auf's Heftigste gegen den gegenseitigen Unterricht aussprachen. Dieß wurde als Waffe benutzt. Bischof Jenny, welcher erst noch im Jahr 1817 diese Unterrichtsmethode öffentlich den Behörden empfohlen hatte, wurde im Jahr 1823 durch gewisse Einflüsse dahin gedrängt, von der Regierung von Freiburg die Abschaffung derselben zu verlangen. In seiner Sitzung vom 4. Juni desselben Jahres beschloß der Große-Rath diesem Verlangen des Bischofs zu entsprechen. Durch diesen Beschluß wurde dem Präfekten der Primarschule zu Freiburg der Boden unter den Füßen weggenommen; es blieb ihm nichts übrig, als die Stelle, an welcher er 19 Jahre lang so segensvoll gewirkt, zu verlassen.

Der öffentliche Unterricht im Kanton Freiburg stand nunmehr ganz unter dem Einfluß der Jesuiten. Welches Heil daraus entsprang, zeigt die Geschichte Freiburgs von jener Zeit an bis zu den neuesten Tagen.

Wie ein Uebel selten ohne Begleitung kommt, so traf es sich, daß in jener Zeit der Wiederwärtigkeit Pater Girards vielgeliebte Mutter starb. „Ich habe", — rief er in seinem Schmerze, — „zu gleicher Zeit meine Kinder und meine Mutter verloren!"....

Tiefgebeugt, aber nicht erdrückt verließ der Verkannte, Gekränkte, Verläumdete seine Vaterstadt und zog sich mit seiner Trauer in das Kloster seines Ordens nach Luzern zurück.

Bald riefen neue Pflichten den abgesetzten Schulpräfekten zur Thätigkeit und es öffnete sich vor ihm ein frischer Wirkungskreis. Er wurde zum Professor der Philosophie am Lyzeum von Luzern berufen. Wie er von Freiburg aus einen großen und heilsamen Einfluß auf die französische Schweiz ausgeübt hatte, so zeigte sich nun die Einwirkung seiner trotz ihrer Bescheidenheit so bedeutenden Persönlichkeit auf die Jugend der deutschen Schweiz, insbesondere jener katholischer Confession. Eine gute Zahl würdiger Priester, welche die von Gott empfohlene Nächstenliebe einem zelotischen Glaubenseifer voranzusetzen gelehrt wurden, ging aus den Reihen seiner Luzernerschüler hervor. Ebenso schöpften künftige Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Aerzte ihre Gott- und Weltanschauung aus Pater Girards philosophischen Vorträgen. Vier von ihm in deutscher Sprache verfaßte lithographirte Hefte, dienten ihm bei seinen philosophischen Vorlesungen als Leitfaden. Dieselben kamen auch andern jungen Leuten, die nicht seine Schüler waren, in die Hände und wurden als erfrischender Gegensatz zu den trockenscholastischen lateinischen Lehrbüchern der Philosophie, die damals noch an manchen Orten in Gebrauch waren, mit Lust und Eifer studirt.... Neben der Professur am Lyzeum war dem berühmten Pädagogen auch das Inspektorat einer Primarschule übertragen worden; später ward er zum Mitglied des luzernischen Erziehungsrathes ernannt. So hatte sich wiederum dem

Jugendfreund und Erzieher ein erfreuliches und reiche Erndte versprechendes Feld des unermüdlichen Schaffens geboten. —

Auch ihm nahte, wenn auch langsam das unausweichliche Alter; es kamen auch für ihn die Tage, da die Spannkraft des Körpers und Geistes nachzulassen beginnt. Im Jahr 1835, als er siebzig zählte, fand er, daß es Zeit sei von der öffentlichen Wirksamkeit zurückzutreten. Er zog sich wieder in sein Kloster nach Freiburg zurück, um dort eine letzte Lebensaufgabe zu erfüllen, — seine auf den Unterricht in der Muttersprache begründete Erziehungsmethode in eine feste Form zu bringen und durch den Druck zum Gemeingut zu machen. Im Jahr 1844 erschien der erste einleitende Band seines *„Cours éducatif de la langue maternelle à l'usage des écoles et des familles;“* im Jahr 1848 der sechste und letzte Band.

Diese literarische Thätigkeit verhinderte den Franziskanermönch nicht, selbst noch im Greisenalter hie und da aus der Zurückgezogenheit der Klosterzelle herauszutreten, wo es galt das Wohl der Mitmenschen zu fördern. Pater Girard war ein eifriges und thätiges Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. In den gedruckten Verhandlungen dieses Vereins (Jahrgänge 1835, 37 und 38) finden wir Vorträge pädagogischen Inhalts, welche er in den Versammlungen gehalten hatte. — Ebenso war er Mitglied der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, präsidirte dieselbe, als sie sich, den 24. August 1840, in Freiburg zu ihrer Jahresversammlung zusammenfand und eröffnete die Verhandlungen mit einer „Parallele zwischen der Philosophie und der Physik.“ Wir bemerken, daß der Unermüdliche damals schon 75 Jahre zählte

Der im Jahr 1844 in Paris erschienene einleitende Band seines Lehrbuchs der Muttersprache ermangelte nicht in der gelehrten Welt Frankreichs großes Aufsehen zu erregen. Die Akademie der Wissenschaften ertheilte dem Verfasser den sogenannten *„prix Monthyon“*, eine Anerkennung, welche demjenigen zu Theil werden soll, der sich um das Wohl der Menschheit besonders verdient gemacht hat. König Ludwig Philipp ernannte den alten Franziskanermönch zum Ritter der Ehrenlegion.

Der Mann in der schwarzen Kutte, mit dem Strick als Gürtel und der Tonsur unter dem Priesterkäppchen gehörte längst schon einer Ritterschaft an, deren Insignien von keinem Könige oder Kaiser ertheilt werden können, — deren Mitglieder, in der ganzen Welt zerstreut, sich untereinander erkennen, wenn schon kein Band in ihrem Knopfloch prangt, — deren Zweck und Aufgabe von keinem außer Acht gelassen wird, so lang seine Brust noch athmet, obgleich kein beschwornes Gelübde sie bindet; er gehörte zu den Rittern des Geistes, die den unablässigen Kampf für das Wohl und den Fortschritt der Menschheit kämpfen....

Ein herber Kummer war ihm für seine letzten Tage noch vorbehalten. Er mußte die trüben Zeiten des Sonderbunds erleben, die Herrschaft einer Partei in ihrer Ueberreizung erdulden, welche ihn einst aus seinem segenvollen Wirkungskreis herausgeworfen hatte; und unmittelbar darauf den Sieg eines andern ebenso fanatischen Extrems, dem die Freiheit, wie jenem die Religion, eine hohle Phrase und Maske geworden war, hinter derselben ihre Despotengelüste zu verbergen. Einer Anzahl italienischer Patrioten aus Toskana, welche ihm im Jahr 1848 zum Umschwung der Dinge in Freiburg Glück wünschte, ertheilte er die traurig warnende Antwort, daß Umsturz nicht immer der Weg zur Freiheit bahnt....

In dem selben Jahr erschien der letzte Band seines „Lehrkurses der Muttersprache.“ Seine Lebensaufgabe war vollendet; er konnte mit Simeon sprechen: „Herr, jetzt laß mich von hinnen scheiden.“ — Aber seine angeborne Lebenskraft rang verzweifelnd mit einer langen schmerzhaften Krankheit. Während einiger Zeit wurden seine Geisteskräfte durch die Einwirkung heftiger Arzneien umnebelt und verdüstert. Aber in den letzten Tagen kehrten sie wieder in voller Klarheit zurück. Wenige Stunden vor seinem Verscheiden versammelte er die Ordensbrüder in seiner Zelle und nahm, sich der lateinischen Sprache bedienend Abschied von ihnen. Es war am Morgen des 6. Merz 1850.

Pater Girard gehörte zu jenen bevorzugten Naturen, jenen ächten Jüngern und Nachfolgern des Herrn, welche mit einer unendlichen Herzensgüte und Milde eine sanfte Hartnäckigkeit verbinden, die sie befähigt große Ziele während langer Zeit unablässig zu verfolgen und endlich zu erreichen. Die Freiburger, welche ihn im Jahr 1823 aus seiner Schule, seinem Kloster und seiner Vaterstadt verdrängt hatten, errichteten ihm im Jahr 1862 eine Statue.





Joh. Gaudenz von Salis

Johann Gaudenz von Salis.

Salis und Matthisson.... wer denkt nicht, wenn er die Namen dieses Dioskuren-Paares nennen hört, an Trauerweiden, unter denen moosbedeckte Grabhügel schwellen? Der Name „Salis" genügt, den Vorwurf zu widerlegen, daß auf helvetischem Boden die blaue Blume der Poesie nicht zu gedeihen vermöge. Zugleich dient er uns zum Beweis, daß am gleichen Stengel, woran die romantische blaue Blume blüht, auch Blätter und Früchte zu wachsen vermögen, die in Haus und Küche nützlich zu verwenden sind. Salis, war nicht nur der Dichter thränenfeuchter Wehmuth, sondern auch tapferer und geschulter Offizier, eifriger Politiker, stark belasteter republikanischer Würdenträger, tüchtiger Geschäftsmann, und kundiger Land- und Weinbauer.

Zu Malans, am Eingang des rhäthischen Prätigäu's, dort wo die Landquart in den jungen unbändigen Rhein sich ergießt, am Fuße jener sonnigen Rebhügel, wo der feurigste Schweizerwein wächst, stand die Wiege des Dichters, rings umgeben von den Schlössern und Wohnsitzen seiner Verwandten und Angehörigen: Seewis, Jenins, Marschlins, Grüsch, Zizers Er gehörte der ältesten, angesehensten und mächtigsten Familie Bündens an.

Johann Gaudenz erblickte das Licht den 26. Dezember 1762. In Gottes freier Natur ist der Knabe aufgewachsen, sich fröhlich herumtummelnd im „Garten Rhätiens", nicht viel anders als ein alt-fry-rhätischer Bauernjunge, nur mit dem Unterschied etwa, daß der Bube aus dem Schloß vom deutschen Hofmeister einige Stunden des Tages länger gequält wurde, als die Buben im Dorf vom einheimischen Schulmeister; und sein Vater, der Bundeslandammann von Salis-Seewis mochte mit gerechtfertigter Freude auf den kräftig sich entwickelnden Jungen blicken, der einst — wie hätt' es anders sein dürfen? — ebenfalls Bundeslandammann werden sollte. Um dem künftigen unausweichlichen Ehrenamte gerechter zu werden, als es, den deutschen Hofmeistern zum Trotz, im Schlosse Malans, zu machen möglich war, wurde der Knabe zuerst in die damals sehr berühmte Erziehungsanstalt des blinden Dichters Pfeffel nach Kolmar geschickt und dann bezog er, um die letzte Feile an seine wissenschaftliche Bildung legen zu lassen, die Akademie von Lausanne.

Kaum 17 Jahre alt, im Jahr 1779, trat Salis aus der Schule in das Leben und — als blutjunger unbärtiger Lieutenant — in die Schweizergarde des Königs von Frankreich. Die glänzende frivole Seinestadt und ihr üppiger Hof vermochten den jungen Mann nicht zu bethören und zu fesseln. Vielleicht war es das Heimweh nach seinem schönen Malans, was ihn behütete. Weder in Paris noch in den andern Garnisonsstädten, wo ihn seine militärische Carriere hinführte, ließ er sich vom Wirbel der Zerstreuungen und Ausschweifungen hinreißen, sondern zog sich vielmehr in sich selbst zurück. Als Offizier der Schweizergarde wurde er Poet, — Schilderer idillischer Naturscenen, Dichter stiller Sehnsucht und milder Wehmuth.

An die Herbsttage, die er als Akademiker in Lausanne verlebt, mochte er wohl zurückdenken, als er sang:

„Bunt sind schon die Wälder,
„Gelb die Stoppelfelder
„Und der Herbst beginnt.
„Rothe Blätter fallen,
„Graue Nebel wallen,
„Kühler weht der Wind.

„Wie die volle Traube
„Aus der Rebenlaube
„Purpurfarbig strahlt!...
— — — — — — —

„Geige tönt und Flöte
„Bei der Abendröthe
„Und im Mondenglanz;
„Junge Winzerinnen
„Winken und beginnen
„Ihren Ringeltanz."

Wohl war es das Heimweh nach seinem trauten Malans, welches ihn zu dem „Lied eines Landmanns in der Fremde" inspirirte:

„Traute Heimat meiner Lieben,
„Sinn ich still an dich zurück,
„Wird mir wohl; und dennoch trüben
„Sehnsuchtsthränen meinen Blick...."

Wer möchte jedoch glauben, daß es ein 21jähriger Gardelieutenant am verschwenderischen Hofe der schönen Marie Antoinette gewesen, der das Lied auf das Grab gedichtet, welches schon so manchem schönen Auge süß melancholische Thränen der Wehmuth entlockte:

„Das Grab ist tief und stille
„Und schauderhaft sein Rand;
„Es deckt mit schwarzer Hülle
„Ein unbekanntes Land.

„Das Lied der Nachtigallen
„Tönt nicht in seinem Schooß;
„Der Freundschaft Rosen fallen
„Nur auf des Hügels Moos.

„Verlassne Bräute ringen
„Umsonst die Hände wund;
„Der Waisen Klagen dringen
„Nicht in der Tiefe Grund.

„Doch sonst an keinem Orte
„Wohnt die ersehnte Ruh;
„Nur durch die dunkle Pforte
„Geht man der Heimat zu."

Es herrschte eben damals, einer moralischen Grippe vergleichbar, eine geistige Weichlichkeit, welche auch die robuste gesunde Natur des jungen Rhätiers vorübergehend erfaßt hatte. Daß es mit der „Sehnsucht nach Ruhe" bei unsrem Gaudenz, der damals noch gar nichts vollbracht und geleistet hatte, welches ihm ein Recht zu ruhen gegeben hätte, nicht ernst gemeint, sondern mehr ein melancholisches Kokettiren war, beweist seine spätere so vielseitige und bis in's Greisenalter nicht ermüdende praktische Thätigkeit.

Der junge Dichter sandte seine ersten poetischen Versuche von Paris aus nach Zürich, welches damals schon das schweizerische Athen genannt werden konnte. Dort erschienen sie 1783 in Füßlis „schweizerischem Museum“ und erwarben dem Verfasser bewundernde Verehrer und einen Namen als Dichter.

Schon nicht mehr ganz unbekannt in der Literatenrepublik, unternahm Salis im Jahr 1789 eine Rundreise durch Deutschland, um mit den Heroen des deutschen Parnasses persönliche Bekanntschaft zu machen.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn es ihn vor allem nach Weimar zog, wo die geistreiche Fürstin Amalie, die Mutter des jungen Herzogs Karl August, ihren Hof zu einem Sammelplatz großer Dichter und ausgezeichneter Gelehrter gemacht hatte. Dort lernte er Göthe kennen, welcher — in der vollen Blüthe seiner Kraft — eben erst von seiner ersten italienischen Reise zurückgekehrt war, den Freunden in Weimar als willkommene Bescheerung den „Tasso“ und den „Egmont“ mitbringend. Auch den Altmeistern Herder und Wieland stellte er sich vor. In Jena sah er Schiller, der in jenem Jahr daselbst sich als Professor der Geschichte habilitirt und, seine Lotte als Gattin heimführend, einen eigenen Hausstand gegründet hatte. In Göttingen traf er mit Bürger, dem Dichter der Lenore, zusammen.

Aus jener Zeit datirt auch die Bekanntschaft mit Matthisson. Bald wurde eine innige Freundschaft daraus, welche für das ganze Leben dauerte. In jener überreizten Zeit war viel Ueberschwenglichkeit in der Weise, wie sich die Freundschaft zwischen Männern äußerte. Freunde schrieben sich Briefe und besangen sich in Gedichten, wie es in unserem abgekühlteren Zeitalter höchstens noch zwischen jungen Verliebten vorkommt; dieß unwahre gespreizte Wesen, welches sich auch im Verhältniß zwischen Matthisson und Salis geltend macht, dürfen wir nicht den Männern zur Last schreiben, sondern der Zeit, in welcher sie lebten. In der Literaturgeschichte werden Salis und Matthisson als ein unzertrennbares Brüderpaar stets zusammengenannt und sie bilden gleichsam einen Collektivbegriff. Es ist wahr, daß der Ton welchen beide als Dichter anstimmen, viel Verwandtschaft hat: Landschaftsmalerei, Gefühlsweichheit und Trauerseligkeit herrscht bei beiden vor. Aber während beim märkischen Predigerssohn mehr gefeilte Glätte der Form zu loben ist, so spricht uns in den Gedichten des jungen Rhätiers die größere Innigkeit und Gefühlswahrheit an....

Bald sollten die Tage kommen, welche das Gemüth des Dichters zu ächtem gutem Stahle zu härten im Stande waren. Die französische Revolution brach aus.

Während zu Hause die große Mehrzahl der Salis und die einflußreichsten Glieder der Familie starr zu Oesterreich und dessen politischen Grundsätzen hielten, war es mit Johann Gaudenz ein Anderes. Er begrüßte die Anfänge des großen Umschwungs als den Beginn einer besseren Zeit, welche die Welt aus dem faulen Sumpf herausreißen sollte, in welchen sie versunken war und den er in der Nähe zu sehen genugsam Gelegenheit gefunden hatte. Kaum von seiner schöngeistigen Rundreise in Deutschland nach Paris zurückgekehrt, nahm er seinen Abschied aus der königlichen Garde und trat als Hauptmann in die französische Nationalarmee. Im Jahr 1792 ernannte ihn General Montesquiou zu seinem Adjudanten. Ein merkwürdiges Zusammentreffen! Beide, der General und der Adjudant, Poeten, — beide die Sprossen uraltesten Adels, — nun beide im Dienste des wilden Convents. An der Spitze der Südarmee unternahm Montesquiou von seinem Adjudanten begleitet den unblutigen Feldzug, welcher dem sardinischen Königshaus Savoyen entriß. Diese Kriegsthat wurde die mittelbare Veranlassung, warum Salis die republikanischen Fahnen Frankreichs verließ. Durch die Besetzung Savoyens sah sich die Schweiz, von ihrer Nachbarin, die so keck im Zugreifen war, in ihrer Existenz bedroht. Sie verweigerte der neuen französischen Republik ihre Anerkennung. Ein feindlicher Angriff derselben auf die alte Eidgenossenschaft wurde mit jedem Tage drohender und wahrscheinlicher. Wenn schon Bünden damals noch nicht förmlich zur Schweiz gehörte, und einen Freistaat für sich bildete, so waren doch die Beziehungen beider so freundnachbarlich und ihre Interessen so zusammenstimmend, daß die Ehre sowohl als die Vaterlandsliebe den Austritt aus dem Dienste Frankreichs geboten. Salis schlug das ihm angebotene Brevet eines Bataillonskommandanten aus und kehrte in sein Vaterland zurück, ungefähr zu gleicher Zeit, als sein General der auf dem Revolutionsplatz in Permanenz erklärten Guillotine sein altadeliches Haupt durch rechtzeitige Flucht nach der Schweiz entzog.

Im Jahr 1793 kehrte Gaudenz, nun ein Mann von 31 Jahren, nach vierzehnjähriger Abwesenheit nach der Heimat zurück. In diesem Jahr erschien die erste selbständige Ausgabe seiner Gedichte. Um die nämliche Zeit machte er die Bekanntschaft des Fräuleins Ursula von Pestalozzi, in seinen Gedichten als „Berenice“ gefeiert, welches er um Weihnachten dieses Jahres als seine Gattin an den Altar führte. Das dieser biographischen Skizze beigelegte Bild scheint uns unsern Helden in dieser Lebensperiode darzustellen. Das noch immer jugendliche, aber dennoch männlich kräftige Gesicht läßt den Soldaten erkennen; die schön geformte hohe Stirn, der schwärmerische Zug um den Mund und das große leuchtende Auge zeigen uns den Dichter; das gehobene, siegesfreudige im Ausdruck deutet uns auf den Glücklichen, welcher der nahen Stunde entgegensieht, da er die geliebte Braut wird heimführen können. Das Profil hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Schiller, nur daß in Nase und Kinn unseres Salis der Ausdruck einer größern That- und Willenskraft liegt.

Wir sind bei einem bedeutungsvollen Wendepunkt im Leben unseres Helden angelangt. Im Besitze eines geliebten Weibes, von keinerlei materiellen Sorgen angefochten, im kräftigsten Mannesalter angelangt, wäre es ihm schlecht angestanden noch ferner mit der Wehmuthseligkeit poetisch zu kokettiren. Salis stand nun in den Jahren, da ein Rhätier von Familie und Erziehung, welcher in der Fremde seine Lehr- und Wanderjahre durchgemacht, in jener vorrevolutionären Zeit ein Anrecht auf ein wichtiges Staatsamt hatte. Der Dichter sollte nun zur Ruhe sich begeben und der Republikaner seinem Vaterland die Bürgerpflicht leisten.

Aber damals saß in Bünden eine Partei am Ruder, welche dem Manne, welcher unter der republikanischen Fahne Frankreichs gedient, keineswegs grün sein konnte. Die Anhänger Oesterreichs hatten die Oberhand und der des Jakobinismus verdächtige Gaudenz konnte noch ein Paar Jährchen im sonnigen Malans der Muße und Muse huldigen, der Honigmonde sich freuen und seinen Wein bauen. Wir bemerken, daß die Gedichte aus dieser Zeit einen kräftigeren männlicheren Ton anschlagen. Der poetische Zuruf „an die edeln Unterdrückten“, welcher vom Jahr 1794 datirt ist, streift sogar in das Gebiet der politischen Dichtung hinüber:

„Ihr, die verpflanzt in arge Zeiten,
„Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
„Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten,
„Und fühlt die Schauer eh' es tagt.
„Wenn ihr mit kräftigem Erkühnen
„Euch dem Verfall entgegenstemmt,
„Verklärt ihr glorreich die Ruinen,
„Die keine Macht im Sturze hemmt...“

„Denkt, wenn im Kampf für Menschenrechte
„Ihr des Erfolges Glanz entbehrt,
„Daß durch des Mißgeschickes Nächte
„Der Unschuld Haupt sich still verklärt....“

Die Verse sind wohl ohne Zweifel an jene Gesinnungsgenossen unter seinen Landsleuten gerichtet, welche, weniger durch die Verhältnisse begünstigt als er selbst, vom Hasse der herrschenden österreichischen Partei durch Vermögensstrafen, Verbannung und Gefängniß empfindlich getroffen wurden.

Aber auch der harmlose Dichter in Malans sollte vom Sturm, als dieser heftiger zu wüthen begann, erreicht werden.

General Bonaparte hatte den Bündnern ihr Unterthanenland Veltlin entrissen. Bald darauf verwandelten französische Bajonnete die alte Eidgenossenschaft, zu welcher Rhätien im Verhältniß eines „zugewandten Ortes“, d. h. eines Verbündeten, stand in eine helvetische Republik. Den Bündnern wurde nun von Frankreich die Alternative gestellt: „geht entweder im neuen helvetischen Freistaat auf oder laßt euch, gleich euern ehemaligen Unterthanen, den Veltlinern, von der cisalpinischen Republik annexiren.“ Unser Salis war, nebst manchem andern Vaterlandsfreund, für unbedingten Anschluß an die Schweiz. Die Mehrzahl wollte jedoch ihre politische Selbständigkeit, ihre Souveränität der Gemeinden, die jeden Kirchthurm zum Mittelpunkt einer selbstherrlichen kleinen Republik machte, und ihren andern rhätischen Eigenthümlichkeiten nicht entsagen. Die Wuth der Parteien entflammte sich mehr und mehr, das fanatisirte Landvolk stund in Waffen gegen diejenigen auf, welche, wie es wähnte „alt fry Rhätien“ an die Franzosen verrathen wollte. Die Schweizerischgesinnten, unter ihnen Salis, Standespräsident von Tscharner, Heinrich Zschokke, damals Vorstand der Erziehungsanstalt in Reichenau, mußten, da ihr Leben bedroht war, entfliehen. Sie wandten sich nach Aarau, dem damaligen Hauptort und Regierungssitz der helvetischen Behörden.

In jenen Tagen geschah, was uns Heinrich Zschokke in seiner „Selbstschau“ erzählt. Salis, welcher die versammelten Repräsentanten der helvetischen Nation für die Bündner Patrioten um Mitleid und werkthätige Hülfe bitten sollte, wurde von seinen Gefühlen dermaßen übermannt, daß ihm die Stimme versagte. Der weniger aufgeregte, kälter gebliebene und gewandtere Zschokke mußte für ihn den Faden der unterbrochenen Rede aufnehmen und zu Ende führen ....

Die helvetische Republik hatte keineswegs Ueberfluß an hervorragenden brauchbaren Männern. Ein praktisch gebildeter Offizier, der sich ihr zur Verfügung stellte, mußte auf's beste willkommen sein. Salis wurde zum „Generalinspektor der helvetischen Truppen“ ernannt.

Er hatte zuerst die Aufgabe an der Militärorganisation der neuen Republik mitzuhelfen. Es war dieß keineswegs eine dankbare Aufgabe. Die Bevölkerung der Schweiz in ihrer größten Mehrzahl hegte eine unüberwindliche Abneigung, der helvetischen Republik Kriegsdienste zu leisten; die Rekruten und Angeworbenen liefen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ihrem heimischen Herde zu oder gar zum Feind, den sie als den Befreier betrachteten. Das Geld, das erste Erforderniß, wo es galt eine Armee zu bilden und auszurüsten, trugen die Franzosen als gute Beute davon. Zudem wurden die helvetischen Soldaten von den französischen mit unverhehlter Geringschätzung behandelt und das höchste Lob, dessen sie sich — aus dem Mund eines fränkischen Generals — zu erfreuen hatten, hieß: sie hätten sich beinahe so gut als die Franzosen gehalten. Dieses Lob erhielten sie nach der grauenvollen Plünderung von Sitten, an welcher That einige waadtländische Bataillone theilgenommen hatten. Kein Wunder, daß Salis sich beeilte, die ihm übertragene hohe militärische Stelle bald wieder abzulegen.

Er zog es vor wiederum in den Dienst der französischen Republik zu treten. Als nach der Schlacht bei Stockach (25. Merz 1799) Massena den geschlagenen Jourdan im Oberbefehl der Armee ersetzte, welche dem Erzherzog Karl den Durchmarsch durch die Schweiz streitig machen sollte, ward Salis dessen Generaladjudant. In dieser Stellung verblieb er, während Franzosen, Oesterreicher und Russen in den östlichen Gauen der Schweiz sich herumschlugen und insbesondere den Besitz Bündens sich streitig machten. Während den großen kriegerischen Ereignissen, welche sich den 25. September in der Schlacht bei Zürich gipfelten, wo Massenas Kriegskunst die russische Armee auf's Haupt schlug, befand sich der rhätische Generaladjudant stets im Hauptquartier des französischen Oberbefehlshabers und darf einen, wenn auch nur bescheidenen Theil der Lorbeeren in Anspruch nehmen, welchen die französischen Waffen damals durch ihre Siege über die verbündeten Heere der Russen und Oesterreicher errangen.

Die neue politische Gestaltung, welche die Schweiz durch die vom ersten Consul Bonaparte octroirte Mediationsverfassung erhielt, bezeichnet ebenfalls eine neue Wendung des Lebensweges unseres Helden. Die wilden Kriegsstürme und auch die Volksaufstände hatten für eine Weile auf helvetischem Boden ausgetobt. Eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe und geordneter Zustände trat ein, — auch für Bünden.

Es war zwar nicht mehr das „alt fry Rhätien“ von ehedem, eine Staatseinheit für sich, die als solche eroberte Gebiete, mit Unterthanen bevölkert, unter sich hatte. Aber doch war es auch nicht in der „Einen und Untheilbaren“ aufgegangen; sondern es bildete nun einen der „neunzehn Kantone“ der Eidgenossenschaft, welche den Consul Bonaparte und dann den Kaiser Napoleon als ihren großen Mediator zu verehren hatte und übrigens ziemlich sonnige Tage eines verhältnißmäßigen Glückes erlebte.

Salis gab seine kriegerische Laufbahn auf und kehrte in sein Geburtshaus und zum heimischen Herd nach Malans zurück.

Es ist nicht zu verwundern, daß die in Bünden nichts weniger als einträglichen Beamtungen, Würden und Ehrenstellen nun in reichlichem Maße auf den Heimgekehrten herunterregneten. Er schrieb damals an Füßli in Zürich: „Das ist „die anklebende Last unserer Bergkantone, unserer Sitten und „Verfassungen: Wer unter dem Volke lebt, muß sich hudeln „lassen entweder durch Aemter oder — durch andere Beamte ... „Es war nun einmal mein Schicksal für meinen nächsten Ort „und den engern Mitbürgerkreis Zeit und Muße aufzuopfern. „So arbeite ich täglich auf Kanzleien und Rathsstuben für den „Tag — und schaffe nichts für das Publikum oder die Nachwelt...“ Der Dichter schwieg, der Bürger erfüllte mit unverdrossenem Fleiße die einmal übernommenen Pflichten, wenn

gleich dieselben weder Gold noch Lorbeer eintrugen. Salis soll den vollständigen Kreislauf aller möglichen und unmöglichen Beamtungen seines rhätischen Vaterlandes durchgemacht haben; und — hätte er von seinen Rechten Gebrauch gemacht — so würde er wohl zu den meisttitulirten Zeitgenossen gehört haben, und zu seiner vollständigen Adresse hätte ein Briefumschlag von gewöhnlicher Größe lange nicht ausgereicht. Wir fügen nur noch bei, daß seine Titel, was die Civilcarriere betrifft, sich zum „Bundeslandammann", also zum Vorsteher und Haupt eines der drei rhätischen Bünde, — in der militärischen Laufbahn aber zum „General" emporthürmten.

Nicht, als ob Salis den Pegasus nie mehr beschritten hätte. Dieses Sichversenken in den tiefsten Grund süßmelancholischer Versesfluthen, die in jambischem oder trochäischem Rythmus melodisch plätschern, ist zu verführerisch, als daß Einer, der diese Wollust kennt, trotz Würden und Geschäften nicht von Zeit zu Zeit wieder hinuntersteigen sollte. Oder irgend eine äußere Veranlassnng brachte ihn zum Dichten, z. B. poetische Grüße aus der Ferne.

So antwortet er dem Romantiker Fr. de la Motte-Fouque als er schon seine vollen sechzig zählte (1823):

„Ich saß in meiner haimatlichen Laube,
„Da sank aus Lichtgewölk ein Blatt herab,
„Gleich zarten Blüthen auf ein einsam Grab.
„Bracht es ein Adler oder eine Taube?...."

Dem wegen seiner liberalen Gesinnung verfolgten Bischof Wessenberg ruft er zu:

„Sei unser Fenelon, so weise, mild und gut!
„Wer sich im Meinungskampf der Wahrheit treu bewährte,
„Wer sich durch hellen Geist und edle Thaten ehrte,
„Hat blöde Unbill zu ertragen Kraft und Muth...."

Als J. R. Wyß von Bern den schon dem Greisenalter nahegekommenen rhätischen Dichter aufforderte sich der Reihe schweizerischer Poeten anzuschließen, welche in den „Alpenrosen" einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und ein Organ für die Bestrebungen und Erzeugnisse schweizerischer Belletristen zu gründen gesucht hatten, erwiederte er, indem er noch einmal „nach der Harfe griff" ermunternd:

„Ihr edeln Sänger an der Aare Wogen,
„Ihr an der Limmat und des Rheines Strand,
„Ergreift die Harfen, spannt den goldnen Bogen!
„Die Eintracht schling' um Euch ihr Bundesband,
„Euch milden Sinn stets enger angezogen!
„Die Schweizermuse hat Ein Vaterland!"

Johann Gaudenz von Salis-Seewis starb 1834, nachdem er das siebzigste Jahr überschritten hatte und bis in sein hohes Alter rüstigen Körpers, frischen Geistes und milden Gemüthes geblieben war. Er schloß seine Tage in seinem lieben Malans, dem schönen sonnigen Gelände, wo er das Licht der Welt erblickt und während der größern Hälfte seiner Laufbahn gelebt und gewirkt. Seine irdischen Reste wurden in Seewis begraben, von welchem Orte jener Zweig der Familie Salis dem er angehörte, den unterscheidenden Beinamen trägt. — Im Jahr 1862 feierten die Bündner den hundertjährigen Geburtstag ihres berühmten Mitbürgers. Kaum ein Jahr später schlugen die Flammen des in Gluthen sich verzehrenden Seewis als fürchterliches Brandopfer über dem Grabe des Dichters zusammen.

Der poetische Werth der Gedichte unseres Salis wird heute von der scharfen Lauge der Kritik stark angefochten. An der weichen Wehmuthsseligkeit, welche sie athmen, findet die viel härter gestählte Neuzeit keinen rechten Geschmak mehr. Dieß nimmt dem Dichter nichts von seinem Ruhm, seinen Werken nichts von ihrem relativen Werth. Salis war, wie jeder andere, der Sohn seiner Zeit. Ein gewisses süßliches Schmachten lag damals in der Luft und klebte jedem an. Stände heute ein Göthe auf, er würde keinen „Werther" mehr schreiben; und dennoch bleibt „Werther" eines von Göthes Meisterwerken. So ist und bleibt auch Salis einer der besten Lyriker seiner Zeit. Von den meisten Zeitgenossen zeichnet er sich dadurch aus, daß seine poetische Melancholie oder melancholische Poesie keine bloße Manier, keine angenommene Maske war. Sie ging wahr aus seinem Gemüthe hervor, auf welches vielleicht jene morsche Welt, deren Zusammenbrechen er kommen sah, einen bangen Schatten geworfen hatte.

Größer, denn als Dichter, erscheint er, von unserm modernen Standpunkt aus betrachtet, als Mensch und Bürger. Fest und furchtlos folgte er dem Weg durchs Leben, den er als den wahren anerkannt; seinen Ueberzeugungen blieb er treu, obwohl sie ihm die Verfolgungen seiner andersgesinnten Mitbürger zuzogen und ihn mit einem Theil seiner Verwandtschaft verfeindete, deren Familientraditionen auf dem entgegengesetzten politischen Glaubensbekenntniß beruhten. Seinen bescheidenen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft füllte er gewissenhaft aus. Auf ihn läßt sich Uhlands schönes Wort mit voller Berechtigung anwenden:

„Der, ist ein Held der Freien,
„Der wann der Sieg ihn kränzt,
„Noch glüht, sich dem zu weihen,
„Was frommet und nicht glänzt." —





Georg Müller.

Johann Georg Müller

Wo eine Schaar Kinder sich lärmend herumtreibt, aber eines sitzt mit leuchtenden Augen über einem Buche oder hört mit aufmerksamem Verständniß auf die Gespräche der Erwachsenen; da schütteln die erfahrenen Matronen bedenklich den Kopf und sagen: „es ist zu klug, es wird nicht alt werden.“ — Zu diesen klugen Kindern gehörte Johann Georg Müller. Nicht wie andere gewöhnliche Geister schritt er schwerfällig im irdischen Staub, sondern schien, von unsichtbaren Flügeln getragen, stets in höheren Regionen zu schweben. Er wurde nicht älter als sechsundzwanzig Jahre; und mit sechsundzwanzig Jahren war er bereits ein berühmter Architekt, dem die Ausführung großer monumentaler Werke übertragen waren, — ein Künstler, bei welchem es keineswegs als Vermessenheit erschien, wenn er nach den höchsten und schönsten Kränzen griff, die seine Kunst zu gewähren im Stande ist. Unwillkührlich müssen wir uns fragen: wie weit hätte er es gebracht, der in so kurz gemessenen Jahren, so Hohes zu erreichen im Stande war, wenn ihm vergönnt gewesen, das Alter eines Michel-Angelo zu erreichen?

Georg Müllers Vater gehörte zur Klasse der wohlhabenden, geschäftstüchtigen, angesehenen und einflußreichen Landbewohnern, welche man mit dem Namen „Dorfmatadoren“ zu bezeichnen pflegt. Zur Zeit von Georgs Geburt war er Sonnenwirth zu Mosnang in Toggenburg, Kantons St. Gallen, Vorsteher der Gemeinde, Bezirksrichter und Kantonsrath und betrieb zugleich eine nicht unbedeutende Landwirthschaft. Nicht zu verhehlen ist, daß Vater Müller eifrig dem Fortschritt huldigte. Schon zu Anfang der Zwanzigerjahre veranstaltete er in Mosnang zu wiederholten Malen Uhr- und Freischießen, welche großen Anklang fanden und seinen Gasthof zur Sonne in erwünschten Flor brachten. Es entging dem klugen Manne nicht, daß nicht nur sein eigenes Geschäft, sondern das ganze Dorf bedeutenden Vortheil davon ziehen würde, wären die im Argen liegenden Wege und Stege besser und insbesondere eine Verbindung mit den Hauptstraßen nach Zürich und St. Gallen hergestellt. Er arbeitete bezügliche Pläne und Projekte aus; aber leider standen seine Mitbürger noch nicht auf der gleichen Höhe der Aufklärung, — die Vorschläge des Sonnenwirths wurden von der Gemeinde verworfen.

Da beschloß Vater Müller den Staub von seinen Füßen zu schütteln. Er übersiedelte (1833) mit seiner zahlreichen Familie nach dem St. Gallischen Städtchen Wyl, wo er sich einen neuen Gasthof „zum Schönthal“ baute und zugleich daranging ein ausgedehntes Fabrikgeschäft zu gründen. Der verständige Mann beabsichtigte in dieser Fabrike einen Mittelpunkt zu schaffen, der seine Kinder zusammenhalten und jedem derselben Brod und Beschäftigung gewähren sollte.

Es ist begreiflich, daß ein so thätiger mit allerlei Plänen sich tragender Mann den kleineren Kindern des Hauses nur wenige Aufmerksamkeit widmen konnte. Die erste Erziehung derselben war der Mutter überlassen, einer frommen gemüthreichen Frau. Die Direktion der Berufsbildung seiner Söhne behielt sich freilich der Vater vor. Auch für Georg hatte er in seinem neuerrichteten Fabrikgeschäft eine Stelle und einen Wirkungskreis aufgespart. „Du mußt Färber werden,“ hieß es eines Tages. „Nein ich will Dichter werden,“ — entgegnete der dreizehnjährige Knabe.

Diese unerwartete Antwort mag den praktischen „Schönthalwirth,“ obwohl er selbst zuweilen einen Reim versuchte, in nicht geringes Erstaunen versetzt haben. Er war jedoch einsichtig genug zu begreifen, daß der Bursche, der ein Dichter werden wollte, nicht von dem Holze sei, aus welchem sich ein tüchtiger Baumwollenfärber schnitzeln lasse. Statt seinem Sohn die Flügel zu beschneiden und ihn als Lehrling in eine Färberei zu schicken, gestattete er ihm die Kantonsschule von St. Gallen zu besuchen.

Während Georg Müller von seinen neuen Lehrern Federer, Henne, Kurz manigfache Anregung erhielt, suchte sein Vater für ihn eine andere Lebensbahn auszumitteln, welche zwar nicht so hoch über die Wolken hinaus führen sollte, wie der Dichterberuf, aber doch dem idealen Streben des Jünglings besser behagen möchte, als das Färbergewerbe. Schon in der Realschule zu Wyl hatte der Knabe ein ungewöhnliches Talent für's Zeichnen erkennen lassen; ebenso hatte er an den Bauten, die der Vater vornehmen ließ, stets viel Interesse genommen; zudem sah man im gewerbthätigen Kanton St. Gallen, dessen öffentlicher Wohlstand in raschem Wachsthum begriffen war, überall neue Gebäulichkeiten aller Art aus dem Boden sprießen. „Baumeister könnte er werden,“ fiel dem Vater ein, indem er an die Spinnereien, Webereien und die Wohnhäuser der reichwerdenden Fabrikanten dachte, die er ringsum entstehen sah. „Bauen ist auch dichten, nur mit anderem Material,“ sagte sich — einwilligend — der Jüngling, indem ihm Tempel und Marmorpaläste vorschwebten.

Zum Lehrmeister hatte Vater Müller seinem Sohne den vortrefflichen Kantonsbaumeister Kubli auserlesen.

Georg fand in seinem Lehrherrn keinen gewöhnlichen Häuserbauer. Derselbe hatte während seinen Wanderjahren in Deutschland, Frankreich, Italien, vor allem im ewigen Rom, seinen Geist zum ächten Kunstverständniß herangebildet; an den Wänden seines Ateliers sah der angehende Architekt die herrlichsten Vorbilder der Baustyle aller Zeiten, die sein Lehrherr als Früchte seiner Reisen nach Hause gebracht. Mit Begeisterung ergriff er seinen neuen Lebensberuf, indem es ihm nun erst jetzt recht klar wurde, wie nahe verwandt Dichten und Bauen seien. Nicht, als ob er über dem Bauen das Dichten vergessen hätte. Dichter und Baumeister wuchsen in ihm gleichmäßig heran; wie den Stein, so lernte er auch das Wort mehr und mehr zu einem schönen rhytmischen und harmonischen Gebilde gestalten.

Zwei Jahre verweilte Georg Müller zeichnend und dichtend in St. Gallen. Da fand sein Lehrherr, es sei nun die Zeit gekommen, wo der Schüler in die Welt hinaus gehen solle, um seinen Geist und Geschmack am Anblick der großen Werke der Baukunst heranzubilden. Im November 1839 wandte sich der junge Architekt nach München, wo damals unter der Gönnerschaft König Ludwigs die bildenden Künste in schönster Entfaltung standen und die meisten angehenden Baumeister

der deutschen Schweiz ihre höhere Ausbildung suchten. Muster aller Baustyle fanden sich da in den kaum fertigen oder noch in onstruktion begriffenen großartigen architektonischen Monumenten: des griechischen und römischen in der Glyptothek und Pinakothek; des byzantinischen in der Ludwigs- und Allerheiligenkirche; des gothischen in der neuen Pfarrkirche in der Au; des florentinischen im neuen Königspalast.... Auch der Styl der alten Basiliken war nicht vergessen. Der ausgezeichnete Architekt Ziebland war mit der Ausführung eines solchen Baues betraut worden. Ziebland hatte mit Kubli die schönen Künstlertage von Rom durchlebt. Eine Empfehlung des St. Galler Lehrherrn verschaffte unsrem Georg Müller den Vorzug unter die Schüler Zieblands aufgenommen zu werden. —

Das flotte Leben der Münchner Akademiker behagte dem jungen Künstler nur mäßig. Die hie und da zu Tag tretende Rohheit und Ausgelassenheit verletzte sein fast jungfräulich-empfindliches Dichtergemüth. Er zog sich, ganz seiner Kunst lebend, in sich selber zurück.

Nach und nach verlor sich das bewundernde Erstaunen, welches ihm zuerst die großen Neubauten Münchens eingeflößt hatten, und machten einem Eindruck der Nichtbefriedigung Platz. Sein feines Gefühl fand es bald heraus, daß diese griechischen und römischen Tempel, diese byzantinischen Kirchen nicht dem Geist und dem Bedürfnisse der Zeit entsprechend, nicht naturwüchsig im heimischen Boden wurzelnd, bloß die Erzeugnisse der Laune des königlichen Mäcenas und seines Künstlerhofstaates seien; — es wurde ihm von Tag zu Tag deutlicher, daß der wahre nationale und zeitgemäße Baustyl geschichtlich begründet und dem Volksgeist entsprechend sein müße. Sein Lehrer Ziebland, von den gleichen Ueberzeugungen durchdrungen, schrieb den Schülern keinen bestimmten Styl vor, sondern leitete sie an ihre Entwürfe von Innen herauswachsen zu lassen, so daß die äußere Erscheinung aus dem Facit der innern Zweckmäßigkeit und der Bestimmung des Bauwerkes hervorzugehen habe und zugleich mit der Denk- und Anschauungsweise des Volks im Einklang stehe. Von einer Kunst- und Bildungsreise über Ulm, Augsburg und Nürnberg kam er als begeisterter Bewunderer der gothischen oder besser gesagt deutschen Baukunst zurück, welche dem romantischen Element in seiner Natur ganz besonders entsprach.

Da in München, wo der antikisirende Klenze und der Byzantiner Gärtner in allen architektonischen Angelegenheiten die entscheidende Stimme hatten, nicht die geringste Aussicht sich zeigte, die großartigen Entwürfe des neunzehnjährigen Bauschülers verwirklicht zu sehen, so kehrte derselbe ohne besonderes Bedauern nach Hause zurück.

Nach der Ansicht des praktischverständigen Vaters sollte nun das Geldverdienen anfangen. Müller erhält in Basel bei einem ausübenden Architekten eine einträgliche Anstellung. Aber „den reichen Metzgern die Häuser flicken“, das war nach seiner Ansicht keineswegs sein Lebensberuf. Gründlich unglücklich muß er dennoch ausharren. Da zeigt sich unerwartet der Rettungsengel in der Gestalt eines reichen Basler Mäzens, der Willens ist eine Reise nach Italien anzutreten und einen anständigen und gebildeten Begleiter mitzunehmen wünscht. Georg Müller greift mit beiden Händen nach dem willkommenen Anerbieten. Man macht sich auf den Weg und bald sieht der junge Künstler das Ziel längst gehegter Wünsche erreicht; über ihm der tiefblaue italienische Himmel, rings um ihn die Denkmale italienischer Kunst.

Der ewig lächelnde Comersee mit seinem Kranze herrlicher Villen, — Mailand mit seinem Dom, und seinen arco del pace, — das architektonische Kabinetsstück der Certosa, — Genua mit seinem Leuchtthurm, seinen Gärten und Marmorpalästen, — das ausgestorbene Pisa mit seinem Thurm, — Florenz das unübertreffliche mit all seinen Denkmälern alter Freiheit und Herrlichkeit und endlich das ewige Rom, über welches die Riesengestalt des St. Peter Doms emporragt.... Welche Reihe von entzückenden Bildern zogen da, fast überwältigend an den Augen des Künstlers und Dichters vorüber, der sich selbst in den Tagebüchern jener Zeit „den leidenschaftlichen Pilgrim“ nennt!

Mit welchem Eifer begann er in der ewigen Stadt seine architektonischen Studien! Aber nicht die stolzen Ueberreste der antiken Kunst waren es, die ihn besonders anzogen; sondern die alten Basiliken und dann die Paläste und Häuser, die aus der Blüthezeit der italienischen Kunst, aus den Tagen der Bramante, Brunelleschi, Rafaels und Michelangelos herrühren.

Von Rom sollte Müller mit seinem Reisegefährten den Weg nach Neapel einschlagen, um von dort über Sizilien und Malta sich nach dem Orient, nach Athen und Konstantinopel zu wenden. Vorher zog es ihn noch einmal nach Florenz. Der prächtige Dom Sta Maria del fiore mit seinem wunderherrlichen Glockenthurm und der kahlen Façade, die trauernd auf einen der großen Künstler der guten Zeit ebenbürtigen Architekten wartet, — hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf den Geist des jungen schweizerischen Baumeisters gemacht. Schon war der kecke Gedanke in ihm aufgestiegen: „wie wär's, wenn du dich daran wagen würdest, das unfertige Bauwerk der Vollendung entgegen zu führen?“... Nicht ungünstig gestalteten sich die Umstände für diese kühnen Pläne.

Um jene Zeit beschäftigte sich ein Florentiner, Cav. Mattas, mit den Plänen einer Restauration der Dom-Façade. Müller besuchte ihn, entwickelte ihm seine Ideen. Mattas forderte ihn auf als Gehülfe bei ihm einzutreten und bei der Dom-Arbeit mitzuhelfen. Wie gern hätte er angenommen. Aber die projektirte Reise und die eingegangenen Verpflichtungen standen im Wege. Er mußte nach Rom zurück.

Dort fand er den ganzen Reiseplan über den Haufen gestürzt. Die Gesundheitszustände des Basler Mäcens geboten einen Aufschub der Reise nach dem Orient; bloß kleinere Ausflüge wurden gestattet. So kam Müller mit seinem Gefährten, wiederum nach Florenz, — in kurzer Zeit zum dritten Mal. Immer fester kristallisirte sich der Entschluß in seiner Seele, den Ausbau der herrlichen Maria del fiore zu seiner Lebensaufgabe zu machen; bereits begann er (es war im Sommer 1843) die ersten Entwürfe zu Papier zu bringen.

Nach diesem kurzen dritten Aufenthalt zog Müller, den Kopf voll kühner Zukunftspläne, mit seinem kränklichen Gefährten nach Albano in der Nähe Roms. Eine idillische Episode, die den florentiner Dom für Augenblicke in den Hintergrund treten ließ, sei mit des Künstlers eigenen Worten hier erzählt.

„Mein Arbeitszimmer ist schattig und wohlig, wie man sich's nur träumen kann. Es hat Eisengitter, was mir ganz romantisch vorkommt, zumal, da die untern Stäbe mit Rosen umrankt sind, die aus dem Nachbargarten heraufl angen. An das Arbeitszimmer stößt eine Galerie, an deren Mauer unten ein plätschernder Brunnen sich anlehnt... Ich möchte gern recht viel arbeiten; ich habe die Skizze für die Façade des

Florentiner Domes angefangen, aber das Plätschern des Brunnens bringt mich so in Bewegung, daß ich aufstehen und hinsehen muß. Denn nebst dem Wasser plätschert da — Morgens mit Wäsche und Abends mit dem Wasserkrug, ein reizendes Mädchen von Albano. Welcher Kopf, welche Bewegungen, welch liebliches Lächeln und welche Blitze der Augen, die durch den sonnenhellen Tag, wie durch eine stockfinstere Nacht zu mir herauffahren! Und da soll ich sitzen bleiben bei der Arbeit...."

Das waren sonnige Tage. Müller gesteht selbst in seinem Tagebuch nie so heiter, nie so glücklich gewesen zu sein, als in Albano. In diesen Tagen vielleicht und sonst nie während seines kurzen Lebens hätte er die naiven Worte seines alten Großvaters wiederholen können, der blind und dennoch zufrieden, wenn er des Abends zwischen seinen Kindern und Enkeln beim Glase Wein saß, zu sagen pflegte: „Sickerlent! Mir isch wöhler weder em Bonapart!"

Bald genug erfüllte die Florentiner Dom-Façade Müllers Geist wieder ganz und ließ das liebliche Bild des Albanermädchens erbleichen.

Der Dom von Florenz, Sta Maria del fiore zubenannt ist im florentinisch-gothischen Style erbaut, welcher mit der phantastischen Erhabenheit deutschmittelalterlicher Baukunst die Signatur feinsten italienischen Schönheitssinnes verbindet. Von Arnolfo di Colle wurde der Bau 1298 begonnen, von Brunelleschi 1421 vollendet. Wie bei den meisten italienischen Kirchen steht der Glockenthurm (campanile) auf der Seite und wurde um die Mitte des 14ten Jahrhunderts von Giotto erbaut. Die Façade wurde in der Regel bis zuletzt gespart, als die eigentliche Krönung des Kunstwerks; Giotto begann sie im vorzüglichen Style des Glockenthurms aufzubauen, ohne sie jedoch zu vollenden. Nach hereingebrochenem Verfall der italienischen Kunstblüthe, befahl Franz von Este die noch nicht ganz fertige Arbeit Giottos herunter zu reißen, um sie im schlechten Geschmacke der Zeit, durch eine jener Pilasterfronten, deren Italien so viele aufzuweisen hat und welche zu einem gothischen Bau kaum besser passen, als eine Faust auf ein Auge, ersetzen zu lassen. Dieser Plan ward glücklicher Weise niemals ausgeführt. Die Façade blieb eine kahle nackte Mauer. Zur Hochzeitsfeier Kosmus III. ward um die Mitte des 17ten Jahrhunderts die Front mit Leinwand bespannt und darauf eine perspektivische Architektur gemalt; so blieb es bis Wind und Wetter das falsche Bauwerk bald genug zerstört hatte. Ein Vierteljahrhundert später, ebenfalls bei Gelegenheit einer großherzoglichen Hochzeit, wurde die ganze Façadenmauer glatt getüncht und von Bologneser malern al fresco bemalt. Glücklicherweise habe die wohlthätige Zeit, sagt unser Müller, diese Malerei fast ganz verwischt. Diese Kirchenfaçade im Geiste des ursprünglichen Baustyls und im Sinne Giottos und seines Glockenthurms wieder herzustellen: Diese Aufgabe stellte sich der junge St. Galler Architekt als Lebensziel auf, widmete ihr seine Kräfte, setzte seine Gesundheit daran; und den Gemüthserregungen, der angestrengten Arbeit fiel wohl sein Leben vor den Jahren zum Opfer.

Nachdem er den richtigen Weg gefunden zu haben glaubte seine schwierige Aufgabe zu lösen, ging er mit leidenschaftlichem Eifer an die Arbeit. Gleich einer prächtigen Blume dessen tausende zarter Fasern, Adern und Staubfäden sich mit ihrem Farbenschmelz zu einem bezaubernden Ganzen zusammenstellen, wuchs in seinem Geist und auf seinem Papier die dreifarbige Marmorfaçade mit ihrer feinen Gliederung der Pfeilern, Portale, Nischen, Fenster, Rosetten, Galerieen, Giebeln und Thürmchen, dem zarten steinernen Laubwerk, hunderten von Statuen und dem Schmuck der Mosaikbilder, den ganzen unerschöpflichen Reichthum florentinisch-gothischer Baukunst entfaltend und dennoch zu einem ruhig-harmonischen Ganzen verbunden. Als der Entwurf fertig war, konnte er mit sich zufrieden sein.

Aber auch andere mußten sich von dem Werth seiner Arbeit überzeugen können; die Macht der öffentlichen Meinung, die Unentbehrlichkeit des Beifalls des Publikums, besonders in Sachen der monumentalen Architektur, war ihm nicht unbekannt. Um diesen Beifall zu gewinnen, beschloß er seine Domfaçade als kolossales Oelbild auszuführen und in Florenz auszustellen. Hiezu waren vor Allem noch genaue Vermessungen für diese Gerüstkonstruktionen nöthig. Ohne Erlaubniß und materielle Unterstützung der Regierung konnten diese nicht vorgenommen werden. Müller sah sich im Fall sich an den Großherzog zu wenden. Aber wie schwer ist's für einen obskuren jungen Künstler sich bei den Großen dieser Erde Zutritt und Gehör zu verschaffen! Als er mit seinen Zeichnungen den Palast Pitti betrat, fand er statt des Großherzogs einen geheimen Herrn Kabinetssekretär, welcher während Müller mit begeisterter Wärme seine Entwürfe erklärte, eine Prise nahm.... Tage und Wochen vergingen und aus dem Palast kam noch immer keine Antwort. Da begab sich der ungeduldig wartende noch einmal in den Palast, um endlich den Entscheid über sein bescheidenes Gesuch zu erhalten. Mit einer verbindlichen aber stummen Verbeugung stellte ihm der Herr geheime Kabinetssekretär seine Pläne wieder zurück. Nun wußte Müller aus Erfahrung, was man „Hofbescheid" nennt.

Im guten Augenblick kam aus dem Vaterland ein Ruf, welcher ihn seine Mißstimmung einigermaßen überwinden und verschmerzen ließ. Es war der Aufruf, welchen ein ungenannt sein wollender Vaterlandsfreund an die schweizerischen Architekten erließ, Pläne zu einem großartigen schweizerischen Nationaldenkmal zu entwerfen. Ein Schiedsgericht von Kunstverständigen sollte über den Werth der Arbeiten entscheiden. Als Preis für den Sieger war eine goldene Ehrenmedaille ausgesetzt. Das Ideale und Patriotische des Gedankens ergriff unsern Künstler, und mit gewohntem Feuereifer ging der „leidenschaftliche Pilgrim" auch an diese Arbeit.

„Durch Vaterlandsliebe zur Religion" schien ihm die Idee, welche dem Nationaldenkmal zu Grunde gelegt werden solle. Das Programm verlangte als Grundriß das eidgenössische Kreuz. Müller dachte sich das monumentale Gebäude am westlichen Abhang eines Hügels. Für dießmal untreu werdend dem deutschen Baustyl zeigte er, daß ihm auch die klassischen, griechischen und römischen Formen geläufig seien. Der untere Kreuzschenkel sollte eine Vorhalle von kolossalen Verhältnissen sein. Eine Prachttreppe führt in die Säulenhallen und Räume des Mittelbaus, geschmückt mit den Werken schweizerischer Maler und Bildhauer, bestimmt zur Abhaltung großer Volksversammlungen und Nationalfeste. Mit diesen Räumen durch Bogengänge verbunden erhebt sich als Krönung der Anhöhe, an welcher der Bau sich lehnte, ein Dom mit grandioser weithinsichtbarer Kuppel.

Mit der StaMaria del fiore und dem Nationalmonument in der Mappe trat Müller, nachdem das Verhältniß zu seinem Reisegefährten sich schon vor längerer Zeit gelöst hatte, den

1. August 1844 den Heimweg an. Dort harrte seiner wiederum eine Enttäuschung. Das Preisgericht fand in seinen Zeichnungen für das Nationaldenkmal Verstöße gegen das Programm und sprach den Preis einem andern zu. Dafür erwarb er sich die Freundschaft des Mannes, der die Preisausschreibung hatte ergehen lassen, des nun aus seiner Anonymität heraustretenden Hr. Ziegler zum Palmgarten in Winterthur.

Noch eine andere Genugthuung sollte ihm bald darauf werden. Für die Restauration der St. Laurenzenkirche in St. Gallen erhielten die Pläne des nun erst 23jährigen Architekten den allgemeinen Beifall und wurde ihre Ausführung beschlossen. Von einem kurzen Besuche in München, wo er in den Räumen des Kunstvereins seine Entwürfe zur Florentiner Domfaçade aufstellte, wurde er nach Hause zurück berufen, um die Stelle eines Architekten der Vorbereitungsgesellschaft einer Eisenbahn von Zürich an den Bodensee (der jetzigen N. O. Bahn) zu übernehmen. Die damit verbundenen Arbeiten und andern kleinen Aufträge beschäftigten ihn während ungefähr zwei Jahren, während welchen er sich meist in Winterthur aufhielt, wo er sogar daran dachte, sich einen eigenen häuslichen Herd zu gründen. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. —

Die Ausstellung seines Florentinerdoms in München hatte die deutschen Architekten auf ihn aufmerksam gemacht. Er erhielt das Ansuchen, einen bezüglichen Aufsatz nebst Zeichnungen in die Wiener „Bauzeitung" zu liefern. Diese Förderung seines Lieblingsgedankens ergriff er mit Begier und reiste mit Abhandlung und Plänen im Jahr 1847 selbst nach Wien, wo er von seinen Kunstgenossen mit aller Herzlichkeit empfangen und als Mitglied in den Architektenverein aufgenommen wurde.

Um jene Zeit sollte in der Vorstadt Altlerchenfeld mit einem Kostenaufwand von 300,000 Gulden eine neue Kirche aufgeführt werden und zwar im Renaissancestyl. In einer Plenarsitzung des Architektenvereins hält Müller einen ebenso entschiedenen als gründlich und fleißig ausgearbeiteten Vortrag gegen Anwendung des Renaissance- oder sog. Jesuitenstyls zum Kirchenbau. Ungetheilter Beifall. Der Verein beschließt Müllers Abhandlung nebst einer bezüglichen Eingabe dem Ministerium zu überreichen; rasch genug erfolgt als Bescheid die Einstellung des Baus und eine neue Ausschreibung. Müller von einem Landaufenthalt zurückkehrend erfährt diesen Erfolg erst 8 Tage vor Verfluß des gestellten Termins. Unverzüglich schreitet er an's Werk, arbeitet Tag und Nacht und kann noch rechtzeitig seine Entwürfe abliefern. Einer Jury von Sachverständigen wird vom Ministerium der Entscheid übertragen und diese spricht sich in öffentlicher Sitzung, den 17. August 1848, mit absoluter Mehrheit für Müllers Pläne im Styl der italienischen Kirchen des 14. und 15. Jahrhunderts aus… Wohl mochten die Merzereignisse dieses merkwürdigen Jahres das ihrige beigetragen haben zum Siege Müllers über den Kirchenbaustyl der Jesuiten.

Da die Ausführung des Baus an denjenigen übertragen werden sollte, welcher die Pläne entworfen, sah der Schweizerarchitekt fast unverhofft einen seiner Herzenswünsche erfüllt, — er sah sich als Schöpfer und Leiter eines großen monumentalen Baues.

Eine andere nicht weniger ehrenvolle Anerkennung sollte ihm werden. Es wurde ihm die neuerrichtete Professur der Baukunst an der Ingenieur-Akademie in Wien übertragen.

Leider lag der Keim des Todes längst schon, zuerst unbeachtet, dann immer schreckbarer sich entwickelnd, in Müllers Organismus. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien hatten sich die ersten Anfänge einer Lungenkrankheit gezeigt. Die leidenschaftliche Weise des jungen Mannes, seine rastlose Arbeitsamkeit halfen nicht dazu dem Uebel Einhalt zu gebieten. Durch das Klima von Wien wurde es befördert. Die unheilbare Krankheit machte die raschesten und unaufhaltsamsten Fortschritte. Zu spät riethen die Aerzte die Rückkehr in die Schweiz; die Reise war nicht mehr möglich. An das Schmerzenslager kamen zwei Schwestern den Leidenden zu pflegen; bald gesellte sich ihnen einer der geliebten Brüder. In den Armen dieser seiner Nächsten starb der geniale Architekt, noch nicht 27 Jahre alt, den 2. Mai 1849.

Die Verwirklichung des künstlerischen Lebensziels Johann Georg Müllers, der Aufbau der Façade des Florentinerdoms nach seinen prächtigen Plänen, mag wohl jenen kommenden Geschlechtern vorbehalten sein, welche Italien frei, einig und glücklich sehen werden. Näher vielleicht liegt der Aufbau einer schweizerischen Fest-, Kunst- und Volkshalle. Die andern Keime, welche er gepflanzt, sind jetzt schon freudig aufgewachsen. Die Laurenzenkirche in St. Gallen wurde nach seinen Entwürfen restaurirt; der Bau der Altlerchenfelderkirche in Wien geschah, wenn schon der Baumeister es nicht erlebte, dennoch nach seinen Plänen. Sie verkünden beide, jene im Vaterland, diese in der Fremde, was die Kunst am Frühdahingegangenen verloren.

Es bleibt uns leider ein allzubeschränkter Raum, den Frühverblichenen als Dichter zu würdigen. Die Muse blieb seine treue Begleiterin während seines ganzen kurzen Lebens. All sein Lieben, Hoffen und Fürchten gestaltete sich bei ihm zum Vers; jeder Zwiespalt seiner Seele löste sich im harmonischen Rythmus des dichterischen Wortes auf. Wir haben aus jeder der Epochen seines Lebens kurze lyrische Ergüsse, wo meist in gelungener Form der warme Ausdruck seines Denkens und Empfindens niedergelegt ist. Seine Weise ist jener Uhlands am ähnlichsten. Wie dem schwäbischen Dichter und durch ihn — so scheint uns — ward das treuherzige kurzgefaßte Volkslied sein Muster. Sein liebster Gegenstand das Vaterland. Wie in der Kunst, so zielte er auch in der Poesie nach dem Höchsten. Seine dichterischen Entwürfe waren nicht minder kühn als seine architektonischen. Die Nacht wollte er in einem größeren Gedichte besingen; dann in einem Romanzencyklus das Leben Tassos. Vor Allem hatte er den Vorsatz unsern Nationalhelden Tell in einem großen Epos zu verherrlichen. Die Einleitung dazu, ein Gedicht in achtzeiligen Stanzen liegt uns vor. Wo seine Stimmung eine mehr als gewöhnlich gehobene war, gestalteten sich seine Worte zu Versen. So das Begleitschreiben zu den Plänen der Florentiner Domfaçade an den Großherzog von Toskana, beginnend:

„Gewähre mir, o Herr, des Dichters Art,
„Auf daß ich frei mit dir zu reden wage."

Es ließe sich sagen, daß für Johann Georg Müller die Poesie eine in Worte zerflossene Architektur, die Architektur eine zu Stein geronnene Poesie gewesen sei.



A. P. de Candolle

Augustin Pyramus de Candolle.

Als die Bevollmächtigten Genfs am Wiener Congreß mit unermüdlichem Eifer bei den tonangebenden Staatsmännern für die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Vaterstadt sich verwendeten, wiederholte Talleyrand spottend das schon einmal gebrauchte Wort: „Es giebt fünf Welttheile, Europa, Asien, Afrika, Amerika und Genf." Der edle Graf Kapodistrias, der es hörte, gab zur Erwiederung: „Nein, Genf ist nicht der fünfte Welttheil; aber es ist ein Körnchen Moschus, dessen Wohlgeruch sich in ganz Europa verbreitet." — Eine Menge hervorragender Geister, Koryphäen der Wissenschaft, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller gingen aus dem Schoos der kleinen Republik hervor. Keiner der geringsten unter ihnen war der große Botaniker Augustin Pyramus de Candolle.

Der Vater des Botanikers, Augustin de Candolle, betrieb in seinen jüngern Jahren Bankgeschäfte und widmete sich dann dem Staatsdienst. Zweimal bekleidete er die Würde eines Syndikus, die erste der Republik.

Augustin Pyramus, geboren 1778, erhielt seine Vornamen zu Ehren des Vaters und des Ahns, eines seines Glaubens wegen aus der Provence nach Genf ausgewanderten Protestanten. Nur wenige Wochen vor seiner Geburt waren die drei größten Botaniker des Jahrhunderts zu Grabe getragen worden: Linné, Haller und Bernard Jussieur. Man möchte glauben, ein Theil des Geistes dieser großen Gelehrten, sei auf das neugeborne Kind übergegangen. Dasselbe zeichnete sich durch eine auffallende Frühreife aus. Im fünften Jahr las und verfaßte der Knabe Schauspiele, die er durch Schachfiguren aufführen ließ. Als der französische Dichter Florian eines Tages die Eltern besuchte, sagte der Kleine zu ihm: „Vous avez fait des comédies? Et bien moi aussi," — was ihm die Werke dieses Schriftstellers als Geschenk eintrug.

Ungefähr um diese Zeit sehen wir ihn seine ersten botanischen Studien im Obstkeller seiner Mutter machen, wo er die verschiedenen Sorten der Aepfel und Birnen nach der Aehnlichkeit des äußern Aussehens zusammenstellt. Schon damals schien ein gewisser Instinkt ihn zur natürlichen Methode der Klassifikation der Gewächse hinzuleiten.

Die französische Revolution brach aus, deren Rückschlag auf das benachbarte und sprachverwandte Genf nicht lange ausbleiben konnte. General Montesquiou besetzt 1792 Savoyen, das bedrohte Genf rüstet sich zur Abwehr. Der vierzehnjährige Pyramus möchte mit den andern die Waffen ergreifen; aber der unerbittliche Vater schickt den Knaben, welcher Thränen der Scham weint, mit der Mutter und dem jüngern Bruder nach Champagne, einem Landgut in der Nähe von Yverdon, welches sich der vorsichtige Herr als Zufluchtsstätte kürzlich erworben.

Die Gefahr eines Angriffs von außen geht vorüber. Aber die demokratische Partei steht plötzlich gegen das patriarchalische Regiment auf. Eine revolutionäre Regierung wird eingesetzt und eine auf Freiheit und Gleichheit sich gründende Verfassung angenommen. Nun ist's am Vater Syndikus sich nach Champagne zurückzuziehen. Pyramus dagegen kehrt nach Genf zurück um seine Studien fortzusetzen. Fünfzehn Jahre alt kommt er zu einem jungen Lehrer, nicht sehr viele Jahre älter als er selbst, in Kost und Pflege. Sämmtliche Hausgenossen, Kostherr, Kostfrau und Kostgänger, die Dienerschaft, zählen zusammen keine hundert Jahre. Das Haus wiederhallt von früh bis spät von fröhlichem Gelächter der Bewohner; aber die Studien werden trotzdem nicht hintangesetzt. Ganz sich selbst überlassen, von keinerlei Zwang belästigt formt sich der Charakter des Jünglings schon früh zur festen und selbstständigen Männlichkeit.

Trotz einiger autodidaktischen Versuche in Champagne ist die Botanik seit den Studien im mütterlichen Obstkeller wieder in den Hintergrund getreten. Schöne Literatur wird des jungen Mannes Lieblingsfach; er memorirt die französischen Klassiker, versucht sich selbst in der Dichtkunst und deklamirt spazierengehend auf der Landstraße fremde und eigene Poesieen mit lauter Stimme, zum großen Erstaunen der pflügenden Bauern, und vorbeigehenden Marktleute.

Heranwachsend besucht Augustin Pyramus die philosophischen Kurse der Genfer Akademie. Zwei Jahre später beginnt er, wie es in seiner Vaterstadt bei jungen Leuten von Stande die Uebung mit sich bringt, ohne besondere Vorliebe, das Studium der Rechtswissenschaft. Im Spätherbst 1796 bietet sich eine günstige Gelegenheit zur Reise nach Paris. Dort werden die naturwissenschaftlichen Vorlesungen der ersten Gelehrten der Weltstadt besucht. Eine zufällige Begegnung veranlaßt die Bekanntschaft mit dem berühmten Botaniker Lamarck. Der Frühling 1797 bringt unsern angehenden Naturforscher nach Genf zurück, wo er die Bekanntschaft des Pflanzenphysiologen Sennebier macht, der Sommer führt ihn zu den Eltern nach Champagne. Auf einem Ausflug im Jura benutzt er, um schnell bergabwärts zu gelangen, eine zur Beförderung geschlagenen Holzes angelegte Rutschbahn; während seine Beinkleider zu Fetzen reißen, bemerkt er etwas Röthliches, erfaßt es im Vorbeischießen, hält es fest und macht so seine erste botanische Entdeckung eines bisher unbekannten Pilzes.

Im Frühling 1798 verlor Genf seine politische Unabhängigkeit und wurde der französischen Republik einverleibt. De Candolle, nur zwanzig Jahre alt, entschloß sich seine Vaterstadt zu verlassen und wandte sich zum zweitenmal nach Paris um dort die botanischen Studien fortzusetzen und zugleich mit der Arzneiwissenschaft es zu versuchen.

Kaum in Paris angelangt, wird er aufgefordert an einer wissenschaftlichen Reise mit großartigen Zielen und Aussicht auf Ruhm und Belehrung theilzunehmen. Es ist Bonapartes Expedition nach Egypten. Aber unvorbereitet und ohne Erlaubniß des Vaters muß er den verführerischen Vorschlag ablehnen. Er beginnt seine medizinischen Studien, welche ihm nicht besonders zusagen. Insbesondere ist ihm der Anblick der Leidenden in den Spitälern peinlich und er kann die Behauptung seiner Commilitonen nicht begreifen, daß man sich daran gewöhnen könne, theilnahmlosen Herzens täglich solches Elend vor Augen zu haben. Um so fleißiger studirt er Naturwissenschaften; er bringt einen großen Theil seiner Zeit im

„Jardin des plantes“ zu, wo er — meist auf einer Gießkanne sitzend — seine botanischen Studien macht und von den Gärtnern den Namen „le jeune homme de l'arrosoir“ erhält.

Er erneuert die Bekanntschaft mit dem Botaniker Lamarck, der ihn auffordert an seiner „Enzyklopädie“ mitzuarbeiten. De Candolle schreibt einige Artikel über verschiedene Pflanzengattungen, welche mit Beifall aufgenommen werden. Bald darauf erhält er den Auftrag zum Bilderwerk des ausgezeichneten Blumenmalers Redouté über die Fettpflanzen den Text zu verfassen. Diese Arbeit, vom zwanzigjährigen Anfänger nicht ohne Bangen unternommen, findet Gnade in den Augen der Gelehrten, macht seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt bekannt, und ist einer der ersten Steine zum Gebäude seines künftigen Ruhmes.

Im Sommer dieses Jahres nimmt er Theil an einem wissenschaftlichen Ausflug in den Wald von Fontainebleau in Gesellschaft des Mineralogen Brogniart, der Entomologen Dümeril und Dejean, Cuviers und anderer. So wurde der unbedeutende Student ein Genosse einiger der ersten Männer der Wissenschaft, theilnehmend an ihren Forschungen und ihrem genialen Zigeunerleben. —

Eine Ferienreise nach der Normandie unterbricht die eifrig betriebenen Studien, auf welcher de Candolle zwei gefährliche Abenteuer zu bestehen hat. Am felsigen Meeresrand von der steigenden Fluth überfallen, kann er sich kaum auf die Spitze eines aus dem Wasser ragenden Riffes retten, wo er von den tobenden Wogen fünf Stunden lang belagert und gefangen gehalten wird. Eines andern Tages sitzt er bei einem reichen Kaufmann von Havre zu Gast; nach Tisch wird ein Spielchen gemacht und als es zu Ende, sieht der junge Mensch, der kaum ein Paar Thaler in der Tasche hat, mit Erstaunen und Schrecken, daß in Goldstücken ausbezahlt wird. Glücklicherweise hat er gewonnen. Aus dem unverhofften Reichthum kauft er sich eine Sammlung von Fischen, welche jedoch, bevor sie untersucht und präparirt sind, sich gegenseitig auffressen. Er tröstet sich mit dem Sprichwort: ce qui vient par la flute s'en-va par le tambour.

Unser Jünger der Wissenschaft lebt jedoch nicht ausschließlich den getrockneten Pflanzen und ausgestopften Thieren; er ist für die Freuden der Gesellschaft in der großen Stadt keineswegs unempfindlich. Er tanzt mit den Bürgerinnen Tallien und Recamier, besucht das Haus der Sophie Gail, der „Ninon de l'Enclos“ des Direktoriums und nimmt Theil an den Diners der Bürgerin Bidermann, welche von Zeit zu Zeit einige der merkwürdigsten Männer des damaligen Paris bei sich vereinigt.

Unterdessen wächst durch eine Monographie über die Astragalen und höchst merkwürdige Versuche und Beobachtungen über den Schlaf der Pflanzen de Candolles Ruf als Gelehrter, so daß er sich im Jahr 1800 — noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt — als Candidat des Instituts der Akademie der Wissenschaften melden darf, ohne der Ueberhebung bezichtigt zu werden, — aber auch ohne besondern Verdruß zu empfinden, da ihm ein viel älterer Prätendent vorgezogen wurde.

Unterdessen ist der Staatsstreich des 18 Brümaire vollzogen worden. Bonaparte, erster Consul, beruft Abgeordnete aus allen Departements. Für Genf wird der junge de Candolle bezeichnet. Bei der ersten Audienz frägt der erste Consul: „Ist Genf zufrieden mit Frankreich vereinigt zu sein?“ „Nein,“ — antwortet de Candolle, — „aber seit dem 18 Brümaire ist Genf weniger unzufrieden.“ — Das Compliment im zweiten Theil der Phrase macht die Freimüthigkeit des ersten Theils wieder gut. — Als Mitglied der „philomatischen Gesellschaft“ tritt de Candolle in nähere Verbindung mit einer Anzahl der bedeutendsten Gelehrten Frankreichs, insbesondere mit Cuvier, mit welchem er von da an stets in Verkehr und freundschaftlichen Verhältnissen bleibt.

Unser Botaniker hat sich den Grundsatz angeeignet, daß der Gelehrte nicht der Wissenschaft allein leben soll, sondern die Pflicht hat der menschlichen Gesellschaft auch auf weniger mittelbare Weise zu dienen. Um diesem Gewissensdrang gerecht zu werden, gründet er für die Armen seines Quartiers eine Sparsuppenanstalt, etwas Neues in Paris. Nach zwei Jahren hat die Seine-Stadt zwanzig solcher Institute; das Sparsuppencomite verwandelt sich in eine „philantropische Gesellschaft,“ welche sich mit allen Gegenständen der öffentlichen Wohlthätigkeit befassen will. De Candolle ist eines der eifrigsten Mitglieder, und widmet sich hauptsächlich dem Besuch der Primarschulen und der Aufmunterung der gegenseitigen Hülfsvereine der Arbeiter, was ihm eine aufrichtige Achtung des Pariservolkes einflößt. Nicht minder besucht er die Spitäler und die Gefängnisse von Paris und schreibt Abhandlungen über einzuführende Verbesserungen. Endlich wird er einer der Gründer der „Gesellschaft zur Aufmunterung der nationalen Industrie.“ — Die botanischen Arbeiten gehen daneben ihren ungestörten Gang und der Eifer dafür ist so groß, daß sich der junge Gelehrte Krankheitszufälle zuzieht, indem er an sich selbst die brechreizenden Eigenschaften der verschiedenen Arten von Ipecacuana probirt.

Jedes Jahr unterbricht dieß vielbewegte Pariserleben eine Reise zu den bejahrten Eltern nach Champagne, verbunden mit irgend einer botanischen Excursion, so z. B. im Jahr 1801 in's Chamounixthal und auf die Abhänge des Montblanc, wo ein Mißtritt auf glatter Schneefläche dem Unvorsichtigen beinahe ein frühzeitiges Grab in bodenlosem Abgrund bereitet hätte.

Längst schon hat unser junge Gelehrte eine geheime Herzensneigung. Die Tochter einer der Familien, in die er in Paris eingeführt ist, hat ihn gefesselt. Die Eltern in Champagne geben ihre Einwilligung und bescheidene Ausstattung und am 4. April 1802 verheirathet sich de Candolle mit Fräulein Fanny Torras.

Geld und Gelderwerb war bisdahin und bleibt auch ferner des jungen Gelehrten geringste Sorge; er hat sich ein Beispiel an den Lilien des Feldes genommen und von den Zuschüssen der Eltern sorgenlos, bescheiden und vergnügt gelebt. Nun drängt sich ihm die Erfahrungsregel auf, daß eine Haushaltung, wenn auch noch so klein, immerhin theuerer zu bestreiten ist, als eine Junggesellenwirthschaft. Aber Jener, so die Lilien kleidet, verläßt auch den Botaniker nicht. Es fällt de Candolles väterlichem Freund Lamarck ein, eine neue Ausgabe seiner „Flora von Frankreich“ erscheinen zu lassen. Er überträgt dem jungen Mann die Besorgung derselben und überläßt ihm vom Honorar von 12000 drei Viertheile in drei Jahren erhältlich. Der junge Hausvater sieht sein Einkommen um dreitausend Franken jährlich vermehrt.

Nicht lange so bietet sich eine andere Gelegenheit nicht nur Geld, sondern auch wissenschaftlichen Ruhm zu gewinnen. Cuvier mit Aufträgen der Regierung betraut, ist verhindert im Herbst 1803 seine Vorlesungen zu halten; er schlägt de Candolle als seinen Stellvertreter vor, der nun im Collège de France unter allgemeinem Beifall ein Colleg über Pflanzenphysiologie vorträgt.

In demselben Jahr wird das junge Ehepaar mit einem Töchterchen erfreut, welches den botanischklingenden Namen Amella erhält. Leider stirbt das zarte Blümchen schon nach 18 Monaten, was den lebhaft empfindenden um seine Vaterfreuden betrogenen Gatten mit heftigstem Schmerze erfüllt. Diese Herzenstrauer drängt ihn zu den Eltern nach der Schweiz, „da man Vater und Mutter viel inniger lieben lernt, wenn man selbst erfahren hat, was die Liebe der Eltern zu den Kindern ist." Ein Ausflug im Jura, wo er im Nebel verirrt, bringt ihn (zum dritten Mal) in Lebensgefahr. Mit muntern Freunden wird eine Reise nach Piemont gemacht. Getröstet kehrt er endlich nach Paris zurück.

Durch die „Flora Frankreichs" wurden die großen Lücken deutlich, welche in der Pflanzenkenntniß des Kaiserreichs noch auszufüllen waren. De Candolle schlug dem Minister des Innern eine botanische Erforschung Frankreichs vor; die Idee fand Beifall und der junge genfer Gelehrte ward mit der Ausführung beauftragt. In sechs Jahren sollte das Land, wozu damals Nord- und Mittelitalien und Belgien gehörte, bereist werden; zu jeder dieser Reisen wurde die keineswegs unbescheidene Summe von 4000 Fr. bewilligt. Im Sommer 1806 wurde die erste Reise nach den westlichen Provinzen Frankreichs ausgeführt.

Unterdessen war wiederum ein academischer Fauteuil für einen Botaniker ledig geworden. De Candolle trat nochmals als Bewerber auf; aber wiederum wurde ihm ein minder Würdiger vorgezogen. Der Himmel tröstete den Zurückgesetzten durch die Geburt eines Sohnes, welcher den Namen Alphonse Louis erhielt. Dieß Ereigniß erfüllte das Herz des jungen Vaters mit Entzücken, mahnte ihn jedoch zugleich daran, daß es die Pflicht des Familienhauptes sei, sich endlich eine gesicherte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu gründen. Ein Lehrstuhl der Botanik war längst das Ziel seines Ehrgeizes gewesen. Als vor etlichen Jahren ein solcher bei der école de médecine in Paris frei geworden, erwarb er sich, um concurriren zu können, pro forma das medizinische Doktordyplom, mußte jedoch dem berühmten Namen des jüngern Jussieu das Feld räumen. Jetzt zeigte sich eine freie Stelle in Montpellier. Die zweite botanische Forschungsreise wurde nach den Pyrenäen unternommen, unterwegs in Montpellier das Terrain explorirt und, nach Paris zurückgekehrt, der vom Ministerium angebotene Lehrstuhl unter der Bedingung angenommen, daß die botanischen Reisen dennoch fortgesetzt werden dürften.

Die Uebersiedelung nach Montpellier fand im Merz 1808 statt. De Candolle, 30 Jahre alt, ist nun ein Mann in Amt und Würden. Er erhält die Staatsbesuche seiner Herren Collegen, die Angestellten des botanischen Gartens harren seiner Befehle und vier- bis fünfhundert Zuhörer drängen sich in seinen Vorlesungen. Schon nach zwei Monaten hat er seinen Cursus vollendet und unternimmt seine dritte botanische Reise nach dem damals dem französischen Kaiserreiche einverleibten Toscana. Ueber Genf zurückkehrend hört er, daß wiederum eine botanische Stelle am Institut der Wissenschaften erledigt sei, meldet sich zum drittenmal als Candidat und fällt zum drittenmal durch, Dank den Intriguen seiner gelehrten Collegen und Neider. Nun schwört er diesem Ehrgeize für immer ab und nimmt sich vor, seine Anerkennung nicht mehr bei den HH. Akademikern sondern vor Europa und der Nachwelt zu suchen. Es ist zu bemerken, daß das Institut der Wissenschaften in Paris den genfer Gelehrten nach einer Reihe von Jahren zu einem der acht *„associés étrangers"* ernannte, die höchste gelehrte Würde, die einem Sterblichen ertheilt werden kann. —

Eine der Hauptbeschäftigungen und zugleich die liebste Pflicht des neuen Professors war die Leitung und Ueberwachung des schon unter König Heinich IV. gegründeten botanischen Gartens. Es gelang unsrem de Candolle denselben bedeutend zu vergrößern und ihm eine bessere Einrichtung zu geben.

Trotz der vielfachen Beschäftigung erlitt de Candolles wissenschaftlicher Privatfleiß auch in Montpellier keinen Stillstand. Einige seiner bedeutendsten botanischen Werke wurden in jenen Jahren verfaßt, so die „elementare Theorie der Botanik", wobei sich ihm eine solche Menge neuer Ideen und wissenschaftlicher Offenbarungen aufdrängten, daß er, dieser geistigen Sturmfluth beinahe erliegend, zuweilen an der normalen Gesundheit seines Verstandes irre wurde und seine Frau ängstlich befragte, ob sie nichts Ungewohntes und Auffallendes in seinem Thun und Lassen bemerke. Um gänzliche Gewißheit zu erhalten, eilte er nach Paris, zu dem Mann, zu dessen Urtheil er das größte Zutrauen hatte, Correa de Serra, und las ihm sein Manuskript vor, bange vor seinem Ausspruch gleich dem Angeklagten, der sein Todesurtheil zu hören fürchtet. Tief aufathmend hört er endlich aus dem Munde des Richters das lossprechende „imprimez" und ist erst jetzt überzeugt, daß es nicht tolle Phantasieen eines Irrsinnigen sind, die er niedergeschrieben hat.

Auch die botanischen Erforschungsreisen werden fortgesetzt und zwar 1809 nach dem damals französischen Piemont, 1810 nach dem Elsaß und Belgien und endlich zum Abschluß nach Central-Frankreich. Die wissenschaftlichen Resultate dieser sechs großen Reisen sind in den veröffentlichten Berichten an das Ministerium des Innern des Kaiserreichs niedergelegt.

Der Spätherbst 1812 schenkt ihm einen zweiten Sohn, welcher dem Buchdrucker von Philadelphia Franklin, dem Philantropen und Erfinder der Sparsuppen Rumford und dem Herzensfreund Delessert zu Ehren den Namen Benjamin erhält.

In geselliger Beziehung schließt sich de Candolle in Montpellier vor allem an seine Glaubensgenossen, die Protestanten an. Doch steht er mit all seinen Collegen, mit den weltlichen Behörden und dem Bischofe auf dem besten Fuß. Die lebhafte provenzalische Geselligkeit entspricht seinen Neigungen; mit Vergnügen nimmt er an den gebräuchlichen Abendgesellschaften, den Landparthien, Bällen und theatralischen Aufführung theil. —

Wir kommen zu der Zeit, wo der Stern Napoleons zu erbleichen beginnt. Auf den russischen Feldzug, auf die Niederlage bei Leipzig und den Einmarsch des verbündeten Europa in Frankreich folgt die Restauration, welche in Montpellier mit lautem Jubel begrüßt und durch Straßenbälle gefeiert wird. Mit gemischten Gefühlen sieht de Candolle die Ereignisse an sich vorübergehen. Er ist ein geschworner Feind des Krieges und des Säbelregiments und sein geliebtes Genf erhält durch Napoleons Sturz seine Unabhängigkeit wieder; aber nur mit Mißtrauen sieht er Frankreich in die Hände der Priester und des aus der Verbannung rückkehrenden Adels übergehen.

Gleich einem vorüberrauschenden Traum kommen die „hundert Tage." Das von den Bourbonen in Aussicht gestellte Rectorat, wird dem Genfer von dem aus Elba kommenden Napoleon ertheilt. In Montpellier Bürgerkrieg und Straßenkampf zwischen der dreifarbigen und der weißen Cocarde.

Rector de Candolle geht ohne Cocarde durch die Gassen, um die Interessen der Schule und den botanischen Garten möglichst zu schützen.

Waterloo. Die bourbonische Reaction wird fühlbar. Der Protestant verliert das Rectorat. Er entschließt sich nach dem frei gewordenen Genf zurückzukehren, reist im Januar 1816 nach England, hält im Sommer in Montpellier seinen letzten botanischen Cursus, reicht seine Entlassung ein und vertauscht die mit 12,000 Fr. honorirte französische Professur mit einem 1,200 Fr. rentirenden Lehrstuhl an der Akademie seiner Vaterstadt.

Nach Genf zurückkehrend zählt de Candolle 38 Jahre und gehört zu den ersten wissenschaftlichen Celebritäten Europas. Seinem magern Professorengehalt hilft er durch öffentliche Vorträge für ein gemischtes Publikum und durch literarische Arbeiten nach. „Kein ehrenhafter verdientes Brod", ruft er stolz aus, „als welches man sich durch geistige Arbeiten erwirbt."

Aber in der Vaterstadt ist er nicht nur Gelehrter und Professor, sondern Bürger. Schon im ersten Jahr seiner Rückkehr wird er, als der Zweitgewählte, Mitglied des Conseil représentatif. Als Politiker ist er dem milden, langsamen und vorsichtigen Fortschritt zugethan, ein Feind radikaler Ueberstürzung, ein Gegner aller militärischen Renommisterei, Freund und Anhänger der Aristokratie des Geistes, des Uebergewichts der Wissenschaft und der Herrschaft feiner Sitten über Roheit und Ausgelassenheit.

De Candolles rastlose Thätigkeit schafft sich noch andere Wirkungskreise. Als Berather der edeln Stifterinnen nimmt er Theil an der Gründung des musée Rath, er ruft der Errichtung einer öffentlichen Bibliothek; eine landwirthschaftliche Gesellschaft verdankt ihm ihre Entstehung; als Mitglied der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft besucht er fleißig die jährlichen Zusammenkünfte und lernt auf diesem Weg allmählig die Schweiz und ihre bedeutendsten Männer kennen. An seinem Lebensabend ist er Mitglied von nicht weniger als 93 Akademien und gelehrten Vereinen.

Der Unermüdliche schrieb während seines Lebens 196 Werke, Abhandlungen und größere Aufsätze meistens botanischen Inhalts. Unter diesen zählt der „Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis" allein 16 Bände.

Die Zahl der gehaltenen Vorlesungen in Paris, Montpellier und Genf betrug nicht weniger als 2899 und die Zahl der Schüler belief sich nahezu auf 7000.....

Wie war es einem Sterblichen möglich in einem kurzen Menschenleben so viel zu leisten? De Candolle war nicht nur rastlos thätig, sondern wußte mit seiner Zeit gut hauszuhalten. Er sagt darüber: Das Leben jedes Menschen läßt sich in drei Theile söndern. Der erste ist der nützlichen Arbeit, der zweite dem Vergnügen und der Erholung gewidmet, der dritte wird mit Beschäftigungen ausgefüllt, welche weder nützlich noch angenehm sind. Die Kunst zu leben besteht darin, die zwei ersten Abtheilungen möglichst zu vergrößern, die letztere möglichst zu beschneiden....

Das Erbe der Eltern und Schwiegereltern brachte unserm Gelehrten einen verhältnißmäßigen Wohlstand, den er zwar nicht verschmähte aber niemals sehr vermißt hatte. Er kaufte sich ein Landgut in Frankreich. Als dort sein Benjamin einen frühzeitigen Tod fand, veräußerte er es wieder und erwarb eine bescheidene Villa in der Nähe Genfs an dem Ufer des schönen Sees — Perriere. —

Je rastloser die Räder eines Uhrwerks sich bewegen, um so schneller werden sie abgenutzt. Noch kein Sechziger, fühlt de Candolle die Ermattung des Alters nahen. 1835 legt er die Stelle eines Professors und Rectors der Academie von Genf nieder. Bald darauf zieht er sich durch unvorsichtigen Gebrauch eines Arzneimittels eine lebensgefährliche Krankheit zu. Musik erleichtert seine Leiden; die freudige Aufregung bei der Geburt des ersten Enkels führt eine günstige Krise herbei und er genest.

Mit sechzig Jahren ist de Candolle ein gefeierter Greis. Es gewährt ihm Vergnügen die Besuche der Koryphäen der Wissenschaft, gekrönter Häupter und vornehmer Leute zu erhalten. 1837 besucht er Paris und wird am Hofe des Königs Ludwig Philipp freundlich empfangen. 1840 reist er an den italienischen Gelehrtencongreß nach Turin, nimmt mit Rührung die Ehren entgegen, die einem Fürsten der Wissenschaft gebühren und wird vom König von Sardinien, Karl Albert, zur Tafel gezogen.....

Eine Hypertrophie des Herzens hat sich unbemerkt und allmälig ausgebildet. Die Folge davon ist eine Wassersucht. Er stirbt 63 Jahre alt, den 25. September 1841. —

Das flüchtig hingeworfene Bild des Mannes zu vervollständigen, fügen wir eine Notiz bei, die der jüngere de Candolle als Anmerkung zu den Memoiren seines Vaters mittheilt.

Linné wird von seinem Schüler Fabricius, dem berühmten Entomologen, folgendermaßen geschildert: Seine Rede war lebhaft und angenehm und er brach häufig in fröhliches Gelächter aus; mit großer Offenheit und Rückhaltlosigkeit gab er sich der Unterhaltung hin.... Er war klein von Statur, hatte ein offenes heiteres Aussehen und die geistreichsten Augen, die man sehen konnte. Sein Gemüth war edel, sein Geist lebhaft und frei.... Alle seine Handlungen schienen streng gleichsam nach einem bestimmten System geordnet. Er erfreute sich eines erstaunlichen Gedächnisses.... Den Freuden der Geselligkeit ergeben, liebte er den Scherz... Er besaß eine lebhafte Einbildungskraft und wußte recht hübsch zu erzählen. Dabei waren seine Leidenschaften heftig, er erzürnte sich leicht, aber gab sich bald wieder zufrieden. Seine Freundschaft war warm und zuverläßig.... Wenn gleich seine Liebe des Ruhms ohne Grenzen war, so hatte doch sein Ehrgeiz kein anderes Ziel, als die Auszeichnung des Gelehrten und artete nie in beleidigenden Stolz aus. Gelehrteneitelkeit mochte seine größte Schwäche sein. Seine Freude am Lob war gegründet auf den Glauben an seinen eigenen Werth.....

„Würde man mir diese Stelle gelesen haben, ohne Linné's „Namen zu nennen, ich hätte glauben müssen, daß sie von „meinem Vater handelt", — sagt Alphonse de Candolle.

So wunderbar war die Aehnlichkeit des berühmten genfer Botanikers, des Sprößlings des warmen Südens, mit dem berühmtern pflanzenkundigen Sohn des Nordens, der zu Grabe getragen wurde, nur wenige Tage bevor jener das Licht der Welt erblickte! —









J. R. Wyss der jüngere

Johann Rudolf Wyß, der jüngere.

Wer wird nicht gern den Dichter der Nationalhymne näher kennen lernen wollen, welche, wenn an unsren Volksfesten ihre feierliche Weise erschallt, jedes Schweizerherz höher schlagen läßt, den Dichter des „Rufst du, mein Vaterland“? –

Dieser Mann, dessen Zügen der Stempel friedfertiger Behaglichkeit und humoristischen Phlegmas aufgedrückt ist, hat das schöne Lied gedichtet; – diese behäbige Gestalt war die irdische Hülle des Tyrtäus, dessen Worte – wann einst die Stunde der Bluttaufe kommt — Tausende und wieder Tausende zum Kampfe für die heimische Erde begeistern und freudig in den Tod führen wird.....

Unter allen kinderbeglückenden Robinsonaden wird wohl keine mit solcher innigen Lust verschlungen, wie der „schweizerische Robinson“. Es ist nicht die Schilderung der Einzelhaft eines Unglücklichen in der unermeßlichen Einöde des Weltmeers; sondern eine ganze Familie wird durch die Laune des Schicksals und des Fabelschreibers auf eine unbewohnte Insel der Südsee verschlagen, in einen Gottesgarten, jungfräulich und unentweiht, wie er aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Es ist eine bernische Pfarrersfamilie, der Vater, die Mutter und vier Söhne. Der zweitälteste der Knaben wird uns als ein verständiger, nur etwas sinnlicher und träger Junge geschildert. Er ist der Gelehrte unter seinen Brüdern, versteht Latein und hat seine Naturgeschichte aus dem ff los. Während die andern allerlei exotisches Gewild erlegen, ist es Ernst, der den erbeuteten Thieren den rechten Namen zu geben, die entdeckten Pflanzen und Früchte zu bestimmen, ihre Eigenschaften und ihren Nutzen anzugeben weiß. Zu diesem bedächtigen, phlegmatischen, lern- und lesbegierigen Ernst des schweizerischen Robinson mußte unser Joh. Rud. Wyß in seinen Knabenjahren als Modell sitzen.

Johann Rudolfs Vater war Johann David Wyß, der Sprosse einer alten bürgerlichen Familie der Stadt Bern. Derselbe gehörte dem geistlichen Stande an. Zuerst Feldprediger bei einem bernischen Regimente in sardinischen Diensten, dann Landpfarrer, erhielt er später die Stelle eines Helfers an der Münsterkirche in Bern. Er war ein rüstiger, kenntnißreicher, vielbelesener Mann von großem praktischem Geschick. Zu seiner pädagogischen Methode gehörte es, seinen Söhnen gewissermaßen spielend Unterricht zu geben. Zu diesem Zwecke verfertigte er ihnen mit großer Kunstfertigkeit Kriegsschiffe, Seehäfen, Festungen, Kaufläden, Vogelherde. Es war ein Hauptvergnügen für ihn, mit den vier Knaben an schönen Herbsttagen hinaus in Wald und Feld auf die Pürschjagd zu ziehen. Unterwegs mußten sie die Schweizergeschichte hersagen, die er ad usum Delphinorum in Verse gebracht. Die merkwürdigen Pflanzen, die man fand, die geschossenen Thiere, die gefangenen Käfer und Schmetterlinge dienten als Material zum Unterricht in der Naturgeschichte. Auch die Phantasie ging nicht leer aus. Beim Halt, beim knisternden Feuer am Waldrand, oder nach der fröhlichen Heimkehr wurden die Familienjagdzüge romantisch ausgemalt. Man versetzte sie aus den zahmen Wäldern der Umgegend der Stadt Bern in die tropischen Urwälder einer fernen Zone; statt der Eichkätzchen wurden Löwen erlegt, statt der Nußhäher, Pfefferfresser und Papageien; die erbeuteten Haselnüsse wurden zu Kokosnüssen, die Erdbeeren und Brombeeren zu Pisang und Ananas. Die Pfarrersfamilie fand so vielen Spaß an diesen Spielen der Einbildungskraft, daß sie dieselben zu Papier zu bringen beschloß; jeder der Knaben war Mitarbeiter, der fleißigste unser bedächtige, schreiblustige und schreibgewandte Johann Rudolf. Die Ueberarbeitung und Redaktion hatte sich das Familienhaupt, der würdige Pastor vorbehalten. So entstand als Familienbuch und keineswegs zum Drucke und zur Veröffentlichung bestimmt der „schweizerische Robinson.“ —

Johann Rudolf wurde 1781 in Bern geboren, als der zweitälteste unter seinen Brüdern. Er erwarb sich von denselben schon früh den Spitznamen „der Philosoph“. Auch der Schriftsteller und Dichter entpuppte sich bald in ihm. Erst zwölf Jahre alt schrieb er eine Novelle „das Bad Weißenburg“, welche — freilich erst nach zwanzig Jahren — in den „Alpenrosen“ veröffentlicht wurde. Seinen Unterricht erhielt er vom Vater und in den höhern Lehranstalten seiner Vaterstadt. Dem Privatfleiß und geistiger Selbstthätigkeit gab ein literarisches Kränzchen lebhafte Anregung. Ein Tagebuch, im sechszehnten Altersjahre begonnen und seither fleißig fortgesetzt, war der beschaulichen reflektiven Seele ein Bedürfniß. Dieses zählt uns einige Arbeiten auf, welche er in diesem jugendlichen Alter für das Kränzchen machte: „Cato und Lucrez“, zwei Briefe über den Genuß des Lebens, in welchen er als praktischer Philosoph die eines ältern Mannes würdige Weisheitsregel aufstellt: „Iß gut, trink gut, aber sei mäßig und weise“; — ferner Uebersetzungen aus Theophrasts Charakteren, ein Aufsatz „über Lektur“ und endlich verschiedene kritische Beleuchtungen kantischer Lehrsätze.....

Im Jahr 1798, als das altgewordene Bern sich gegen den andringenden übermächtigen Landesfeind zur Wehre setzte, ergriff auch der siebzehnjährige Knabe die Waffen; aber Bern fiel, bevor sich ihm die Gelegenheit bot, sich derselben zu bedienen. Unser Johann Rudolf, dessen Absicht gewesen war Theologie zu studiren, sah nun nicht ohne Bedenken die Mißachtung und Vernachläßigung, welchen der geistliche Stand unter der Helvetik und der Herrschaft der Grundsätze der französischen Revolution anheim fiel; er dachte ernstlich daran sich einer andern Fakultät zu ergeben, z. B. der medizinischen, „falls die Geistlichkeit im Activen und Passiven zu tief gestellt würde“. Es ist hier erläuternd zu bemerken, daß die Pfarrherren damals nicht bloß in ihrer Wirksamkeit als Seelsorger sich sehr gehindert sahen, sondern auch sich während eines vollen Jahres ohne irgendwelche Temporalien behelfen mußten.

Trotz dieser trüben Aussichten, oder vielleicht weil dieselben sich wieder etwas aufzuheitern Miene machten, ward der Pfarrerssohn, nachdem er seine Philosophie absolvirt hatte, im Jahr 1799 Theolog; — ohne sich jedoch ganz und bedingungslos der Gottesgelahrtheit hinzugeben, sondern fort und fort im Umgang mit den alten heidnischen Klassikern lebend, überdieß englisch, Rhetorik, Poetik treibend, und durch literarische Zeitschriften mit dem Leben in der Literatenrepublik stets auf dem Laufenden bleibend. — Bald nimmt der junge Theologe eine Präzeptorstelle an, begleitet seinen Zögling nach Yverdon und

beginnt dort ein episches Gedicht, die „Sempacher Schlacht". Von da bezieht er die Universität Tübingen, stetsfort neben der Theologie die schönen Wissenschaften kultivirend. Dann übersiedelt er nach dem ein regeres geistiges Leben versprechenden Göttingen und freut sich, neben seinen zahlreichen Kollegien noch des Philosophen Herbart „Abendkränzchen" und Professor Seyfferts „Mittagszirkel" besuchen zu können.

Kaum nach Hause zurückgekehrt, bietet sich ihm wieder eine Hofmeisterstelle an, die ihn dießmal nach Halle führt. Hier hört er den genialen Philologen August Friedrich Wolf seine Zweifel über die Persönlichkeit Homers entwickeln. Doch hat er nicht minder Gelegenheit seine theologische Ausbildung zu fördern: er besucht die Kollegien des berühmten Gottesgelehrten Niemeier und die Predigten des vortrefflichen Schleiermacher. Als gelehrter Paris sieht er stetsfort drei Schönen vor sich stehen und zögert einer derselben den Apfel zu ertheilen: die schöngeistige Venus, die philosophische Pallas und die theologische Juno. Endlich muß er sich doch entscheiden. Von Bern aus wird ihm die Wahl zwischen drei Lehrstühlen anerboten: der schönen Wissenschaften, der Weltweisheit und der Gottesgelahrtheit... Sein Herz zieht ihn zur Wissenschaft des Schönen. Aber ein Anderer erhält diese Stelle. Ihm ist der philosophische Katheder beschieden. Im vierundzwanzigsten Altersjahr kehrt er als erwählter Professor in seine Vaterstadt zurück.

Der jugendliche Professor der Weltweisheit mit dem runden Gesicht, den glatten rosigen Wangen, dem lächelnden Mund und der Neigung zur Wohlbeleibtheit gehörte keineswegs zu jener Sorte von Philosophen, von der Mephisto sagt:

„. . . . . . . Ein Kerl der spekulirt,
„Ist wie ein Thier auf dürrer Heide,
„Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
„Und rings umher liegt schöne grüne Weide."

Ein Garten voll duftender Blumen und schmackhafter Früchte war die Welt, in welcher sich sein Geist bewegte; seine Philosophie war nicht grübelnde Spekulation, sondern ächte Welt- und Lebensweisheit, die Kunst aus jenem Gottesgarten die Disteln und Dornen auszujäten oder mindestens denselben aus dem Weg zu gehen, um sich unbelästigt an den Früchten und Blumen erfreuen zu können: „Esse gut, trinke gut, aber sei mäßig und weise!"

Johann Rudolf Wyß gehörte noch zur Schule jener vortrefflichen Männer des letzten Jahrhunderts, welche mit vorurtheilsfreiem Geiste nach dem Wahren forschten und das Gute zu erreichen glaubten, indem sie auf dem Weg des Schönen wandelten. Fern war von dem graduirten Theologen jener finstere, ausschließende Zelotismus, welcher die lachenden Freuden der Welt für sündhaft hält und die Kinder der Welt als der Hölle verfallen.

Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen „über das höchste Gut," eine Ausführung Schleiermacher'scher Grundsätze und Anschauungen, fanden großen Beifall. Sie erschienen 1812 bei Cotta im Druck und galten als ein treffliches „moralisches Handbuch für gebildete Leser."

Es lag nicht in der Natur des jungen Gelehrten, sich auf den unzugänglichen Höhen der Philosophie als wissenschaftlicher Einsiedler von der schönen Welt abzuschließen; sondern er stieg so häufig als möglich in die freundlichen blumenbewachsenen Thäler der Poesie hinunter. Er that dieß um so öfter und freudiger, als sich in naher und nächster Umgebung ein Kreis von Gleichgesinnten fand, der nicht minder geneigt war sich in den romantischen Wäldern der Dichtkunst zu ergehen. Da war sein Landsmann und Namensvetter Johann Rudolf Wyß, zubenannt „der ältere", Sohn des Rechtsgelehrten; — der Pfarrer und Volksdichter Kuhn, welcher so manche berndeutsche Lieder dichtete, die noch jetzt im Mund und Gemüthe des Volkes leben; — der schöngeistige Naturforscher Meißner; — Pfarrer Appenzeller, der beliebte Novellenschreiber; — dann Martin Usteri in Zürich, Ulrich Hegner in Winterthur. Auch Damen standen diesem den Musen huldigenden Kreise nah, unter andern die Deutsche, Frau Oth-Widemann, damals bekannt unter dem Dichternamen „Lotte".

Von diesem Dichterkranz herausgegeben und von unsrem Johann Rudolf Wyß d. j. redigirt erschienen im Jahr 1811 zum erstenmal „die Alpenrosen, ein Schweizertaschenbuch", ausgestattet mit Kupfern von Volmar, Lory, König und andern dem Kreise befreundeten Künstlern und verlegt von Burgdorfer in Bern. Jahr für Jahr wurde von da an der poetische Alpenrosenstrauß dem Publikum geboten bis zum Jahr 1830, dem Todesjahr dessen, der ihn ebenso sauber als fleißig zu winden gewohnt war.

Es steht fest, daß die „Alpenrosen" unter der großen Menge von Taschenbüchern und Almanachen, die während jenen Jahren den deutschen Büchermarkt überschwemmten, stets einen anerkannt ehrenhaften Rang einnahmen. Zwar folgten sie nicht der deutschen Romantik, welche damals eben durch die Brüder Schlegel, durch Tieck, Novalis und andere zur üppigsten Blüthe gekommen war, in ihrem Flug nach den Regionen phantastischer Mystik. Ebensowenig verfielen sie in die damals ebenfalls grassirende süßlichlüsterne Manier eines Clauren und Consorten. Die Muse der „Alpenrosen" behielt stets den ächtschweizerischen Charakter der Verständigkeit und der Ehrbarkeit. Versteht sich daß ihre äußere Erscheinung sowohl, als ihr inneres Wesen den Typus jener Zeit nicht verläugnen konnten, da der Frack noch regierte, das Beinkleid noch häufig unter dem Knie abgeschnitten war und über gar viele Nacken der weißgepuderte Zopf herunterhing.

Die „Alpenrosen" bildeten während jener Reihe von zwanzig Jahren einen Mittelpunkt, um welchen sich die schöngeistigen Literaten der Schweiz sammelten. Sie waren der natürliche Repräsentant der Schweiz auf dem deutschen Parnaß. In diesem Taschenbuch finden wir eine Reihe von Reiseschilderungen in unsre Alpenwelt, die um so interessanter sind, als damals diese Alpenwelt ein noch jungfräuliches, dem profanen Touristenschwarm unerschlossenes Gebiet war. Ein reicher Schatz von Volkssagen ist hier zusammengetragen und aufgespeichert. Aus den Blättern des Schweizer Taschenbuchs, wenn sie auch jetzt vergilbt und vergriffen sind, weht uns heute noch ein frischer, heimatlicher, ächt schweizerischer Alpenduft entgegen. Ein groß Theil des Verdienstes, welcher den Alpenrosen gebührt, müssen wir für den fleißigsten und bedeutendsten Mitarbeiter und Redakteur, für unsern Johann Rudolf Wyß in Anspruch nehmen. — Seither wurde zu wiederholten Malen von andern tüchtigen Kräften der Versuch gemacht den poetischen Alpenrosenstrauß zu winden, aber nie wieder erlangte derselbe die Bedeutung, die er früher gehabt. Auch in der schönen Literatur bleibt der Satz eine Wahrheit, daß andere Zeiten andere Formen verlangen.

Indem wir nicht ohne wehmüthige Rührung jene vergilbten Jahrgänge der „Alpenrosen" aus einem vergessenen

Winkel des Bücherschrankes hervor kramen, den Staub vom Deckel blasen, den — nach dem Geschmack jener Zeit — ein im Kleide der Unschuld dasitzender geflügelter alphornblasender Genius ziert, und die längst nicht mehr gelesenen Bändchen durchblättern, — sehen wir das Bild unseres Johann Rudolf Wyß als Dichter sich vor unsern Augen deutlich entfalten.

Vor allem war er ein schweizerischer Dichter. Er suchte seine Stoffe nicht in der Ferne, — das Vaterland, das heimatliche Schweizerland bot sie ihm. Aus Anlaß einer vom bernischen „Bürgerleist" veranstalteten vaterländischen Feier dichtete er das zur Nationalhymne gewordene Lied: „Rufst du, mein Vaterland". — Noch inniger — scheint uns —, noch aus tiefern Schachten der Heimatliebe entspringend, ist das berndeutsche Lied „Schwizer Heimweh":

„Herz, mis Herz, warum so trurig
„Und was soll das Ach und Weh?
„S'isch so schön i frömde Lande:
„Herz, mis Herz, was fehlt-dr meh?

„Was mer fehl'? Es fehlt-mr Alles!
„Bi so gar verlore hie:
„Sig-es schön i frömde Lande;
„Doch es Heimeth wird es nie...."

Wer möchte läugnen, daß in diesen Worten das tiefinnerste Gefühl eines ächten Schweizergemüthes seinen Ausdruck gefunden, — eines Herzens von unverfälschtem Schweizerschlage, welches wie Tausende in fremden Landen dem Glücke nachjagt, aber niemals die geheime Sehnsucht nach „Berg und Fels und Wald" ersticken und verläugnen kann? — Hat er da dem Heimweh das rechte Wort geliehen, so fand er es nicht minder für das urgemüthliche Gefühl, welches wir, im Gegensatz zu jenem, „Heimbehagen" nennen möchten, in dem gleichfalls berndeutschen Gedichte: „Was heimelig syg".

„Was isch doch o das heimelig?
„S'isch so-nes artigs Wort.
„S' muß öppis guets z'bedüte ha...."

Zu diesem Gedichte paßt so recht das runde, wohlwollend und behaglich lächelnde Gesicht des Poeten. — Merkt man auch den im Dialekt geschriebenen Liedern des Professors und Aesthetikers mehr den städtischen Schnitt an, als jenen seines Freundes, des Pfarrers Kuhn, des Dichters jenes urvolksthümlichen Kilterliedes „Hoscho, Eisi, lah mi ine", so läßt es sich dadurch erklären, daß Wyß von frühester Jugend an ein Stadtkind war; — freilich kein großstädtisches, sondern ein berner Stadtkind, welches keineswegs weit zu gehen hatte, um vor das Thor in's Feld und den grünen Wald zu gelangen.

Wenn es unsrem Dichter als Lyriker ganz besonders gelang das Vaterland, das Heimweh und das heimische Behagen zu besingen, so sehen wir ihn als erzählenden Poeten seine Stoffe mit besonderer Vorliebe aus der reichen Fundgrube unsrer Volkssagen, Legenden und Chroniken schöpfen. Wir nennen als Belege „Tell's Tod" und „Rudolf von Erlachs Tod"; ferner „das Gesicht im Grütli", wo die Sage von einem Hirtenknaben erzählt wird, der in einer versteckten Höhle die drei Gründer der Eidgenossenschaft schlafend findet, gleich dem Kaiser Rothbart im Kiffhäuser. „Sanct Beat" und die „Meinrads Raben" und „Sanct Trudbert mit dem Krüglein" sind der schweizerischen Legendengeschichte entnommen und verrathen keineswegs den befangenen Gesichtspunkt des protestantischen Theologen. Im „Wunderzwerg" und im „Kristallgräber" mußte der Volksglaube der Hirten und Aelpler an Erdmännchen und reiche Kristallhöhlen dem Dichter zum Vorwurf sich leihen. —

Schon die zwanzig Jahrgänge der „Alpenrosen" würden für den schriftstellerischen Fleiß des Mannes, der seine Amts- und Berufspflichten hatte, Zeugniß ablegen. Nicht ohne Erstaunen nehmen wir wahr, daß das von ihm redigirte „Schweizer-Taschenbuch" nur den kleinern Theil seiner literarischen Thätigkeit und Produktionsfähigkeit in Anspruch nahm.

Im Jahr 1812 gab unser Johann Rudolf Wyß mit Kuhn eine „Sammlung schweizerischer Kuhreihen und Volkslieder" heraus, welche mehrere — jedesmal vermehrte — Auflagen erlebte.

Im Jahr 1815 erschien in erster Auflage der erste Band seiner „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz", welchem 1825 der zweite Band folgte. Heute können wir der Manier, wie hier Volkssagen und Dorfgeschichten erzählt werden, nicht mehr den Genuß abgewinnen, welchen sie damals gewährten. Seither lehrten uns die Brüder Grimm, daß Sagen und Mährchen ungestutzt und ungefeilt, wie sie aus dem Munde des Volkes kommen, wiedergegeben werden sollen; und Jeremias Gotthelf schrieb indessen mit homerischem Griffel seine emmenthalischen Bauernromane. Indessen hieße es eine Ungerechtigkeit begehen, würden wir von unserm Wyß verlangen, er hätte anders schreiben sollen, als es während den Jahrzehnten seiner Schriftstellerthätigkeit möglich war. Sein Verdienst auch auf diesem Gebiete sei unverkümmert.

Sein Suchen nach Sagen und Legenden in den Schachten der Vergangenheit ließ ihn manches historische Gedicht an seinem Wege finden, — Kriegs-, Sieges- und Spottlieder, wie sie unsre Vorfahren dichteten, welche mit den Hellebarden und den großen zweihändigen Schwertern in die Schlacht zogen. Seine Sammlung solcher geschichtlichen Volkslieder umfaßt mehrere Quartbände. Sie wurde von ihm niemals durch den Druck veröffentlicht. Dagegen ward dieselbe von Rochholz, als eine seiner vorzüglichsten Quellen zu seiner „eidgenössischen Liederchronik" benutzt.

Im Jahr 1816 erschienen zwei Bände seiner „Reise in's Berneroberland", ein Werk, welches, auf breitester Basis angelegt, mit Sachkenntniß und auf eigene Beobachtung und Anschauung gestützt, Geschichte, Natur, Topographie, Statistik, Sitten und Zustände dieses interessanten Alpenlandes umfaßt und mit Atlas und Marschroute ausgestattet ist. Diese Arbeit war in jener Zeit um so anerkennenswerther, als die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten der Gebirgswelt kaum erschlossen waren und noch kein Bädecker den seltenen Touristen als Cicerone zu Gebote stand. Drei Anhänge naturgeschichtlichen, geschichtlichen und sprachlichen Inhalts hätten das gründliche Werk noch vervollständigen sollen, kamen jedoch nicht zum Druck.

In Gemeinschaft mit Pfarrer Stierlin sehen wir unsern Johann Rudolf Wyß die keineswegs unbeschwerliche Arbeit der Herausgabe der bernischen Chronisten besorgen. Von 1819 bis 1825 erschienen Justinger, Tschachtlan und Anshelm mit historischen Einleitungen und den nöthigen Worterklärungen versehen. Wir übergehen die Aufzählung der einzelnen Arbeiten, welche er verschiedenen Zeitschriften, Jahr- und Taschenbüchern zukommen ließ und seine Uebersetzungen aus fremden Sprachen.

Es ist nur noch des Wyß'schen Familienwerkes, des obenerwähnten „schweizerischen Robinson" zu gedenken, in welchem unser Johann Rudolf unter dem Namen „Ernst"

selbst eine keineswegs unwichtige Rolle spielt und den er in den Jahren 1821 bis 1827 überarbeitet, zu Ende führt und zum Druck befördert.

Wir möchten sagen, der „schweizerische Robinson" sei nicht sowohl ein gemachtes als ein gewachsenes Buch; es unterscheide sich von andern ähnlichen Schriften wie ein Naturprodukt von einem Kunstprodukt. Es ist eine in's Romantische übergetragene Familienchronik. Bis zu den letzten Kapiteln kommt keine einzige Person darin vor, welche nicht zum engen Familienkreis des Pfarrers Wyß gehörte; alles ist Portrait, — wir möchten behaupten selbst die zum robinsonschen Hausstand gehörigen Vierfüßler. Die geschilderten Abenteuer, Jagd- und Streifzüge hat der Vater Pfarrer mit seinen vier muntern Söhnen wirklich erlebt und sind dieselben nur in eine andere Himmelszone übertragen worden. Nichts ist willkührlich in dem Buche; alles hat seine Wurzel im wirklichen Leben der Personen, welche zugleich die Helden und die Mitarbeiter des Romans sind; alles hat seine Tendenz und bestimmte Absicht, bald zur Schilderung, bald zur Belehrung der Wyß'schen Familie, bald um dem oder jenem der jungen Glieder derselben einen Fehler oder eine Unart auf sokratische Manier zu verweisen und abzugewöhnen. Dieß ist's, was dem „schweizerischen Robinson" seinen unnachahmlichen Reiz, seine Anziehungskraft trotz all seiner Mängel als Kunstwerk verleiht. Es ist allerdings richtig, daß die unbewohnte Insel, auf welche die schweizerische Robinsonfamilie verschlagen wird, ein wahres Schlaraffenland ist, in welchem die Produkte aller Zonen vorkommen; und zugleich das reichhaltigste Naturalienkabinet oder vielmehr der großartigste zoologische Garten, in dem wir alle Geschöpfe des Thierbuches treffen. Was thuts? dem väterlichen Autor war es darum zu thun seinen Buben auf diesem angenehmen Weg die Naturgeschichte beizubringen. — „Viel zu viel Sonnenschein, viel zu wenig Schatten," — sagen die Kritiker. „Jede Gefahr wird siegreich bestanden, jedes Unglück vorsorglich abgewendet." Wer mag's dem komponirenden Vater verdenken, daß er sein Hausvölklein mit imaginären Unglücksfällen und Schicksalsschlägen verschonte? — Ein weiterer Vorwurf ist der, daß das Buch für eine Jugendschrift viel zu romanhaft ende. Die mit einer Heirath oder Verlobung abschließenden letzten Kapitel gehen eben auch aus der Entstehungsgeschichte des Werks als natürliche Folge hervor. Im Leben und im Buch waren die Pfarrerssöhne herangewachsen und zu den Jahren gekommen, wo es erlaubt ist sich nach einer Lebensgefährtin umzuschauen. Zugleich verlangte das Interesse des Lesers am kleinen von der Predigerfamilie an entlegener Küste gegründeten irdischen Paradies, daß dessen Fortbestand eine Zukunft gesichert sei, was nicht anders als durch die in Aussicht gestellten Heirathen möglich war.

Entschuldigung genug, dünkt uns, für das Hereinziehen der „englischen Miß auf der rauchenden Klippe." — Es ist nicht zu läugnen, daß die letzten Kapitel einen vom Rest des Buches etwas verschiedenen Ton anschlagen. Die Erklärung dieses Umstandes liegt auf der Hand. Der größte Theil des Werks hatte den Vater Pfarrer zum Verfasser und ist gleichsam Hauschronik, während der Schluß poetische Erfindung ist und von unserm Johann Rudolf geschrieben wurde.

Das beste Zeugniß für den Werth des „schweizerischen Robinson" ist seine Beliebtheit bei der Jugend und seine weite Verbreitung. Nicht nur erlebte das Original mehrere Auflagen, sondern es wurde dasselbe in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, so namentlich in's Französische, Englische, Italienische und Spanische schon während die letzten Bände des deutschen Originals noch unter der Presse sich befanden. In jüngsten Tagen noch hat eines der großen Pariser Journale eine Uebersetzung des anziehenden Jugendromans in sein Feuilleton aufgenommen.

Das bürgerliche Leben unseres Dichters und Schriftstellers floß ruhig und gleichmäßig dahin, wie das Wasser eines Stromes, welcher durch ein unmerklich sich senkendes blühendes Thal sich windet. Johann Rudolf Wyß fand eine seines Geistes und Gemüthes würdige Lebensgefährtin; ein einziger Sohn ging aus dieser Ehe hervor. — Im Staats- und Gemeindeleben erging es ihm, wie es in kleineren Gemeinwesen höher begabten Naturen zu gehen pflegt; er wurde nebst seiner Professur mit einer Menge kleiner Aemtchen und Geschäftchen belastet, während seinem Talente ein großer öffentlicher Wirkungskreis nicht geboten werden konnte. Wir müssen uns doppelt verwundern, daß er dabei noch so viele Zeit für seine literarischen Arbeiten erübrigen konnte. —

Suchen wir vom richtigen Standpunkt aus den ganzen Mann als Gesammtbild in's Auge zu fassen: er war ein dem Idealen im Leben, für das Schöne und Edle begeistertes Gemüth; aber zugleich nichts weniger als ein wildes Genie, sondern durch und durch praktischer, solider, sicherauftretender, sogar etwas phlegmatischer Berner; behaglich, leiblichen Genüssen, mit Maaß genossen, nicht abhold, jedem rauhen lärmenden Widerstreit der Leidenschaften feind und geschaffen für eine Zeit des Friedens und politischer Windstille. Er trug den Stempel seiner Heimath, des behäbigen Berns, und seiner Zeit, der Restauration, d. h. der Periode naturgemäßer Ruhe und Sammlung nach heftigen politischen Stürmen.

Johann Rudolf Wyß starb den 21. Merz 1830, noch nicht ganz fünfzig Jahre alt. Er starb nicht zu früh. Denn seine Fasern wären nicht hart genug gewesen, seine Nerven zu empfindlich für die Zeit der politischen Kämpfe, die nun für sein so innig geliebtes Vaterland anbrach, — seine Ohren zu feinhörend für das mißtönende Geschrei der Partheien, das während Jahrzehnten die Liederweisen und den Klang der Leier übertönen sollte.





Johann Heinrich Wieland.

Johann Heinrich Wieland.

Liebte es von jeher das gelehrte Zürich verwickelte politische Knoten mit der scharfen Scheere juristischer Logik und Dialektik zu durchschneiden; und bediente sich das kräftige Bern dabei mit Vorliebe der Wucht des Schwertes; so lag es stets in der Art Basels den Knoten mit kaufmännischer Klugheit und Geduld zu lösen, die Umstände zu berücksichtigen, der Uebermacht gegenüber weise Nachgiebigkeit zu üben, und, wenn der Sturm wüthete, eher zu biegen, als zu brechen. Als Repräsentant dieser klugen Politik der Mäßigung, welche unter gegebenen Verhältnissen das kleinere Uebel als eine Wohlthat ergreift, mag uns vor vielen andern der Bürgermeister Joh. Heinr. Wieland gelten, welcher als gewandter und treuer Matrose und Steuermann das baselsche, zum Theil auch das schweizerische Staatsschiff durch die Stürme und Klippen der Helvetik, der Mediation und Restauration leitete. Indem wir sein Leben und Wirken überblicken, fällt unser Auge auf keine glänzenden Tage und Thaten, aber auf eine lange Laufbahn unentwegter Pflichterfüllung, während einer Aufeinanderfolge schwieriger gefahrvoller Zeiten.

Johann Heinrich Wielands Vater gehörte dem geistlichen Stande an und war Pfarrer zu St. Peter in Basel. Als er starb, hinterließ er seiner Wittwe und Familie nur ein sehr bescheidenes Vermögen. Der Sohn Johann Heinrich war, als er den Vater verlor, erst zehn Jahre alt. Er erhielt trotz den beschränkten Mitteln, die seiner Mutter zu Gebote standen, dennoch eine sorgfältige Erziehung. Der dürftige Zustand der damaligen Schulen seiner Vaterstadt veranlaßten ihn schon früh in der Fremde die Mittel zur Bildung zu suchen, welche ihm die Heimat nicht bieten konnte. Er begab sich nach Genf, welches damals ein Mittelpunkt und Stelldichein gelehrter Männer, schöner Geister und gebildeter Leute aller Länder war. Nebst andern Kenntnissen konnte er sich dort eine Fertigkeit und Gewandtheit im Gebrauch der französischen Sprache aneignen, welche ihm während seiner spätern Laufbahn als Staatsmann und bei seinen diplomatischen Sendungen sehr förderlich sein mußten.

Von Genf aus kam Wieland in das berühmte Erziehungsinstitut Pfeffel's in Colmar, nicht als Zögling, sondern als Privatsekretär des Vorstehers. Im Umgang mit dem blinden Dichter und Pädagogen, als dessen Vorleser und schreibende Hand, wurde er mit der damaligen Literatur vertraut und lernte etwas von Erziehungskunst und Unterrichtswesen.

Seine unterbrochenen Studien zu vollenden, besuchte er die Universität Göttingen. Die Last der heimgebrachten Collegienhefte ist ein sichtbares Zeichen seines damaligen Fleißes.

Vierundzwanzig Jahre alt kehrte er im Jahr 1782 nach seiner Vaterstadt Basel zurück, um dort ohne langes Zögern die untersten Sprossen der Leiter zu betreten, die ihn bis zum Bürgermeisterstuhle bringen sollte.

Wieland besaß damals nicht nur Vorzüge des Geistes und der Bildung; sondern auch seine äußere Erscheinung war bestechend. Er war von hochgewachsener, imposanter Gestalt, welche selbst vom späten Alter nur wenig gebeugt wurde. Mit wohlgeformter Stirne, einer keck geschnittenen Schillernase, großen tiefliegenden Augen, kleinem geschlossenem Mund und rundem festem Kinn stellt ihn eine Crayonzeichnung dar, die er von Göttingen gebracht. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn ein junger Mann, mit diesen körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet, die Augen solcher Mädchen auf sich zog, die einen von der Natur weniger Begünstigten von so beschränkten Verhältnissen unbeachtet übersehen hätten. Im Jahr 1786 verheirathete er sich mit einem Mädchen, welches ihm ein nicht unansehnliches Vermögen als Morgengabe brachte, Fräulein Valeria Weiß.

Diese Ehe wurde schon nach einem Jahre durch den Tod der jungen Frau wieder getrennt. Da es nicht gut, daß der Mensch allein sei, besonders der in Aemtern stehende Bürger des damaligen Basel, so wählte sich Wieland einige Jahre später (1790) eine zweite Gattin, in der Person des Fräuleins Maria Schweighauser. Dieselbe brachte ihm zwar kein Vermögen zu, dagegen eine unverwüstliche Jovialität und Heiterkeit, die beneidenswerthe Gabe in jeder noch so schweren Lebenslage getrost und frohgemuth zu bleiben. Nicht nur vererbte das fröhliche Großmütterchen die Schweighauser'sche Offizin dem Wieland'schen Nachwuchs, sondern auch — was von unendlich größerem Werthe — den Gottessegen jovialer Gemüthsstimmung. —

Basel, welches zu damaliger Zeit noch über seine Landgemeinden patriarchalisch regierte, schickte im Jahr 1796 seinen jungen Bürger als „Stadtschreiber" nach Liestal. Diese neue Stellung, so ehrenvoll sie sein mochte, war keineswegs ohne Dornen. In keinem Theile der Schweiz wurde der Rückschlag der französischen Revolution so bald fühlbar, wie in dem an Frankreich grenzenden Kanton Basel. Während die Schlösser Farnsburg, Homburg, Waldenburg in Flammen aufgingen, von den Bauern in Brand gesteckt, weil sie fürchteten es möchten von Solothurn und Bern aus Kriegsvölker als Besatzung in dieselben verlegt werden, wurden in Liestal selbst revolutionäre Volksversammlungen abgehalten.

Zur Befriedigung Wielands setzte die Stadt Basel den Freiheitsbestrebungen der Landschaft keinen ernsten Widerstand entgegen, sondern beschloß schon am 20. Januar 1798 die Gleichberechtigung aller Bürger zu Stadt und Land, ließ einen Freiheitsbaum aufpflanzen und vertauschte die alte schwarzweiße Fahne mit einer dreifarbigen, weiß, roth und schwarzen....

Wieland gehörte zu den Männern, welche den Grundsätzen der französischen Staatsumwälzung keineswegs abhold waren. Seine Vaterstadt hatte schon, bevor die fränkischen Halbbrigaden die Schweizergrenze überschritten, sich zur Devise der Freiheit und Gleichheit bekehrt. Es kostete deßhalb dem gewesenen Stadtschreiber von Liestal weder eine Verläugnung seiner Ueberzeugung noch eine Desertion in's Feindeslager, seinen begonnenen Staatsdienst unter der vom Direktorium in Paris octroirten helvetischen Verfassung fortzusetzen. Er wurde im Jahr 1798 Präsident der Verwaltungskammer, dann 1801 Regierungsstatthalter seines zu einem helvetischen Departement gewordenen Heimatkantons. Im Jahr 1802 wurde er zur Würde eines helvetischen Senators erhoben und mußte als

solcher nach Bern übersiedeln. Die Helvetik lag damals schon in den letzten Todeskrämpfen. Während die helvetischen Abgeordneten und Senatoren sich in ihren Versammlungen auf das heftigste befehdeten und ein Staatsstreich an den andern sich reihte, sehnte sich die große Mehrzahl des Volkes nach den alten Zuständen einer Föderation von Kantonen zurück und der Machthaber an der Seine schien nur einen geeigneten Anlaß abzuwarten, der faulen Wirthschaft durch einen Machtspruch ein Ende zu machen.

Von allem Traurigen und Trostlosen in Helvetien, waren das Traurigste und Trostloseste die Finanzen: eine in kurzer Zeit zum Ungeheuerlichen herangewachsene Schuldenlast, Begehrlichkeiten ohne Ende, eine leere Kasse, ein durch fremde Okkupation erschöpftes Land und nirgends Kredit.

Niemanden waren diese Zustände besser bekannt, als dem nüchternen verständigen Wieland. Dennoch nahm er das Portefeuille der Finanzen an, welches ihm durch Senatsbeschluß vom Oktober 1802 übertragen wurde. „Das Ministerium ist eine fürchterliche Galeere," — schreibt er in jenen Tagen. Aber der Grundsatz galt bei ihm als der oberste, daß der Bürger sich selbst unter den schwierigsten Umständen dem Dienste des Vaterlandes nicht entziehen dürfe. — „Meine Lage wird täglich unausstehlicher," — schreibt er; dennoch hält er wacker auf seinem Posten aus und wehrt sich tapfer im Interesse der Schweiz gegenüber der französischen Salzregie. Sein Stolz dabei ist es, — „daß bei diesen Salzentreprisen sich Niemand unterstanden hat, auch nur eine Offerte an mich ergehen zu lassen, da doch die Gegenstände über 2 Millionen betrugen und jedermann wußte, daß ich allein zurückhielt"....

Endlich — am 10. Merz 1803 — konnte der helvetische Minister sein Portefeuille und seine Schlußrechnung dem ersten Landammann der von Bonapartes Gnaden mediatisirten schweizerischen Föderation übergeben. Leichteren Herzens kehrt er nach Basel, wo ihm schon wieder Staatsgeschäfte warten, zurück, — in Fraubrunnen Mittagrast haltend, — in Balsthal übernachtend und am zweiten Reisetag Abends 6 Uhr endlich glücklich in seiner Vaterstadt eintreffend! —

Die politische Laufbahn während der Mediation, nun wieder eine kantonale geworden, begann Wieland mit der wichtigen Stelle eines Staatsschreibers. Seine Kräfte blieben von da während einer längern Reihe von Jahren wieder ausschließlich seinem engern Vaterlande, dem Kanton und der Stadt Basel, gewidmet.

Das allgemeine Stimmrecht gehörte damals noch nicht zu den Glaubensartikeln liberaler Staatsmänner. Wieland hatte gern „Güterbesitz, Handel, Industrie, so wie Gelehrsamkeit zur Grundlage der Repräsentation gemacht", — um der Stadt das Uebergewicht im Großen Rathe zu sichern. Dennoch gehörte es zu seinen Lieblingsideen, die er bei den sich darbietenden Gelegenheiten nach Kräften zu verwirklichen suchte, das Gebiet des Kantons Basel zu vergrößern, sowohl um diesen wichtigen Grenzhüter der Schweiz zu kräftigen, als auch um der Stadt gewissermaßen ein Landgut zu erwerben, welches sie in Bezug auf ihre Alimentation von ihren Nachbaren unabhängig gemacht hätte.

Zweimal während der Mediationszeit wurde Basel Vorort der Eidgenossenschaft und dessen regierender Bürgermeister „Landammann der Schweiz". Während die Würde dem Standeshaupt zu Theil wurde, lag der größte Theil der Bürde auf den Schultern des Staatsschreibers. Während des Bürgermeisters Excellenz in seiner Eröffnungsrede der Tagsatzung den neugebornen „König von Rom" als „gebenedeites Kind" begrüßte, lagen dem Staatsschreiber die beschwerlichen Arbeiten ob, welche durch die von Napoleon befohlene Continentalsperre veranlaßt wurden.

Im Dezember 1812 wurde Wieland selber zur höchsten Staatsstelle seines Kantons erhoben. Bald sollte er auch in eidgenössischen Dingen wiederum eine bedeutende und einflußreiche Rolle spielen.

Nach der verhängnißvollen Völkerschlacht bei Leipzig näherten sich die verbundenen Heere dem Rhein um den verwundeten Löwen in seiner eigenen Höhle anzugreifen. Eine Tagsatzung wurde (im November 1813) nach Zürich zusammenberufen, um bei dem Herannahen des gefahrdrohenden Sturmes das Vaterland vor Schaden zu wahren. Basel schickte als ersten Gesandten seinen neugewählten Bürgermeister Wieland.

Die Lage der Schweiz war eine heikle. Noch bestand die von Napoleon diktirte Offensiv- und Defensivallianz zwischen Frankreich und der Schweiz und es befanden sich etliche Tausend Schweizer als Hülfstruppen unter französischer Fahne, — während von Osten her die Völkerlawine, welche den Besieger Europas erdrücken sollte, sich langsam heranwälzte. Wenn auch der Schweiz nicht zugemuthet wurde, sich in napoleonischem Interesse den alliirten Heeren entgegen zu werfen, so stand sie dafür in um so größerer Gefahr zum Schlachtfeld der aufeinanderplatzenden Armeen zu werden.

Der erste Beschluß der Tagsatzung war die Erklärung unbedingter Neutralität und die Aufstellung eines Truppenkorps zur Deckung der Grenzen, wobei man sich freilich nicht höher verstieg als auf 15,000 Mann. Gesandtschaften in die beiden feindlichen Hauptquartiere sollten diese Beschlüsse den kriegführenden Mächten anzeigen. Zu den Alliirten nach Frankfurt wurden Alois Reding und Escher von Zürich, — zu Kaiser Napoleon nach Paris Rüttimann von Luzern und unser Wieland abgeordnet.

Den 6. Dezember langten die Gesandten in der Hauptstadt Frankreichs an. Der Empfang, dessen sie sich von Seite der kaiserlichen Würdenträger und anderer hohen Personen zu erfreuen hatten, bewies ihnen, welches Gewicht auf die Haltung der Schweiz gelegt wurde. Berthier, Cambaceres, Caulincourt, Ney, Bertrand, Talleyrand wetteiferten ihnen Artigkeiten zu erweisen, luden sie zu Tische und drückten ihnen einmal über das andere die Hand.... Das Nachbarvolk, welches Jahre lang den rücksichtslosesten Druck hatte leiden müssen, wurde nun — da man dessen geneigte Stimmung von Nöthen hatte — in seinen Abgeordneten geschmeichelt und gehätschelt. Napoleon zeigte sich durch den einstimmigen Neutralitätsbeschluß der Tagsatzung befriedigt; schien ja durch denselben ein Theil der Grenzen seines Reiches gedeckt. An fremden Diplomaten und hohen Personagen begann es am Hofe des Mannes, dessen Stern zu erbleichen anfing, zu mangeln: um so lieber wurde den Schweizern die Ehre erwiesen zu den levers des Kaisers beigezogen zu werden.

„Avez-vous déja été *Landermann?*" — wurde bei solchem Anlaß Wieland von Napoleon befragt. „Vous êtes chef du canton de Basle; il m'a fait plaisir de vous voir".....

Am 23. Dezember Abends hatten die Gesandten ihre Abschieds-Audienz beim Herzog von Vicenza und erhielten als Andenken kostbare, mit Brillanten besetzte Dosen. Da kam an demselben Abend die Nachricht, daß die alliirten Truppen, ohne Widerstand zu finden, den schweizerischen Boden betreten hätten und durch die Schweiz gegen Frankreich marschiren würden....

Das war die Neutralität, auf welche sich die Gesandtschaft so sehr gesteift und wegen welcher sie so schöne Worte erhalten hatte. „Nous avons honte de paraître en public,“ — schrieb Wieland in sein Tagebuch. „On pouvait s'y attendre,“ — sprach Caulincourt, Herzog von Vicenza, mit bitterem Hohn. So bald als möglich wurde der Heimweg angetreten.....

Schon am 29. Dezember 1813 wurde von den Abgeordneten der Kantone die napoleonische Mediationsverfassung als aufgehoben und erloschen erklärt, ohne daß jedoch etwas Anderes an deren Stelle gesetzt worden wäre.

Während Napoleon, bereits matt, seine letzten Schachzüge spielte und Frankreich durch eigene Erschöpfung und die Waffen der Alliirten der Restauration entgegen geführt wurde, griff in der Schweiz das unerquicklichste politische Chaos Platz. Eine Reaktion gegen Alles was seit 1798 geschah, erhob mächtig ihr Haupt. Die aristokratischen Städte und die pseudodemokratischen Länder verlangten unbedingte Herstellung der Zustände, wie sie vor der Helvetik gewesen und Rückerstattung des ihnen entrissenen Unterthanengebietes. Bern hielt zäh an seinen Ansprüchen auf Waadt und Aargau, Uri wollte sein Livinerthal, andere anderes zurück. Andererseits wehrten sich die neuen Kantone mit begreiflicher Lebhaftigkeit für ihre Existenz und Unabhängigkeit. Eine Anzahl neutraler Kantone versuchten umsonst zu vermitteln und der Billigkeit Gehör zu verschaffen. Zu diesen Vermittlern gehörten Basel und sein Bürgermeister Wieland. Mit Recht fürchtete der kluge Staatsmann, es möchte sonst, zum Schaden schweizerischer Unabhängigkeit, die Vermittlung von außenher befohlen werden.

Endlich ermannte sich die Pseudotagsatzung, welche Bürgermeister Reinhard nach Zürich berufen hatte, so weit, daß sie eine Kommission niedersetzte, welche zu berathen hatte, was an die Stelle der abgeschafften Mediationsverfassung kommen solle. So sehr war ein Theil der schweizerischen Staatsmänner von damals in das reaktionäre Fahrwasser gerathen, daß sie sogar den Ausdruck „Bundesvertrag“ verpönten und dafür das Wort „Föderativakte“ setzten. Man fand es gefährlich, wenn in den Berathungen von Verfassung, Volksglück ꝛc. gesprochen wurde und insbesondere tadelte es der Gesandte von Freiburg, daß in einer Proklamation von „väterlicher“ Regierung die Rede sei; man könne sich nicht kurz genug fassen, wenn man zum Volke spreche. Wieland, der die Proklamation redigirt, hatte sich dieser Sünde schuldig gemacht. Dürfen wir uns wundern, wenn in jener Zeit dem besonnenen gemäßigten Mann der Vorwurf gemacht wurde, er trage die Jakobinermütze? —

Die Kluft zwischen den aristokratischen mit den Waldstädten verbundenen Ständen und den neuen Kantonen, welche sich um ihre angefochtene Selbständigkeit wehrten, wurde täglich größer und konnte von den vermittelnden Ständen nicht ausgefüllt werden. Die Schweiz stand in Gefahr in Stücke zu gehen, sich in zwei feindliche Sonderbünde aufzulösen. Blos der bestimmt ausgesprochene Wille der alliirten Mächte, nur eine Schweiz als unabhängigen Staat anerkennen zu wollen, hinderte die Trennung. Es ist beschämend, daß die liberalern Anschauungen von außen aufgedrungen werden mußten. Ganz besonders geschah dieß durch den edeln Grafen Kapodistrias, den Botschafter des Kaisers Alexander von Rußland. In einem Memoire führt er den Vertretern der Kantone zu Gemüthe, daß nur in einem festen Verbande der Schweiz Heil erblühen könne. Von der schweizerischen Neutralität sagte er: „elle doit être fondée sur une inébranlable et imposante inertie“, — keineswegs aber auf Wehrlosigkeit; denn „un état sans armes, sans unité, entouré de voisins puissants n'est pas un état. L'intérêt, la gloire, la sécurité future de la suisse éxigent quelle annonce par ses institutions fédérales que cinquante mille hommes couvriront au besoin ses frontières, et que toute la nation viendra les soutenir, pour faire respecter les limites de son territoire et sa neutralité ...“

Wieland verwendete sich mit Wärme für die Rechte der neuen Kantone und für eine ständige kräftige Centralgewalt des Bundes. Endlich wurde der Verfassungsentwurf fertig; aber den Großen Räthen der Kantone vorgelegt, wurde er von der Mehrzahl verworfen und die Sisiphusarbeit mußte von neuem begonnen werden. Wieland wurde zum Präsidenten der neuen Bundesverfassungs-Kommission ernannt. Endlich ward etwas zu Stande gebracht, welches zwar weder den aristokratischen noch den liberalen Kantonen besonders zusagte. Auch Wieland war nicht damit einverstanden; dennoch befürwortete er in Basel die Annahme des neuen Entwurfs, weil sonst vollständige Bundesanarchie zu befürchten.

Unterdessen hatte sich in Wien der große Fürsten- und Diplomatenkongreß versammelt, welcher die politische Karte Europas revidiren sollte. Das Schicksal der Schweiz hing zunächst von den Beschlüssen des Kongresses ab. Als Vertreter derselben wurden von der Tagsatzung Reinhard von Zürich, Montenach von Freiburg und unser Wieland bezeichnet.

Die Stellung der drei schweizerischen Abgeordneten war eine eigenthümliche und nicht besonders erfreuliche. Jeder derselben war der Vertreter besonderer sich durchkreuzender Interessen. Während Montenach sich die Aufgabe gestellt hatte die Rückkehr der Zustände, wie sie vor 1798 gewesen, durchzusetzen, verfocht Wieland die Rechte der ehmaligen Unterthanenländer und nunmehrigen neuen Kantone.

Das gesellschaftliche Leben in Wien während des Kongresses hatte den Charakter eines wilden ausgelassenen Carnevals. Wieland war kein Freund der großen glänzenden Feste. Er suchte mit Vorliebe die Gesellschaft seiner in Wien niedergelassenen Landsleute auf. Das Theater verschmähte er nicht und sah unter anderm (laut seiner Tagebuchnotizen) den Götz von Berlichingen „schlecht gegeben“ und den Don Carlos „verhunzt“. Ebenso erwähnt er eines Conzertes, das „der große Componist Pethofen“ (!) dirigirte. Hohe Herrschaften bemühten sich den Schweizergesandten höflich zu sein. Die Mutter der Kaiserin war voll der Bewunderung der Schweiz; sie sei auch in Basel gewesen, erinnerte sich jedoch nur an den Gasthof, wo sie eingekehrt und an die große bürgermeisterliche Staatskutsche. Die Kaiserin selbst erschien unsrem Wieland geistreich und interessant. Von den kleinern Fürsten sprach ihn besonders der Kronprinz von Würtemberg an. Unter den Staatsmännern zeichnet er Stein vor allen aus; weniger Metternich; am wenigsten Castlereagh. Seine Mußezeit auszufüllen verfiel der Bürgermeister von Basel auf eine originelle Idee, — er ließ sich täglich lateinischen Unterricht geben und las Cäsars Commentarien....

Die Schlichtung der schweizerischen Verhältnisse im liberalen Sinne Wielands wurde vorzüglich von Rußland (Kaiser Alexander und Kapodistrias) und dann auch von Preußen (Humboldt) unterstützt, während England ganz auf Seiten der aristokratischen Partei stand und von Frankreich (dem alten Talleyrand)

unterstützt wurde. Eine Kommission wurde zur Vorberathung dieser Angelegenheit bestellt. Trotz dem, daß Kapodistrias zum Referenten derselben bezeichnet war, wäre doch wahrscheinlich die Herstellung der alten Aristokratie durchgedrungen, da auch Oesterreich zu dieser Ansicht sich neigte.

Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, kam die Nachricht der Landung Napoleons an Frankreichs Küste. Der Kongreß, welcher wegen Polen und Sachsen zu zerfallen gedroht hatte, raffte sich zusammen. Am 20. Merz wurde die Schweizerfrage vorgenommen und im Sinne Kapodistrias und Wielands entschieden. Die Mächte glaubten, Napoleon würde sich nach der Schweiz wenden und wollten deshalb die liberalen Elemente in derselben zu gewinnen suchen. Die Abgeordneten der Tagsatzung eilten mit dem Entscheide des Kongresses nach Zürich zurück.

Wiederum stand die Schweiz in Gefahr zum Kriegsschauplatz zu werden. Auch dießmal verband die gemeinsame Gefahr die streitenden Parteien. Die Rüstungen zum Bürgerkrieg kamen nun der Landesvertheidigung, der Deckung der Grenzen, zu gut; Berner- und Waadtländerbataillone, die kaum noch gegeneinander gewaffnet hatten, standen nebeneinander, den schweizerischen Boden vor fremder Invasion zu schützen.

Nun die Frage, ob man unbedingt neutral bleiben, oder mit den coalisirten Mächten gegen Napoleon Partei ergreifen wolle? Die Tagsatzung entschied sich für letzteres. Sie ernannte den entschiedenen Royalisten Bachmann zum General der aufgestellten Truppen und schlug sich auf die Seite der großen Fürsten- und Völkerverbindung die — wie Kaiser Alexander sich ausdrückte — zusammenstand, den von Elba Entwichenen „gleich einem Raubthier“ zu verfolgen. Eine Defensivallianz wurde mit den Mächten abgeschlossen.

Wieland würde unbedingter Neutralität den Vorzug gegeben haben. Da jedoch dieselbe nicht zu behaupten war, so gab er der Defensivallianz vor einer activen Theilnahme am Kriege den Vorzug. Dieses Biegen, einer eisernen Nothwendigkeit gegenüber, ersparte der Schweiz die Wiederholung der Drangsale von 1813 und 14. Der unmotivirte Einmarsch unserer Truppen in Frankreich ist nicht der Tagsatzung, nicht den damaligen Staatsmännern zur Last zu schreiben, sondern dem General Bachmann, dem es daran lag seinen Eifer für die bourbonische Sache thatsächlich an den Tag zu legen....

Im August wohnte Wieland — noch immer als Repräsentant seines Standes in Zürich — der feierlichen Beschwörung des Fünfzehnerbundes bei.

Trotz Wielands vielfachen Bemühungen in Wien und anderwärts, war es ihm nicht gelungen für Basel eine bedeutende Gebietsvergrößerung zu erlangen. Frickthal war dem Aargau zugefallen und der größte Theil des ehemaligen Bisthums Basel dem Kanton Bern als Entschädigung für die verlornen Gebiete am Leman und der untern Aar. Es galt nun dem kleingebliebenen Basel von Innen heraus seine ehrenhafte Stellung zu erhalten. Wir wundern uns nicht, daß der Mann, der als Gesandter am Wienerkongreß lateinische Stunden nahm, dem Unterrichtswesen seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte.

Insbesondere war es die Hebung und Reorganisation der Baslernuniversität, welche für ihn eine Herzensangelegenheit wurde. Dieses wissenschaftliche Institut sollte gegen zwei Feinde zugleich Front machen: gegen den überhandnehmenden Pietismus und gegen die rein materielle auf Gelderwerb zielende Zeitrichtung. Die Demagogenhetze in Deutschland erleichterte es, bedeutende Lehrkräfte für Basel zu gewinnen. Wir nennen unter denselben den Theologen De Wette, der wegen einem offenen Brief an Sands unglückliche Mutter verfolgt wurde; und Wilhelm Snell, den Gründer der sogenannten „jungen Rechtsschule“ in der Schweiz. Die Aufnahme der proskribirten Gelehrten zog der Schweiz bald genug Reklamationen und Noten der fremden Mächte zu. Die Tagsatzung, in ihrer Mehrheit nichts weniger als liberal, war keineswegs ungeneigt zu entsprechen; nicht so Bürgermeister Wieland, welcher der neuauflebenden Universität ihre Dozenten erhalten wollte. Aber auch jetzt war der Widerstand mehr zäh als spröde. Den vorörtlichen Mahnungen hielt er ein juristisches Gutachten entgegen, welches sich gegen eine Ausweisung der gelehrten Flüchtlinge aussprach. Auf die Tagsatzung sandte er mit sehr beschränkten Vollmachten den Staatsschreiber, statt eines der Standeshäupter, der bei jeder Zumuthung neue Instruktionen einholen mußte. Während er so die Sache auf die lange Bank zu schieben wußte, verzog sich das Gewitter und seine Professoren durften bleiben....

Allmählig hatte es sich gegeben, daß Wieland allein Basels Staatssteuerruder führte. Da jedoch ein jüngeres Geschlecht aufwuchs, fanden sich mit der Zeit auch wieder Opponenten. Trotz dem Verdruß über den ungewohnten Widerspruch, äußerte er sich dennoch zuweilen scherzend: „Gerade so hab' ichs dem alten Bürgermeister Debary auch gemacht“....

Die Rückwirkung der Julirevolution auf die Schweiz wurde vom erfahrnen Staatsmann ohne Mühe vorausgesehen. Er rieth zu einer nachgiebigen Politik gegenüber der Landschaft; aber andere weniger versöhnliche Geister gewannen die Oberhand hüben und drüben. Wieland legte sein Bürgermeisteramt, welches er zwanzig Jahre lang bekleidet, 1832 nieder. Der blutige Bürgerzwist zwischen Baselstadt und Baselland brach bald in helle Flammen aus.

Am 3. August 1833 zog die Stadt Basel mit bewaffneter Macht aus, dem treugebliebenen Reigoldswilerthale zu Hülfe zu eilen. Das Dorf Prattelen ging in Flammen auf. Erbittert, keinen Pardon gebend, warfen sich die Landschäftler auf die ausgezogenen Städter. Ein heftiger Kampf, ein Blutbad erfolgte. Die Städter mußten nach ihren Mauern zurück fliehen, Hunderte an Todten und Verwundeten zurücklassend. Unter den Gefallenen befand sich Artilleriemajor August Wieland, des greisen Altbürgermeisters Sohn. Diesem bittern persönlichen Leide zum Trotz rieth der alte Staatsmann zur Nachgiebigkeit, zur Versöhnung. Niemals redete er einer Trennung der Stadt und der Landschaft das Wort.

Kurz vor der Katastrophe des 3. Augusts waren ihm zwei andere seiner Kinder entrissen worden, ein Sohn und eine Tochter. Er legte nun, müde von seinem langen Tagewerk, den Rest seiner Aemter und Stellen nieder. Nur das Ehrenamt eines Kanzlers der Universität behielt er bis zum Ende.

Er starb, das Muster eines schweizerischen Staatsmannes der alten Schule, am 4. Mai 1838, achzig Jahre und drei Monate alt.



Hans Georg Nägeli.

Hans Georg Nägeli.

Zu den schönsten Blüthenzweigen am Baume des schweizerischen Volkslebens gehört der Volksgesang. Nicht nur haben alle unsre Städte und Städtchen ihre Cäcilienvereine und Liedertafeln, sondern selbst in sehr vielen Dörfern bestehen Gesangvereine und üben dort einen zähmenden, mildernden und veredelnden Einfluß auf die rauhen Sitten aus. Gleich Frühlingssonnenschein gießen zahlreiche Gesangfeste ihren heitern Glanz über das Land. Alle zwei Jahre finden sich die Sänger der ganzen Schweiz zu einer großartigen Nationalfeier zusammen, welche sich bald ebenbürtig neben die schweizerischen Schützenfeste wird stellen dürfen. Wer hat den Keim gelegt, aus welchem während einer Aufeinanderfolge von stürmischen und sonnigen Tagen diese schönen Blüthen sich entwickelt haben? Wer ist der Vater des schweizerischen Volksgesangs? — Ein Mann, der selber stimmlos, seit er die Kinderschuhe abgelegt, keine Note mehr gesungen, — der Zürcher Hans Georg Nägeli.

Vater Nägeli von der Natur mit dem feinsten Musikgehör begabt, herangebildet an den klassischen Tonwerken der alten Componisten, er der Sebastian Bach als einen „musikalischen Riesen" verehrte, ist durch seine eben so einfachen als zu Gemüth gehenden Liedercompositionen, durch die von ihm zuerst in's Leben gerufenen und mit unsäglicher Mühe und Liebe gepflegten Kinder-, Männer- und gemischten Chöre und endlich durch seine musikalischpädagogischen Schriften in Wahrheit als der Meister zu betrachten, der den breiten und festen Grund legte, aus welchem der ganze Bau unseres heutigen Volksgesangwesens mit seinen zierlichen Säulen, Thürmchen, Knäufen, Spitz- und Rundbogen emporgewachsen ist.

Nägeli war ein Pfarrerssohn. Sein Vater, Bürger der Stadt Zürich, bekleidete die Würde eines Dechanten und hatte seine Pfründe in Wetzikon. Hans Georg kam 1773 zur Welt, im Mai, wie die Nachtigallen. Auf dem Dorfe in freier Luft und ländlicher Umgebung wuchs er heran, wie eine Blume des Feldes oder wie ein Füllen auf freier Weide. Die Bauernjungen nannten ihn „s'Herre Hans Jör". Mit ihnen, als ihr Genosse, als ihr Führer zog er aus. Das Wasser zog ihn an. Fischen, Krebse fangen, schwimmen war seine Freude. Selbstmächtig warf er sich zum Hauptmann seiner Spielgenossen auf und organisirte sie militärisch zu einem naturwüchsigen Kadettenkorps. Die Feldmusik durfte dabei nicht fehlen; aus Weidenrinde verfertigte er selbst die Instrumente. Einst kam Vater Pfarrer dahinter, daß seine Schuljugend — an versteckter Stelle auf einem Baumstumpf — sich des strengverpönten Kartenspielens schuldig gemacht, und nahm sie scharf in's Verhör. „S'Herre Hans Jör war auch dabei", — verrieth einer der Angeklagten; ein treuerer Freund widersprach: „Nein, er zeigte uns blos den Baumstumpf und mischte die Karten"......

Nägelis außergewöhnlicher Tonsinn zeigte sich schon sehr früh. Schon im siebenten Jahre vermochte der Knabe zu unterscheiden, welche Stimmen im Kirchengesang vorherrschend gewesen oder gefehlt hatten. „Jakob, du häst i der zweite Linie z'hoch, du, Chueret, häst i der ganz erste Linie falsch g'sunge...." kritisirte unerbittlich der junge Kunstrichter. Zehn Jahre alt leitete er öfter die Uebungen der Kirchensänger. Als Solosänger glänzte er öfter mit Bravourarien im Kreise der musikliebenden geistlichen Kollegen seines Vaters, die sich gelegentlich im Pfarrhause von Wetzikon zusammen fanden. Der erhaltene schmeichelhafte Applaus verleitete leider den jugendlichen Debütanten sein Singen während der Periode der Stimmveränderung fortzusetzen. Diese Unvorsichtigkeit wurde die Ursache des gänzlichen Erlöschens seiner ebenso umfangreichen als klangvollen Stimme, so daß Nägeli später nicht einmal mehr im Chor mitsingen konnte. Zu der Kunst, die er selbst nicht mehr auszuüben vermochte, wußte er Andere um so vortrefflicher zu unterrichten und anzuleiten.

In seinem dreizehnten Jahre wurde Hans Georg nach Zürich geschickt, zu seinem Bruder, der dort Theologie studirte. Er sollte ebenfalls den Studien obliegen; aber bald ergriff ihn ein solches Heimweh, daß der Vater sich genöthigt sah, ihn wiederum nach seinem ländlichen Wetzikon zurückkehren zu lassen und den Unterricht des Knaben selbst zu leiten. Die schöne Büchersammlung des Vaters wurde von da an die hauptsächlichste reichlich fließende Nahrungsquelle für seinen Geist; mochte es seinem Bildungsgang während jener Zeit an der strengen Methodik der Schule mangeln, so wahrte sich der heranwachsende Jüngling eben deßhalb seine geistige Originalität. Was eine mittelmäßige Intelligenz hätte zu Grunde richten können, gereichte vielleicht dem genialen Kopfe zur bedeutenden Förderung.

1790 zog Nägeli, nun siebzehn Jahre alt, wiederum nach dem schweizerischen Athen an der Limmat. Dort widmete er sich unter der Leitung des Musiklehrers Brünings ganz dem Studium der Tonkunst. Versagte ihm der Verlust seiner Stimme den Gesang, so übte er sich um so fleißiger auf dem Klavier und spielte — dem König David gleich — mit großer Vorliebe die alttestamentarische Harfe.

Aber zum Leben gehören noch andere materiellere Dinge als Harfenspiel; selbst die Nachtigall bedarf der unästhetischen Mehlwürmer. Insbesondere im hausbackenen Zürich von damals wurde von jedem Bürger erwartet und verlangt, daß er einen brodgebenden ordentlichen Beruf treibe. Der Musiker Nägeli, nun achtzehn Jahre alt, fand es angemessen mit einem vom Vater erbetenen Betriebskapital von 140 Zürchergulden eine Musikalienhandlung nebst Musikalienleihanstalt und Musikalienverlag zu gründen. Wie einfach und primitiv dieses Handelsgeschäft begonnen wurde, zeigt uns ein Brief Hans Georgs an seinen Vater: .... „Hr. Brünings und Hr. Nüscheler (ein Protector des jungen Musikers) sagten, daß es nothwendig und vortheilhaft wäre, wenn ich etwa 10 Louisdor zum Anfange hätte, womit ich Musikalien kaufen könnte, die ich sogleich zahlte... Auch finden beide gut, daß man sich zuerst nur auf Klavier und Vokalmusik einschränke. Wenn sich dann genugsam Liebhaber für andere Instrumente fänden, so würden sie sich en attendant schon zeigen.... Das Abonnement (auf Musikalien) wird nicht höher gesetzt als auf 5 Gld., sonst kämen die Leute auf den Einfall, die Musik unter sich gemein zu haben...."

Es war dieß die erste Anstalt dieser Art in der Schweiz und fand wohlwollende Aufnahme und Beifall. Nebst der Besorgung dieses Handelsgeschäftes, versuchte sich Nägeli fleißig im Komponiren und gab in kurzen Zwischenräumen drei Hefte einstimmiger Lieder heraus, studirte kantische Philosophie und spielte im Schützenhaus allabendlich seine Partie Billard, in welcher Leibesübung er es bald zur Meisterschaft brachte.

Während die auch über die Schweiz dahinbrausende Flut der Revolution die bescheidene Musikalienbude Nägeli's über den Haufen zu werfen drohte, nahm der lebhafte eindrucksfähige Jüngling den wärmsten Antheil an der Gährung, aus der die Welt in umgestalteter verjüngter Form hervorgehen zu sollen schien und welche alle strebsamen Gemüther unwiderstehlich in ihren Wirbel hineinriß. Der Dichter, Philosoph und Physiognomiker Lavater hatte mit gewohnter Lebhaftigkeit und großem Freimuth in öffentlicher Schrift die Zustände angegriffen, welche die Helvetik über die Schweiz gebracht hatte. Nicht weniger lebhaft ergriff der sanguinische Tonkünstler Nägeli in einem offenen „Sendschreiben an Lavater" für die helvetische Verfassung Partei. Er nennt darin diese Verfassung „das schönste Produkt der Aufklärung, entsprossen aus dem Geiste der weisesten Menschen, gereift am Sonnenlichte der Wahrheit." Er bedauert und beklagt, „daß der Edelste, Geistreichste, Thätigste aller Helvetier von seiner Kraft und seinem Einfluß keinen zweckmäßigern Gebrauch mache," als diese Verfassung anzugreifen. Der „gute Musikant" zeigte sich hier als schlechter Politiker; er übersah es, daß die Verfassung, für welche er sich so begeistert zeigte, den Schweizern als etwas Fremdes von außen aufgedrungen worden, — daß sie den übermüthigen Druck fremder Soldaten, Finanzruin und Sittenverwilderung im Gefolge hatte, — daß sie, weit entfernt uns die Freiheit zu bringen, die Schweiz ihrer nationalen Unabhängigkeit beraubt und zur unterthänigen Dienerin der übermächtigen Nachbarnation und ihrer damaligen schlechten Regierung gemacht hatte. Wie wenig sich Nägeli damals auf dem Boden der Wirklichkeit bewegte, beweist der Rath den er dem helvetischen Minister der Künste und Wissenschaften Stapfer ertheilte, „die Dichtkunst zu pflegen", d. h. dem neuen Staatsgebäude den letzten architektonischen Schmuck zukommen zu lassen, bevor die Hauptmauern errichtet waren.....

Sobald das helvetische Chaos durch die napoleonische Mediation zur Schichtung und einer verhältnißmäßigen Festigkeit gelangt war, kehrte unser Hans Georg zu seinem Lebensberuf, zur Musik zurück. Nicht nur wurde seine Musikalienhandlung wieder eröffnet, sondern er griff seinen Notenverlag mit neuem Muthe an, indem er eine Reihe von Compositionen der älteren klassischen Meister erwarb und herausgab, so von Seb. Bach, Händel und andern. Zugleich veröffentlichte er in einem periodischen Werke eine Reihe von vorzüglichen Klaviercompositionen verschiedener Tonsetzer. Er selber componirte in jener Zeit das von Martin Usteri gedichtete Lied:

„Freut euch des Lebens,
„Weil noch das Lämpchen glüht; —
„Pflücket die Rose,
„Eh' sie verblüht" —

eine Composition, die allein schon genügend gewesen wäre, seinen Namen in allen fünf Welttheilen populär zu machen. Denn wo die Worte nicht verständlich sind, wird doch die fröhliche Weise gesungen, gepfiffen, gespielt und georgelt, vom Lande der Eskimos bis zum Kap der guten Hoffnung hinunter. Wurde ja sogar diese volksthümliche Melodie als Kirchenmusik verwendet; und zwar einst, wie man sich erzählt, vom naiven oder humoristischen Organisten eines Franziskanerconvents dem feierlichen Text einer — Todtenmesse untergelegt!.... Nägelis einfache, zum Herzen gehende, klang- und schwungvolle Liedermelodien werden im Volke fortleben, so lange die Lerche über dem Saatfelde und die Drossel im grünen Buschwalde singen.

In Nägelis Arbeitszimmer hing das bekannte schöne Bild der christlichen Muse der Tonkunst, der heiligen Cäcilie, an welchem sein Auge wohl manchmal gehangen haben mochte, während er seine Lieder und Chöre componirte. Denn unser Hans Georg war keineswegs unempfänglich für die Schönheit der Form und ein großer Freund und Kenner der bildenden Künste. Da geschah es eines Abends, da er sich in einer Musikgesellschaft befand, daß ein junges Frauenzimmer, mit allem Liebreiz der Schönheit, Unschuld und Jugend ausgestattet, in den Saal trat. Nägeli glaubte seine Muse, seine heilige Cäcilie, eintreten zu sehen. Als die erste Ueberraschung vorbei, frägt der Entzückte, dem bereits der Pfeil des schelmischen Gottes tief im Herzen saß, nach Namen und Herkunft des schönen Urbilds seines Gemäldes. Glücklicher Tonkünstler! Es ist Fräulein Nahn, die Tochter des Buchbinders unseres Musikalienhändlers.... Wer weiß, ob das Mädchen nicht schon oft mit schüchternem Interesse durch irgend eine Thürspalte den guten Kunden und öftern Besucher ihres Vaters betrachtet hatte? So viel steht fest, daß Nägeli's plötzlich aufgeflammte Leidenschaft nicht unerwiedert blieb. Und wie hätte der Vater, dessen Beruf ja das Binden war, es über's Herz bringen können, das Band der Liebe zwischen beiden jungen Leuten zu lösen, oder gar zu zerreißen? Der Liedercomponist und seine Cäcilie wurden ohne besondere Schwierigkeit ein glückliches Ehepaar.

Glücklich durfte man diese Verbindung in Wahrheit nennen; denn die musikalische Heilige hatte zwei Herzen zusammen geführt, die ganz zu einander paßten. Nägelis Auserwählte hatte von ihrer Mutter, die früher in der französischen Schweiz Gouvernante gewesen, eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten; sie war fähig den Geist ihres Gatten zu verstehen und seinem idealen Streben zu folgen. Die mittheilende Natur Nägelis machte es ihm zum Bedürfniß alle seine Angelegenheiten, auch seine musikalischen Arbeiten, mit seiner Familie zu besprechen. Als ein Sohn, gleichfalls Musiker und Componist, ihm herangewachsen war, pflegte er zu sagen, dessen Urtheil vertrete bei ihm antizipirend die Kritik der Kunstrichter, — das der Frau und der zur Sängerin herangebildeten Tochter die Stimme des Publikums.

Im Jahr 1805 erweiterte Nägeli seinen musikalischen Wirkungskreis um ein Bedeutendes, indem er in seiner Vaterstadt Zürich eine „Singgesellschaft" gründete. Dieser Gesangverein war in verhältnißmäßig großartigem Maßstabe angelegt. Die erste Abtheilung, gleichsam eine Saatschule des Gesangs, bestand aus Kindern von eilf bis vierzehn Jahren, für welche er seine einfachen zwei- und dreistimmigen Lieder componirte. Auf diese folgte der gemischte Chor erwachsener Männer und Frauen, für welche er Cantaten, Motteten, Chöre und Rundgesänge schrieb. Da Nägelis Lieblingsinstrument die Harfe war, so bildete er aus seinen besten Schülerinnen zur Begleitung des Gesanges einen Harfenchor. Wir dürfen für

unsern Limmatschwan auch die Priorität der Gründung der vierstimmigen Männerchöre in Anspruch nehmen. Schon vor Gründung der Zelterschen „Liedertafel“, im Oktober 1808, wurde in Nägelis „Singgesellschaft“ unter Nägelis Direktion eine von ihm herrührende Composition dieser Kunstgattung aufgeführt.

Wie sehr das „Singinstitut“ großartige musikalische Aufführungen in Zürich ermöglichte, beweisen uns die Conzerte, welche Nägeli zu Ehren der 1809 dort versammelten Tagsatzung veranstaltete. In einem derselben produzirte er einen Chor von fünfzig Jungfrauen von 12 bis 18 Jahren. In einem darauf folgenden zweiten Conzert, welches gleich dem ersten in der Großmünsterkirche stattfand, wirkten ein Orchester von 200 Instrumenten und Chöre von 100 Sängern und Sängerinnen. Es scheint dieß zwar kaum des Aufhebens würdig, wenn wir es mit den Hauptaufführungen an unsern jetzigen großen Gesangfesten vergleichen, wo 3000 und mehr Stimmen zusammen wirken. In jener Zeit gränzten Nägelis Chöre schon an's Colossale.

In diesem nämlichen Jahre lernte unser Musiker den großen Pädagogen Pestalozzi kennen, der damals sein Erziehungsinstitut in Yverdon leitete; er begeisterte sich für die große Lebensaufgabe des Kinderfreundes und erhielt bis zum Tode seine freundschaftlichen Beziehungen zu ihm. Von Pestalozzi aufgefordert bearbeitete und veröffentlichte Nägeli 1810 seine „Gesangbildungslehre“, welche mit Klarheit und Verständlichkeit die Volkslehrer anweist, wie sie es anzufangen haben, die Kunstbildung, d. h. den Gesangunterricht auf eine natürliche, sichere und zweckmäßige Art in der Schule zu betreiben. Er bewährte durch eigenen Unterricht im züricher Waisenhause zu großer Zufriedenheit seine neue Methode. Von der deutschen sprachforschenden Gesellschaft in Berlin erhielt der Verfasser dieses ausgezeichneten Unterrichtswerkes ein Ehrendiplom.

Während das Ausland den ausgezeichneten Mann auf solche Weise ehrte, verlangten die Schulpedanten von Zürich von Nägeli, der sich (1815) um die Cantorstelle an der Bürgerschule meldete, ein — Examen. Er unterwirft sich mit Humor und wird gewählt. Da hört er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß es ihm nicht erlaubt sei nach seiner eigenen Methode, seiner „Gesangbildungslehre“, zu unterrichten. Er beklagt sich bei Escher von der Linth, der Mitglied der Schulbehörde ist, und erhält zur Antwort: „Unterrichten Sie, wie Sie wollen, nehmen Sie nur Ihr Buch nicht in die Schule; sie merken's dann nicht“....

Zur Feier des Reformationsjubiläums in Zürich hatte Antistes Geßner eine Cantate gedichtet; Nägeli sollte sie in Musik setzen. Da ihm nur kurze Zeit zugemessen war, arbeitete er Tag und Nacht an dieser schwierigen Composition; dann hatte er noch die Proben zu leiten. Für diese Arbeit erhielt er schließlich die kleine, etwa zwanzig Batzen werthe Festmedaille. Ein Beispiel republikanischer Großmuth.

Erfreulicher für ihn war es, die Saaten die er gestreut, überall freudig keimen und gedeihen zu sehen. In Appenzell, am Zürichsee, in der Stadt Zürich selbst und noch an gar vielen andern Orten entstanden Gesangvereine und hielten ihre volksthümlichen Liederfeste. Um dem Mangel an würdigen Liedertexten und angemessenen Compositionen für dieselben abzuhelfen, gab er im Verein mit Professor Pfeifer in Aarau (1823) ein Gesellschafts-Liederbuch heraus. — Diesem folgte ein Kirchengesangbuch, welches später mit englischem Text sogar in Amerika Eingang fand. Zugleich erschienen von ihm auf Anregung des Bischofs Wessenberg „Kirchengesänge für das Gesangbuch des Bisthums Konstanz.“ Endlich verfaßte Nägeli ein „Schulgesangbuch für die Schulen des Kantons Zürich.“

Auch als Dichter trat Nägeli in jenen produktiven Jahren auf. Er ließ im Jahr 1825 einen Band „Liederkränze“ erscheinen. —

1824 unternahm der nun zu einer musikalischen Berühmtheit gewordene Mann eine Geschäfts- und Kunstreise nach Deutschland. In manchen Städten hielt er öffentliche Vorlesungen über Musik. Von berühmten und vornehmen Leuten wurde er zuvorkommend und ehrenvoll aufgenommen. Als der Großherzog von Hessen seine Ankunft in Darmstadt vernahm, rief er erfreut: „Ist denn der alte Nägeli auch noch da,“ — und wunderte sich sehr in ihm einen rüstigen Mann in den besten Jahren kennen zu lernen.

Während Nägelis Reise durch Deutschland gewissermaßen zu einem Triumphzug sich gestattete, verbreiteten seine Neider in der Vaterstadt das Gerücht, er würde nicht mehr zurückkehren, sondern in Frankfurt am Main sich niederlassen. Auf dieses Gerede hin löste sich, während des Stifters Abwesenheit, die von ihm gegründete „Singgesellschaft“, seine Lieblingsschöpfung, auf.

Nägeli war ein Pfarrerssohn; sein älterer Bruder, sein Schwager, einer seiner Oheime gehörten dem geistlichen Stande an. Er selber dachte mehr als einmal daran, sogar da er schon Familienvater, Componist und Verleger war, der geliebten Musika den Rücken zu wenden und Theologe zu werden. Freilich kamen solche Vorsätze niemals ganz zum thatsächlichen Durchbruch. Dafür weht uns in seiner Häuslichkeit und seinem Familienleben jener patriarchalische Duft entgegen, welcher den protestantischen Pfarrhäusern eigenthümlich ist. Seine Schwelle war gastfrei. Sie war der Wallfahrtsort einer Menge Bedürftiger, die selten mit leerer Hand abzogen, obgleich das Haus des Musikers keineswegs der Ort war, wo jene Schätze aufgespeichert lagen, welche der Rost und die Motten fressen. Recht pfarrerlich war auch Nägelis Liebe zu den Blumen, besonders zu den Rosen. Jeden Morgen, so lange die gute Jahreszeit dauerte, ging er in seinen Hausgarten, sich eine aufgeblühte Rose zu holen, die er mit in sein Arbeitszimmer nahm. Die Baumfrüchte seines Gartens pflückte er selbst mit der Aufmerksamkeit und Sorgfalt eines Pomologen. Kaum weniger als die Blumen liebte er die Thiere: Katzen, Hühner, Singvögel; er sagte von ihnen: „Sie ersetzen uns im Winter die Blumen.“

Zu den Eigenschaften Nägelis gehörte seine Versöhnlichkeit. Selbst gegenüber langjährigen Feinden, von denen er viel Unbill erlitten, konnte er sich leicht zufrieden geben, wenn es galt gemeinschaftlich mit ihnen einen guten Zweck zu verfolgen. Ebenso wird seine Leutseligkeit gerühmt, mit welcher er selbst den Aermsten begegnete. Dagegen konnte es geschehen, daß er auf der Straße seine besten Freunde zu begrüßen unterließ, wann ihm seine Liedermelodien im Kopfe spuckten. Von seiner Frau deßhalb getadelt, macht er in seiner Zerstreuung einem vorübertrabenden großen Hund sein höfliches Kompliment.

Als berühmter Mann ward der Liedercomponist öfters von durchreisenden hohen Personen aufgesucht. Zu seinen Verehrerinnen gehörte unter andern die Königin von Schweden; als dieselbe auf einer Schweizerreise durch Zürich kam, fügte

es ein boshafter Zufall, daß ein unbedeutender junger Musiker, der ebenfalls Nägeli hieß, ihr in den Weg lief und ihre Huld entgegennahm. Erst nach längerer Zeit klärte sich das Mißverständniß auf und die Majestät reiste beschämt von dannen. Erst viele Jahre später bot sich der Fürstin in Karlsruh die Gelegenheit mit dem ächten Nägeli Bekanntschaft zu machen .....

In Republiken muß jeder Bürger seine politische Meinung haben. Wir haben schon oben gesehen, daß sich Nägeli zur helvetischen Zeit entschieden zu den sogenannten „Patrioten" zählte. Er hielt auch später zu den Liberalen. 1814 fanden die Solothurner Munzinger, Reinert, Amiet als von der Aristokratie verfolgte politische Flüchtlinge unter seinem Dach ein Asyl.

Mit Jubel begrüßt er 1830 das Morgenroth einer politischen Regeneration der Schweiz. Als das Volk des Kantons Zürich aufgefordert wurde seine Wünsche, die einzuführende neue Verfassung betreffend, kund zu geben, entwarf Nägeli ein „pädagogisches Memorial", welches seine Vorschläge über die Verbesserung des Erziehungswesens enthielt. Dasselbe beginnt mit den Worten: „Was längst in meinen Kulturansichten lag, das hat die Zeit zur Reife gebracht und bringt es jetzt als Volksangelegenheit zur Sprache." Es beruht auf dem Grundgedanken, daß nur ein gebildetes, unterrichtetes Volk der Freiheit fähig sei.

Im Jahr 1831 wurde der Verfasser des „pädagogischen Memorials" zum Mitgliede des Erziehungsraths gewählt. Er unterzog sich den neuen Pflichten mit Ernst und jenem Eifer, welcher von seinem lebhaften Geiste und sanguinischen Temperamente bedingt war. Das Lehrerseminar, die Schulsynode, die Hochschule, die anständige Besoldung der Lehrer fanden an ihm einen warmen Verfechter. Dennoch differirte seine Meinung sehr oft von jener seiner Kollegen. Insbesondere gerieth er häufig mit Oberlehrer Scherr in Widerstreit. Seine Befähigung, in Schulsachen mitzureden, bewies er durch die in jener Zeit entstandene Schrift „Umriß der Erziehungsaufgabe." Als das neue Schulgesangbuch im Erziehungsrathe zur Behandlung kam, wurde eine Kommission über diese Angelegenheit beantragt. Unser musikalisches Erziehungsrathsmitglied gab darüber folgendes Votum zum Besten: „Ich kenne in der ehrenwerthen Behörde nur drei, die über diese Frage eine richtige Meinung abgeben können; diese Drei sind der Hans und der Georg und der Nägeli. — Als die Berufung des Dr. Strauß als Professor der Theologie zum erstenmal zur Sprache kam, suchte Nägeli diese Taktlosigkeit nach Kräften zu hintertreiben. Da einer seiner erziehungsräthlichen Kollegen die religiöse Volksüberzeugung wegwerfend als etwas veraltetes und abgebroschenes bezeichnete, replizirte Nägeli mit dem keineswegs ganz feinen aber sehr schlagenden Witz: Es hätten sich zwar schon viele Flegel daran versucht, aber noch nichts ausgerichtet. —

Dem eifrigen Pädagogen wiederfuhr im Jahr 1833 die Ehre von der Universität Bonn das Doktordiplom zu erhalten.

Vor dem Abschluß seiner Laufbahn wurde dem warmen Vaterlandsfreund noch die Anerkennung zu Theil in den Großen Rath, die oberste gesetzgebende Behörde seines Kantons, gewählt zu werden. Auch hier macht er sich bemerklich als Vorkämpfer der liberalen Fortschrittsideen, als Gegner der Todesstrafe, Anhänger der Geschwornengerichte, Verfechter des Asylrechts gegen fremde Zumuthungen ..... Als öffentlicher Redner spricht er mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit und gehört zu jenen, welche an Volksfesten und Volksversammlungen am liebsten gehört werden. —

Die Lebensaufgabe Nägelis war, die musikalische Kunst, d. h. den Chorgesang im Volke auszubreiten als bildendes, erziehendes, sittigendes Element. Seine ganze Lebensthätigkeit, alle seine Werke sind auf dieses große Ziel gerichtet. Der unbefangene Beobachter unseres Volkslebens wird gestehen, daß sein Streben kein vergebliches war. Das schönste, unvergänglichste, was er geschaffen hat, sind seine Liedermelodien; sie werden noch lange im Volke fortleben und manche gepriesene von der Mode getragene Opernmusik überdauern.

Er starb um Weihnachten 1836. Das Geläute der Festglocken waren die letzten Klänge, welche zu seinem feinmusikalischen Ohre drangen. Er faltete dabei mit kindlicher Andacht die Hände. Bald darauf war er ein stiller Mann geworden, den man hinaus auf den Kirchhof zu Grabe trug.

Auf der „hohen Promenade" bei Zürich haben sie ihm ein schönes Denkmal errichtet mit der Inschrift: „Dem Vater Nägeli die schweizerischen Gesangvereine." — Er war in Wahrheit der Vater des schweizerischen Volksgesangs.







Friedrich Steiger.

Niklaus Friedrich Steiger.

Es liegt zwar außerhalb der Aufgabe dieser „Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit", einen Mann zu schildern, dessen Thaten sowohl als Anschauungen einer Vergangenheit angehören, welche längst ihren Abschluß gefunden hat. Dennoch möge es uns vergönnt sein neben die Bildnisse manches Staatsmannes der **Neuzeit**, das geistige und leibliche Bild eines **alten** schweizerischen Staatsmannes zu stellen, welcher — hoch über seine Zeitgenossen hervorragend — gleichsam die Marksäule bildet zwischen der alten und der neuen Zeit. Es ist das Bild des letzten Schultheißen des alten Bern.

Nach der blutigen Unterdrückung der waadtländischen Rebellion 1723 und des städtischen Burgerlärms 1749; nachdem diese beiden Versuche der Empörung ihren Unternehmern und Leitern, dem Schwärmer Major Davel und dem malcontenten Schöngeist Samuel Henzi, die Köpfe gekostet; fühlte sich die bernische Aristokratie wieder fester als je und das Gerüste ihrer Staatseinrichtung schien auf unerschütterlichen Fundamenten zu stehen. Ihr leitender Grundsatz hieß: Alles für das Volk, nichts durch das Volk. Der Zustand des Landes war ein blühender; der Wohlstand allgemein; die Finanzen musterhaft verwaltet; die öffentlichen Bauten prächtig und dauerhaft; die Fürsorge in Zeiten der Noth väterlich und von königlicher Freigebigkeit. Aber die Herrschaft lag in den Händen einer kleinen Anzahl von Jahr zu Jahr zusammenschmelzender heimlich gegeneinander intrigirender Familien; und jeder freie geistige Aufschwung erlahmte vor der mißtrauischen pedantischen Aengstlichkeit der herrschenden Kaste. Dieß war der Zustand Berns zu Anfang der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts; ein so hervorragender und glücklicher, dem Zustande anderer Länder gegenüber gestellt, daß ihm der größte Staatsmann jener Zeit, Friedrich II. von Preußen, seine Bewunderung nicht versagen konnte und es sich gefallen ließ trotz seiner Krone Ehrenbürger dieser Republik zu werden.

Unter den herrschenden Patriziergeschlechtern Berns war die Familie Steiger eines der einflußreichsten. Ein Steiger saß 1749 auf dem Schultheißenthron und erdrückte mit eiserner Faust Henzi's Verschwörung. Ein anderer Steiger, Niklaus Sigmund, war Landvogt zu Morges im Waadtland. Diesem wurde den 17. Mai 1729 ein Sohn geboren, welcher den Namen Niklaus Friedrich erhielt.

Schon im zartesten Alter zeichnete sich der heranwachsende Knabe durch ungewöhnliche Geistesthätigkeit, Gedächtnißkraft, Gutmüthigkeit, aber auch durch unbiegsamen Willen, unbändigen Ehrgeiz und Hang zum Jähzorn aus. Die erste Bildung, die Grundlagen des Unterrichts bringt ihm — nach damaliger Uebung — ein angehender Geistlicher bei, der im väterlichen Hause als Präceptor angestellt ist. Aber bald vermag der Hauslehrer dem feurigen willenskräftigen Knaben nicht mehr die Stange zu halten. Dieser kommt in das Pädagogium zu Halle, welches als Erziehungsanstalt eines bedeutenden Rufes sich erfreute. Nach erhaltener Vorbildung bezieht er die dortige Universität.

Das Leben auf den deutschen Hochschulen von damals war ein freies und poetisches, aber auch ein ausgelassenes und rohes und keineswegs dazu angethan den äußern Menschen glatt zu feilen. Als nach einer mehrjährigen Abwesenheit der junge Steiger nach dem puritanisch ehrbaren Bern jener Tage zurückkehrte, da mochten freilich die Herren Vetter ihre gepuderten Perrücken gewaltig schütteln; und die gnädigen Tanten hätten ohne Zweifel die Hände über den Köpfen zusammengeschlagen, würden ihre hohen Frisuren es erlaubt haben, über dem flotten Renommisten nach hallensischer Art, der mit seinem Krakehleisen über das Pflaster der Gassen und die Sandsteinplatten der Arkaden rasselte. Sie mögen sich durch das Sprichwort getröstet haben, daß Jugend keine Tugend hat und austoben muß, und daß jener Most zum besten Wein wird, der am tollsten gährt.

Dem rohen Edelsteine den wünschbaren Schliff zu geben, wurde der junge Steiger nun auf Reisen geschickt. In Gesellschaft eines **Freundes**, Alters- und Standesgenossen, mit gefüllter Börse und zahlreichen Empfehlungsbriefen machte er die Runde in den Städten und an den kleinen Fürstenhöfen Deutschlands. Das schließliche Reiseziel war die Universität Utrecht in den Niederlanden. Bern stand dazumal mit dem religionsverwandten Holland auf dem besten Fuß und Utrecht galt für die erste und ausgezeichnetste Hochschule der protestantischen Welt, reich ausgestattet mit gelehrten Professoren und weniger anheimgefallen dem rohen deutschen Burschenthum. Zutritt findend in den angesehensten Privathäusern der Stadt, im Verkehr mit seinen Lehrern, die nicht nur gelehrte sondern auch gebildete Männer waren und Umgang pflegend mit edeln Jünglingen aus den verschiedensten Nationen, eignete sich Steiger jenes einnehmende gefällige Wesen an, welches den Staatsmann zum Weltmann macht und dem er später einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Einflusses über seine Mitbürger zu verdanken hatte. Im Jahr 1755, sechsundzwanzig Jahre alt, kehrte er — ein ganz anderer, als da er von Halle gekommen war — in die Vaterstadt zurück.

Eine eigenthümliche Einrichtung zur Heranbildung seiner Staatsmänner besaß das alte Bern an seinen sogenannten „Außeren Stand". Es war dieß eine Korporation bestehend aus den jungen Männern der regimentsfähigen Geschlechter, deren Organisation ein getreues Abbild der Verfassung der Republik bot. Wie diese, so hatte auch ihr travestirender Doppelgänger, der außere Stand, seine zwei Schultheißen, seine Seckelmeister, Venner, Heimlicher und Rathsherren. Hier wie dort fand persönlicher und Familienehrgeiz seine Tummelplätze; hier wie dort konnte sich hervorthun, wer zum Herrschen die Begier und Naturanlage besaß; hier wie dort wurden Rathsversammlungen gehalten, in denen gewandte Redner ihre Triumphe feiern konnten. Nur, daß es sich hier nicht um ernste Staatsgeschäfte, um Krieg und Frieden handelte, sondern etwa um einen prächtigen „Austritt", — halb kriegerisches Schaugepräng, halb Fastnachtszug, — oder um eine großartige Gasterei, zu welcher die Patrizier Söhne der

befreundeten Städte Freiburg, Solothurn und Neuenburg geladen wurden. Das Wappen des äußeren Standes war ein Affe auf einem Krebse sitzend; mit der Umschrift: Imitamur quod speramus. Auf der Rückseite ihrer Schaupfennige sah man eine Hand mit dem Schwert bewaffnet aus einer Wolke ragend und das Wappen der Stadt mit der Legende: Hoc protectore crescimus. Die beiden Schultheißen des äußern Standes hatten ein erstes Anrecht in den Großen Rath der Republik befördert zu werden; und öfters wurde ihnen die höchste Würde, die sie im Scherz bekleidet hatten, später in Wirklichkeit zu Theil.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß Niklaus Friedrich Steiger, der stets den Drang in sich fühlte der erste unter seines gleichen zu sein, rasch die Stufenleiter der Ehren des äußern Standes emporklomm und nach nicht langer Zeit zu einem der beiden alternirenden Schultheißen dieser halbernsthaften Parodie des Staatsregimentes bezeichnet wurde. Als solcher fand er erwünschte Gelegenheit als Redner, als Diplomat, als Lenker und Beherrscher der Geister und Gemüther eine praktische Schule durchzumachen.

Das alte Bern wählte seine Magistraten keineswegs unter der Jugend. Selbst eine so hervorragende Persönlichkeit, wie jene Steigers mußte das volle Mannesalter von 35 Jahren erreicht haben, bevor sie zu den ernsten Staatsgeschäften gelangte. Im Jahr 1764 vertauschte er die Scheinwürde eines Schultheißen des äußern Standes mit der wirklichen Würde eines Mitgliedes des Großen Rathes der Republik. In verhältnißmäßig rascher Aufeinanderfolge verwendete er von da an seine Talente und Kenntnisse in den verschiedenartigsten Dikasterien der Staatsverwaltung, als Beisitzer des Appellationsraths und Staatsraths, als Schultheiß von Thun, als Mitglied des Geheimen- und Kleinen Rathes, als Venner und als Deutschseckelmeister, derjenigen Stufe in der Aemterhierarchie der Republik Bern über welcher der Schultheißenthron stand.

Aber nicht nur in diesen Aemtern und Stellen diente Niklaus Friedrich Steiger dem Vaterland, sondern es wurde seine Thätigkeit zu verschiedenen Malen durch wichtige diplomatische Missionen in Anspruch genommen.

Im 1767 entstanden Zerwürfnisse zwischen der Stadt Neuenburg und dem König von Preußen, welch letzterem vor einigen Jahrzehnten unter Vorbehalt vieler Rechte und Freiheiten die Souveränität über diese Stadt und ihre Landschaft ertheilt worden war. Bern wurde von Preußen als Schiedsrichter angerufen und schlichtete nicht ohne Mühe den Handel zu Gunsten Preußens. Der Haß der unterlegenen Bürgerschaft von Neuenburg warf sich auf einen früheren einflußreichen Patrioten, nun Fürsprecher Preußens, den Generalprokurator Gaudot. Dessen Haus ward erstürmt, geplündert, er selber erschossen. Wiederum mußten sich Bern und die mitverbündeten Städte in's Mittel legen. Einer der beiden bernischen Kommissäre war Steiger. In mildester Form wurde Neuenburg verfällt für die Gewaltthat gegen Gaudot an Preußen Genugthuung zu leisten. Für Bern war in dieser Sache eine politische Rücksicht maßgebend: der drohende weitreichende Arm Frankreichs zeigte sich stets bereit nach dem kleinen angrenzenden Fürstenthum zu greifen. Deßhalb mußte Preußen, welches für Bern und die Eidgenossenschaft ein weit weniger gefährlicher Nachbar war, in seiner Souveränität über Neuenburg geschützt und erhalten werden. Aus diesen diplomatischen Negoziationen können wir bereits des spätern Schultheißen Mißtrauen gegen Frankreich herauslesen. —

Dennoch oder eben deßhalb wurde, als es sich nach der Thronbesteigung Ludwig XVI. um Erneuerung der französischen Allianz handelte, Steiger einer der beiden bernischen Abgeordneten, welche die Unterhandlungen zu führen hatten. Nach langwierigen Negoziationen, in welchen Bern hauptsächlich bemüht war die kleinern westlichen Nachbarn, nämlich Genf, die Grafschaft Neuenburg, das Bisthum Basel und die verbündeten Städte Biel und Mühlhausen vor französischer Ländergier sicher zu stellen, ward endlich 1777 die Allianz abgeschlossen und am heiligen Ludwigstage desselben Jahres zu Solothurn feierlich beschworen.

Wenige Jahre später, 1781, wurde Steiger schon wieder durch eine dornige diplomatische Mission in Anspruch genommen. Die leicht beweglichen Gemüther der Genfer Bürgerschaft strebten nach Einführung gewisser demokratischer Grundsätze in ihrer Verfassung, wogegen die bisherigen Besitzer der Gewalt sich nach Kräften sperrten. Sturm auf Sturm folgte im Glase Wasser, bis die Nachbaren, welche zugleich den Titel von Schutzmächten der kleinen Republik führten, der ewigen Unruhe müde sich zur Intervention entschlossen. Zu diesen Schutzmächten zählte neben Frankreich und Sardinien das mächtige und angesehene Bern.

In Genf fanden die Restaurationsideen der Vermittler nur schlechtes Gehör. Französische, sardinische und bernische Truppen stellten sich an den Grenzen des Genfergebietes auf; die Bürger schlossen die Thore. Als aber die Laufgräben gegen Genfs Mauern eröffnet wurden, mußten sich auch die geschlossenen Thore öffnen. Genf erhielt eine gemischte Besatzung von Bernern, Franzosen und Sarden und Kommissäre der drei Schutzmächte machten sich an das Pazifikationswerk. Zu diesen Pazifikatoren gehörte der von Bern hiezu abgeordnete Deutschseckelmeister Steiger. Gründlich wurde mit den demokratischen Gelüsten aufgeräumt und eine stramme aristokratische Regierungsform eingeführt, welche — nach damaliger Meinung — die Ruhe und Ordnung im kleinen turbulenten Freistaat auf ein Jahrhundert sichern sollte. Dieß geschah, als der Schwefelfaden schon brannte, der nach kurzer Frist die Pulvertonne in Brand stecken sollte, welche nicht nur den Thron der französischen Könige sondern auch jenen der bernischen Schultheißen in die Luft zu sprengen vorherbestimmt war.

Als im Jahr 1787 der 91 jährige Schultheiß Albrecht von Erlach die für seine altersschwachen Schultern zu schwer gewordene Bürde niederlegte, wurde Niklaus Friedrich Steiger fast einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt. Folgendes ist die Schilderung, welche ein bernischer Geschichtschreiber von dem Manne entwirft, der — nun schon 58 Jahre zählend — den Schultheißenthron bestieg: „Eine hohe Stirn und ein feuriger Blick kündigten im Aeußern eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und des Gemüthes an. Die Ueberlegenheit seines Vortrags bestand weniger in einer glänzenden Beredsamkeit, in der ihn Andere oft übertrafen, als in der seltenen Kraft in einfachem Gewande lichtvolle Klarheit über jeden Gegenstand zu verbreiten, die Hauptgesichtspunkte festzustellen und Mittel und Folgen zu berechnen; so, daß er selten die Versammlungen des Raths verließ, ohne die entschiedensten Gegner seiner Meinung wo nicht besiegt, doch wenigstens erschüttert zu haben. Die Würde, die ihn als Haupt einer aristokratischen Regierung umgab, wußte er durch Gefälligkeit gegen Freunde, Leutseligkeit gegen Jedermann, Nachsicht gegen Untergebene zu mildern. Nur, wo es die Wohlfahrt und Ehre des ihm an-

vertrauten Vaterlandes galt, kannte Steiger keine Nachgiebigkeit ......" Die ihm angeborne Neigung zum Jähzorn bezwang seine Willenskraft. Seine Sittlichkeit war unbescholten. An Sinnengenüssen hing er wenig und speiste oft, ohne zu merken was. In seiner äußern Erscheinung war er ein Bild republikanischer Einfachheit. In seinem Zimmer, an seinem Schreibpult und auf seiner Person verschmähte er all die kleinen Niedlichkeiten und Bequemlichkeiten, welche Manche als unentbehrlich zum feinern Lebensgenuß erachten. Das war der Mann, welchen das Verhängniß, mit dem er muthvoll kämpfte und dem er endlich erlag, zur Höhe eines tragischen Helden erheben sollte.

In demselben Jahr, da Steiger den Schultheißenthron bestieg, berief Ludwig XVI. die Notabeln nach Paris. Das Rad der Revolution kam in's Rollen. An die Stelle der alten Parlamente trat die Nationalversammlung. Die halbe Welt jauchzte dem Völkerfrühling, der in Paris zu erblühen begann, mit nie dagewesener Begeisterung entgegen. Freiheit und Menschenrechte wurden die Losungsworte der Welt.

Was war die Stellung des bernischen Schultheißen im Angesicht der großen Umwälzung der Dinge? — Wir dürfen uns nicht wundern, daß die neuen Ideen nicht in seine Anschauungen und Begriffe vom Staat und der gesellschaftlichen Ordnung hinein paßten. Er sah die Zustände seines Vaterlands, die er für glücklich halten mußte, bedroht; denn die Revolution in Frankreich war auf Propaganda angewiesen. In Paris conspirirten malcontente Schweizerklubisten gegen die alte Eidgenossenschaft und in'sbesondere gegen das alte Bern. Im Inland erhoben da und dort Unzufriedene, durch die Vorgänge in Frankreich ermuthigt, ihre unbescheidenen Stimmen.... Und waren die neuen Zustände in Paris solche, denen man Haltbarkeit und Dauer versprechen konnte? Ein schwaches Königthum im Kampf mit einer gährenden formlosen Anarchie. Steiger mochte an die Genferrevolution denken, die er hatte pazifiziren helfen. Wie damals die Paar Tausend französische, sardinische und berner Soldaten dem demokratischen Schwindel ein baldiges Ende gemacht hatten, so würden nun die vereinten Heere des legitimen Europa das Königthum und die Ordnung in Frankreich wieder herstellen. So mochte der nun schon mehr denn 60 jährige bernische Staatsmann urtheilen und Woche, Tag und Stunde vorausberechnen, an welchem Ludwig XVI. wieder als unbeschränkter König herrschen würde.

Kam dann die Metzelei des 10. August 1792, wo Tausende von Schweizersoldaten die Opfer ihrer Pflichttreue und des beschwornen Eides wurden. Das Mißtrauen gegen das revolutionäre Frankreich verwandelte sich in Ingrimm und Haß. Wie einst Bern sein Kontingent zur Pazifikation Genfs gestellt hatte, so hätten sich, wäre es nach Steigers Sinn gegangen, die schweizerischen Militzen den Heeren Oesterreichs, Preußens und des Reiches anschließen sollen, um mit energischer Kraftentwickelung der revolutionären Hydra in Paris den Kopf zu zertreten. Aber dieser Ansicht standen manche Staatsmänner der Schweiz entgegen. In Bern war es hauptsächlich Karl Albrecht von Frisching, ein angesehener Mann mit nächster Anwartschaft auf die Schultheißenwürde, welcher die Meinung derjenigen verfocht, die es für klüger hielten mit dem unterdessen zur Republik gewordenen Frankreich auf gutem Fuße zu stehen. Während Steiger an eine baldige Wiederherstellung des Königthums glaubte, hoffte Frisching auf den Sieg der Gemäßigten unter den Republikanern Frankreichs. Beide irrten sich.

Das Haupt Ludwigs XVI. fiel. Die Schreckensherrschaft griff Platz. Die Guillotine kam in Permanenz. Die gegen die Revolution coalisirten Heere wurden geschlagen, der Baslerfrieden geschlossen, Genf und die Länder des Fürstbischofs von Basel von den Franzosen besetzt. Näher und näher rückte für die alte Eidgenossenschaft, für das alte Bern die Gefahr.

Während das französische Direktorium die konspirirenden Ausgewanderten Laharpe, Peter Ochs und andere mit Vergnügen gewähren ließ, den unverschämten Mengaud als Bevollmächtigten nach der Schweiz schickte und die Unzufriedenen im Waadtland und Aargau unter seinen Schutz nahm; — während in manchen Kantonen die Zuversicht auf den Gott der Väter und die eigene Kraft in's Wanken gerieth, dachte das Haupt der alten Republik Bern keineswegs daran, dem Drängen der französischen Machthaber nachzugeben, sondern der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, zu siegen oder mit Ehren zu fallen.

Rasch rückten die Tage der Entscheidung heran. Schon war in der Waadt die offene Empörung ausgebrochen und die letzte Tagsatzung der alten Eidgenossenschaft in Aarau ohne kräftige Beschlußnahmen auseinander gegangen. Bern sah sich dem angreifenden Frankreich gegenüber auf sich selbst und auf den schwachen Beistand Freiburgs und Solothurns angewiesen.

Da stellte in der Rathsversammlung vom 26. Febr. 1798 Major Mutach den Antrag: es möchten Ausgeschossene aus den Bürgerschaften und den verschiedenen Landschaften des Kantons einberufen werden, um über das Wohl des Vaterlandes mit zu berathen. Die Versammlung blieb stumm. Schultheiß Steiger, aufgefordert seine Meinung zu sagen, sprach: „Gnädige Herren, wenn uns dieser Vorschlag nicht rettet, wird er uns sicher tödten." — Er mochte noch immer an der Ansicht festhalten, zuerst sei der Landesfeind abzutreiben, und dann erst an Reformen zu denken.

Unterdessen drängten sich die Ereignisse. Die schimpflichen Friedensbedingungen, welche der im Waadtland stehende französische General Brune stellte, wurden von Bern mit Unwillen verworfen; ebenso die Insinuation Mengauds durch Auslieferung von Geißeln, wie z. B. des Schultheißen Steiger, den Frieden zu erkaufen. Zur Beruhigung der Unzufriedenen im Lande proklamirte der Rath der 200, verstärkt durch die Ausgeschossenen der Bürgerschaft und Landgemeinden den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit. Zugleich wurden sämmtliche Militzen und die Landwehr des Kantons aufgeboten und Karl Ludwig von Erlach zum Oberfeldherrn der Truppen ernannt.

Steiger und seine Gesinnungsgenossen drängen, eine kühne Offensivbewegung zu wagen und den Feind über den Jura und aus dem Waadtland hinauszuwerfen. Erlach erscheint an der Spitze von 72 Offizieren, sämmtlich Mitglieder der obersten Landesbehörde, im Rath und fordert dringend die Vollmacht den Kampf zu beginnen. Aber die schlauen französischen Generale Brune und Schauenburg haben mit trügerischen Vorspiegelungen einen Waffenstillstand zu erwirken gewußt. Sie benutzen die Frist günstige Stellungen einzunehmen. Am 1. Merz steht Schauenburg mit seinem Hauptquartier in Biel, Brune in Payerne und Wiflisburg und bedroht das schwach befestigte Murten. Bevor die letzte Stunde des Waffenstillstandes abgelaufen, beginnen die Franzosen den Angriff.

Schon am 1. Merz überrumpelt der linke Flügel Schauenburgs die schwachen solothurnischen Grenzposten bei Dorneck und Gänsbrunnen. Am 2. Merz nicht unrühmliche Gefechte bei Längnau und Büren. Mit Uebermacht dringt Schauenburg von Biel her und über den Weißenstein gegen Solothurn, —

Brune von Payerne her gegen Freiburg vor. Diese beiden Städte werden zur Uebergabe gezwungen. Am 3. und 4. konzentrischer Rückmarsch der Berner gegen die Hauptstadt. Am 5. früh blutiges Gefecht in und um Laupen und glorreicher glänzender Sieg der Berner bei Neueneck. Aber Alles umsonst .....

Sonntag den 4. Merz, versammelte sich der Rath der Zweihundert unter dem feierlichen Schall der Glocke zum letzten Mal. Während Steiger sich in seine Amtstracht kleidet, sagt er zu einem Vertrauten: „Es ist nur noch um eine Förmlichkeit zu thun und dann begleiten wir einander, wo Pflicht und Ehre uns rufen." Einmüthig wird von den Zweihundert, — den einst so stolzen Regenten des stolzen Bern, die Abdankung und Ernennung einer provisorischen volksthümlichern Regierung beschlossen. -- Mit dem Ausdruck stolzen Selbstgefühls stieg Niklaus Friedrich Steiger, nach dieser Beschlußnahme vom Schultheißenstuhle herunter. Noch einmal ergriff er das Wort um für seine Person gegen eine Kapitulation mit dem Feinde zu protestiren. Den Rathsaal verlassend wandte er sich auf der Schwelle des großen Portals um, einen ernsten stummen Blick auf die Versammlung zu werfen. Alle Mitglieder erhoben sich. Grabesstille herrschte. Die meisten Augen füllten sich mit Thränen. So verließ der letzte Schultheiß des alten Bern seinen Thron.

Vom Rathhaus begab sich Steiger zur Armee. Die kalte Winternacht brachte der Schultheiß und der Oberbefehlshaber von Erlach, zwei Greise, im Grauholz unter freiem Himmel bei den Truppen zu. Sie gedachten den Fall des Vaterlandes nicht zu überleben, sondern auf dem Felde der Ehre ihre Tage zu schließen. Aber die Unentschlossenheit und Entmuthigung im Rathsaal hatten ihre verderbliche Wirkung auf das Heer ausgeübt. Die Bande der Disziplin und des Gehorsams waren aufgehoben. Einige Truppenkörper konstituirten sich als Landsgemeinden und wählten eigenmächtig ihre Führer; andere schrieen über Verrath und wendeten ihre Waffen gegen die eigenen Offiziere; andere lösten sich auf und gingen nach Haus zu Weib und Kind. Dennoch geschahen als die Franzosen zum Angriff schritten bei Fraubrunnen und im Grauholz einzelne Heldenthaten, der Väter würdig.

Auf einem Eichenstamm am Waldrand sitzend schaute Steiger dem Kampfe zu. Kugeln umschwirrten ihn und warfen nieder, wer in seiner Nähe stand; feindliche Reiter flogen an ihm vorbei. „Nous avons vu", — so erzählten später französische Husaren — „un vieillard Suisse assis au bord d'une forêt, son costume était militaire, mais son air vénérable nous a empêché de le saisir"....

Endlich wurde auch er, den die feindlichen Kugeln und Säbel wunderbarerweise verschont hatten, von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen.

Von wüthenden Landstürmern wurde der unglückliche Oberbefehlshaber von Erlach auf der Straße nach Thun ermordet. Schultheiß Steiger, der von einigen Getreuen den gleichen Weg geführt wurde, fiel ebenfalls den fanatischen, verrathschreienden Haufen in die Hände. Hundert Bajonette und Flintenläufe richteten sich auf ihn. „Ihr müßt wissen, wen ihr tödtet", rief der Greis der tobenden Menge entgegen, riß seinen blauen Militäroberrock auseinander und entblößte die mit dem schwarzen Adlerorden geschmückte Brust. Da senkten sich vor dem würdigen Greise die Gewehrläufe und die wilde Schaar ließ den Wagen des Fliehenden ungefährdet von dannen ziehen.

Von da an war der letzte Schultheiß des alten Bern ein Flüchtling und Verbannter. Aber auch im Exil blieb ihm ein Theil seines Ansehens und Einflusses. Alle Schweizer, welche sich nicht in die von Frankreich oktroirte neue Ordnung der Dinge fügen wollten, betrachteten den Greis als ihr natürliches Oberhaupt. Eine Anzahl junger Leute, glühende Hasser des Franzosenthums, die sich um den beliebten waadtländischen Kriegsführer Ferdinand von Roverea gesammelt hatten, schwuren am 8. April 1799 zu Neuravensburg in Steigers Hand den feierlichen Eid, das überwältigte und unterdrückte Vaterland zu befreien.

Noch einmal schien ihm die Hoffnung zu lächeln, als Erzherzog Karl, die Franzosen verdrängend, vom Rheine her siegreich in die Schweiz vordrang. Noch einmal durfte Steiger den Schweizerboden betreten. Im August 1799 finden wir ihn mit Restaurationsplänen beschäftigt in Zürich. Die Schlacht von Zürich, die Niederlage der Oesterreicher und Russen den 25., 26. und 27. September zerstörte diese letzten Illusionen.

Steiger sah sein geliebtes Bern nicht mehr. Er starb zu Augsburg, ein Verbannter, 71 Jahre alt am 3. Dezember 1799 an einem Nervenschlag.

Erst nach Einführung der Mediationsverfassung durften seine irdischen Ueberreste, in einem bleiernen Sarg geborgen, nach dem Vaterland zurückgebracht werden. Der Leichenzug von der Kantonsgrenze bis zur Stadt Bern glich einem stillfeierlichen Triumphzug. Am 17. April 1805 wurden die Gebeine des letzten Schultheißen des alten Bern mit angemessenem Pompe und größter Theilnahme des Volks im großen Münster zur endlichen Ruhe bestattet.





Joh. Martin Usteri.

Johann Martin Usteri.

Um die Mitte der Zwanzigerjahre dieses Jahrhunderts und zu einer Zeit, als schon Alles, was nur von Ferne darauf Anspruch machte mit der Mode Schritt zu halten, die Haare kurz geschoren und die Beinkleider bis auf die Füße hinunterreichend trug, sah man einen Herrn, dem noch immer das gepuderte Zöpfchen im Nacken hing, mit Schnallenschuhen an den Füßen, kurzen Kniehosen und einem großen Dreimaster auf dem Kopf durch die Gassen Zürichs schreiten. Seine blassen Züge waren keineswegs bedeutend, die blauen Augen traten krankhaft weit aus den Augenhöhlen heraus, aber um den Mund spielte ein liebenswürdiger Zug von Menschenfreundlichkeit mit gutmüthiger Schalkhaftigkeit verbunden. Der Herr, welcher jedermann freundlich grüßte und von jedermann mit liebevoller Hochachtung begrüßt wurde, war Johann Martin Usteri, der Dichter des in allen Zonen gesungenen Liedes „Freut euch des Lebens“, der beliebte Schriftsteller, gelehrte Antiquar und geschickte Künstler, zugleich Hebel und Chodowiecki des schweizerischen Athens an der Limmat.

Unser Usteri ward 1763 in Zürich geboren. Sein Vater war ein reicher, angesehener, kunstsinniger Kaufmann; seiner Mutter hatte der Himmel das Feengeschenk eines fröhlichen Gemüthes ertheilt. Mit nicht geringerem Recht als Göthe konnte er von sich selber sagen: „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, — vom Mütterchen die Frohnatur und Lust am Fabuliren.“ —

Das Leben im elterlichen Hause muß ein sehr behäbiges und gemüthliches gewesen sein. Der kleine Martin, ein etwas schüchternes und blödes Kind, fand sich von der wilden Jugend auf der Gasse wenig angezogen; er fühlte sich am behaglichsten im Kreise seiner Geschwister in der Kinderstube oder im geräumigen Hausgarten. Wortkarg sang er mehr als er sprach. Ein Hauptvergnügen war es, mit dem jüngern Bruder Paul auf den Schaukelpferden sich zu wiegen, jeder ein Schwesterchen bei sich im Sattel, wozu fröhlich vierstimmig gesungen wurde:

„Was kann einen mehr ergetzen,
„Als ein schöner grüner Wald“....

Schlimmer erging es dem Knaben, als er zur Schule mußte. Die Worte des Lehrers rauschten an seinem Ohr vorbei, ohne Eingang zu finden. Während der Zeit übte er sich an den Schulbänken in der Holzschneidekunst oder zeichnete allerlei Fratzen in seine Hefte. Da er ein gutmüthiger sanfter, keineswegs störrischer und widerspänstiger Junge war, trug ihm seine Zerstreutheit keine strengen Strafen ein. Nur war er gewöhnlich der letzte und konnte nur in Berücksichtigung des Ansehens seiner Eltern und seiner eigenen Harmlosigkeit in die höhern Klassen vorrücken. Nur in einem Fache that er sich hervor: im Zeichnen. In der Zeichnungsschule war er stets der erste, obschon er auch dort seiner Zerstreutheit ihren Lauf ließ, Kompositionen nach seinem Kopfe heimlich entwarf und die langweilige Vorlage nur dann rasch und mit sicherer Hand kopirte, wenn er den Lehrer seinem Sitze sich nähern sah. Zu Hause mag er dann oft still sinnend oder in ein Buch vertieft schweigsam in einem Winkel gesessen sein, was ihm vom lebhaften Mütterchen den Scheltnamen „Karthäuser“ eintrug.

In den höheren Klassen fand er endlich an seinem Oheim, Canonicus Usteri, einen Lehrer, der die Fähigkeiten, die im Knaben schlummerten, besser verstand. Von diesem erhielt er seine besondern Schulaufgaben, die seiner Geistesrichtung entsprachen und löste sie dann auch zu männiglicher Verwunderung besser als andere Mitschüler von größerem Fleiß und lebhafterem Geist es im Stande gewesen wären. Zu seinem Vergnügen legte er eine Wappen- und Siegelsammlung an und wenn sein Bruder Paul und dessen Spielgenossen als Ritter Turniere aufführten, war es Martin, der sie mit großer Sachkenntniß belehrte, von welcher Form und Gestalt ihre Lanzen, ihre Schilde und Helme sein mußten. Er selber nahm an diesen Spielen keinen mitwirkenden Theil und zeigte sich in den meisten körperlichen Fertigkeiten und Leibesübungen ungeschickt. Nur das Tanzen übte er mit ganz besonderer Vorliebe.

Ein eigenthümliches Licht auf diese verpuppte Natur wirft der Umstand, daß er schon als Knabe sich unter den Schulmädchen eine Dame seines Herzens erkor, einen stillen Liebescultus trieb und Liebeslieder dichtete, — Alles in so zurückhaltender Heimlichkeit, daß sogar der Gegenstand seiner frühzeitigen Verehrung niemals etwas davon erfuhr oder merkte. —

Im alten Zürich pflegten vor Zeiten die Bürger durch ihre Kinder zu Neujahr den Zunftmeistern einen kleinen Beitrag für Beheitzung der Zunftstuben zu schicken. Die Kinder wurden dafür mit etwas Backwerk beschenkt. Später begannen einige Zünfte statt der Näschereien lehrreiche zu diesem Zweck verfaßte Bilderhefte an die Jugend zu vertheilen. Dieß der Ursprung der sogenannten „Neujahrsstücke“ oder „Neujahrsblätter“. Unser Martin Usteri, dessen Zeichnertalent bereits bekannt zu werden anfing, erhielt von der Musikgesellschaft den ehrenvollen Auftrag das Bild ihres Neujahrsstückes für 1783 zu zeichnen; es stellte die zur Beschützung ihrer Vaterstadt bewaffneten auf dem Lindenhof versammelten Zürcherinnen dar, eine geschichtliche Episode vom Jahr 1298. Der zwanzigjährige Künstler erfüllte nicht ohne Beifall seine Aufgabe. Es war dieß das erste Blatt einer sehr langen auf einander folgenden Reihe, welche er während vierzig Jahren der zürcherischen Jugend in ihren „Neujahrsstücken“ zum besten gab.

Der junge Mann, zwanzig Jahre zählend, war nun im Alter, wo die reichen Zürcher Kaufherren ihre Söhne in die Welt hinaus zu schicken pflegten. Es geschah dieß nicht sowohl, um sich zu Kaufleuten auszubilden; bei der einfachen althergebrachten Art, wie damals die Geschäfte betrieben wurden, konnten sie ihre Lehre am besten zu Hause machen; was die jungen Leute auf ihren Reisen sich aneignen sollten, war allgemeine Weltbildung. So wurde also auch unser Martin von seinem Herrn Vater ausgeschickt sich „den Degen zu holen“, wie man zu sagen pflegte. Mit ihm ging ein etwas älterer Herr Vetter und ein Jugendfreund. Die jungen Männer waren reichlich mit Geld und Empfehlungsbriefen ausgestattet, reisten Extrapost und hatten ihren eigenen Bedienten bei sich.

Die keineswegs unangenehme Reise ging über Straßburg nach Karlsruhe; von da nach Frankfurt, Dresden, Berlin. Dort ordnete der reitkundige Vetter einen Ausflug zu Pferde nach Charlottenburg an. Usteri, der noch nie ein Pferd bestiegen, erwies sich schon in den Straßen Berlins als ein so schlechter Reiter, daß der Gassenpöbel darüber sein spottendes Halloh erhob. Martin zog es vor, sobald als möglich zur sichern Erde hinunter zu steigen. Es war das erste und letzte Mal, daß er sich in Reiterkünsten versuchte. Von da an war er auch nicht mehr zu bewegen Stiefel zu tragen und ging bis zum Grabe den langen Weg des Lebens in kurzen Hosen, langen Strümpfen und Schnallenschuhen....

Von Berlin gings nach Hamburg und den übrigen Hansestädten. An jedem der bedeutenderen Orte hielt man sich während einigen Wochen auf und besah mit Muße alle Merkwürdigkeiten. In Brüssel sollten die Winterquartiere bezogen werden. Hier hatte der schüchterne bequemliche Martin wiederum eine böse Viertelstunde zu bestehen. Durch Vermittlung des berühmten Physiognomikers Lavater sollten die jungen Zürcher Kaufleute der Erzherzogin-Regentin vorgestellt werden. Man mußte sich in Galakleidung stecken und die steife Langeweile dieser Präsentation über sich ergehen lassen. Dafür entschädigte man sich durch fröhliche Schlitten- und Tanzpartien. Usteri fand Gelegenheit an den öffentlichen Bällen dieser muntern Stadt seiner Tanzleidenschaft ein rechtes Genüge zu thun.

Um des Lebens Ernst nicht ganz außer Acht zu lassen, wurde ein Sprachlehrer angestellt, welcher den jungen Leuten Unterricht im Französischen, Englischen und Italienischen ertheilen mußte. So lässig auch diese Sprachstudien betrieben wurden, so blieb doch an Usteri so viel davon hängen, daß er sich — wenn auch nicht geläufig — französisch ausdrücken lernte und die italienischen und englischen Dichter in der Ursprache lesen und verstehen konnte.

Im Frühling ging's nach Holland hinüber, dessen saubere Alterthümlichkeit in Sitten, Geschmack und Architektur dem Geiste Usteris besonders zusagen mußte; — von da nach Paris. Wir treffen dort den ästhetisirenden jungen Kaufmann nicht etwa in Mitte der großen Welt, wo er durch seine Empfehlungsbriefe gewiß Zugang gefunden hätte, sondern in der königlichen Bibliothek über dem Manessischen Minnesänger-Codex, dessen Miniaturen er kopirt, in den Gemäldesammlungen und zur Erholung in den ländlichen Anlagen von Ermenonville....

Im Juli 1784 zurückkehrend, betrat der nun 21 Jahre zählende, gereiste junge Mann mit größerer Sicherheit und mehr Selbstbewußtsein den Boden seiner Vaterstadt. Seine Bescheidenheit, Freundlichkeit und Gefälligkeit erwarben ihm bald die Zuneigung seiner Mitbürger. Die Aeltern freuten sich seines gebildeten Geistes; die Jüngern gewann er durch seine stille Fröhlichkeit, durch seine Unermüdlichkeit auf dem Tanzboden und seine Unerschöpflichkeit in der Erfindung und dem Arrangement von Gesellschaftsspielen. Das Kaufmannscomptoir des Vaters besuchte er wiederum aus Pflicht aber mit wenig Neigung. Literatur und Kunst blieben seine Lieblingsbeschäftigungen.

Zwei Jahre später, nicht älter als 23 Jahre, sehen wir ihn seinen eigenen Herd gründen, indem er ein sehr schönes Mädchen aus einer angesehenen Familie seiner Vaterstadt an den Altar führte. Seine Lebensweise wurde dadurch keine andere. Dem Geschäfte opferte er nur die nöthigsten Stunden. Seine übrige Zeit widmete er der Lektüre alter Chroniken; gar viele Stunden, am liebsten die Sommernachmittage brachte er in den hellen Räumen der Wasserkirche zu, wo die Stadtbibliothek aufgestellt ist. Dann ging er alten Häusern, Kirchen und Schlössern nach, um dort die Formen des Mittelalters zu studiren; fleißig zeichnete er, was ihm aufstieß in seine Notizhefte. An den Auktionen machte er mit Leidenschaft Jagd auf seltene Bücher und alterthümliche Geräthe. So erwarb er sich allmählig eine Kenntniß früherer Jahrhunderte, welche sich nicht nur mit der Oberfläche und den allgemeinen Umrissen begnügte, sondern in's kleinste Einzelne sich vertiefte und mit allem Detail sich vertraut machte.

So schwamm Martin Usteris Lebenskahn während einigen Jahren auf den ruhigen Wogen stillen Glückes dahin. Aber auch der harmlose Alterthümler sollte es erfahren, daß keinem Sterblichen vergönnt sei „mit des Schicksals Mächten einen ewigen Bund zu flechten."

Der erste Schlag war der Verlust der Eltern, welche — um's Jahr 1790 — in rascher Aufeinanderfolge vom Tode ereilt wurden. Nun lag die Last des Handelsgeschäftes auf Usteris dieser Bürde ungewohnten Schultern. Kamen dazu die unruhigen wilden Zeiten der französischen Revolution, welche einem gewiegteren Kaufmann, als unser Martin es war, schwere Sorgen zu verursachen geeignet waren. Die Geschäfte gingen schlecht; mit Schrecken sah sich der Handelsmann wider Willen auf der abschüssigen Bahn zum Ruin. Mit Hülfe guter Freunde und durch angestrengteste Arbeit gelang es ihm eine Katastrophe abzuwenden. Eine Auffrischung des Geschäfts durch eine neue Handelsverbindung führte keine bessern Erfolge herbei. Die vielen nächtlichen Schreibereien zogen ihm das Augenübel zu, von welchem er sich bis zu seinem Ende nicht frei machen konnte. Es wurden nämlich durch eine Entzündung die Muskelbänder seiner Sehorgane so sehr geschwächt, daß sie den Augapfel nicht mehr in der Tiefe der Augenhöhle zurückzuhalten vermochten. Von da die sein Antlitz so sehr entstellenden hervorquellenden Glotzaugen.....

Um's Jahr 1804, da die neu eingegangene Handelsverbindung sich wieder löste, kam Martin Usteri zur feststehenden Ueberzeugung, daß er nicht zum Kaufmann tauge. Mit einer bedeutenden Einbuße zeitlichen Gutes zog er sich gänzlich von den Geschäften zurück, um von da ganz seinen Studien, der Kunst und der Wissenschaft zu leben.

Härter als der Verlust von Glücksgütern traf ihn — im Jahr 1795 — der Tod seines geliebten Bruders Paulus und — 1804 — das Hinscheiden einer jüngern Schwester, die ihm wegen ihrer harmlosen Fröhlichkeit ganz besonders an's Herz gewachsen war.

Ein noch schmerzhafterer Schicksalsschlag war ihm vorbehalten. Sein einziges Kind, Magdalena, begann allmählig zu welken und starb — 1815 — im besten Jugendalter.

All dieß Mißgeschick, all diese Schläge ertrug Usteri mit merkwürdiger Ergebung und Gelassenheit. Er zog sich aus der sorgenvollen Gegenwart zurück in die Romantik früherer Jahrhunderte, die ihn so sehr anmuthete. Fuß- und Bade-Reisen richteten sein von den Streichen des Unglücks unverwundbares Gemüth wieder auf. Martin blieb stets der stillfröhliche Herr mit dem gepuderten Zöpfchen, dem großen Dreimaster und den Schnallenschuhen, gegen jedermann freundlich, gegen jedermann gefällig, stets bereit mit den Frohen froh zu sein."

Werfen wir nun einen Blick auf Usteris öffentliche Thätigkeit als Bürger; und dann auf die Früchte seines unermüdlichen Schaffens als Künstler und als Dichter.

Unser Martin gehörte keiner politischen Partei an. Mit philosophischer Objektivität betrachtete er das Treiben sowohl derer, welche das sich unaufhaltsam drehende Rad der Zeit gern festgenagelt hätten, als jener, welche — sich Patrioten par excellence nennend — ihren Patriotismus durch Unterwerfung des Landes unter unerträgliche Fremdherrschaft und ihre Freiheitsliebe durch Beeinträchtigung der Meinungsfreiheit ihrer Gegner bethätigten. Dennoch konnte er sich als Republikaner dem öffentlichen Dienste nicht entziehen, sondern betrat nach und nach ohne sich hinzuzudrängen, eher gehoben als sich selber hebend, die Sprossen einer hohen Leiter öffentlicher Würden, von denen jede ihre Bürde mit sich brachte.

1799 versah er die Stelle eines helvetischen Obereinnehmers für den Kanton Zürich. Während den wilden Kriegsläufen jener Zeit, da Russen, Oesterreicher und Franzosen sich in und um Zürich auf die Köpfe schlugen, sengten und raubten, rettete er die ihm anvertraute öffentliche Kasse, indem er sie auf einem Karren unter Stroh versteckt in die Frauenmünster Kirche brachte. Als 1802 der helvetische General Andermatt Zürich mit glühenden Kugeln beschoß, verwerthete Usteri seine Fertigkeit als Lustfeuerwerker, indem er seinen Mitbürgern im Kriegslaboratorium Tag und Nacht Patronen machen half. Nach Einführung der Mediationsverfassung wurde er Mitglied des Großen-Raths, 1810 Stadtrath und Stadtseckelmeister, 1815 Mitglied des Kleinen-Raths, Censor, Erziehungsrath, Kirchenvorsteher und gar viel Anderes mehr. Die Rechnungen, welche er als Comptabel auszufertigen hatte, werden als kalligraphische Meisterwerke in den Archiven aufbewahrt.

Die öffentliche Thätigkeit des Schweizers beschränkt sich nicht auf seine Staatsämter. Das freie Vereinsleben, welches vielleicht nirgends in solcher Blüthe steht, wie in unsrem republikanischen Vaterlande, legt dem Bürger kaum weniger Pflichten gemeinnützigen und um so uneigennützigern Wirkens auf, als dieselben freiwillig übernommen und unbezahlt sind.

Martin Usteri war ein eifriges Mitglied der 1787 gestifteten zürcherischen Künstlergesellschaft. Für sie dichtete er 1793 nebst manchem andern sein „Freut euch des Lebens." Mit ihr veranstaltete er 1802 im Sihlwäldchen das ländliche Erinnerungsfest an den Idyllendichter Salomon Geßner. Von 1803 an war er bis zu seinem Lebensende Vorsitzender des Vereins und nicht minder dessen zusammenhaltender Mittelpunkt und schöpferischer Geist. 1805 stieg in ihm zuerst der Gedanke der Gründung einer allgemeinen schweizerischen Künstler-Gesellschaft auf; diese Idee erhielt bald Wirklichkeit und Leben und schon 1806 vereinigte sich der neue Verein unter seinem Vorsitz im gastfreundlichen Zofingen, — ein Kind von solcher Lebensfähigkeit, daß es nach vollen sechzig Jahren mit stets sich gleichbleibender Munterkeit seine Zofingerfeste feiert....

Als selbstausübender Künstler finden wir unsern Martin mehr dem Niedlichen und Zierlichen als dem Kecken und Großartigen zugeneigt. Seine Zeichnungen sind gewöhnlich in kleinem Format, mit großer Schärfe und Sauberkeit ausgeführt und entweder wie mit dem Grabstichel schraffirt oder gleich den Miniaturen des Mittelalters auf's zierlichste in Farben ausgeführt. Dieser Charakter der Niedlichkeit ließ ihn häufig neben dem berühmten deutschen Almanach-Illustrator Chodowiecki stellen. Gleich Hogarth liebte er es einen Gedanken in einer ganzen Reihenfolge von Bildern zu entwickeln und zur Anschauung zu bringen, so z. B. in seiner „Lebensgeschichte des Hrn. Bonifazius Schmalzherzel", welche auf nicht weniger als 46 Blättern die süßliche, schwachmüthige Empfindelei jener Zeit lächerlich macht. Bis zum blutigen Sarkasmus erhob sich sein satyrischer Stift, der Franzosenwirthschaft gegenüber, die sogenannten Befreier brandmarkend, die sich in Wirklichkeit als Blutsauger erwiesen.

In seinen historischen Bildern, deren er — für die zürcherischen „Neujahrsstücke" mehr als hundert entwarf, ist vor Allem seine genaue Kenntniß der Formen des spätern Mittelalters und vorzüglich des 16ten Jahrhunderts zu bewundern. Auch hier hinderte ihn seine Naturanlage sich bis zum heroischen Styl emporzuschwingen. Um so mehr müssen wir seine realistische Treue in der Darstellung der Architektur, der Kleidung und Geräthe anerkennen, eine Frucht der unablässigen Studien der Monumente jener Zeit, gemalter Scheiben, der Holzschnitte in den Chroniken und der Miniaturen in alten Handschriften.

So groß die Bescheidenheit Usteris als ausübenden Künstlers war, so wurde sie durch die Bescheidenheit des Schriftstellers beinahe noch übertroffen. Nicht um dichterische Lorbeeren zu sammeln, nicht um seinem Namen in weitern Kreisen Ruhm zu verschaffen schrieb Usteri seine Lieder, seine Idillen und Erzählungen, sondern zu seiner eigenen Freude und um seinen Nächsten damit Vergnügen zu machen. Es lohne sich nicht der Mühe solche Sachen zu drucken, meinte er. Nur widerstrebend ließ er sich bewegen einige seiner Gedichte und Novellen in den „Alpenrosen" veröffentlichen zu lassen. Von einer selbstständigen Ausgabe seiner poetischen Arbeiten wollte er nichts wissen. Erst nach seinem Tode wurde eine solche von seinem Freunde David Heß aus Zürich veranstaltet.

Die Gedichte Usteris in hochdeutscher Mundart schlagen den etwas matten Ton an, welcher vor der Verjüngung deutscher Poesie durch Göthe und Schiller in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts durch den germanischen Dichterhain flötete. Viel frischer muthen uns die Gedichte in Zürcher Mundart und die Balladen in der ungefähren Sprechweise des 15ten und 16ten Säculums an; hier ist unser Usteri originell und fühlt sich so recht heimisch. Als besonders gelungen nennen wir „Der armen Frow Zwinglin Klag" und „Graf Walraff von Thierstein." — Hieran reihen sich die prosaischen Erzählungen in alterthümlicher Sprache, welche nicht nur durch die pikante Sonderbarkeit des Ausdrucks, sondern nicht minder durch die frische Composition, die gelungene Charakteristik und den heitern Humor uns aussprechen und fesseln. Wir nennen: „Zeit bringt Rosen", — „Der Schatz durch den Schatz", — „Thomann Zurlindens Abentheuer" und mit besonderer Betonung „Der Erggel im Steinhuus". Der hohe Ercker eines alterthümlichen Hauses der Stadt Zürich zeigt an der gewölbten Decke das Wappen der Familie von Meis und ringsherum die Wappen von acht Frauen, der Stammmütter von acht aufeinanderfolgenden Generationen dieses alten Geschlechts. Hieran knüpfte unser Usteri acht Erzählungen im Ton und der Schreibweise des 15ten Jahrhunderts; die letzte derselben war noch nicht vollendet, als der Dichter vor dem Sensenmann die Feder niederlegen mußte. Usteri schrieb den Text in alterthümlichen Lettern auf altes vergilbtes Papier, illustrirte ihn mit den zierlich kolorirten bezüglichen Familienwappen und ließ die Handschrift in die Pergamentschwarte eines alten Meßbuches einbinden, — ein bibliographisches Unicum, welches geeignet ist den Stolz und die Zierde der Bibliothek zu sein, die sich seines Besitzes erfreut. — M. Usteri

war so geschickt alte Manuskripte nicht nur in ihrer Sprachweise sondern auch in ihrer äußern Form nachzuahmen, daß sich bis zur heutigen Zeit Alterthums- und Geschichtsforscher durch solche harmlose Falsen täuschen ließen.

Am bedeutendsten ist unser Dichter in seinen zwei größern Idyllen in Zürchermundart: „De Herr Heiri" und „De Vikari." In der erstern wird mit unübertrefflicher Naturwahrheit und köstlichem Humor das gemüthliche Familienleben in einem wackern Bürgerhause geschildert und das innige gemüthliche Verhältniß einer liebenden Mutter zu ihrem braven, etwas verhätschelten und sehr verliebten Sohne. Die zweite Idylle zeichnet mit gleicher Treue, gleicher Anmuth und gleich heiterer Laune das Leben in einem Pfarrhaus auf dem Lande. Diese beiden Idyllen finden ihre würdige Stelle neben Vossens „Luise" und Göthes „Hermann und Dorothea"; und wenn auch die „züritütschen" Hexameter nicht immer klassisch genannt werden dürfen, so verdienen sie ihrem Dichter dennoch die Ehre gleich nach dem allemannischen Dichter der Wiese und des Karfunkels genannt werden zu dürfen.

Wir müssen den Fleiß des Mannes bewundern, welcher bei der Menge seiner Amts- und Vereinsgeschäfte als Künstler und Schriftsteller noch so produktiv sein konnte. Mit großer Gewissenhaftigkeit hielt er seine Zeit zu Rath. Mit Tagesanbruch stand er auf um zu zeichnen oder zu schreiben. Der größte Theil des Vormittags wurde gewöhnlich von den Sitzungen der Räthe und Kommissionen, deren Mitglied er war, in Anspruch genommen. Kaum hatte er sein einfaches Mittagsmahl verzehrt, so wendete er seinen Stuhl nach der andern Seite — vom Eßtisch zum Arbeitstisch —, denn stets pflegte er im Familienzimmer zu arbeiten und ließ sich durch keinerlei Geräusch zerstreuen oder stören. Dann ging's in die Stadtbibliothek. Abends suchte er seine Erholung im Kreise seiner Freunde.

Seine Gefälligkeit, mit welcher er durch seine Kunst öffentliche und Privatzwecke fördern half, war unerschöpflich. Mit größter Aufopferung seiner Zeit zeichnete er Entwürfe zu Zunftbechern, zu Schaumünzen, zu Zimmerdekorationen, schrieb Diplome und Einladungsschreiben, entwarf den Buchhändlern zierliche Büchertitel und den Kaufleuten seiner Bekanntschaft geschmackvolle Adreßkarten und Wechselformulare. Den Kindern seiner Freunde machte er zierliche Abschriften einzelner seiner Gedichte und niedliche kleine Zeichnungen für ihre Stammbücher......

Usteri war ein großer Kinderfreund. Mit Vorliebe unterhielt er sich mit der Jugend. Als er einst mit der Künstlergesellschaft nach Baden fuhr, sah er ein kleines frohmüthiges Bauernmädchen mit einem großen Blumenstrauß am Wege stehen; er lud es ein mitzufahren, bewirthete es in Baden und entließ es reich beschenkt mit Backwerk für seine Geschwister und einem freundlich ernsten Zuspruch. Ein ander Mal sah er einen halb blödsinnigen armen Knaben lüstern beim Korbe einer Kirschenverkäuferin stehen, und ließ ihm, dessen Mienen und Geberden ihm Spaß gemacht hatten, den Hut mit den heißverlangten Früchten füllen. Von da an war der arme Blödsinnige häufig sein Gast und er widmete ihm manche seiner kostbaren Stunden.

Gutmüthigkeit war eine seiner hervorragenden Charaktereigenschaften. An einem Künstlerfest in Zofingen sang er einmal in fröhlicher Laune ein komisches Schneiderlied; als er nun hörte, daß einer der improvisirten Aufwärter seines Berufs ein Schneidergeselle und nun zum Spott der Kellnerschaft geworden sei, suchte er sich mit dem Beleidigten in ein Gespräch einzulassen und bot Alles auf, ihn die erlittene Kränkung vergessen zu machen.....

Im Jahr 1826 erkrankte Usteri an einer allgemeinen Hautwassersucht. Es wurde ihm eine Luftänderung angerathen. Im Frühling 1827 zog er mit seiner Frau nach Rapperswyl. Aber auch dort verschlimmerte sich sein Zustand, schwanden mehr und mehr seine Lebensgeister.

An einem schönen Sonntag Abend, den 29. Juli, kam der Männerchor von Wald nach Rapperswyl. Unter dem Krankenzimmer Usteris stimmte man in gedämpften Tönen einen Choralgesang an. Aus seinem soporösen Zustand erwachend rief der Kranke: „O wie schön!" — und lauschte lange mit Entzücken den feierlichen Klängen. In gehobener Stimmung nahm er von seiner Frau und seiner Schwester freundlichen Abschied. Dann versank er wieder in seinen Halbschlummer und verschied wenige Stunden später ohne Todeskampf. Sanft wie sein Leben war sein Tod.

In stiller Nacht führte man seine Leiche über den See nach Zürich. Sie wurde auf dem St. Annenfriedhofe neben der einzigen dem Vater längst vorangegangenen zärtlich geliebten Tochter zur Ruhe gelegt.





J. Ulrich von Sprecher.

Jakob Ulrich Sprecher von Bernegg.

Das Dorf Luzein im bündnerischen Prättigau zählt noch heute eine Anzahl stattlicher, zum Theil schloßartiger Gebäude, welche zu Anfang und um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts von eben so vielen Zweigen des angesehenen und zahlreichen Geschlechtes der Sprecher bewohnt wurden. Eines derselben gehörte vor mehr denn hundert Jahren einem alten niederländischen Obersten. Von seinen zwei Söhnen war der ältere ebenso lebenslustig und geistreich als der andere ernst, den Studien und religiöser Betrachtung zugeneigt. Beide traten jung in niederländische Kriegsdienste. Nach einer Reihe von Jahren wurden beide zurückberufen, um sich — der Familientradition gemäß — mit reichen Erbinnen der Familie Sprecher zu vermählen. Der jüngere — Jan — folgte dem Rufe um so lieber, als er dem Militärdienst abgeneigt war und seine auserkorne Braut, eine Nichte des kinderlosen österreichischen Generals Salomon Sprecher, von Herzen liebte.

Das stattliche Paar, der hochgewachsene baumstarke Mann mit den schwarzen Locken und dem jugendlich blühenden Gesicht, dem der Ausdruck sinnigen Ernstes einen doppelten Reiz verlieh; und die majestätische schwarzäugige Davoserin voll Geist, Witz und Anmuth wurden die Eltern Jakob Ulrich Sprechers. Er ward — das vierte von zwölf Geschwistern — den 5. Juli 1765 geboren.

Seine frühesten Jugenderinnerungen mögen sehr heiterer Art gewesen sein. Die Eltern lebten vom Ertrag ihrer Güter und Kapitalien in behaglichem Wohlstand. Vielfach wurde Gastfreundschaft an besuchenden Verwandten und Freunden ausgeübt, wo dann der Gärtner, der auch als Reitknecht den Dienst versah, die Rolle des Kammerlakaien improvisiren mußte; und der treffliche Veltliner- und Jeninserwein keineswegs spärlich flossen. Der ernste Vater war oft in Staatsgeschäften abwesend und die muntere Mutter leitete die Erziehung der Kinder; da geschah es oft, daß man sich auf den Gassen und Plätzen mit der Dorfjugend herumbalgte. Um eilf Uhr freilich mußte man sauber geputzt und frisirt sein, um dem Großohm, einem alten wunderlichen Brigadier in sardinischen Diensten, den Morgenbesuch abzustatten, der die Kleinneffen und Kleinnichten mit Chocolade und Biscuit bewirthete.....

Diese Erziehung mochte wohl dem Vater zu weltlich und frivol erscheinen. Jakob Ulrich wurde — noch nicht acht Jahre alt — nach der Unterrichtsanstalt der herrnhutischen Brüdergemeinde nach Neuwied gebracht....

Das herrnhutische Zerknirschungssystem, die weltverachtende Kopfhängerei und der blinde Gehorsam mochten dem lebhaften Knaben nicht besonders zusagen, welcher als freier Rhätier unter der milden Zucht der Mutter aufgewachsen war. In Neuwied kam es bis zur offenen Auflehnung gegen einen seiner Vorgesetzten. Dieser Umstand mag wohl der Beweggrund gewesen sein, den jungen Sprecher von dort nach andern herrnhutischen Anstalten übersiedeln zu lassen. Von Neuwied kam er nach Nieski; von da nach Barby, wo er bereits so weit herangewachsen und in Kenntnissen vorgeschritten war, um sich auf den Besuch der Universität vorzubereiten. In Barby machte er die nähere Bekanntschaft des späteren berühmten Theologen und Kanzelredners Schleiermacher. Unterdessen war Jakob Ulrichs ernster Vater in seinem vierundvierzigsten Lebensjahr gestorben und hatte seiner Wittwe die Sorge der Erziehung neun unerwachsener Kinder hinterlassen. Der junge Sprecher fand es seinen kindlichen Pflichten angemessen der Mutter die Last möglichst zu erleichtern. Er trat in das Haus des preußischen Ministers von Einsiedel in der Eigenschaft eines Gesellschafters seiner Söhne ein und besuchte dann mit ihnen die Universität Wittenberg, wo er sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften widmete. Von da ging es nach Jena; dort und im nahen Weimar hatte er nicht nur Gelegenheit, die ersten Koriphäen der deutschen Literatur von Angesicht zu Angesicht zu sehen; sondern er machte die nähere persönliche Bekanntschaft unsers großen Geschichtschreibers Johannes Müller und des humanen spätern Erzkanzlers Dalberg, von welchem er Anerbietungen erhielt, in kurmainzischen Staatsdienst zu treten. Das Vaterland zog vor; 1789 kehrte er in seine Heimat zurück.

Jakob Ulrich zählte nun 24 Jahre. Seit er als achtjähriger Knabe das Vaterhaus verlassen, war gar Manches anders geworden. Die Eltern hatten sich von Luzein nach dem rebenbekränzten Jenins übergesiedelt, wo sie ebenfalls Haus und Hof besaßen, — nach Jenins, auf dessen ländlichen Dorfgassen — wie einst in Veronas Straßen die Montechi und Capuletti — die Angehörigen und Anhänger der Salis und Sprecher grimmig aneinander vorbeigingen, Blicke des Zornes und Hasses sich nachsendend.... Seit des Vaters Tod waren schon zehn Jahre verflossen: trotzdem traf er die Mutter noch in Trauerkleidern, welche sie nie mehr ablegte. Die Fröhlichkeit der Jugend war von der stattlichen Davoserin gewichen; bewußter Anstand und unerschütterliche Gelassenheit hatte sie sich dafür angeeignet, eine imponirende Ruhe der äußern Erscheinung, die nur selten durch einen unwillkührlich aufsprühenden Witzfunken unterbrochen ward oder durch ein überwältigendes Zorneslodern, wenn von dem Familienfeinde, dem Geschlechte der Salis, die Rede war.....

Der Sohn erschien der Mutter nicht unwerth. Ein Zeitgenosse schildert ihn mit folgenden Worten: eine imposante Gestalt, hochgewachsen, mit markirten Zügen, durchbohrenden und doch wieder gar freundlichen schwarzen Augen, ernst, lakonisch, schweigsam, überlegt, gelehrt, glücklich in kurzen schlagenden Erwiederungen.... Meist verharrte er in stoischer Ruhe, — um so ungestümer und leidenschaftlicher war sein Aufbrausen und dann war es, als ob Blitze aus seinen Augen schössen. Kinder fürchteten sich gewöhnlich zuerst vor seinem Blicke, doch wußte er sie bald zutraulich zu machen. Den Damen gefiel er. Er kleidete sich einfach aber sauber und sorgfältig. Ohne Stock ging er nie aus, trug ihn aber meist unter dem Arm. Er sprach ein reines Hochdeutsch, doch konnte er nicht umhin im Laufe der Zeit manchen bündnerischen Ausdruck zu adoptiren. Seine Rede war schnell; verstand man ihn nicht gleich, so wurde er ungeduldig. Seinen Geschwistern und Angehörigen war er ein Abgott.... Wir dürfen uns

nicht wundern, wenn eine solche von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Persönlichkeit in der kleinen Republik, die ihr Vaterland war, bald eine große Rolle spielte.

In Bünden standen sich zwei Parteien schroff gegenüber. An der Spitze der einen, welche seit längerer Zeit das Uebergewicht hatte und die Geschicke der Republick lenkte, befand sich die Familie Salis, mächtig, fast allgewaltig durch die Zahl ihrer Mitglieder, durch ihren Reichthum und ihren Einfluß. Zur entgegengesetzten Partei, zur damaligen Opposition hielt sich die Familie Sprecher. Den großen Mächten lag viel daran, einen Einfluß auf das Völkchen auszuüben, in dessen Hut die wichtigsten Alpenpässe standen. Oesterreich stützte sich auf die Salis, Frankreich hielt es folgerichtig mit ihren Gegnern. Beim Ausbruch der französischen Revolution klafften — auch im rhätischen Hochland — die Parteien noch weiter auseinander. Zu den Salis stand nun Alles, was es mit dem Alten und Hergebrachten hielt; zu der französischen Partei dagegen diejenigen, welche sich für die aufglühende Morgenröthe der Freiheit begeisterten. Wohin Jakob Ulrich Sprecher, der nachdenkende, philosophischgebildete, begeisterungsfähige Mann, dessen strenge Hülle eine so intensive Glut verbarg, sich neigen würde, war nicht zweifelhaft, wenn auch seine Familientraditionen ihn nicht schon auf die Seite der Französischgesinnten gedrängt hätten.

Wenige Jahre nach seiner Rückkehr in's Vaterland veranlaßte ein Gewaltakt der Anhänger Oesterreichs in der rhätischen Republik eine politische Katastrophe. Eine nach Constantinopel bestimmte Gesandtschaft des neurepublikanischen und mit dem verbündeten legitimen Europa im Kriege befindlichen Frankreich sollte die bündnerischen Gebirgspässe überschreiten. Die Partei der Salis bemächtigte sich dieser Gesandtschaft und lieferte sie an Oesterreich aus. Gegen diese Verletzung des Völkerrechts erhob sich das ganze Land. Die Schuldigen wurden zur Verantwortung gezogen, nicht nur für diesen Frevel, sondern für manches andere, welches sie im Uebermuth des Machtbesitzes sich erlaubt. Die österreichische Partei war für einige Zeit gestürzt.

Unser Sprecher hatte kurz vorher die öffentliche Laufbahn als Landammann des Gerichtes Castels Luzein betreten. Ihm wurde das Amt eines Untersuchungsrichters gegen die Verletzer des Völkerrechts übertragen. Nicht leidenschaftlich, nicht ungerecht verfuhr er gegen die nun in seine Hand gegebenen Gegner, sondern im Sinne des Friedens und der Beschwichtigung der Gemüther. Solches geschah im Jahr 1794.

Nicht lange nachher wurde ihm eine diplomatische Mission an den Kaiser von Oesterreich übertragen, der sich in Inspruck befand; wenn auch ihr Gegenstand nicht besonders wichtig sein mochte, so ist doch zu erwähnen, daß er sie zur Zufriedenheit seiner Committenten zum Ziele führte.

In diesen Zeiten des Sturms und der Gährung mochte manchem bündnerischen Vaterlandsfreund um die kleine Republik bange sein. Sprecher und einige Gesinnungsgenossen entwarfen den großartigen Plan eines Schutz- und Trutzbündnisses der damaligen alten Republiken, nämlich Rhätiens, der schweizerischen Eidgenossenschaft, Venedigs und Genuas. Das kühne Projekt scheiterte leider schon an der Unmöglichkeit der Versöhnung der Parteien in Bünden. Nicht lange, so brach die junge Republik mit der Jakobinermütze die alten morschen Stäbe, die sich nicht hatten zusammenbinden lassen, einen nach dem andern entzwei.

1797 entriß ein Machtspruch des Generals Bonaparte der rhätischen Republik sein Unterthanenland Veltlin. Nicht ohne Grund schrieb das Volk diesen Verlust der österreichischen Partei zu, welche allzusicher auf die mächtige Unterstützung der Freunde in Wien und der kaiserlichen Armee gezählt hatten. Die Volksgunst wandte sich neuerdings von den Salis ab den Sprecher zu. Jakob Ulrich wurde mit seinen politischen Freunden Gaudenz Planta und Peter von Mont zu Bonaparte erst nach Rastatt und dann nach Paris gesandt, um wenn möglich die Wiedervereinigung der sogenannten italienischen Vogteien zu erwirken. Der Zweck der Mission scheiterte an Bonapartes starrem Willen; derselbe schlug dagegen vor, Rhätien möge sich entweder an die cisalpinische oder die schweizerische Republik anschließen. Ersteres wurde auf das Entschiedenste abgelehnt; in das Projekt einer Vereinigung mit der Schweiz einzutreten, hatten die Abgesandten keine Instruktionen.

Während diesen Unterhandlungen geschah die Invasion der Schweiz durch die französischen Halbbrigaden und die Oktroirung der helvetischen Republik durch das Direktorium in Paris. Der Gegenschlag in Bünden war die Besetzung der rhätischen Thäler durch ein österreichisches Armeekorps und der Sieg der Salis. Die Pariiergesandtschaft wurde zurückberufen; aber Sprecher, dem die Rache seiner Gegner drohte, welche manche ihrer politischen Antagonisten als Gefangene in österreichische Festungen abführen ließen, blieb in der Seinestadt. Das französische Direktorium hörte nicht auf, ihm einen diplomatischen Charakter zuzugestehen. Während dieses längern Aufenthaltes in Paris erzeigte ihm Minister Talleyrand besondere Aufmerksamkeit. In engere freundschaftliche Verhältnisse trat er mit Wilhelm von Humboldt und seiner geistreichen Gattin, mit Schlaberndorf, mit der Familie Recamier. Der Staatsstreich des 18. Brumaire traf ihn noch an der Seine. Er befand sich am Mittagstisch in zahlreicher Gesellschaft von Offizieren, welche ihren Gefühlen über die Usurpation des glücklichen Generals freien Lauf ließen. Einer derselben rief: „Plus on est jongleur, plus on a de succès.“ — Sprecher erwiederte: „N'y a-t-il donc plus de Brutus?“..... Einige Tage später erhielt Sprecher die freundschaftliche Warnung des helvetischen Gesandten Stapfer, künftig seine Zunge besser im Zaum zu halten, denn der erste Konsul sei genau von den Worten unterrichtet, welche an jenem verhängnißvollen Tage an der bewußten Wirthstafel gesprochen worden seien.

Von da an blieb Sprecher noch nahezu ein Jahr in Paris. Er kehrte im Spätherbst 1800 nach der Heimat zurück. Bünden war unterdessen ein integrirender Theil der helvetischen Republik geworden. Diesen Anschluß an den so wenig konsolidirten und unselbstständigen neuen Freistaat hatte der umsichtige Patriot nicht ohne Bedenken begrüßt, aber dann doch eine Abtretung an Oesterreich und Einverleibung mit diesem Kaiserstaat, mit welchem Gedanken das französische Direktorium eine Weile sich getragen, als das unendlich größere Uebel betrachten müssen. Als Landvogt von Maienfeld hatte er 1797 Bünden verlassen, als Mitglied der Verwaltungskammer des helvetischen Kantons Rhätien betrat er es wieder.

Im Jahr 1802 wurde Sprecher zur Würde eines Senators der helvetischen Republik erhoben, bald darauf zum Minister der Justiz und Polizei ernannt. Selbst solche starke Schultern vermochten nicht die morsche Helvetik vor dem Sturze zu bewahren. Wie wenig er sich auf seine hohe Stelle zu gute that, mag der Umstand bezeugen, daß er seiner Mutter niemals davon Nachricht gab. Dieselbe erfuhr es erst nach späten Jahren zufällig durch einen Soldaten, der einst in Bern vor der Thüre des Ministers als Ehrenwache geschildert hatte.

Als nach dem Fall der Helvetik der Vermittler Bonaparte Vertrauensmänner aus allen Kantonen nach Paris berief, um eine neue Verfassung zu berathen, sandte Bünden unsern Sprecher und seinen Freund Florian Planta. Sprecher ward Mitglied des Neunerausschusses, welcher die Mediationsverfassung entwarf und unterschrieb. Napoleon suchte ihn für seine eigenen Dienste zu gewinnen; als ihm dieß nicht gelang, ernannte er ihn zum Präsidenten der Regierungskommission für Graubünden, als welcher er die Mitglieder dieser Behörde selbst zu bezeichnen und mit ihr die neue Verfassung einzuführen hatte. So stand er faktisch an der Spitze seines Heimatkantons.

Bei den sonderbaren an's Anarchische streifenden politischen Anschauungen und Traditionen die damals im Bündnerlande noch in vollster Blüthe standen; — bei den noch immer bestehenden von Generation zu Generation sich forterbenden Familienfeindschaften, — war die Herstellung einer erträglichen Ordnung keineswegs eine leichte Aufgabe. Die erste Sorge nahmen die Civilrechtspflege und die Finanzen in Anspruch. Es wurde ein dem ganzen Kanton gemeinsames Obergericht eingeführt. Die Staatseinnahmen, welche 1803 nicht vielmehr als ungefähr 50,000 Fr. betrugen, wurden ohne direkte oder sonst drückende Steuern allmählig auf das vier- und sechsfache gebracht. — Nicht weniger war Sprecher um das Erziehungswesen besorgt; er half ernstlich mit bei der Gründung einer höheren Lehranstalt für den Kanton. — Ferners wurde eine Revision des Criminal- und Polizeiwesens angebahnt, was in einem Lande, wo es häufig vorkam, daß Vagabunden und Landesfremden um geringfügiger Ursachen wegen der Kopf abgeschlagen wurde, keineswegs von Ueberfluß war. — Auch um die Einführung der Kuhpocken-Impfung machte sich unser Sprecher verdient.....

So wurde die volle Manneskraft des Patrioten in Anspruch genommen, den Heimatkanton während jener Epoche des Friedens und der Ruhe nach stürmischen Tagen, geordneten und gedeihlichen Zuständen entgegen zu führen.

Erst 1812, als er schon 47 Jahre zählte, kam Sprecher dazu sich zu vermählen. Die Lebensgefährtin die er sich wählte, war um volle 21 Jahre jünger als er, gleich seiner Mutter eine Sprecher und eine Davoserin. Eine naturwüchsige gemüthliche Alpentochter, war sie doch keineswegs ungebildet, sondern hatte den Erziehungsschliff, welchen ihr heimatliches Thal nicht bieten konnte, in der bekannten Anstalt zu Montmirail erhalten.

Das an Jahren so verschiedene und dennoch glückliche Ehepaar war mit irdischen Gütern nicht besonders gesegnet. Die junge Davoserin, welche es keineswegs verschmäht hätte in stattlichster Weise an der Seite ihres Gatten durchs Leben zu schreiten, durfte vielleicht nicht so oft in Seide daherrauschen, als ihr heimliches Gelüste es gewünscht hätte. Dafür war ihre Tafel, wenn auch bescheiden, doch für Freunde stets gastlich gedeckt; und dann fehlte nicht irgend ein schmackhafter Landesleckerbissen und in den Gläsern perlte vom eigenen vortrefflichen Jeninsergewächs oder der dem Bündner von Alters her mundende Veltliner. So lebte der Mann in homerischer Einfachheit, dem Vaterlande dienend in seinem väterlichen Hause zu Jenins, bis in spätern Jahren der Staatsdienst ihn nöthigte nach dem Hauptort des Kantons, nach Chur, überzusiedeln.

Von mehr als kantonaler Bedeutung war sein politisches Wirken in den verhängnißvollen Jahren 1814 und 1815. Er besaß das Vertrauen der Diplomaten, denen die Geschicke der Schweiz damals in die Hände gegeben waren. Bei diesen und auf den Tagsatzungen suchte er der Reaktion möglichst entgegen zu wirken, namentlich durch Unterstützung der neuen Kantone gegenüber den Ansprüchen der ehemaligen gnädigen Herren. Es gelang ihm nicht dem Fünfzehnerbund einen freisinnigern Stempel aufzuprägen; dafür verschmähte er, obwohl Tagsatzungsgesandter, demselben seine Unterschrift beizusetzen.

Ihm, dem grundsätzlichen Gegner Oesterreichs, der die Antipathie gegen diesen Staat schon mit der Muttermilch eingesogen hatte, wurde 1814 von Seite der Tagsatzung der Auftrag ertheilt, das durch Schaffhausen reisende Haupt dieses Staates im Namen der Schweiz zu begrüßen. Kein Wunder, daß Kaiser Franz, als ihm die schweizerische Deputation vorgestellt wurde, in seiner naiven österreichischen Sprechweise die Bemerkung machte: „Der lange Schwarze, das ist ein Schlimmer!“.....

Nicht minder stürmisch und gefährlich als in der Schweiz im allgemeinen, war der Uebergang zur Restauration in Bünden. Die unsrem Sprecher feindliche Salis'sche Partei verlangte die Herstellung der Zustände, wie sie vor 1792 gewesen, wo jede Dorfgemeinde eine souveräne Republik für sich bildete. Während die Behörden im Rathhaus beriethen, zogen Haufen von Bauern aus dem Vorderrheinthal und Oberhalbstein nach Chur, um drohend und tobend die Rückkehr zum Alten zu erzwingen. Die junge Bürgerschaft von Chur hatte sich zum Schutz der liberalen Mediationsregierung bewaffnet; es bedurfte nur eines Funkens den blutigen Bürgerkrieg zu entflammen. Der liberale Tscharner beantragte im Rath die Verhaftung des Barons Heinrich von Salis, der an der Spitze der reaktionären Partei stand. Sprecher, um unausweichliches Blutvergießen zu hindern, rieth zur Mäßigung. Der Große Rath gab dem Druck der Bauern nach und beschloß die Wiedereinführung der alten Verfassung. Sprecher, Tscharner, Gaudenz Planta, zubenannt der Bär, verwahrten sich zu Protokoll. In Amtstracht, von einem Weibel begleitet, verließ Sprecher als Standeshaupt das Rathhaus, durch die fanatisirten bewaffneten Bauern sich einen Weg bahnend. Die Aufgeregten wagten es nicht die imposante Senatorengestalt zu beleidigen, sondern öffneten ihr ehrfurchtsvoll eine Gasse.

Im Jahr 1823 übersiedelte sich Sprecher nach Chur. Doch konnte er es nicht unterlassen alljömmerlich ein Paar Wochen aus der gemietheten Stadtwohnung nach den Rebengeländen von Jenins zurückzukehren in das eigene Haus, welches von einer Schwester und zwei Nichten bewohnt wurde. Es mochte dieß der höchste Festtag für das alte und die jungen Mädchen sein, wenn der fast abgöttisch geliebte und verehrte Bruder und Oheim wieder im alten Stammhause einkehrte....

Das Jahr 1830 fand den alternden Herrn noch immer am Staatsruder. Die Reformpartei fand an ihm einen warmen, wenn auch besonnenen und zuweilen zurechtweisenden Freund. Als 1831 die neuenburgischen Liberalen sich gegen die Royalisten erhoben in der Absicht der königlich-preußischen Oberhoheit ein Ende zu machen, wurde Sprecher als eidgenössischer Kommissär in den vom Bürgerkrieg heimgesuchten Kanton gesandt. Er warnte die Republikaner vor einem wiederholten Aufstandsversuch, welcher zu jener Zeit nur mißglücken konnte. Sie achteten seinen klugen Rath nicht, und mußten bald darauf ihre übereilte That als Geschlagene, welche von den siegreichen Gegnern gleich Rebellen behandelt wurden, bitter bereuen. — Schon im Jahr 1833 begannen die Keime aufzugehen, welche anderthalb Jahrzehnte später zum Sonderbund und seiner gewaltsamen Auflösung sich gipfelten. Sieben sogenannte rege

nerirte Kantone garantirten sich außerhalb des Bundes gegenseitig ihre neuerlangten liberalen Institutionen. Diesen gegenüber bildeten die Kantone, die an den alten Anschauungen und Prinzipien der Restauration festhielten, Uri, Schwyz, Unterwalden, Baselstadt, Neuenburg und Wallis, den sogenannten „Sarnerbund". Mit jugendlichem Feuer kämpfte der greise Staatsmann gegen diejenigen sowohl, welche Bünden in den Sarnerbund drängen wollten, als auch gegen jene, die glaubten der Kanton solle dem Siebnerkonkordate beitreten.

Als Kaiser Ferdinand von Oesterreich 1838 sich in Meiland die eiserne Krone aufsetzen ließ, sollte Sprecher als Abgeordneter der Eidgenossenschaft der Krönungsfeier beiwohnen. Er lehnte diesen Ehrenauftrag ab, wohl nicht allein weil seine 73 Jahre schon allzuschwer auf ihm lasteten, sondern gewiß auch weil seine persönlichen und seine traditionellen Familienanschauungen auf dem Gebiete der Politik niemals Oesterreich zugeneigt gewesen waren.

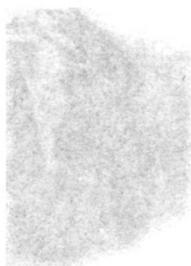
Mit Ingrimm sah der strenge Protestant zu Ende der dreißiger und beim Beginn der vierziger Jahre den wachsenden Einfluß, welchen der Jesuitenorden in manchen schweizerischen Kantonen sich zu erringen wußte. Bei Anlaß der Berufung der Jesuiten nach Schwyz äußerte er sich: „Sollte die Einführung des Ordens in Graubünden versucht werden wollen, ich würde den Antragsteller ehr- und wehrlos erklären helfen."

Sprecher erlebte weder die Gipfelung der bürgerlichen Wirren zur Zeit der Freischaarenzüge und des Sonderbundes, noch ihre Lösung durch die Umgestaltung des Bundes im Jahr 1848. — Er starb im hohen Alter von 76 Jahren den 9. Juli 1841.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die lange Laufbahn des bündnerischen Staatsmannes.

Schon 1789 war er Landammann des Gerichtes Castels-Luzein. Nach dem Sturz der österreichischen Partei 1794 versieht er mit Unpartheilichkeit das Amt eines Untersuchungsrichters gegenüber seinen politischen Gegnern. 1797 finden wir ihn als Gesandten der rhätischen Bünde in Paris, — 1800 als Präsident der helvetischen Verwaltungskammer in Chur, — 1802 als helvetischen Senator und dann als Minister der Justiz und Polizei in Bern. Von 1803 bis 1840 war er beständiges Mitglied der bündnerischen Standeskommission und eilf Mal Landeshaupt; bis gegen sein Ende bekleidete er die Stelle eines Mitgliedes des Obergerichtes. Ungezählte Male vertrat er seinen Heimatkanton an den Tagsatzungen und übte einen maßgebenden Einfluß auf die schweizerischen Angelegenheiten, sowohl 1802 als Mitglied der schweizerischen Consulta in Paris, als auch 1814 und 15 und während der Zeit des Wienerkongresses. Nichts desto weniger verschmähte er es nicht auch der engern Heimat seine Dienste zu leihen: mit Eifer — interessirte er sich um die Angelegenheiten seines Hochgerichtes und war Mitglied der Bezirks- und Gemeindebehörden von Jenins.

Nach dem Erwerb irdischer Glücksgüter war Sprechers Sinn nicht gerichtet. Er starb keineswegs reich. Seinen Charakter nicht minder als seine äußere Erscheinung und die lakonische scharftreffende Kürze seiner öffentlichen Redeweise erinnern uns an die alten römischen Staatsmänner aus der Zeit der Republik. Nur war bei Sprecher die römische Schärfe und Härte gemildert durch den milden christlichen Anhauch der herrnhutischen Brüdergemeinden, in deren Mitte er vom Kinde zum Manne herangewachsen war.





Joh. Caspar Zellweger.

Johann Caspar Zellweger.

Nicht selten treffen wir unter den Handel- und Gewerbtreibenden solche Männer, welchen ihr gelderwerbender Lebensberuf keineswegs das ganze Herz und Gemüth in Anspruch nimmt. Durch ein ideelleres Geistesstreben, durch eine edle Thätigkeit, welche nicht dem eigenen Vortheil, sondern dem Nutzen des Allgemeinen nachstrebt, suchen sie die Lücke in ihrem Innern auszufüllen. Das schönste Beispiel eines solchen für die edleren Güter des Lebens begeisterten und das gemeine Wohl mit allen seinen Kräften fördernden Industriellen gibt uns der appenzellische Handelsherr, Philantrop und Geschichtsforscher Johann Caspar Zellweger.

Wer möchte läugnen, daß die ideale Lebensrichtung neben der kaufmännischen diesem Mann nicht schon im Blute lag? Sein Vater, Landesfähndrich Johannes Zellweger, „der reichste Appenzeller", war, wiewohl Kaufmann, ein Gönner der Wissenschaften, ein Freund vieler hervorragender Gelehrten und Dichter, 1776 Präsident der helvetischen Gesellschaft in Schinznach, die Alles in sich vereinigte, was damals in der Schweiz durch Geist und Gelehrsamkeit und durch Adel der Gesinnung über das gewöhnliche Maaß hervorragte. — Seine Mutter, die Zürcherin Anna Hirzel, war die Tochter des gelehrten Rathsherrn und Schriftstellers Hirzel.

Hans Caspar Zellweger erblickte am 4. Merz 1768 zu Trogen das Licht der Welt. Als Sohn des reichsten und gebildetsten Appenzellers erhielt er eine bessere Erziehung, als die meisten seiner Landsleute dieß- und jenseits der Sitter. Die Landesschulen genügten nicht. Hauslehrer wurden angenommen ihm und seinen Brüdern Unterricht zu ertheilen. Neben dem Französischen und Italienischen, neben Mathematik und Naturgeschichte, Geschichte und Geographie, Schönschreiben, Zeichnen und Singen wurde, obwohl sämmtliche Knaben dem Handelsstande bestimmt waren, auch Lateinisch getrieben und die alten Klassiker gelesen. In seinen ältern Tagen noch freute sich Zellweger dieser klassischen Richtung seines Unterrichts und der Kenntniß der Sprache des alten Rom. Die Lehrmethode des Hauslehrers und Kandidaten der Theologie Graf von Heiden war zwar keine besonders gründliche, aber eine anregende und geistweckende.

Schon im vierzehnten Jahr erhielt der Jüngling seine Admission zum Abendmahl und verreiste dann im September 1782 nach Lyon, wo die Firma Zellweger ein Filialgeschäft besaß und Hans Caspar als Handelslehrling eintrat.

Auf eine sonderbare Art wurde der junge Mensch gegen die Fallstricke der großen Stadt gewappnet von dem alten Buchhalter seines Vaters. Er solle sich vor seinen Kameraden nur nicht als tugendhaft stellen, sondern eher das Gegentheil. Nur nicht schlecht handeln sei die Hauptsache. Und damit der Junge seine Rolle durchführen konnte, theilte ihm der vorsichtige Buchhalter einige anrüchige Geschichtchen zur allfälligen Verwendung mit. Item, es half. Johann Caspar weiß sich keiner größern Sünden während seines Lyoneraufenthalts anzuklagen als „beinahe jeden Morgen fünfzig gebratene Kastanien und oft des Abends ein Pastetchen" genascht zu haben.

Das Haus Zellweger in Lyon trieb Bankgeschäfte und hatte einen großen Verkehr mit Appenzellerleinwand. Hans Caspar zeigte sich so fleißig, intelligent und anstellig, daß schon 1784 dem siebzehnjährigen Jüngling das Hauptbuch und die Prokura durften anvertraut werden. Aber die sitzende Lebensart im dumpfen Comptoir machte ihn beleibt und die Lectüre französischer Enzyklopädisten erzeugte in ihm religiöse Zweifel. Die Folge davon war eine Neigung zur Melancholie, welche auf den Rath des fernen Vaters im Winter durch Bälle, im Sommer durch große sonntägliche Spaziergänge bekämpft wurde. Das beste that eine Fußreise nach der Schweiz und in die appenzellische Heimat, wo der Jüngling — die Wehr an der Seite — zum erstenmal einer Landsgemeinde beiwohnte.

Im Jahr 1786 siedelte der 18jährige Hans Caspar nach Genua über, wo die Firma Zellweger ebenfalls in einem Zweiggeschäft florirte. Tages Arbeit und saure Wochen waren auch hier wieder die Losung und nur des Abends ein klein wenig anständige Zerstreuung in guter Gesellschaft. Dafür brachte er es aber auch so weit, daß er 1790, im vierundzwanzigsten Jahre, die Leitung des Geschäfts als Chef übernehmen konnte. Aus den Ersparnissen des Taschengeldes ward eine Ferienreise nach Haus unternommen, um nach einer Lebensgefährtin sich umzusehen. Wer sucht, der findet! Hans Caspar fand die Tochter des zürcherischen Idyllendichters Salomon Geßner, verlobte sich mit ihr schon auf der Durchreise nach der Heimat, schloß nach kurzem Brautstand den Ehebund und kehrte nach kurzem Besuch im Vaterhaus mit seiner Neuvermählten nach Genua zurück.

Jedem Sterblichen verhüllt sich zuweilen der Sonnenschein des Glücks und am heitersten Himmel ziehen hie und da drohende Gewitter herauf. Nicht nur verursachte die ausgebrochene französische Staatsumwälzung fatale Geschäftsstockungen; nicht nur blokirten die Engländer den Hafen und hinderten die Schiffe der Kaufherren am Ein- und Auslaufen; und bedrohten bald die Oesterreicher, bald die Franzosen die Stadt von der Landseite her; nicht nur fielen selbst im Weichbilde Genuas zuweilen Gefechte und Plünderungen vor und wurde Leben und Eigenthum der Bewohner bedroht: sondern Sorge und Kummer stellte sich im eigenen Familienkreise des jungen Kaufmanns ein. Von sechs Kindern, die nach und nach den häuslichen Kreis vergrößerten, starben zwei weg; ein drittes wurde von den Pocken befallen und litt an zeitweiser Erblindung. Die Hausfrau kränkelte. Ueber Zellweger selber senkte das alte Uebel, die Melancholie, wiederum ihren düstern grauen Schleier. Das waren Tage, von denen er sagen konnte: „sie gefallen mir nicht!"....

Trotz all dem steuerte er sein Schiffchen mit Klugheit und Vorsicht an den meisten drohenden Klippen glücklich vorbei, und wußte kleinere Verluste durch kluge Benutzung der Verhältnisse und Zeitumstände doppelt und dreifach zu ersetzen. So umgab er sein Geschäft mit einem weithinstrahlenden merkantilischen Nimbus und erzielte, den gefährlichen Zeiten zum Trotz, von Jahr zu Jahr glänzendere Inventare.

Endlich zog es den in jungen Jahren schon in hohem Ansehen und Kredit stehenden Schweizerkaufmann aus der wälschen Seestadt nach den grünen heimatlichen Bergen zurück. Mit Kind und Kegel, mit schweren Geldkisten und namhaften

Waarenvorräthen ward die Heimreise im Jahre 1799 angetreten. In Bregenz, wo die Firma ebenfalls eine Filiale besaß, machte er Halt, ließ dort ein vierteljähriges Knäblein taufen, bewirthete als reicher Handelsfürst auf splendide Weise die kaiserlich-österreichische Generalität und hielt endlich — ein ersehnter Mann — seinen Einzug in's Appenzellerland. Denn er brachte, woran das industrielle Ländchen schon seit Monaten harten Mangel litt, — Geld und Garn. „Am andern Morgen," — so erzählt er selbst, — „standen schon um 5 Uhr fünfhundert Mann vor der Thüre meines Vaters um Garn zu kaufen; und obgleich wir das Pfund um einen Gulden wohlfeiler abließen als die Händler in St. Gallen, warf es doch einen schönen Nutzen ab"..... Und nicht minder erwünscht waren dem Vater, der bei der großen Geldnoth zuweilen die Bäcker- und Fleischerrechnungen nicht zu saldiren im Stande gewesen, des Sohnes Gold- und Silberrollen. —

Die Republik weiß ihre Söhne, wo sie sie brauchen kann, bald zu finden. Bevor ein Jahr verflossen, war der kluge, umsichtige und thatkräftige Kaufmann Mitglied des Munizipalrathes des damaligen helvetischen Kantons Sentis; bald darauf ernannte ihn diese Behörde zu ihrem Vice-Präsidenten, welchem die keineswegs angenehme Aufgabe wurde, in seinem Amtsbezirk die Einquartirungen, die Lieferungen an die fremden Armeen und den Steuerbezug anzuordnen. Dieser Versuch scheint unsern Zellweger nicht besonders für den Staatsdienst eingenommen zu haben, da dieß das einzige Staatsamt blieb, welches er je bekleidet hat, — die Ehrenstelle eines eidgenössischen Zollrevisors ausgenommen, die er später — von 1812 bis 1820 versah.

In jenen schlimmen Kriegszeiten war der Handel besonders durch die Grenzsperren gedrückt und darnieder gehalten. Die industriereiche Ostschweiz litt dadurch unsäglichen Schaden. Man mußte sich zu helfen suchen, wie man konnte und mochte. Die französische sowohl, als die österreichische Generalität scheinen damals für klingende Gründe nicht ganz unzugänglich gewesen zu sein. Die Kaufleute schossen im Verhältniß ihres Waarenverkehrs die nöthigen Summen zusammen. Als sich später ein Ueberschuß von einigen tausend Gulden erzeigte, verwandte man denselben zum Ankauf von Linthaktien, die der Eidgenossenschaft geschenkt wurden. Tausend Gulden wurden zurückbehalten, mit denen man den Johann Kuratli aus dem Toggenburg in Berlin und Hamburg zu einem Lehrer der Rettungsanstalt in der Bächteln bilden ließ. Zellweger war Präsident des Komites, welches diese Sachen bethätigte.

Um das Neujahr 1802 starb die Mutter und bald darauf der Vater, das Haupt der Familie und der Handelsfirma; ein Mann von unbefleckter Rechtschaffenheit, ein frommer evangelischer Christ; zuweilen rauh in seinen Worten, aber mild im Grunde seines Herzens; ein unverdrossener Arbeiter von früh bis spät; trotz seines Reichthums sparsam für seine Person, aber freigebig was die Erziehung und Ausstattung seiner Kinder betraf; ein guter Gatte und guter Vater.

Von den drei hinterlassenen Söhnen trat Johannes, der Landesbauherr, aus der Handelsgenossenschaft; Jakob, helvetischer Senator, später Staatsgefangener in Aarburg, dann Landammann, widmete sich mehr den Landesgeschäften. Die ganze Arbeitslast des Handelsgeschäftes ruhte also auf Caspars Schultern. Er nahm seine Entlassung aus dem Munizipalrath. Seine volle Arbeitskraft wiederum dem Handelsgeschäfte zuwendend, war sein rastloses Streben den Glanz der Firma zu erhalten und womöglich noch zu erhöhen. In jene Zeit fällt die Errichtung einer mechanischen Spinnerei in Trogen.

Ein großer Wendepunkt in seinem Leben erfolgte im Jahr 1808. Andauernde Kränklichkeit, welche verstimmend auf sein Gemüth einwirkte; — dann die napoleonische Continentalsperre, die den Handelsverkehr in Fesseln legte, bestimmte ihn zum Austritt aus dem Geschäft, welchem er mit bestem Erfolg sechsundzwanzig Jahre lang seine Jugend- und Manneskraft gewidmet hatte.

Nur wenigen gelingt es in Mitte des Lebensalters eine neue erfolgreiche Laufbahn einzuschlagen. Der appenzellische Handelsherr wagte den Versuch.

Die Wissenschaft und eine praktische Thätigkeit, welche nicht nur den eigenen, sondern den allgemeinen Nutzen fördert, nicht nur den Glanz der Firma, sondern das Wohl der Menschheit anstrebt, dieß waren die Lebensaufgaben, die er sich nun stellte.

Als Hans Caspar Zellweger, vierzig Jahre alt, sich von den Geschäften zurückzog, hatte er zwar schon mehr geleistet, größere Arbeit vollbracht, als manch Anderer in einem ganzen langen Menschenalter. Aber er war noch viel zu jung sich zur Ruhe zu setzen und die Hände in den Schooß zu legen, sein Geist viel zu rührig, als daß er von da an ein beschauliches Mönchsleben oder gar ein blos vegetirendes Pflanzenleben hätte führen mögen. Das Thätigkeitsfeld, welches er sich auserlas, war das Studium der vaterländischen Geschichte.

Ihm verdankt die appenzellische „vaterländische Gesellschaft," die sich hauptsächlich mit Forschungen auf dem Gebiet der Landesgeschichte befaßt, ihre Gründung. Ihm gebührt das Hauptverdienst der Wiederbelebung der „schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft." Keine geringe Zahl historischer Aufsätze und Abhandlungen flossen aus seiner Feder. Auch ein größeres Werk trägt seinen Namen als Verfasser, eine „Geschichte des appenzellischen Volkes," auf eine Urkundensammlung gestützt, für deren Herstellung er weder Mühe noch Geldopfer scheute. Durch diese Arbeiten erwarb er sich in der Gelehrtenrepublik das Prädikat eines „thätigen, gründlichen und unpartheiischen Geschichtsforschers." Als thatsächliche Anerkennung erhielt er 1844 von der Universität Bern das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie.

Mit Achtung und Rührung erfüllt uns dieß ernste Streben und Schaffen des im reifen Mannesalter zu den Gelehrten hinübergegangenen Kaufmannes. Aber noch wichtigere praktische Folgen und allgemeinere Anerkennung des Vaterlandes als die Studien des Geschichtsforschers erhielt das Thun und Wirken des Philantropen. Was Johann Caspar Zellweger leistete, können wir hauptsächlich aus den Annalen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft herauslesen. Dieser Verein, den er zweimal frisch zum Leben erweckte, bei dessen Versammlungen er zu wiederholten Malen den Vorsitz führte, war sein Haupthebel, das schweizerische Volk auf der Bahn des Fortschritts, materiellen und moralischen Glückes vorwärts zu bringen. Die drei Wege, welche er zur Erreichung dieses Zieles für die sichersten hielt, waren: 1. Die Beförderung des Gewerbfleißes; — 2. Der Volksunterricht; — 3. Die Armenpflege.

An den Früchten ist der Baum zu erkennen. Es möge hier eine kurze Aufzählung des Thatsächlichen Platz finden, was der Vater der gemeinnützigen Gesellschaft in allen drei Richtungen nicht nur angestrebt, sondern zu Stande gebracht hat.

Daß der gewiegte und glückliche Kaufmann hauptsächlich auf das industrielle Aufblühen seines engern Vaterlandes günstig einwirken konnte, versteht sich von selbst. Eine „Ge-

schichte der appenzellischen Baumwollenfabrikation von 1798 bis 1825" beweist uns, daß er seine Fachkenntnisse in diesem Zweige der Landesindustrie nicht für sich zu behalten gesonnen war. Eine Reise nach dem Kanton Neuenburg im Nothjahr 1817 brachte Zellweger auf den Gedanken die Spitzenfabrikation in seiner Heimat einzuführen und — auf eigene Kosten — eine „Spitzenschule" zu gründen. Dieser Versuch war nicht von Folge, da die Spitzenklöpplerinnen, sobald die gewohnteren Erwerbszweige wieder in Gang kamen, zu denselben zurückkehrten. Von wichtigerem Einfluß war die Unterstützung, welche er gewissen neuen Erfindungen in der Weberei angedeihen ließ; dadurch erhielt die Fabrikation solche Vervollkommnung, daß dem Lande großer Nutzen erwuchs. Nicht minder vortheilhaft erzeigte sich die Einführung der Tüllweberei in den Kantonen St. Gallen und Appenzell. — Eine von Zeit zu Zeit sich wiederholende Ausstellung fremder Fabrikate, besonders von Pariser Modeartikeln, welche unser Zellweger patronirte, trug nicht wenig dazu bei den Geschmack zu verbessern. Die ausgestellten Dessins wurden mit Glück nachgebildet. Es mag dieser glückliche Griff eine der Hauptursachen der geschmackvollen Vollkommenheit der appenzellischen und St. gallischen Stickarbeiten sein, welche dieselben an den großen Weltausstellungen zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung macht.

So große Stücke Caspar Zellweger auf der Industrie und ihrem Nutzen für den Nationalwohlstand hielt, so war er dennoch kein besonderer Freund des „großen Fabrikwesens", da dasselbe nach seiner Meinung „schlimme Folgen für Religiosität und Sittlichkeit habe." Um so wohlthätiger erschien ihm die häusliche oder, — wie er sich auszudrücken beliebte — patriarchalische Fabrikation, bei welcher die Arbeiter und Arbeiterinnen nicht in großen Räumen zusammengepfercht sind, sondern an ihrem häuslichen Herde bleiben dürfen; und welche der industriellen Bevölkerung erlaubt, nebst der Fabrikarbeit etwas Land- und Gartenbau zu treiben. —

Der Mann, der in fremden Ländern eine blühende Firma geleitet; der aus eigener Erfahrung davon zu erzählen wußte, welchen Schaden Grenzsperren und Verbote dem Handel und Wandel bereiten; der gezwungen gewesen durch große Opfer, per fas et nefas, Schlagbäume zu beseitigen und Verkehrshindernisse zu durchbrechen: — ein solcher Mann war selbstverständlich ein begeisterter Anhänger der Handelsfreiheit. Noch in seinem hohen Alter ein entschiedener Feind der Schutzzölle und des Retorsionssystems, hielt er bis an sein Ende an dem liberalen Prinzipe fest, welchem die Schweiz ihren industriellen Flor zu verdanken hat und durch welches sie allen andern Völkern Europas voranleuchtet.

Nicht weniger wichtig als die Beförderung der Gewerbsthätigkeit, erschien unserm Philantropen die Verbesserung des Volksunterrichts.

Er beschränkte sich nicht darauf, aus seinen reichen Mitteln zu schöpfen, um in seiner Heimatgemeinde Trogen die Schulhausbauten zu unterstützen und die Schulen zu verbessern. Sein Hauptaugenmerk zielte auf die Erziehung der Waisen, der Armen und Verwarlosten. Mit Unwillen hatte er wahrgenommen, daß das von seinem Vater und andern Vorfahren dotirte Waisenhaus zu Trogen seiner Bestimmung und seinem Namen nicht mehr entsprach. Um dem Uebelstand gründlich abzuhelfen, ließ er einen Knaben von versprechenden Anlagen auf eigene Kosten in der Wehrlischule zu Hofwyl zu einem Waisen- und Armenlehrer heranbilden. Als derselbe seiner Aufgabe gewachsen erschien, schenkte Zellweger der zu reorganisirenden Waisenanstalt zwei Gebäude nebst einem Stück Pflanzland. Im Jahr 1824 wurde die Anstalt mit 12 Waisenknaben eröffnet. Dieß der Ursprung der „Schurtanne", welche zum Vor- und Musterbild einer Menge von Armenerziehungsinstituten, sowohl in der Schweiz als im Auslande geworden ist. Die „Schurtanne" wurde das geistige Pflegkind des gemeinnützigen Appenzellers, welchem derselbe Wohlthat auf Wohlthat, Geschenk auf Geschenk zuwendete, so daß die Gesammtsumme, die er bis zu seinem Tode der Anstalt zukommen ließ, nahe an 32,000 Fr. beträgt.

Nicht nur die Erziehung der Armen lag ihm am Herzen. Der Privatunterricht, den er seinen eigenen Kindern ertheilen ließ, war auch den Söhnen und Töchtern anderer Familien zugänglich und erhielt in Folge den Namen der Zellwegerschen Erziehungsanstalt. Damit dieselbe noch reichlichere Früchte bringe, verwandelte er sie im Jahr 1819 in eine Secundarschule, eine Vorschule „für Jünglinge, die sich später zu Gelehrten, Staatsmännern, Kriegern oder einsichtsvollen Berufsmännern vervollkommnen wollten." Es war dieß eine große Wohlthat für seine damals mit Bildungsanstalten nur sehr kärglich bedachte engere Heimat.

Aber auch das weitere Vaterland sollte dem eifrigen Schulfreunde zu Dank verpflichtet sein. In der Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft zu Trogen im Jahr 1835 regte Zellweger den Gedanken der Gründung einer „schweizerischen Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder" an. Die Idee fand Anklang. Es wurde sogleich eine Kommission niedergesetzt, welche die Aufgabe erhielt den Gedanken in's Leben zu rufen. Ihr Präsident wurde Zellweger. — Es wurde zu diesem Zwecke durch Beisteuern einverstandener Menschenfreunde ein Fond gebildet. Johann Kuratli, Seminarzögling in Kreuzlingen, ward zu Berlin und im Hamburger „rauhen Hause" zum schwierigen Beruf herangebildet, einer solchen Erziehungsanstalt verwilderter Kinder vorzustehen.

Im Jahr 1839 wurde endlich in der „Bächtelen" bei Bern die „Rettungsanstalt für Knaben" eröffnet. Unsrem Zellweger gebührt das Verdienst, den ersten Anstoß zur Gründung dieses wohlthätigen Institutes gegeben zu haben. Bis zu seinem Tode interessirte er sich auf das Lebhafteste für die Anstalt und vermachte ihr in seinem Testament ein Legat von tausend Franken.

Noch heute steht die „Bächtelen" in gutem Gedeihen und hat dem Lande manchen guten Bürger erzogen, welcher ohne sie wahrscheinlich zur Plage seiner Mitmenschen geworden und in den Zuchthäusern verkommen wäre. In neuerer Zeit entstand nach dem Vorbild der Schöpfung Zellwegers und aus den Beiträgen werkthätiger Barmherzigkeit für verwahrloste Knaben katholischer Confession eine „katholische Bächtelen" auf dem Sonnenberg bei Luzern. So wuchert nicht nur das Unkraut sondern auch der gute Samen, wenn von glücklicher Hand auf günstigen Boden ausgestreut, zuweilen fort, sich mehrend und wohlthätige Früchte bringend.

Die Armenpflege ist das dritte weite Feld, welches der Philantrop anzubauen sich zur besondern Aufgabe machte.

Als Zellweger seinen Landaufenthalt in Ovada in der Nähe Genuas verließ, wohin er sich während den bürgerlichen Unruhen in der Seestadt zurückgezogen hatte, sammelten sich die Armen des Orts um die bespannten Wagen und riefen:

„Mögen Euere Pferde krepiren! Mögen Euere Kutschen im Kothe stecken bleiben!“ Hatte ihnen der fremde Mann etwas zu Leide gethan, daß sie ihm so fluchten? Nein, er war ihr Wohlthäter gewesen. Es war kein Fluch, sondern der naive Ausdruck des Danks der Leute, die sich in die Abreise des wohlthätigen Fremden nicht zu schicken wußten. Wir wollen uns nicht wundern, daß der in die Heimat Zurückgekehrte auch hier der Armen gedachte. Es soll genügen dieses Verdienst Zellwegers durch einige Thatsachen zu belegen.

In den Nothjahren 1816 und 17 ahmte er das Beispiel seines Vaters nach, welcher während der Theurung von 1770 Waizen aus dem fernen Aegypten hatte kommen lassen, um denselben den hungernden Appenzellern zum kostenden Preise zu verkaufen. Auch er machte Ankäufe auf fernen Märkten. Zugleich richtete er eine Sparsuppenanstalt ein.

Sparsamkeit ist das beste Mittel die Quellen der Armuth zu verstopfen. Im Verein mit seinem Bruder, dem Landammann, gründete er, im Jahr 1821, zu Trogen eine Sparkasse.

Nicht minder gab er den Anstoß zur Errichtung einer Hülfsgesellschaft, die sich 1837 in Trogen constituirte. Dieselbe setzte sich die Aufgabe, die aus dem Waisenhaus der „Schurtanne“ austretenden Zöglinge auf ihrem fernern Lebensgang zu überwachen und zu unterstützen. Die gereichte Hülfe besteht aus theils verzinslichen, theils unverzinslichen Anleihen an die jungen angehenden Handwerker, nicht sowohl an Geld, als an Werkzeug und Arbeitsstoff.

Im Jahr 1822 finden wir unsern Caspar Zellweger nicht minder unter der Zahl der werkthätigen Philhellenen, welche für das um seine Befreiung ringende Volk der Griechen fleißig collektiren, mit eigenen reichen Gaben vorangehend. Ebenso nahm er sich 1826 der wegen ihres Glaubens verfolgten Waldenser in den piemontesischen Thälern an. — Nach den großen Wasserverheerungen in den Kantonen Uri, Tessin und Wallis im Jahr 1835 berief er die lange in Unthätigkeit versunkene schweizerische gemeinnützige Gesellschaft nach Trogen, um hie, wo schnelle und umfangreiche Hülfe Noth that, einen Vereinigungspunkt für diejenigen zu bilden, welche zu helfen den guten Willen hatten. Und siehe, von allen Seiten her rieselten die kleinen Quellen der Liebesgaben und vereinigten sich zu Bächen und aus den Bächen wurde ein stattlicher Strom, in welchen viel von dem Elend sich versenken ließ, welches die schauerliche Katastrophe in den Alpenthälern geschaffen hatte.

So sehen wir unsern Zellweger nicht nur die leichtere Art des Wohlthuens ausüben, welche in Selberspenden besteht, sondern auch jene schwierigere, welche die zugeschnürten Herzen und Geldbeutel anderer zu lösen und zu öffnen sich bemüht.

Im Zellwegerschen Hause in Trogen war die liberalste Gastfreundschaft eine hergebrachte Sitte. Gar Viele gingen da bei dem reichen weitherum bekannten Manne aus und ein und wurden auf das freundlichste beherbergt und bewirthet. Aber in seiner gewohnten Lebensordnung ließ sich der Wirth von seinen Gästen nicht stören. Zur bestimmten Zeit stand er von der Tafel auf, seine Siesta zu halten, wie er es auch that, wo er selber bei Bekannten zu Gaste war. Nach einer Weile kehrte er dann als zuvorkommender Wirth wieder zu der Gesellschaft zurück. —

Der Philantrop war, was nicht stets der Fall, ein zärtlicher Gatte und Vater. Als bejahrter Mann wurde er unter seinen Enkeln noch selber zum fröhlichen, singenden und tanzenden Kinde. Aber der kalte Tod machte sich daran eine Blume nach der andern zu brechen, welche dessen alte Tage hätten schmücken sollen. Im Jahr 1823 starb seine Gattin und treue Gefährtin, die waltende Mutter im Hause, die zwar selber häufig leidend, den Gatten bei seinen körperlichen Beschwerden stets treu besorgt hatte und 33 Jahre lang den Weg des Lebens mit ihm gewandelt war. — Mit neun Kindern war die Ehe gesegnet; alle sanken vor dem Vater in's Grab, mit Ausnahme der jüngsten Tochter, die dem Mann ihrer Wahl nach St. Gallen folgte. So sah sich der alte Mann einsam am späten Lebensabende. Die Waisenkinder der Schurtanne füllten die Plätze, welche die eigenen Kinder leer gelassen; treue Freunde belebten zuweilen als Gäste die öde gewordenen Räume des Zellweger'schen Hauses.... Mit zunehmendem Alter schwanden die Kräfte des Greises; häufige Ohnmachten und leichte Schlaganfälle stellten sich ein; das Augenlicht erblindete. Am 31. Januar 1855 ward der 87jährige Greis von den Plagen dieses Erdenlebens befreit. —

Wir haben einen Mann auf seinem langen Lebensgang begleitet, dessen Beruf es war Glücksgüter zu sammeln und dessen Herz dennoch zu keinem Geldsack geworden. Er möge Vielen als leuchtendes Beispiel dienen. Den Trägern seines Namens hat er nicht nur seinen Reichthum, sondern auch seine Freude am Wohlthun als schönstes Erbe hinterlassen.







Pater Theodosius.

Pater Theodosius Florentini.

„Was Zeitbedürfniß ist, ist Gottes Wille."

Ein Wälscher von Geburt und von Erziehung ein Deutscher; eine überreich ausgestattete Natur, die über alle ihre glänzenden Gaben die unscheinbare Kapuzinerkutte wirft; gestern gebrandmarkt als ein fanatischer Zelot, heute gepriesen als ein aufgeklärter Philantrop; abwechselnd sitzend im Piusverein neben den eifrigsten Wortführern des Ultramontanismus — und in den Versammlungen der gemeinnützigen Gesellschaft an der Seite von Protestanten und Freidenkern; des Morgens umgeben von Klosternonnen, des Abends im Kreise munterer Sangesbrüder; ein Kapuziner der heute Klöster und morgen Fabriken stiftet; ein Bettelmönch der mit Bankdirektoren verkehrt und über Hunderttausende frischweg verfügt, als wären es Heiligenbildchen: — ist dieser Mann nicht für die Mit- und Nachwelt ein psychologisches Räthsel?.... Viele verehrten ihn als einen Heiligen; einige Wenige nannten ihn einen schlauen Heuchler. War er nicht viel eher ein Mensch, reich ausgestattet wie Wenige mit Tugenden, aber auch nicht ohne menschliche Schwächen? —

Ganz hinten in Graubünden, von aller Welt durch hohe Gebirgsketten getrennt, liegt das rhätische Münsterthal. Am meisten Verwandtschaft hat dieß Hochthal mit dem Engadin. Da wie dort gedeiht weder Wein noch Korn noch Obst, sondern bloß die dunkle Tanne und das feine Gras der Alpenwiesen; da wie dort ist die Volkssprache das uralte romanisch; da wie dort wohnt eine Bevölkerung dunkelhaarig und dunkelaugig gleich den Italienern, — ernst, besonnen und standhaft gleich den Deutschen. Die Mehrzahl der Dörfer des Thals sind gleich dem Oberengadin von Protestanten bewohnt; blos die Gemeinde Münster, an der Ausmündung des Thals in das tyrolische Etschland gelegen und seit undenklichen Zeiten unter der frommen Hut eines florirenden Nonnenklosters, blieb katholisch.

Hier, im Dorfe Münster, ward Pater Theodosius, oder — nach seinem weltlichen Namen — Anton Crispin Florentini im Jahr 1808 geboren; hier sog er mit der Muttermilch den klösterlichen Weihrauchduft ein.

Wer in Münster an dem Rham nach Höherem strebt, als Gemsen und Bären zu jagen, und den Beruf nicht in sich fühlt, sein Glück in der Fremde als Zuckerbäcker oder Kaffeewirth zu suchen, dem weist die uralte Uebung den Stand der Clerikers als ehrenvolle Versorgung an. Aus der kleinen Zahl der Bewohner dieser Ortschaft sollen zu allen Zeiten außerordentlich viele Welt- und Ordensgeistliche hervorgegangen sein. Es ist zu vermuthen, daß der kleine Crispin, mit dem aufgeweckten Geiste, als er noch in den ersten Kinderschuhen steckte, schon für den priesterlichen Stand bestimmt war.

Als der Kleine 9 Jahre zählte, schickten ihn die Eltern in die benachbarte tyrolische Dorfschaft Taufers zur Schule, damit er dort deutsch lerne. Tyrol ist nicht berühmt wegen seinen guten Schulen, wohl aber wegen seinem frommen Glauben. Der Knabe stand da keineswegs in großer Gefahr ein Zweifler zu werden. Das Deutsche nahm er gründlich in sein Fleisch und Blut auf; denn im Deutschen sprudelte später seine volksthümliche Beredsamkeit am vollsten. Die Studien wurden im strengkatholischen Botzen fortgesetzt, dann — unter Leitung eines ältern Bruders, der in den Kapuzinerorden getreten war, in Stanz und Baden im Aargau und endlich in der Klosterschule St. Luzi bei Chur.

Im Jahr 1825, nicht mehr als 17 Jahre alt, hatte Crispin Florentini nicht nur das Gymnasium, sondern sogar schon die „Philosophie" absolvirt. Die Philosophie zu St. Luzi war freilich nicht ganz die nämliche Wissenschaft, welche einst Kant und Fichte und später Hegel und Schelling auf deutschen Hochschulen dozirten. Ein naiver Biograph unseres Theodosius aus dem Kapuzinerorden bezeichnet dieselbe als eine „Dienerin der Theologie" besonders nützlich „auf dem Felde der polemischen Dogmatik" — Crispins philosophisches Examen fiel so glänzend aus, daß der damalige Leiter der Schule, Rector Purtscher, dem siebzehnjährigen Jüngling ohne weiters das vakant gewordene philosophische Katheder antrug. Im jungen Manne würden die Keime zu einem Pater Theodosius nicht gelegen sein, würde er zugegriffen haben. Er schlug den Antrag, so verführerisch derselbe für manchen andern gewesen wäre, aus und verließ Chur. Seine Absicht war, die damals in der katholischen Schweiz berühmte Lehranstalt in Solothurn zu besuchen und sich dort zum Weltpriester auszubilden.

Sein Weg führte ihn über Baden im Aargau, in dessen Kapuzinerkloster sein älterer Bruder, Pater Florian, kürzlich gestorben war. Eine stille Stunde brachte er an der Gruft des Bruders zu. Als er sie verließ, hatte er über seine fernere Lebensbahn entschieden. Sein Entschluß stand fest: er wollte Kapuziner werden.

Wer weiß, was während jener entscheidenden Stunde in dem jungen Gemüthe vor sich ging? War ihm vielleicht die Eitelkeit der Welt, die Nichtigkeit und Hohlheit des äußern Erfolges nach seinem glänzenden philosophischen Examen so recht nahe vor die Seele getreten? Oder war es die überwallende Pietät für den gestorbenen Bruder, welche seine Entschlüsse leitete? Oder war es der Drang sich dem Wohl der Mitmenschen im aufopferndsten Gewande zu weihen?.... Ein so reicher Geist, ein so lebhaftes Temperament pflegt in der Jugend zu schwärmen. Nicht der gerade flache bequeme Weg wird gewählt, sondern der schroffe, schmale, beschwerliche. Wenn Priester, warum nicht in der härenen Kutte? Wenn Entsagung, warum nicht in der härtesten Form?

Von Baden aus wanderte der Student nicht in's Collegium nach Solothurn, wie es sein Vorsatz gewesen war, sondern in's Kapuzinerkloster nach Sitten um sein Noviziat anzutreten. Die Zeit der Prüfung ging vorüber, die theologischen Studien wurden absolvirt, aber noch mangelte ihm das kanonische Alter, um zum Priester geweiht zu werden; er zählte erst zwanzig Jahre. Im Jahr 1830 durfte er endlich die Weihen erhalten.

Während den nächstfolgenden zehn Jahren machte sich Crispin Florentini, welcher nun den Klosternamen Theodosius trug, der Welt nicht besonders bemerkbar. Nicht zu zweifeln, daß er nicht schon damals ein beliebter Prediger war; denn seine Beredsamkeit zählte zu den naturwüchsigen, angebornen und nicht zu den angelernten. Daß er an Gelehrsamkeit über den Mittel-

schlag der Brüder des hl. Franziskus emporragte, beweist uns der Umstand, daß er bald nach seiner Priesterweihe das wichtige Amt eines Novizenmeisters, d. h. eines Lehrers und Erziehers des jungen Ordensnachwuchses — zuerst im Kapuzinerkloster zu Solothurn, dann in demjenigen zu Baden im Aargau erhielt.

Das für die Schweiz so verhängnißvoll gewordene Jahr 1841 traf ihn noch in Baden. Es wurde auch für den bisdahin ziemlich obscuren Klostermann ein Schicksalsjahr. —

Der Jahrgang 1842 des Distelikalenders, in welchem der vorjährige verunglückte Freienämteraufstand in bekannter derber Weise vom klosterstürmerischen Standpunkt aus beschrieben und illustrirt ist, enthält unter anderem ein Bild, welches eine Episode des damaligen Bürgerzwists darstellt und die Unterschrift „Pater Theodosius“ trägt. Wir sehen eine Schaar mit Spießen, Morgensternen und Knitteln bewaffnete Landstürmer, durch den tiefen Schnee waten. An ihrer Spitze schreitet die Carrikatur eines Kapuziners, eine dicke Mönchsgestalt mit einem Faunenkopf und struppigem Bart, ein hölzernes Kreuz hochhaltend und die cretinenmäßige Schaar zum Vorangehen anfeuernd.

So wurde damals Pater Theodosius in die weitere Oeffentlichkeit eingeführt; so stellte sich ein sehr großer Theil des Publikums denselben vor. Man hielt ihn für einen fanatischen Zeloten, für eine Parodie des tyrolischen Paters Haspinger, der im Namen der Religion den Bürgerkrieg aufschüre.

Hören wir nun, was er selber in einer kurzen Selbstbiographie von seiner Betheiligung an jenen Ereignissen sagt: „Im Jahr 1841 ward ich in die damaligen Ereignisse gegen „meinen Willen hineingezogen. Ich war stets ein Feind der „Revolutionen. Aber, nachdem sie begonnen hatte, wünschte „ich, daß die Katholiken den Sieg davon tragen und ließ mich „daher bewegen, auf eines Freundes Anfrage hin nachzusehen, „wie es in den untern Theilen des katholischen Aargaus stehe. „Weiteres — etwa direkte Aufmunterung zum Aufstande — „fand nicht statt .....“

Diese Worte und jene Darstellung im Distelikalender sehen einander nicht ähnlicher als das Satyrengesicht im distelischen Bild und die geistreichen, ausdrucksvollen Züge des damals erst dreiunddreißigjährigen Mönchs, der noch in seinem 56 Jahre als ein schöner Mann gelten konnte. Etwas einläßlicher mochte die Betheiligung des damaligen Pater Guardians am Freienämteraufstand dennoch gewesen sein, als er es in jenen Zeilen eingesteht. Denn er fand für gut heimlich aus Baden zu entweichen und eine Zufluchtsstätte in den Urkantonen zu suchen; und wurde der Flüchtige in contumaciam zu vierjähriger Festungsstrafe verurtheilt.

Seine Flucht vor den aargauischen Klosterstürmern muß nicht ohne interessante romantische Episoden gewesen sein, welche er zu guten Stunden und unter guten Freunden mit Humor zu erzählen wußte. Sie ging über Zug und Arth nach jenen Thälern der Urschweiz, wo damals weder die Regierungen noch das Volk vom Zahn des Zeitgeistes angenagt waren und wohin der Arm der aargauischen Justiz noch lange nicht hinreichte. Aber selbst da schien es dem revolutionären Kapuziner nicht ganz geheuer, oder wollte er denen, die ihm ein Asyl gewährten, keine Verlegenheiten bereiten. Er setzte nach kurzem Aufenthalt seinen Stab weiter, nach Frankreich sich wendend.

Wer je während den letzten Jahren der Julimonarchie oder seit dem wiederhergestellten Kaiserthum Frankreich bereiste, der mußte sich wundern über die Menge von geistlichen Personen, insbesondere von Ordensschwestern, deren man auf den Eisenbahnen, auf den Dampfschiffen und in den Postwagen begegnet. Die Klosternonnen, welche anderswo nur sehr wenig Bescheid von den Dingen wissen, die außerhalb ihrer Clausurmauern liegen, erweisen sich dort häufig als gewandte und erfahrene Weltdamen. Das kommt daher, daß sie mit der Welt keineswegs vollständig gebrochen haben, sondern mit derselben in lebhaftem Verkehre stehen; daß ihnen eine andere Thätigkeit vorgeschrieben ist, als hinter dem vergitterten Chor ihrer Klosterkirche zu beten und Litaneien zu singen. Daher auch der große Einfluß, den sie in Frankreich errungen haben und welcher nebst anderm den Jugendunterricht und die Krankenpflege großentheils in ihre Hände legte; — nicht zu untersuchen, ob zum Vortheil oder zum Nachtheil des Landes und Volkes.

Es ist auffällig, daß bald nach seinem Aufenthalt in Frankreich Pater Theodosius begann Schulen zu stiften und Spitäler zu gründen; und daß der von ihm geschaffene geistliche Orden der Kreuzschwestern eine frappante Aehnlichkeit mit den französischen Schulschwestern und geistlichen Krankenpflegerinnen hat. Seit jener Zeit trifft man auch bei uns auf Weg und Steg jene schwarzgekleideten weißumschleierten Frauen, die sich sonst hinter hohen Mauern den Blicken zu verbergen suchten.

Als noch in demselben Jahre eine allgemeine Amnestie über die Betheiligten am aargauischen Klösteraufstand ausgesprochen wurde, kehrte Pater Theodosius wieder nach der Schweiz zurück. Wir finden ihn 1842 im Kapuzinerkloster zu Altdorf.

Der Pater hatte keineswegs aufgehört zur ecclesia militans, zur streitenden Kirche, zu gehören. Aber eine bedeutende Umwandlung mochte während jener Zeit der Verbannung und Sammlung mit ihm vorgegangen sein. Es mochte ihm klar geworden sein, daß die Kirche anderer Waffen bedürfe, als derjenigen, deren sich die Conventualen von Muri und Wettingen bedient hatten, wenn sie siegreich ihr Gebiet erweitern oder auch nur das bisherige unverkümmert erhalten wolle. Es konnte ihm nicht entgangen sein, wie Vieles die meisten protestantischen Länder, in'sbesondere die protestantischen Kantone der Schweiz in Bezug auf Schulbildung und Gewerbsthätigkeit vor den katholischen voraus haben. „Similia similibus,“ wurde sein Wahlspruch, — „die Ketzer muß man mit ihren eigenen Waffen bekämpfen!“ Aber siehe! Aus diesen Vorbereitungen zum polemischen Streite sollten die schönsten Blüthen der Toleranz und des Friedens hervorwachsen .....

Pater Theodosius fand im Hauptort des Kanton Uri den Unterricht der Kinder nicht wenig im Argen liegen. Ohne zum Schulbesuch angehalten zu werden, gleichsam wie das Jungvieh auf den Allmenden, wuchsen damals manche dieser Enkel Tells auf, die Kunst des Lesens und Schreibens als nutzlosen Ballast ihres Lebensschiffleins betrachtend. Sogleich legte der eifrige Kapuziner die Hand an's Werk. Er sammelte die Kinder um sich nach dem Vorbilde des Herrn. Er suchte den Behörden und der Einwohnerschaft in seinen Predigten und in Privatgesprächen den Nutzen der Schulbildung begreiflich zu machen. Er erbot sich selber als unentgeldlicher Lehrer. Von allen Beschwerden des Schulmeisterstandes — besonders an einem Orte, wo selbst die Erwachsenen die rechte Ueberzeugung des Nutzens des Unterrichtes nicht haben — ließ er sich nicht abschrecken und ertrug die Unannehmlichkeiten und Kränkungen, die ihm mehr von den Eltern noch als von den Kindern zu Theil wurden, mit christlicher Ergebung. Je schwerer der Druck dieser Widerwärtigkeiten, um so mehr wuchs die Schnellkraft seines Geistes, welche denselben Widerstand leistete.

Seine Plane beschränkten sich nicht auf den engen Kreis einer Dorfschule; er wollte Größeres erreichen, als was ihm persönlich als Schullehrer zu leisten möglich war. In Frankreich, wo die Volksschule ebenfalls im Argen liegt und vom Staate vernachläßigt wird, hatte er die Thätigkeit und das stets weiter sich ausbreitende Wirken der mit dem Unterricht sich befassenden geistlichen Korporationen gesehen; er hatte gesehen, welchen unberechenbare Zuwachs an Macht und Einfluß die Kirche dadurch gewann. So entstand in ihm der Gedanke der Gründung eines Lehrschwestern-Instituts.

Im Jahr 1845 ward Pater Theodosius von Altdorf nach Chur versetzt, wo den Kapuzinern die pfarramtlichen Verrichtungen für die dortige katholische Gemeinde obliegen. Unter der liberalen Churer Bevölkerung herrschte kein günstiges Vorurtheil für den Betheiligten am Freienämteraufstand; viele hatten den fanatischen Mönch des Distelikalenders nicht vergessen. Da galt es also vor Allem die Gemüther umzustimmen und zu gewinnen. Theodosius begann damit in der uralten Kathedrale, die zugleich als Pfarrkirche dient, einige zeitgemäße auf die Bequemlichkeit der Kirchgänger zielende bauliche Aenderungen vorzunehmen. Ganz vorzüglich diente ihm die Kanzel, wo ihm seine naturwüchsige volksthümliche Beredsamkeit die glänzendsten Triumphe bereitete. Auch hier war die Schule sein besonderes Augenmerk.

Nachdem ihm gelungen die Geister zu seinen Gunsten umzustimmen, begann mit neuen Kräften seine schöpferische organisatorische Thätigkeit.

Hier war es, wo der Bettelmönch zuerst als Industrieller auftrat. Um die vielen müßigen Hände seiner Glaubensgenossen zu beschäftigen, suchte er in die bündnerischen Thalschaften die Weißstickerei und Strohflechterei einzuführen, — er miethete Häuser und richtete sie zu Fabriken ein, wo Seiden- und Baumwollenweberei getrieben wurde; das Congregationshaus in Menzingen, wo er seinen Lehrschwestern ein Mutterhaus gegründet hatte, mußte die geistlichen Werkführerinnen liefern, welchen die Aufgabe ward, die Arbeit und die Arbeiterinnen zu überwachen.

Dieser gewagte Versuch wurde von den skeptischen Churern mit Kopfschütteln aufgenommen. Die behäbige Bischofsstadt, war damals noch nicht dafür reif ein geschäftiger Fabrikort zu werden. Von den 200 Webstühlen, welche Theodosius aufgestellt und in Gang gesetzt hatte, blieben bald gar manche wieder stille stehen. Aber durch dieses theilweise Mißlingen des Unternehmens ließ sich der elastische Geist des Paters keineswegs niederhalten.

Dießmal war es ein Spital, den armen hülfsbedürftigen Kranken aller Länder, aller Glaubenskenntnisse offen, den sein menschenfreundlicher Sinn zu gründen sich vornahm. Es war ein großes Unternehmen, welches aus nichts d. h. aus den Hülfsquellen eines Bettelmönches geschaffen werden sollte. Mit gewohntem keckem freudigem Muthe ging er an's Werk. Um sich seine Krankenpflegerinnen zu bilden, richtete er vorläufig ein altes Gebäude, Planaterra genannt, mit einer beschränkten Anzahl von Krankenbetten ein und beschickte einige barmherzige Schwestern aus Tyrol. Einige dem aufopfernden Beruf sich widmende Mädchen sandte er zur Erlernung der Krankenpflege nach Insbruck. Weil jedoch das alte Planaterra mit seinen baulichen Einrichtungen ungeeignet erschien, legte er den Grundstein zu einem neuen großartigeren Gebäude, welches „Kreuzspital“ heißen sollte. Es fehlte weiter nichts dazu als das — Geld.

Wie hilft sich Pater Theodosius? Er gürtet seine Lenden, ergreift den Wanderstecken und zieht über den Splügen zuerst nach der Lombardei, dann weiter hinunter bis nach Rom und Neapel, an allen Wohnungen der Reichen, an allen Palästen anklopfend und mit beredter Zunge bettelnd für seine armen Kranken aller Nationen, denen er an der großen Weltstraße zwischen Welschland und Deutschland eine Zufluchtsstätte bauen wollte.

Unterdessen waren dem Weiterbau des Krankenhauses keine geringen Schwierigkeiten erwachsen. Dem von Anfang her mit einigem Mißtrauen betrachteten Unternehmen fehlte es an Geld und Kredit; ein Verbot gegen die Fortführung des Baus wurde erwirkt. Die barmherzigen Schwestern in Planaterra wußten sich kaum mehr zu rathen noch zu helfen. Da erschien endlich der Retter in der Noth, der bettelnde Kapuziner mit einem strotzenden Geldsack. Alle Schwierigkeiten hoben sich und im Frühjahr 1853 konnte das neue „Kreuzspital“ bezogen werden. Es fanden sich sogar die Mittel mit demselben ein Pfrund- und Waisenhaus zu verbinden, welche Anstalten sämmtlich unter der Leitung des Gründers standen und durch den von ihm gestifteten Orden der theodosianischen oder Kreuzschwestern besorgt wurden.

Im Jahr 1856 erwarb Pater Theodosius zwei herrschaftliche Güter, ehmalige Besitzungen der Grafen von Travers, mit Namen Paspels und Ortenstein.

Ortenstein sollte zur Bildungsstätte und zum Ausgangspunkt einer Congregation von Lehrbrüdern und Krankenpflegern werden. Zuerst schien das neue Unternehmen einem schönen Gelingen entgegenzugehen. Zahlreiche Aspiranten stellten sich ein. Aber bald mußte Theodosius die Ueberzeugung gewinnen, daß die selbstlose Hingebung, welche er von den Gliedern seiner Congregationen verlangte, unter dem männlichen Geschlechte viel seltener sich finde als unter dem weiblichen. Nachdem er alle Unberufenen und Unbrauchbaren aus der Zahl seiner Alumnen ausgeschieden hatte, blieben so wenige übrig, daß er sich genöthigt sah dieß Unternehmen fallen zu lassen. Ortenstein wurde wieder verkauft, Paspels, mit welcher Domäne er sein Kreuzspital dotirte, zu einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder gemacht.

Seit dem Sonderbundskrieg und der Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz war das halbfertig gebaute Kollegium in Schwyz leer und unbenutzt geblieben. Theodosius fand es für seine Zwecke geeignet. Im Einverständniß mit der Gemeinde Schwyz übernahm er die dem Zerfall entgegengehenden Gebäulichkeiten, reparirte und möblirte sie aus seinen Mitteln und richtete dort eine höhere Lehranstalt ein, welche im katholischen Sinne mit den Unterrichtsanstalten der protestantischen und paritätischen Kantone concurriren sollte. Dieß Unternehmen erforderte die bedeutendsten Summen; aber wie Moses mit seinem Stab aus dem harten Fels frische Wasserquellen fließen ließ, wußte Theodosius aus den härtesten Herzen Goldquellen herauszuschlagen.

Ungefähr zur nämlichen Zeit als in Schwyz das ehemalige Jesuitenkollegium ausgebaut, in Ortenstein die Pflanzschule der Lehrbrüder und Krankenpfleger eingerichtet und Paspels für das Kreuzspital erworben wurde, legte Theodosius den Grundstein zu einem neuen großartigen Mutterhaus seiner Kreuzschwestern zu Ingenbohl am Ausgang des Muotathals. In Ingenbohl residirt die Vorsteherin des Kreuzschwesternordens; dort haben die Kandidatinnen und Novizinnen ihre Prüfungszeit zu verbringen; dort befindet sich zugleich ein

Waisenhaus für Mädchen, welche zwischen ihren Lehrstunden an mechanischen Webstühlen, in einer Druckerei der Anstalt und in einer Buchbinderei beschäftigt werden.....

Wie sollten wir nicht über die Kraft des Mannes staunen, welcher dieß Alles so zu sagen aus Nichts zu Stande brachte. Er that aber noch mehr. Er übernahm unter schwierigen Verhältnissen die ländliche Waisenanstalt Gauglera im Kanton Freiburg und verwendete nicht unbedeutende Geldmittel dafür. — In Oberleitendorf in Böhmen gründete er eine große Wolltuchfabrik, in welcher er Waisenkinder unter Leitung der Kreuzschwestern eine Zufluchtsstätte, Arbeit, Unterricht und Nahrung gewährte. Nicht ohne einen gewissen Stolz wies er gelegentlich auf das solide Wolltuch seiner braunen Kapuzinerkutte, als auf eigenes Fabrikat. — Nicht lange vor seinem Tode setzte er endlich noch in Thal, Kt. St. Gallen, eine Fabrike von Maisstrohpapier in's Werk, welche ebenfalls von Waisenkindern unter Aufsicht der theodosianischen Schwestern betrieben wird....

Wie sich Pater Theodosius bei den Versammlungen des Piusvereins einfand, so besuchte er auch die Zusammenkünfte der „gemeinnützigen Gesellschaft.“ Da verkehrte er mit Protestanten, mit Rationalisten und Freimaurern und half auch diesen ihre humanen Zwecke fördern. Als ihm einst das Bedauern ausgesprochen wurde, daß in einer gewissen Stadt seine Lehrschwestern und Krankenpflegerinnen das Ordenshabit nicht tragen dürften, erwiederte er lächelnd: „Würden sie dann ihre Pflichten besser erfüllen?“ — Sein leitender Grundsatz hieß: „Was Bedürfniß der Zeit ist, ist Gottes Wille.“ — In allen diesen Zügen ist der fanatische Mönch des Distelikalenders nicht zu erkennen. Wenn auch vielleicht die ersten Triebfedern seines Handelns polemischer Natur waren, wenn es auch seine ursprüngliche Absicht gewesen war den Protestantismus und Liberalismus durch ihre eigenen Waffen zu schlagen, so traten doch diese Beweggründe mit der Zeit in den Hintergrund, Platz machend dem edeln Ehrgeiz in großem Maßstabe Nützliches zu schaffen; Raum gebend dem ächt christlichen Triebe recht vielen Menschen Gutes zu thun. —

Theodosius zählte noch nicht viel über 50 Jahre, als sein dunkler Bart sich allmählig zu übersilbern begann. Dessen ungeachtet behielt sein Geist die alte Spannkraft, der Körper schien jede Strapatze und die aufreibende rastlose Thätigkeit ohne weitere sichtliche Erschöpfung zu ertragen. Nebst der Sorge für seine zahlreichen Anstalten und Unternehmungen, die beinahe ganz auf seinen Schultern ruhte, nahmen ihn noch hunderterlei Geschäfte in Anspruch. Wie ein ächter Apostel war er stets auf der Straße. Wo ein außerordentliches Kirchenfest gefeiert wurde, wo sich eine Anzahl gemeinnütziger Männer zusammen fand, war er dabei, bald am Altare celebrirend, bald predigend, bald in Berathungssälen seine gewichtige Stimme abgebend, bald am fröhlichen Banket plötzlich auf die Tafel springend und von dieser wunderlichen Kanzel herunter einem neckenden Scherzredner mehr als das Schuldige in dessen eigener Münze heimzahlend. Oft Alles am nämlichen Tage.

Zwar schüttelten manche seiner Glaubensgenossen von der strengen Observanz das Haupt über den emanzipirten Kapuziner. Aber Theodosius war nun einmal der bedeutendste Mann, der volksthümlichste Redner, der einflußreichste Priester in der katholischen Schweiz.

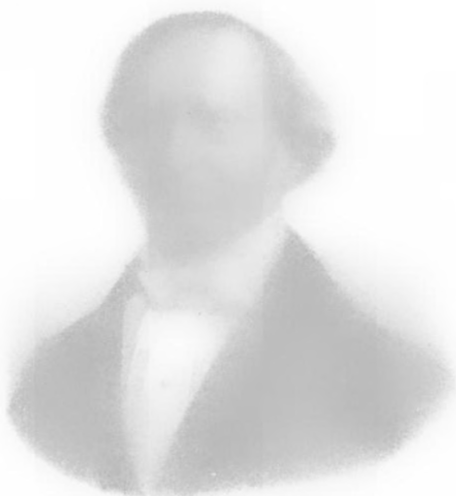
1859 bestieg ein Florentini, ein naher Verwandter unseres Theodosius, den bischöflichen Stuhl des heil. Luzius in Chur. Die Kirchenverfassung gestattet sonst nicht, daß ein Ordensmann und Verwandter der Generalvikar des Bischofs sei; aber Rom weiß zu distinguiren und am geeigneten Orte Dispens zu ertheilen. Schon 1860 erhielt der Kapuziner die Würde eines Generalvikars des Bisthums Chur. Etwa ein Jahr zuvor war er von Schwyz wieder in die Bischofsstadt zurückgekehrt. — Wo er war, machte er es sich zur Aufgabe aus Ruinen neues Leben blühen zu lassen. Er fand den bischöflichen Hof, jenen Theil von Chur, wo die Bischofsresidenz, die Domherrenhäuser und die Kathedrale sich befinden, wüst, unwegsam und öde. Nach eignen Plänen, aus eigenen Mitteln stellte Theodosius eine bequeme Straße her, ebnete und säuberte den grasbewachsenen Platz, zierte ihn mit einem momumentalen öffentlichen Brunnen und ließ den Friedhof, den frühern Tummelplatz der Ziegen und Hühner, mit einem eisernen Gitter umzäunen. Es rührt uns daß dieser Mann noch Zeit und Mittel fand, neben dem Nützlichen auch an das Schöne zu denken und für dasselbe zu wirken. Ganz besonders interessirte er sich für die Einführung der Gasbeleuchtung und hatte seine kindliche Freude daran, als die helle Flamme zum erstenmal im Kapuzinerhospize brannte, — nicht scheuend das Licht selbst im eigenen Kloster.

Im Winter 1864 auf 65 reiste er nach seiner Tuchfabrik in Böhmen; die Geld- und Handelskrisis mochte dem Kapuziner zuweilen ebenso schwere Gedanken machen, als manchem Fabrikanten und Kaufherrn. Bei grimmigster Kälte kehrte er über den Arlberg in die Schweiz zurück. Er fühlte sich müde und abgespannt. „Ich will meine Angelegenheiten bereinigen, dann gehe ich nach Chur, bleibe drei Tage im Kreuzspital und ziehe dann nach dem bischöflichen Hof, dort zu bleiben,“ sagte er zu einem Freund. So sollte es werden, freilich in anderm Sinne.

Am 13. Februar 1865 traf er in Geschäften in Heiden, Appenzell-Außerroden, ein. Abends brachte der Männerchor dieses protestantischen Dorfes dem Pater ein Ständchen. Theodosius setzte sich zu den Sängern und — frölich mit den Fröhlichen — brachte er in ihrer Mitte ein Paar Stunden zu. Des andern Morgens war er schon vor Tag wieder wach. Er wandelt, das Brevier in der Hand, im Hausgang auf und ab. Ein Schwindel erfaßt ihn, er stürzt zusammen, ein Hirnschlag hat ihn getroffen...... Bis zum folgenden Tag lag er bewußtlos auf dem Sterbelager. Am 15. Februar Nachmittags war er eine Leiche. Er wurde nach Chur gebracht. Drei Tage blieb er in der Kapelle des Kreuzspitals ausgestellt; dann senkte man ihn auf dem von ihm umfriedeten Gottesacker des Bischofshofes in's Grab. So ward erfüllt, was er — unbewußt — sich selbst prophezeit hatte.

Plötzlich, wie vom Blitzstrahl getroffen starb der merkwürdige Kapuziner; mitten aus seiner Wirksamkeit wurde er gerissen. Seine Spitäler, Schulen, Fabriken, Waisenhäuser sind seine hinterlassenen Waisen.....

Treu seinem Wahlspruch: „Was Zeitbedürfniß ist, ist Gottes Wille,“ — hat er gelebt und gewirkt. Er kannte nicht jenes neueste Losungswort, welches lautet: „Rom kann sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der neuern Civilisation weder versöhnen noch ausgleichen.“ — Aus ihm hätte ein großer Reformator werden können. —





Landammann Georg Joseph Sidler.

Zug ist der kleinste unter den Kantonen der Eidgenossenschaft aber keineswegs der geringste unter seinen Brüdern. Einem Paradiesgarten gleich liegt das Ländchen an seinem blauen See, beschattet von gewaltigen Obstbäumen, dem Stolz, der Freude und dem Reichthum seiner Bewohner. Aber nicht nur Kirsch- und Birnbäume und süße Kastanien vermag es zu erzeugen, sondern auch urwüchsige Kernnaturen, Republikaner vom reinsten Wasser, wovon uns der Landammann Georg Joseph Sidler Zeugniß gibt.

Sein Vater hatte als Offizier dem König von Frankreich gedient, — eine derbe biedere Soldaten-Natur, angesehen von seinen Mitbürgern, Rathsherr und Ammann, Vogt zu Hüneberg, dann auch während zwei Jahren Vogt im italienischen Maienthal, welchem Unterthanenlande Zug abwechselnd mit seinen Mitständen einen Prokonsul zu senden hatte; — daneben ein großer Jäger vor dem Herrn. Die Mutter, eine geborne Bossard, geistig begabt, streng von Charakter, erzog ihre Kinder, zwei Söhne, in der Furcht des Herrn.

Während die Mutter über Zucht und Gottesfurcht der Söhne wachte, lernten sie vom Vater die Strapatzen der Jagd ertragen. So wurde der heranwachsende Jüngling ein tüchtiger Naturturner, besonders geschickt im Klettern und Schwimmen, wozu ihm der nahe See die beste Gelegenheit bot; daneben ein Thierfreund, der mit Liebe und Geschick Vögel und anderes Wild aufzog und zähmte. Das Erbarmen mit der Creatur ging ihm sein ganzes Leben lang nach. Als er schon Familienvater war, brachte er einst einen Igel nach Hause; erst jetzt bemerkend, daß es eine säugende Mutter sei, trug er das Thier am selbigen späten Abend eine Stunde weit in den Wald zurück, dahin wo er es gefunden hatte. — Den Eltern war nicht besonders daran gelegen aus dem Sohn einen Gelehrten zu machen. Um so anerkennenswerther ist der Fleiß, den der Knabe zeigte, während er die Lateinschule seiner Vaterstadt besuchte. Es geschah, daß er an einem Faschingstag, da die gesammte Knabenwelt sich auf den Gassen tummelte, vom Morgen bis zum Abend sein Zimmer nicht verließ um eine Zeichnungsvorlage zu kopiren. Mit Selbstbewußtsein schrieb er unter die Zeichnung: „Gemacht an der jungen Fastnacht 1796." Diese Altklugheit des vierzehnjährigen Sidler widerstreitet nur scheinbar der Charaktereigenthümlichkeit des Mannes, der mit grauen Haaren noch immer die Begeisterungsfähigkeit und das Feuer eines Jünglings hatte.

Während den Stürmen der französischen Invasion versorgte Vater Sidler seine zwei Söhne im Kloster Mererau am Bodensee. Als die Helvetik sich konstituirt hatte, kehrten sie zurück. Der sechzehnjährige Georg Joseph wurde Sekretär der Verwaltungskammer des Kantons Waldstätten. Der Umgang mit dem französischen Kriegsvolk flößte dem kecken, körpergewandten jungen Manne die Lust ein sich der militärischen Laufbahn zu widmen und als Offizier in die französische Armee einzutreten. Die Mißbilligung der Mutter ließ ihn von diesem Plane abstehen. Statt dessen bezog er im Herbst 1801 die Universität Freiburg im Breisgau. Eine Brustkrankheit unterbrach seine Studien während drei Jahren. 1805 ging er nach Salzburg und bald darauf nach Wien, um dort die Rechtswissenschaft zu studiren. Nebenbei hörte er Kollegien über Mathematik und Astronomie. Mit seinen keineswegs glänzenden Hülfsmitteln wußte er gut zu haushalten, indem er sehr mäßig lebte. Was er sich am Mund absparte, verwendete er für den Theaterbesuch. Auch in der großen Stadt versäumte der Jägerssohn die körperlichen Uebungen nicht. Im Herbst 1808 kehrte er nach absolvirten Studien, 26 Jahre alt, nach Hause zurück.

Werfen wir einen Blick auf den jungen Mann, der nun berufen ist seine bürgerliche Laufbahn zu verfolgen. Sein Gemüth hat eine Richtung nach dem Idealen; sein Wesen ist stets etwas pathetisch; allem Gemeinen ist er Feind und in Gesellschaft leichtfertigen Gesprächen ebenso abhold als dem Kartenspiel. Mit soliden wissenschaftlichen Kenntnissen verbindet er eine hinreißende Beredsamkeit. Er lebt äußerst mäßig, geht früh zu Bett und steht früh auf, wäscht sich, selbst bei strengster Winterszeit, am Brunnen, frühstückt nie. Sein Körper ist kräftig, gewandt und abgehärtet; er ist ein unermüdlicher Fußgänger und im Schwimmen dürfte er es mit einem Leander und Lord Byron aufnehmen; denn es ist ihm nicht zu viel den Zugersee in seiner ganzen Breite zu durchschwimmen. Wir dürfen uns nicht wundern, daß seine Vaterstadt so seltene Gaben und Eigenschaften so bald als möglich für den Dienst des Gemeinwesen in Anspruch nahm.

An des Vaters Stelle trat Sidler 1809 in den Stadt- und Amtsrath und schon 1810 vertrat er seinen Kanton als Tagsatzungsgesandter in Bern. Im darauf folgenden Jahre, als sich die Tagsatzung in Solothurn versammelte, war es, da Sidler zuerst zu seinem eigenen größten Erstaunen eine politische Berühmtheit erlangte.

Die Schweiz hatte damals einen Conflikt mit dem großen weltbeherrschenden Nachbarreich und seinem Kaiser. Der Kanton Tessin war von französischen Truppen besetzt worden und Napoleon schien einige Neigung zu haben, diesen transalpinen Bestandtheil der Eidgenossenschaft zu annexiren. Darüber begreifliche Aufregung an der Tagsatzung. Gleich mehrern Vorrednern berührte auch Sidler diese brennende Frage in seinem „eidgenössischen Gruß". Wir würden den Inhalt seiner Rede heute sehr zahm, sogar devot nennen. Nachdem er eine schmerzliche Empfindung über die Besetzung des Tessins ausgesprochen, fuhr er fort wie folgt: „Wir verlieren aber nicht den Muth „und wanken nicht im unbegrenzten Vertrauen auf seine Majestät, unsern erhabenen Vermittler. Heißer Dank sei ihm! „Gegeben ist es uns, das kaiserliche Wort: Die Schweiz soll „bei ihrer Independenz und Integrität unangetastet bleiben. „So laßt uns denn, getreue liebe Eids- und Bundesgenossen! „getrost und sicher darauf bauen....." Diese sehr loyalen Worte mochte der junge Gesandte von Zug, dessen Aeußerem das burschikose Wesen des Akademikers vielleicht noch anklebte, mit dem ihm eigenthümlichen Pathos und ungewöhnlichem Feuer vorgetragen haben. Napoleons Berichterstatter mochten auch vielleicht der deutschen Sprache nicht besonders mächtig sein und den Sinn von Sidlers Rede aus der lebhaften Gestikulation herauskombinirt haben. Als dann kurz darauf die

schweizerische Gesandtschaft in Paris einer großen Audienz in St. Cloud beiwohnte, fuhr sie der erbitterte Selbstherrscher mit folgenden Worten an: „Man hat sich an der Tagsatzung „mit großer Hitze über den Tessin ausgesprochen. Ein junger „Brausekopf, kaum erst von einer deutschen Hochschule ent„lassen, hat sich gar viel erlaubt, Niemanden, mich selbst nicht „verschont........ Junge Leute, Hitzköpfe könnten die Schweiz „leicht in's Verderben hinein ziehen..... Zuverlässig werde „ich mir nicht vor ganz Europa Reden, wie die geflossenen, „in's Angesicht werfen lassen.....“ — So grollte der allmächtige Jupiter an der Seine und wird sich nicht wenig über die unschuldige Jungfernrede des angehenden Zuger Staatsmannes gewundert haben, welche die erschreckte Tagsatzung ihm in authentischer Abschrift zukommen zu lassen sich beeilte.

So debütirte Sidler als eidgenössischer Staatsmann. Noch mehr jedoch als durch seine Reden war er durch seine Körperkraft das enfant terrible der Tagsatzungen. So hieß es, daß ein allzukräftiger Händedruck ihm das Uebelwollen Talleyrands, des napoleonischen Delegaten bei der Eidgenossenschaft, zugezogen habe. Den österreichischen Gesandten, welcher die ungewöhnliche Muskelstärke der alten Schweizer in Zweifel zu ziehen sich erlaubte, faßte er plötzlich am Hosengürtel und stellte den Verblüfften aufrecht auf den Tisch. Den russischen Gesandten, Baron von Krüdener, der sich in ein Wettschwimmen mit ihm einließ, mußte er selber vor dem Ertrinken retten.

Nicht lange nachdem dem jungen Sidler die nicht ganz verdiente Ehre geworden den Zorn des allgewaltigen Napoleon aufzuregen, verheirathete er sich mit Fräulein Anna Maria Landwing aus Zug. Diese eheliche Verbindung wurde im Jahr 1827 durch den Tod gelöst, nachdem zwei Töchter daraus hervorgegangen waren. Eine warmgefühlte Grabschrift, welche Sidler seiner Gattin setzte, ist uns ein Zeichen der Liebe, mit welcher er an ihr hing.

Von 1810 bis 1833 war Sidler ununterbrochen der Vertreter seines Kantons an den Tagsatzungen, bald als erster bald als zweiter Gesandter. 1815 unterzeichnete er den unter Schmerzen geborenen Bundesvertrag. 1818 bekleidete er zum erstenmal die Würde eines Landammann und von da an während einer langen Reihe von Jahren, so oft nach der zugerischen Verfassung diese Ehrenstelle einem Bürger der Stadt übertragen werden durfte.

Aber obschon nun Sidler der erste Würdenträger in seinem kleinen Vaterlande war; und er auch in weiteren Kreisen, bei den schweizerischen Staatsmännern und den Mitgliedern der Diplomatie in der Schweiz in hohem Ansehen stand: so war seine Häuslichkeit dennoch eine sehr einfache und bescheidene. Etwas Land um sein niederes Dach war ihm Freude und Bedürfniß, und wäre es auch nur so viel gewesen, ein Paar Schafe zu halten. Seine Miniaturlandwirthschaft betrieb er selber. Mußte er auch öfters längere Zeit Haus und Familie verlassen um den Tagsatzungen beizuwohnen, so kam er doch in der Regel jeden Sonnabend heim, — wo es die Entfernung erlaubte, z. B. von Luzern und Zürich aus, zu Fuß. Den Sonntag brachte er bei den Seinigen zu, machte sich dann am Montag schon früh um 2 oder 3 Uhr auf die Füße, um rechtzeitig wieder in der Sitzung zu erscheinen. So lange er Zug bewohnte, ging er nach Sitte der dortigen Bürger jeden Abend sechs Uhr in's Wirthshaus, trank dort unter verständigen Gesprächen seine zwei Schoppen Most und war jedesmal vor 8 Uhr wieder zu Hause. So durfte er in seiner Häuslichkeit gleich dem Römer Cincinnatus als das Musterbild eines ächten Republikaners gelten.

Sidler war kein Mann des scharfen, logischen Verstandes, ebensowenig war er als Staatsmann ein organisatorisches Talent. In ihm waren die hervorragenden Geisteskräfte das Gemüth und die Phantasie; ihm schien die providentielle Aufgabe geworden zu sein beredte feurige Worte zu leihen dem Geiste der Zeit, der in den Lüften schwebte. Ein geistreicher konservativer basler Staatsmann und Publizist sagt von ihm: „Als die Völker der Revolution und der aus ihr hervorge„gangenen Kaiserherrschaft müde waren, hatte der Zugerge„sandte in jugendlichem Muthwillen den übermächtigen Ge„walthaber zu necken sich erlaubt; er hatte bei dem Sturze „der Mediationsverfassung an die Wiederkehr der guten alten „Zeit geglaubt, bis die Weisungen der fremden Mächte seine „Ideale zerstörten; in den zwanziger Jahren hatte er sich der „liberalen Rednerei angeschlossen. Im Jahr 1830 begeisterte „ihn der Ruf: Rechtsgleichheit und Volkssouveränität; bereits „sah seine glühende Phantasie den Stern der Kantonalsouveräni„tät vor der Sonne der Nationalmajestät erbleichen....“ Kein Wunder daß Sidler allen Vorwärtsstrebenden, der ganzen liberalen Parthei in der Schweiz, ganz insbesondere den jugendlichen Geistern, die mehr mit der Phantasie als mit dem Verstande Politik treiben, als ihr Pannerträger erschien und sie ihn zu ihrem Abgott machten.

Als Volksredner schildert ihn unser vorerwähnte Basler Gewährsmann mit folgenden Worten: „Nicht in geschlossenen „Säälen, an freier Landsgemeinde muß man ihn sehen, wie „das Feuer der Begeisterung ihn ergreift, wie sein Auge „flammt, seine Adern anschwellen, seine Muskeln in zitternde „Bewegung gerathen, — muß die Donnerstimme hören, mit „der seine Rede ununterbrochen, kühn, glänzend, bilderreich „dahinströmt, die Gefühle mit sich fortreißt.....“ Wie dürften wir uns wundern, daß dieser Mann zu einer Zeit, wo die Volksrhetorik durch den häufigen Gebrauch noch nicht abgeblaßt war, der populärste Eidgenosse genannt werden durfte? —

Zu Sidlers bedeutungsvollsten Reden gehörte der „eidgenössische Gruß“, welchen er bei der Eröffnung der Tagsatzung des Jahres 1828 sprach. Die meisten schweizerischen Kantonsregierungen schwammen damals in entschieden konservativem Fahrwasser, die größere Zahl der Kantonsverfassungen hatte einen aristokratischen Zuschnitt; von der nämlichen politischen Färbung war auch die große Mehrheit an der Tagsatzung. Da trat der Landammann von Zug in Mitte dieser Perrüken als der feurige Vertreter der neueren freisinnigen Richtung auf, pries den mehr und mehr sich entwickelnden Gemeingeist des schweizerischen Volkes, welchen auch die Tagsatzung zu beachten habe und ermahnte sie dem Volke näher zu treten, indem sie ihre Verhandlungen nicht mehr hinter verschlossenen Thüren halte, sondern mit denselben vor das Forum der Oeffentlichkeit trete. Zwar zog sich Sidler durch dieß Votum, wie einst den Zorn Napoleons, so jetzt eine scharfe Zurechtweisung des solothurnischen Gesandten Schultheiß Peter Glutz-Ruchti zu, welcher im Gegentheil einer Bundescensur der damaligen an und für sich schon ziemlich zahmen Presse gegenüber das Wort redete.—

Aber was Sidler gesprochen, hatte im Volke gezündet. Die liberalen Anschauungen, von oben herab verpönt, fanden unter den Mittelklassen um so mehr begeisterte Anhänger. Alle diese jubelten — offen oder geheim — demjenigen zu, der im Schooße der obersten Behörde ihren Ansichten das Wort geredet hatte. Diese Stimmung fand ihren Ausdruck durch die „helvetische Gesellschaft“, welche eben in Schinznach ihre Jahresversammlung hielt und unsern Sidler zu ihrem Ehrenmitglied und künftigen Präsidenten ernannte.

Dieses Präsidium führte er dann wirklich in Olten im Jahr 1830, einige Monate vor dem Ausbruch der Julirevolution. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er, der an der Tagsatzung als liberaler Volksmann aufgetreten, in dieser Versammlung aufgeklärter Bürger als vermittelnder und beschwichtigender Diplomat sich gerirt habe, indem er der Mediationsperiode die Fortschritte der Schweiz während der Restaurationszeit rühmend entgegen stellte. Wir fragen: Ist es demjenigen, welcher einst durch einige unschuldige Worte den Zorn des Mediators gereizt und dem Vaterlande wider Willen ernste Verlegenheiten bereitet hatte, zu verdenken, wenn er auf die Freiheit, wie sie während der Mediation herrschte, nicht besonders gut zu sprechen war? —

Als Redner an unsern großen Schützenfesten trat Sidler zuerst 1830 in Bern auf, als dieses Fest daselbst mit der Versammlung der Tagherren zusammen traf. Es war dieß unmittelbar vor jenen gleichen heißen Julitagen, an welchen das Pariservolk den Thron Karls des Zehnten über den Haufen warf. Der Toast galt: „Dem Schützen mit heitrem Blick, mit fester Hand, mit Feuer im Rohr und im Herzen für's Vaterland!"

Wir dürfen hier nicht verschweigen, daß der große feurige Volksredner nur selten als Improvisator auftrat und nur dann, wann er sich durch die gehobene Stimmung des Momentes besonders inspirirt fühlte. Sonst gab ihm die Ausarbeitung seiner Reden, da er nicht mit Leichtigkeit arbeitete, viel zu thun und öffentliche Anlässe, wo er vermuthete, er möchte zu einem Toaste genöthigt werden, machten ihm oft zum Voraus Sorge. Als Beleg möge dienen, was er von jenem bernischen Schützenfeste aus an seine Gattin schrieb: Man habe ihn gedrängt das Wort zu ergreifen.... Zwar habe er sich ein klein wenig vorbereitet gehabt, aber noch lange nicht im gehörigen Maaß „Du kannst dir denken, wie einem zu Muthe ist, wenn man zu viel von einem erwartet!"........ Dieser Aengstlichkeit dürfen wir es zuschreiben, daß noch an hundert Reden, welche Sidler bei verschiedenen Anläßen gehalten hat, sich in seinem Nachlasse vorfanden und so dem Verhallen im Winde entzogen wurden. Sie werden spätern Geschichtsforschern werthvolle Dokumente der politischen und Kulturgeschichte der Schweiz während einer merkwürdigen Epoche ihrer Entwickelung sein.

Eine Volksovation wurde dem Choragen der liberalen Schweiz während jenen letzten Tagen der Restauration im Städtchen Murten gebracht. Sidler und einige seiner Freunde unter den Tagherren wurden veranlaßt von Bern aus einen Ausflug nach dem freundlichen Seegelände zu machen, wo einst des stolzen Burgunderherzogs Macht gebrochen worden. Versteht sich, daß das Schlachtfeld besucht wurde. An der Granitsäule, dem einfachen Denkstein des großen Sieges, fand der Zuger Landammann zu seiner Ueberraschung die Inschrift: „Willkommen, Sidler, auf dem alten klassischen Boden!" Der Pfarrer von Murten sprach einen poetischen Gruß, der Sängerverein stimmte Nägelilieder an und die Becher machten fröhlich die Runde. So wurde im Volksmann das liberale Prinzip gefeiert, welches nach wenigen Monaten schon im größten Theil der Schweiz das herrschende werden sollte.

In diesem nämlichen Jahre 1830 hatte sich Sidler zum zweitenmal, mit Fräulein Moos von Zug, verehlicht. Er schrieb ihr von Bern aus, er habe der feierlichen Vertheilung der Schützengaben beigewohnt und sich dabei gedacht, ihm sei doch die beste Gabe geworden, ein liebevolles treues Weib. Und einige Jahre später sagt er in einem von Luzern aus datirten Briefe, daß seine Liebe in naher Seelenähnlichkeit und Seelenverwandtschaft wurzle. Aus dieser Ehe, nicht minder glücklich als die erste, ging ein Sohn hervor.

Sidlers Stern war im Steigen gewesen, so lange die liberalen Prinzipien, die er mit heiligem Eifer verfocht, verfolgt und unterdrückt waren; sobald sie ein entschiedenes Uebergewicht in der Schweiz erhielten, begann dieser Stern zu erblassen.

In der Miniaturrepublik am blauen Zugersee waren die Stöße des großen politischen Erdbebens von 1830 nur sehr wenig fühlbar gewesen. Die damalige Bewegung in der Schweiz ging gegen die Vorrechte der Städtearistokratien. In Zug waren dieselben längst abgeschafft. Während in den meisten Kantonen die Brandung hoch ging, hielt Zug seine „stille Landsgemeinde", an welcher Sidler als Landammann bestätigt wurde. Während die Zeitströmung seine Gesinnungsgenossen überall in die Höhe brachte, konnte sie ihm selber keinen Zuwachs an Einfluß und Ansehen bringen.

Das Jahr 1833 brachte dann auf die allgemeinen schweizerischen Traktanden die Bundesrevision. Sidler wurde ein begeisterter Befürworter derselben. Aber die Mehrzahl seiner Committenten war dießmal anderer Ansicht. Einestheils mochten sie befürchten ihr kleines zugerisches Staatsschiffchen möge von einer neuen Helvetik verschlungen werden, andererseits setzte die Geistlichkeit Himmel und Erde in Bewegung, damit das glaubensreine Ländchen zu keinen Zeiten könne gezwungen werden eine akatholische Kirche oder Schule tragen zu müssen. — An der Frühlingstagsatzung von 1833 durfte Sidler instruktionsgemäß keinen Antheil an den Bundesverfassungsberathungen nehmen. Das Volk von Zug verwarf folgerichtig das Bundesverfassungsprojekt. Am 4. Mai 1834 wählte es statt Sidlers dessen politischen Gegner X. Keiser zum Landammann.

Von da an blieb zwar unser Sidler noch 10 Jahre im Landrath, verlor jedoch von Jahr zu Jahr an Einfluß und sah das Häuflein seiner Getreuen in dieser Behörde mehr und mehr zusammenschmelzen, bis nur noch einige wenige mit ihm stimmten.

Während unser zugerische Demosthenes in seinem engern Vaterland, welches mehr und mehr in ein sonderbündlerisches Fahrwasser gerieth, bei Seite gesetzt wurde, blieb er als eidgenössischer Staatsmann fortwährend in Ehren. 1831 half er die Wirren schlichten, die zwischen der Stadt und Landschaft Basel bis zum Bürgerkrieg geführt hatten. Die Landschäftler fanden an ihm einen warmen Vertheidiger ihrer Rechte. — Als er seinen von ihm abgefallenen Stand an den Tagsatzungen nicht mehr vertreten konnte, ward er 1837 von den in Luzern versammelten Tagherren zum eidgenössischen Zollrevisor ernannt. Nachdem er — nicht ohne innern Kampf — diesen ehrenvollen Ruf angenommen, warf er sich mit Jünglingseifer auf das Studium der Nationalökonomie. Die Arbeiten, die ihm sein neues Amt auferlegte, verrichtete er mit minutiöser Pflichttreue.

Im Jahr 1839 setzte Sidler einen längst vorbereiteten und allmählig zur Reife gekommenen Plan in's Werk: er übersiedelte sich mit seiner Familie nach Zürich. Die im engern Vaterland verscherzte Volksgunst, der Wunsch seinem heranwachsenden Sohne die Vortheile besserer Unterrichtsanstalten zu verschaffen und das Bedürfniß als eidgenössischer Beamteter

in einem der Vororte zu residiren, motiviren genugsam diesen Entschluß. Auch in der größern Stadt mochte er sich seiner ländlichen Liebhabereien nicht ganz entwöhnen. Er erwarb sich ein kleines Landgut mit einem Rebberg und hielt zwei Kühe auf deren Schönheit und Race er einen besondern Werth legte. So trank er seinen eigenen Wein und nährte sich von den Erzeugnissen seiner eigenen Landökonomie.

Die Uebersiedelung nach Zürich hatte unmittelbar nach dem verhängnißvollen Septemberputsch stattgefunden. Es waren also auch hier Sidlers politische Freunde die Geschlagenen. Nach wenigen Jahren schon wendete sich wiederum das Blatt; das schweizerische Athen zählte wieder zu den liberalen Kantonen; die Gemeinde Unterstraß bei Zürich, in deren Bann Sidler angesessen, schenkte ihm 1845 das Bürgerrecht und wählte ihn zu einem Mitglied des zürcherischen Großen-Rathes. Zwar wurde er 1854, zur Zeit der Treichlerschen sozialdemokratischen Agitation bei den Volkswahlen übergangen, aber von der Behörde selbst in indirekter Wahl in ihren Schoos aufgenommen. 1858 wählten ihn wiederum seine frühern Committenten. So blieb er also von 1845 an bis an sein Ende Mitglied der zürcherschen gesetzgebenden Behörde.

Auch in Zürich blieb seine Lebensweise so einfach und nüchtern, wie sie im kleinen Zug gewesen. Als Hausvater befliß er sich einer weisen Sparsamkeit. Noch immer war der Brunnen sein Waschbecken. Noch immer machte er seine Reisen wenn möglich zu Fuß. Sein Falerner war der selbstgekelterte saure Zürcherwein. Nach Tisch unterhielt er sich gerne bei einer Tasse Kaffee mit seinen politischen Freunden, früher im bekannten liberalen Hauptquartier, dem Café litteraire, — später im Café Baur. Zwei seiner Wochenabende waren von zwei Kränzchen in Anspruch genommen, von denen das eine meist aus Professoren der Hochschule, das andere aus zürcherischen Staatsmännern bestand. Die schlimmste Witterung hielt ihn nicht ab diese anregenden geselligen Zusammenkünfte zu besuchen; nur beklagte er sich über das späte Erscheinen und lange Sitzenbleiben der Gäste, da er bis zu seinem Ende zu den Leuten gehörte, die früh aufstehen und folgerichtig das Bedürfniß haben sich frühe zur Ruhe zu legen.

So groß Sidlers Schmerz über den Anschluß seines Heimatkantons an den Sonderbund gewesen, mit um so größerer Freude begrüßte er den Sieg der liberalen Eidgenossenschaft und die Einführung der neuen Bundesverfassung. Es ist zu bemerken, daß bei der Berathung derselben durch eine zürcherische Großraths-Commission Sidler schon damals die politische Gleichstellung der Juden beantragte. Fünfmal erwählte ihn das Zürchervolk unter seine Repräsentanten in dem Nationalrath; fünfmal eröffnete der Jüngling mit grauen Haaren diese Behörde als Alterspräsident.

Obwohl unser Volksmann 1848 schon sechsundsechzig Jahre zählte, so nahm er dennoch an allen neuen Schöpfungen des neuen Bundes den regsten Antheil. Bei Einführung des neuen Geldes war er ein entschiedener Anhänger des französischen Münzfußes; für eine eidgenössische Universität schwärmte er mit jugendlichem Feuer; die Erbauung der schweizerischen Eisenbahnen interessirte ihn lebhaft.

Selbst noch in diesen spätern Jahren mußte er dem Vaterland in einigen schwierigen politischen Missionen seine Dienste leihen. In den Jahren 1848 und 49, als auf den lombardischen Ebenen die eisernen Würfel fielen und das Schwert Italiens an dem alten Schädel Radezki's in Splitter ging, war Sidler eidgenössischer Kommissär in Tessin; 1851 in der gleichen Eigenschaft in Genf; 1855 aus Anlaß des Kapuzinerconfliktes in Mailand. Wenn Offenheit, Aufrichtigkeit und Vertrauen die besten Rüstungsstücke des republikanischen Diplomaten sind, an welchen die Finten und Kniffe der politischen Schlauköpfe abprallen, so hat der Bundesrath nach Tessin und Genf den rechten Mann gesendet.....

Im Frühling 1861 machte Sidler einen Besuch in Zug und von da — wie gewohnt zu Fuß — einige Ausflüge in die Berge. Nach Zürich zurückgekehrt befiel ihn eine Lungenentzündung, welche Krankheit schon zweimal — während seiner Studienzeit — sein Leben bedroht hatte. Dießmal vermochte der 79 jährige Greis nicht mehr zu widerstehen. Er erlag den 27. Mai 1861. Sein Grabstein steht auf dem katholischen Kirchhof in Zürich. Unter seinem Relief-Bildniß sind die horazischen Verse eingegraben:

Justum ac tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.





J. J. Wehrli

Johann Jakob Wehrli.

Langes mühseliges Ringen, späte Erfolge, Sonnenblicke des Ruhms und der Volksgunst, Verkanntwerden und sich selbst Ueberleben — dieß ist das Loos der Besten unter uns; diesen Besten ist doch ein schöner Lohn beschieden: das Bewußtsein einer treu erfüllten Lebensaufgabe. Jenes Loos und dieser Lohn wurden auch dem Vater Wehrli in reichem Maaß zu Theil.

Joh. Jakob Wehrli war aus dem Dorfe Eschikofen im Thurgau gebürtig. Sein Großvater war von Beruf ein Dachdecker; sein Vater vom 17ten Jahre an Schulmeister in seinem Heimatort, seinem Lebensberuf mit großer Hingebung zugethan, ernst, streng gegen sich und andere; die Mutter eine fleißige und sparsame Hausfrau. Fleiß und Sparsamkeit ließen sich in dem bescheidenen Haushalte nicht entbehren; denn die Lehrerbesoldung belief sich während langen Jahren auf nicht mehr als 22, dann später auf 30 Gulden jährlich. Der Webstuhl im Keller und ein klein Stückchen Land mußten helfen der heranwachsenden Schulmeisterfamilie die dringendsten Bedürfnisse zu verschaffen. Nichts destoweniger erscholl unter dem niedrigen Dache nicht selten ein munterer vierstimmiger Hausgesang, wozu der beiden Schwestern helle Kinderstimmen und des Vaters Baß mithalfen, begleitet von des Schulmeisters Violine.

Wehrli erblickte das Licht der Welt 1790. Bis zum 15ten Altersjahr besuchte er des Vaters Schule. Dem elterlichen Einfluß gerne nachgebend, entschied er sich des Vaters Laufbahn zu folgen und Schulmeister zu werden. Damals wußte man im Thurgau noch nichts von Lehrerseminarien; gleich den Schustern und Schneidern ging einer beim andern in die Lehre. Wehrli sollte sich besser auf seinen Beruf vorbereiten; der Vater schickte ihn täglich nach dem 1½ Stunden entfernten Frauenfeld in die Stadtschule, wo Herr Präzeptor Gubler unter Beihülfe verschiedener Schlagwaffen der lernbegierigen Jugend Unterricht ertheilte.

Im Herbst 1807 ward von der Landesregierung ein Fortbildungskurs für Landschullehrer angeordnet, an welchem Wehrli mit Freuden und nicht ohne Nutzen Theil nahm.

Beim Großvater hatte Wehrli das Schindelmachen und Dachdecken erlernt. Als der Schulamtskandidat in die Ferien kam, war starke Nachfrage nach dieser Arbeit, da der alte Mann indeß gestorben. Wehrli entsprach der Aufforderung und er fühlte sich bald auf den Dächern so heimisch, daß er den Entschluß faßte den Lehrberuf aufzugeben und seinen luftigen Lebenspfad auf den Dachfirsten zu verfolgen. Er fand jedoch beim Vater keineswegs die gehoffte Beistimmung, der sich im Sohne gerne einen Nachfolger erzogen hätte. Die Mutter träumte gar von einem künftigen Pfarrer.

Unterdessen verrichtete Wehrli freudig auf schwindelnder Höhe seine Arbeit. Da stieg eines Morgens der Vater die Leiter hinan und überbrachte dem Sohn ein amtliches Schreiben vom hohen Kantonsschulrathe, in welchem dem jungen Manne die Stelle eines Schulvikars im kleinen Dorfe Leutenegg übertragen wurde. Erst mochte er nichts davon wissen. Aber der Vater stellte ihm vor, daß es — nach genossenem Unterricht im Fortbildungskurs — seine Schuldigkeit sei, mindestens einige Zeit lang sich dem Schuldienste zu widmen. Diese Bemerkung verfehlte ihre Wirkung auf das lebhafte Pflichtgefühl des jungen Mannes keineswegs; schon nach wenigen Tagen ging er nach seinem neuen Posten ab.

Wehrli nannte später diese Schulvikariatsstelle im Dörfchen Leutenegg, die er im Spätherbst 1808 antrat, die erste der vier Stufen seiner pädagogischen Laufbahn. Mit positiven Kenntnissen war er nur nothdürftig dazu ausgestattet. Es bestanden seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse meist nur aus einer Anzahl Gedächtnißverse aus Brokes „musikalischen Vergnügen".

Nicht viel anders war es mit seinen übrigen Studien. Aber er besaß einen mächtigen Trieb sich zu belehren, große Ausdauer im Lernen und einen in seinem liebevollen menschenfreundlichen Gemüthe wurzelnden pädagogischen Instinkt.

Seine Schule, aus 17 Kindern bestehend, gewann er täglich lieber, obschon es ihm keineswegs an Unannehmlichkeiten mangelte. So zog z. B. ein angesehener Bauersmann seine Knaben aus der Schule zurück, weil sie beim Gesangunterricht nach Zahlen statt nach ut re mi singen mußten. Mit einer diplomatischen Gewandtheit, welche man dem jungen Schulmeister kaum hätte zutrauen dürfen besiegte er des musikalischen Bauers Bedenken und gewann sich denselben zum Freund. Dagegen verscherzte er die Gunst des gestrengen Pfarrherrn, weil er am Schulexamen den 52. Psalm singen ließ, beginnend: „Wie thust du dich, Tyrann, verlassen . . .", was vom Herr Pfarrer als eine persönliche Anspielung aufgenommen und empfunden wurde.

Im folgenden Sommer wurde der Vater Wehrli von seiner Kantonsregierung nach Hofwyl geschickt, wo Herr von Fellenberg einen Fortbildungskurs für schweizerische Schullehrer eingerichtet hatte. Mit Eifer und Freude folgte der ältere Mann dem Unterricht, konnte aber dennoch nicht umhin gelegentlich dem Hrn. von Fellenberg zu bemerken, er fühle sich schon zu sehr bei Jahren und zu wenig gebildet, um seine Bestrebungen richtig aufzufassen, sein Sohn würde viel eher am Platze sein. „Sendet ihn her", erwiederte Fellenberg. Dieß war ein Schicksalswort für Wehrlis künftige Laufbahn.

Im Herbst 1809 ging Wehrli zum zweitenmal nach Leutenegg, um dort Winterschule zu halten; mit frischem Muth und größerer Zuversicht machte er sich dießmal an seine Aufgabe. Unversehens kam mit dem Frühling die Examenzeit; zugleich traf ein Brief des Hrn. von Fellenberg ein: „Wehrli, Sohn, solle sobald möglich sich nach Hofwyl verfügen." Zu welcher Bestimmung war dieser Aufforderung nicht beigefügt.

Den 27. Merz 1810 wurde die Reise nach Hofwyl angetreten. Schweren Herzens und unter Thränen verließ der junge Mann das väterliche Dach, unter welchem er sich im Kreise der Seinen so wohl befunden hatte. Unterwegs lief er Gefahr napoleonischen Zwangswerbern in's Garn zu gerathen, kam jedoch am Abend des 3ten Reisetags glücklich in Hofwyl an und wurde von Hrn. v. Fellenberg freundlich empfangen.

Während den ersten Wochen hatte Wehrli keine andere Aufgabe, als Hofwyl, die große landwirthschaftliche Musteranstalt, kennen zu lernen, gelegentlich an Fellenberg Bericht zu erstatten und nach Belieben den Unterrichtsstunden der Erziehungsinstitute beizuwohnen. Als er einigermaßen heimisch geworden, wurden etwa zwei Dutzend Taglöhnerkinder zusammen getrommelt und Wehrli als Lehrer und Arbeitsanleiter an ihre Spitze gestellt. Fellenberg beobachtete genau des jungen Schullehrers Benehmen. Eines Morgens klopfte er ihm freudig auf die Schulter, sprechend: „Es geht, mein Freund, nun wollen wir die Armenschule beginnen!" – Das Wort war heraus. Fellenberg hatte sich die Aufgabe gestellt, der Welt zu zeigen, daß die Armen – durch Arbeit zum Fleiß erzogen — statt zur Plage der Gesellschaft zu nützlichen Bürgern werden könnten.

Zu diesem Zweck hatte er den jungen Wehrli aus dem Thurgau kommen lassen; derselbe sollte sein Armenlehrer werden.

Die Taglöhnerkinder, an denen Wehrli sein Probstück gemacht hatte, wurden entlassen und aus den verschiedensten Theilen der Schweiz arme verwarloste Knaben beschickt, erst nur wenige, dann eine größere Zahl, und der Obhut des jungen Thurgauers übergeben. Diese Anstalt, welche zuerst den uneigentlichen Namen „Industrieschule" erhielt, dann aber in der ganzen civilisirten Welt unter dem Namen „Wehrlischule" bekannt wurde, erhielt keineswegs eine glänzende Ausstattung. Durch Umbau des bisherigen Speisezimmers der Taglöhner wurde eine Wohn- und eine Schlafstube eingerichtet. Die Schlafstellen waren höchst einfach aber reinlich; die Kleidung der Zöglinge bestand im Sommer aus ungebleichtem Zwilch, im Winter aus Halblein; zur Sommerszeit gingen sie barfuß und zu jeder Jahreszeit ohne Kopfbedeckung, zur Nahrung erhielten sie Suppe, Gemüse, Kartoffeln, Brod und Milch, nur des Sonntags Fleisch und niemals Wein. In dieser Schule sollte der förmliche Unterricht Nebensache, die Arbeit Hauptsache sein; — zur guten Jahreszeit Landarbeit, während des Winters und bei Regenwetter irgend eine einfache ländliche Industrie, z. B. das Flechten von Strohmatten. Dem Lehrer war die schwere Aufgabe gestellt während der Arbeit Geist und Gemüth der Knaben heranzubilden. Der eigentliche Unterricht sollte ihnen Erholung sein; während etwa zwei Stunden täglich — nach Tisch und zur Feierabendzeit, — sollte ihnen das Lesen, Schreiben, Zeichnen, Rechnen, Singen, etwas Sprachlehre, Geometrie, Naturlehre, vaterländische Geschichte und Geographie beigebracht werden; ebenso durften sie des Religionsunterrichtes nicht entbehren.

Ein Glücksfall ist's zu nennen, daß Fellenberg einen Wehrli fand, dieses schwierige Problem zu lösen. Wehrli wurde für seine Zöglinge zugleich Vater und Mutter, Lehrer, Vorarbeiter und Gespiele. Während der Arbeit im einfachen Gespräch brachte er ihnen die manigfachsten Begriffe und Kenntnisse bei; die Unterrichtsstunden machte er ihnen zu freudig ersehnten Erholungsstunden. So gedieh die Armenschule in mehr als gehofftem Maße.

Wie alles Ungewohnte und Neue, so wurde auch dieser junge Zweig der Hofwyler Erziehungsanstalten zum Gegenstand boshaften Klatsches. Weil die Zöglinge den ganzen Tag auf Fellenbergs ausgedehnten Gütern arbeiteten, hieß es bald, man wolle durch die Armenkinder Knechte und Taglöhner entbehrlich machen und sich an ihnen bereichern. Kein Wunder, daß Fellenberg sich eine Gelegenheit zu verschaffen strebte, all diesen Klatsch öffentlich Lügen zu strafen und seine Anstalten im allgemeinen, die Armenschule aber in'sbesondere, vor dem Publikum in's rechte Licht zu stellen.

Er veranstaltete im Juni 1810, während die Tagsatzung in Bern versammelt war, im benachbarten Hofwyl ein landwirthschaftliches Fest. Ueber 3000 Einladungskarten wurden ausgegeben. Der „Landammann der Schweiz" (Präsident der Tagsatzung) viele Tagsatzungsgesandte, die diplomatischen Repräsentanten Frankreichs, Preußens, Baierns und Oesterreichs erschienen. Fellenberg produzirte denselben seine Erziehungs-Institute, zum Schluß auch Wehrli mit seinen Armenknaben. Preisvertheilung, Musik, Gesang, Versuche mit neuen landwirthschaftlichen Maschinen, endlich Bankett der Eingeladenen und festliche Bewirthung aller Knechte, Mägde, Handwerker, Taglöhner der Anstalt füllten die Stunden.

Nach Wehrlis eigener Aussage erfüllte dieß 1te Hofwylerfest seinen Zweck nicht; der nüchternverständige Sinn der Berner läßt sich nicht leicht durch Gepränge imponiren. „Der größte Theil der Zuschauer", – schrieb Wehrli an seinen Vater, — „ging ganz unzufrieden und mißvergnügt weg. . . . . es sei eine Geschichte, die in den Kalender gehöre . . . . da habe wieder einmal ein Narr viele zu Narren gemacht."

Fellenbergs ausharrender Sinn ließ sich hiedurch keineswegs abschrecken. Schon im folgenden Jahre benutzte er eine Zusammenkunft der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu einer Schaustellung seiner Armenschule. Die Anwesenden — eine große Zahl angesehener Personen — versammelte sich im Freien in einem Wäldchen, da wurde Wehrli mit seinen Zöglingen — welche sich Hände und Füße gewaschen und reine Zwilchkleider angezogen hatten, herbeigerufen. „Da handelte ich", – erzählt Wehrli — „mit ihnen dergestalt, als wenn mir niemand zusähe . . . . Zuerst nahm ich das Trockne des Unterrichts vor, Lesen, Kopfrechnen ꝛc., Alles kurz und so schnell wie möglich, damit die Aufmerksamkeit der Zuhörer erhalten, ihre Neugierde gereizt und befriedigt werde; dann gings zur Prüfung der Kenntnisse von den Pflanzen, Erden, Steinen; hernach zur Musik; endlich zu Militärübungen und zur Gymnastik. . . ."

Hierauf hielt Fellenberg eine Anrede, zuerst an die Knaben, dann sich an ihren Lehrer wendend: „Wehrli, du hast einen schweren, mühevollen, Tag und Nacht mit Sorgen beladenen Beruf, das weiß Niemand besser als ich und du. Aber ohne dich wäre ich auch noch nicht auf der Stufe, auf der ich jetzt bin, — ja ohne dich wäre meine Industrieschule kaum noch zu Stande gekommen . . . ." So stellte Fellenberg seine Anstalten in's Licht, aber mit ihnen auch seinen bescheidenen, anspruchlosen, unscheinbaren Gehülfen. Der junge thurgauische Schulmeister und seine Leistungen als Armenlehrer wurden in jenen Jahren den bedeutendsten Gelehrten, Staatsmännern und Philantropen Europas und Amerikas bekannt, und erhielten deren Anerkennung. Rengger berichtete über ihn an die schweizerische Tagsatzung, Graf Ville Vielle an die französische Regierung, Capodistria an seinen Kaiser und der Genfer Pictet an die gesammte gebildete Welt. Die „Wehrlischule" erschien Vielen als die Panacee gegen den Pauperismus und die Proletariergefahr, welche schon damals wie heute von scharfsichtigen oder ängstlichen Gemüthern als graue dränende Gespenster von ferne herankommend erblickt wurden.

Betrachten wir nun etwas näher die Lebensstellung unseres Wehrli in Hofwyl.

Er war seinen Zöglingen, den Wehrliknaben, in allen Punkten gleichgestellt. Er schlief mit ihnen und aß mit ihnen. Er durfte sie weder bei Tag noch bei Nacht verlassen. Gleich ihnen erhielt er sein Essen aus der Gesindeküche und

nur des Sonntags Fleisch. Gleich ihnen war er des Sommers in Zwillich, des Winters in Halblein gekleidet. Gleich ihnen mußte er von früh bis spät auf dem Felde arbeiten. Eine der gewöhnlichsten Landarbeiten der „Wehrliknaben" war das Ausreuten des Unkrauts auf den ausgedehnten Feldern, das „Jäten". Er klagt im Jahr 1811 „Besonders ist das Jäten, welches oft Tagelang die einzige einseitige Beschäftigung ist, gar nicht geeignet den Fleiß zu fördern. Ich selbst finde die schwerste Arbeit nicht so schwer und mühselig wie das Jäten, besonders wenn man der Saat halber nicht dazu knieen darf, sondern gebückt die Arbeit verrichten muß..." Noch im Jahr 1821 als sein Name schon in jedes Pädagogen Mund war, klagt er: „O ich habe so über neun Jahre in Hofwyl gebuckelt und gejätet, daß ich jetzt vollkommen satt bin." Und selbst noch im Jahre 1823 ist das Jäten seine Plage....

Ein hartes Leben, eine niedere Stellung für einen Mann von Wehrli's Verdienst und Ruf! Doch müssen wir fragen: wäre Wehrli Wehrli gewesen, wenn er nicht mit seinen Buben Tage und Wochen lang gejätet hätte? Würde er solch heilsamen Einfluß auf sie ausgeübt, ihre Liebe, ihr Vertrauen in solchem Maße erworben haben, hätte er nicht mit ihnen als ein Gleicher unter Gleichen gelebt? — Dieß eben hat Wehrli zum großen Jugend- und Armenerzieher gemacht, daß er die Demuth und Selbstverläugnung besaß, zehn oder zwölf seiner schönsten Lebensjahre zu buckeln und zu jäten....

Ohne die Wehrlischule wäre Hofwyl nie zum Ruhme gelangt, die erste Erziehungsanstalt der Welt zu sein; und ohne Wehrli keine Wehrlischule. Und dennoch war das Verhältniß Wehrlis zu Fellenberg stets das eines Dienenden zu seinem Herren. Er selbst zählte sich zu den „Dienstleuten". Dürfen wir uns darüber wundern wenn wir einerseits den imponirenden stolzen Bernerpatrizier mit den reichen Mitteln und dem Anflug von Despotenlaune betrachten, anderseits den unansehnlichen demüthigen bescheidenen thurgauischen Schullehrerssohn. Fellenbergs Theil war der energische Wille, die stählerne Thatkraft, Wehrlis Theil die demüthige Selbstverläugnung und liebende Hingebung. Einer ergänzte den andern.

Trotz aller Demuth und Hingebung fühlte Wehrli dennoch zuweilen sein Joch. Im Jahre 1821 schreibt er dem Vater er fühle sich in Hofwyl zu sehr als Knecht, als daß er nicht wünschen sollte mit der Zeit unabhängig, frei und selbständig leben zu können. Nichts destoweniger schlug er im nämlichen Jahre die Stelle eines Erziehers im Waisenhause zu Basel aus, ebenso das Anerbieten einer einträglichen Stelle an Pestalozzi's Institut in Yverdon und noch manche andere Offerten. Denn „wenn mir diese imposante Gestalt" — so sagt er in seiner begonnenen Selbstbiographie — „auf die Schulter klopfte und freundlich fragte: wie geht's mein Freund? wenn er ebenso wohlwollend mit den Zöglingen sprach, so ward mein Muth wieder ganz beflügelt, ich gewann wieder neues Vertrauen zu ihm und zu mir..."

Unterdessen entwickelten sich die Erziehungsanstalten Hofwyls mehr und mehr, so auch die Wehrlischule. Sie wurde zugleich zu einer Bildungsanstalt für Armenlehrer. Wehrli erhielt dadurch brauchbare Gehülfen. Fellenberg konnte selbst daran denken ihm einen neuen weitern Wirkungskreis anzuweisen. Dieser Wirkungskreis sollte eine sogenannte Mittelschule sein, ein Institut zur Erziehung der Söhne des Mittelstandes.

Die Mittelschule wurde 1828 eröffnet, unserm Wehrli einige Hauptfächer an derselben übertragen, doch behielt er die obere Leitung der Armenschule. Nun durfte er nicht mehr „buckeln und jäten", das Zwillichkleid wurde mit einem städtischeren Anzug vertauscht und er speiste von nun an mit den Mittelschülern, an deren Tisch Frau von Fellenberg den Vorsitz führte.

Dieß war die dritte Stufe von Wehrlis pädagogischer Laufbahn.

Wehrli's Eltern im Thurgau drüben waren gestorben, die Knaben in der Armenschule getreuen Händen anvertraut. Sein liebebedürftiges Herz fühlte eine Lücke; Heirathsgedanken, lange zurückgedrängt, machten sich mit erneuerter Kraft geltend. Seine Wahl fiel auf eine kräftige Oberländerin, Anna Schlunegger von Grindelwald, die Wittwe eines früh verstorbenen Schullehrers, wohl befähigt ihn in seinem pädagogischen Wirken kräftig zu unterstützen.

Rastlos Neues schaffend oder Fallengelassenes wieder aufgreifend hatte Fellenberg nach der folgewichtigen politischen Katastrophe von 1830 die Schullehrerbildung wieder an die Hand genommen. Um unbemittelten Lehrern die Theilnahme an den Normal- und Fortbildungskursen zu erleichtern, war ihnen gestattet als Entgeld für ihre Verköstigung sich als Taglöhner bei den landwirthschaftlichen Arbeiten zu bethätigen. Die Unterrichtszeit wurde deßhalb auf die frühen Morgenstunden und auf den Feierabend verlegt, wie bei der Armenschule. Dabei kam die Grundansicht Fellenbergs wieder zur Geltung, daß die Volksschule und Volksbildung auf landwirthschaftlichem Boden aufgebaut werden müsse. Hier war unser Wehrli wiederum in seinem eigentlichen Element.

Trotz der zu leistenden Taglöhnerarbeit war der Zudrang zu den Normal- und Fortbildungskursen ein großer und zwar nicht nur aus dem Kanton Bern, sondern auch aus andern Theilen der Schweiz. Unter den Zöglingen befanden sich einige Thurgauer. Das Lob der Lehrweise Wehrlis, welches sie nach Hause brachten, mochte wohl die nächste Veranlassung sein, daß demselben die Leitung des 1833 in Kreuzlingen gegründeten thurgauischen Lehrerseminars angeboten wurde.

Da Wehrli des Glaubens war, daß Fellenberg und dessen Erziehungsanstalten seiner nun nicht mehr bedürftig seien, sondern auf der einmal eingeschlagenen Bahn vorangehen würden, nahm er den Antrag an. Der Schulmeisterzank, der unterdessen zwischen den Anhängern Fellenbergs und des bernischen Seminardirektors Langhans ausbrach, mochte dem Friedfertigen den fernern Aufenthalt in Hofwyl entleiden. Fellenberg selbst, so ungern er den getreuen Gehülfen scheiden sah, drängte nicht mehr zum Bleiben. Wehrli hatte für Hofwyl Alles geleistet, was in seinen Kräften stand.

Im September 1833 verließ er den Ort, wo er 23 Jahre lang gelebt und gewirkt, entbehrt und „gejätet" hatte — nicht nur das Unkraut aus den Feldern Fellenbergs, sondern das Unkraut aus den verwahrlosten Gemüthern der Knaben der Wehrlischule; — Hofwyl, welches er als ein unbedeutender Schulvikar betreten, verließ er nun als europäische Berühmtheit, ausgestattet mit einem kleinen durch Sparsamkeit und Entbehrung erworbenen allmählig zusammen gelegten Vermögen und begleitet von einer treuen Gattin und einem kleinen Mädchen, welches ihm dieselbe geschenkt.

Als Wehrli seinen neuen Wirkungskreis in Kreuzlingen antrat, zählte er sein 43tes Jahr.

Das Lehrerseminar sollte in einem dem Kloster Kreuzlingen gehörenden am Ufer des Bodensees gelegenen kleinen Schloßgebäude seinen Sitz haben. Wie trostlos öde und leer fand

der Ankömmling seinen neuen Aufenthalt im Vergleich mit dem so belebten, blühenden und reich ausgestatteten Hofwyl! Nicht einmal ein Stuhl war vorhanden, die müden Glieder auszuruhen. — Aber Wehrli hatte in der Armenschule des Lebens Ueberfluß zu entbehren und mit Wenigem sich zu behelfen gelernt.

Als einmal die Zöglinge sich einfanden, ging man gleich daran das vernachläßigte Schlößchen gründlich umzuwandeln; auch hier sollte ja die Arbeit als erstes Erziehungsmittel gelten und mit etwas Arbeit und freundlicher Beihülfe der Conventualen von Kreuzlingen und anderer Nachbarn ward die Wüstenei bald in ein kleines Paradies umgeschaffen. Ehe das erste Jahr vorbei, fühlte man sich heimisch und glücklich.

Wehrli ging von seinen in Hofwyl bewährt gefundenen pädagogischen Grundsätzen auch in Kreuzlingen nicht ab. Erziehung durch Arbeit, Ausbildung des Charakters galt ihm mehr als der Unterricht „durch Bücher und Dinte". Der Garten erschien ihm wichtiger als die Schulstube, denn — „wie der junge Lehrer den Kohl pflanzt, die Bohnen legt und mit Stützen versieht, wie er die Gartenbeete ordnet, ziert, benutzt; so handelt er einst in der Schule und in seinem eigenen häuslichen Leben ...."

Der Landbau blieb ihm eine Herzenssache; hatte er ja den Boden der ihn nährte, viele Jahre lang mit seinem Schweiß gedüngt. 1835 half er im Verein mit einigen rationellen Landwirthen eine landwirthschaftliche Gesellschaft gründen. Nicht minder geschah es auf sein Drängen hin, daß 1839 neben und in Verbindung mit dem Seminar in Kreuzlingen eine landwirthschaftliche Knabenschule errichtet und derselben ein nicht unbedeutendes Areal zur Bewirthschaftung überwiesen wurde. — Ebenso groß war sein Antheil an der Gründung einer Armenerziehungsanstalt in Bernrain (Kt. Thurgau), welcher ein älterer Zögling Wehrli's als Hausvater vorgesetzt ward. Der Höhepunkt der Anerkennung seiner Erziehungs-Methode fand der Volkspädagoge am großen landwirthschaftlichen Fest, welches im Herbst 1846 zu Bürgeln gefeiert wurde. Geehrt und glücklich in seinem heimischen Wirkungskreise lehnte er den höchst ehrenvollen Auftrag der dänischen Regierung, die dortigen Lehrerseminarien zu reorganisiren, ab.

Nachdem 1850 das Seminar in die weiten Räumlichkeiten des in Folge des Sonderbundskriegs aufgehobenen Klosters Kreuzlingen verlegt worden und Wehrli den Höhepunkt seiner äußerlichen Lebensstellung erreicht hatte, da begann — für ihn ganz unerwartet — eine im Stillen vorbereitete gehäßige Opposition gegen seine Methode und Persönlichkeit laut zu werden. Im Rechenschaftsbericht des Erziehungsraths von 1852 lesen wir: „Die Seminarschule wurde von der Aufsichtskommission sorgfältig inspizirt und ihr Bericht sprach sich einfach und bestimmt dahin aus, daß diese Schule keineswegs als eine Musterschule für die praktische Bildung der Seminaristen gelten könne." — Es wurde der Wehrlischen Methode vorgeworfen, daß über der Sorge für Charakter und Gemüth die Verstandesbildung vernachläßigt werde. An der Spitze der Gegner stand der bekannte Schulmann Dr. Scherr. In einer Lehrerversammlung, welche Wehrli präsidirte, kam der Sturm zum Ausbruch; unter den heftigsten Gegnern standen nicht wenige von seinen eigenen Schülern. Ein zweiter Angriff folgte von einer andern Seite her. Im erbitterten Streite der Primarschule gegen Errichtung einer höhern thurgauischen Lehranstalt suchte er vermittelnd einzuwirken. Die Lehrerschaft, welche sich durch die Kantonsschule in ihren materiellen Interessen verletzt sah, spottete: Der Seminardirektor sitze im Warmen, aber mit seinem ora et labora vertröste er die Schullehrer auf den Himmel und lasse sie auf Erden verhungern.

Als Dr. Scherr bald darauf an die Spitze der thurgauischen Erziehungsbehörde gestellt wurde, fand Wehrli, daß es an der Zeit sei vom Schauplatz abzutreten. Er gab seine Entlassung und schied, nach zwanzigjährigem Wirken, aus dem Kreuzlingerseminar, dessen Gründer er gewesen.

Wehrlis Lebensabend war gekommen. Er zählte 63 Jahre; seine Gesundheit war erschüttert. Einen Ruf als Direktor des bernischen Lehrerseminars in Münchenbuchsee mußte er ablehnen. Sein Tochtermann Moosherr bot ihm auf dem Landgute Guggenbühl — eine Stunde von Kreuzlingen — ein Asyl. Dort mochte er seine letzten Lebenstage in Ruhe schließen.

Aber „die Jungen lehren" war sein Lebenselement. Etwa 20 Kreuzlingerzöglinge, die nicht dem Kanton Thurgau angehörten, folgten ihm. Auch in Guggenbühl sollte die Landwirthschaft ein Haupterziehungsmittel werden, um zurückgebliebene Entwicklung des Geistes und Körpers zu fördern, moralische und physische Gebrechen zu heilen. Die neue Wehrlischule sollte eine Rettungsanstalt für ausgeartete und verwahrloste Kinder des Mittelstandes werden.

Im Sommer 1853 zog sich Wehrli eine Brustentzündung zu. Die Nachwehen quälten ihn während des ganzen folgenden Winters. Eine Kur in Weißenburg hob das Uebel nicht. Er fand es an der Zeit „sein Haus zu bestellen". Eine Selbstbiographie sollte sein fruchtbringender Nachlaß an die Jugenderzieher sein. Leider brachte er es nicht über die ersten Kapitel hinaus, die seine Jugendgeschichte enthalten.

Er entschlief in Mitte der Seinen sanft und ohne harten Todeskampf am Abend des 15. Merz 1855. Bis zur letzten Stunde war er seinem Wahlspruch treu geblieben: ora et labora.





Stefano Franscini

Stephan Franscini.

Der Grieche Aristides, der während langen Jahren in seiner Vaterstadt Athen die ersten Würden bekleidet hatte, starb so arm, daß er auf Kosten des Staates begraben werden mußte. Er erwarb sich den Zunamen des Gerechten. Wie Aristides war auch Franscini in Armuth geboren, erstieg, arm bleibend, die Leiter der Ehren bis zur obersten Stufe und starb nicht reicher, als er zur Welt gekommen. Sein Fleiß war eisern, seine Thätigkeit unermüdlich und von großem Erfolg, aber nicht für ihn selber, sondern für das Allgemeine. Er verdient den Zunamen des Uneigennützigen.

Die Heimat Stephan Franscinis ist Bodio, ein Dorf in der tessinischen Leventina.

Gleich dem sprachverwandten Italien wurden die herrlichen Thäler und Seegestade, welche den heutigen Kanton Tessin ausmachen, während Jahrhunderten von den Fußtritten fremden Kriegsvolkes zerstampft; sie seufzten während Jahrhunderten unter der Knechtschaft fremder Eroberer. Nach harten und langen Kämpfen hatten sich die Eidgenossen als die Herren dieser Südabhänge der Alpen zu behaupten gewußt. Die sogenannten italienischen Vogteien wurden von Landvögten verwaltet, die abwechselnd in einer gewissen Reihenfolge bald von diesem bald von jenem Kanton eingesetzt wurden und zum öftern nicht weniger despotisch regirten, als einst die Geßler und Landenberge. Das Livinerthal war dem Kanton Uri unterthan und die „freyen Landsleute“ drückten — uneingedenk ihrer eigenen Geschichte — schwer auf den Leuten, die sie nicht der Freiheit werth achteten, welcher sie sich selbst erfreuten. Ein Beispiel der grausamen Härte Uris seinen Unterthanen gegenüber gibt uns der Aufstand der Leventiner und dessen Unterdrückung im Jahr 1755. Bis dahin hatte auch das Livinerthal gewisse munizipale Rechte besessen. In diesem Jahr wurde von Uri angeordnet, daß die Verwaltung der Wittwen- und Waisengüter von der urnerischen Obrigkeit controllirt werden solle. Die Liviner betrachteten diese nicht ungerechtfertigte Maßregel als einen Eingriff in ihre Rechte. Sie griffen zu den Waffen, legten die urnerischen Beamten in Fesseln, bemächtigten sich der Pässe und Zölle. Aber der Stier von Uri verstand keinen Spaß. Die Eidgenossen zur Hülfe mahnend zogen tausend Urner mit Geschütz über den Gotthard. Vergebens loderten die Nothfeuer von den Bergen. Die unkriegerischen Thalbewohner warfen die Waffen von sich und Uri unterwarf die Dörfer und Ortschaften von Airolo bis Biasca hinunter ohne Mühe. Auf den 2. Juni wurde das Livinervolk auf seinen Landsgemeindeplatz nach Faido berufen „Es „erschienen“, — so erzählt ein unparteiischer schweizerischer „Geschichtschreiber, — bei dreitausend Mann, wehr- und trost- „los voll banger Erwartung. Hier vom Heere der Eidgenossen „umringt, vernahmen sie den Verlust der alten Freiheiten und „des Rechts Waffen zu tragen; dann mußten sie dem Volk „von Uri unbedingten Gehorsam schwören; zuletzt knieend, mit „entblößten Häuptern, ihre vornehmsten Führer, den Landes- „hauptmann Urs, den Pannerherr Furno, den Rathsherrn „Sartori auf dem Blutgerüste sterben sehen. Am folgenden „Tage kehrte die eidgenössische Heeresmacht nach Hause Vor „ihren Fahnen gingen in Ketten acht andere Empörer, welche „zu Altorf mit dem Schwerte gerichtet wurden .....“ So straften die Enkel Tells und Attinghausens ihre aufrührerischen Unterthanen.

Aber weniger als ein halbes Jahrhundert später wurden auch die Ketten der „armen und elenden Liviner Landleute“, wie sie nach dem unterdrückten Aufstande offiziell von ihren urnerischen Herren angeredet wurden, gebrochen; mit ihnen die Bande der andern italienischen Vogteien; aber nicht durch eigene Kraft, sondern durch den unwiederstehlichen Sturmhauch der französischen Revolution. Der Selbstregierung ungewohnt, wußten die Tessiner mit der erlangten Freiheit wenig anzufangen. Sie standen in Gefahr entweder in die Anarchie einer Unzahl mikroskopischer Thal- und Dorfrepubliken zu zerfallen oder von der großen damaligen Cisalpinischen Republik verschlungen zu werden. Schließlich wurde ihnen doch ein besseres Loos zu Theil: sie schlossen sich wiederum der Schweiz an, freilich nicht mehr als Unterthanen, sondern als gleichberechtigte Bürger.

Unserem Franscini fiel die schwere Aufgabe zu, dieses seit Jahrhunderten verwahrloste, seiner Rechte beraubte, der Waffen längst entwöhnte, durch Erpressungen ausgesogene, durch die Käuflichkeit des Rechtes in seinem moralischen Bewußtsein irregeführte Volk zur Freiheit, Selbstregierung und republikanischen Staatsformen zu erziehen, die nur dort ihren reichlichen Segen spenden, wo sie im Geleite republikanischer Tugenden ihren Einzug halten.

Die nachfolgende Lebensskizze Franscinis gründet sich großentheils auf die verdankenswerthen Mittheilungen des Chorherren Ghiringhelli in Bellinzona, des würdigen Freundes, Gesinnungsgenossen und langjährigen Mitarbeiters des tessinischen Staatsmannes auf dem Felde der Volkserziehung —

Franscinis Wiege wurde von den Stürmen der französischen Staatsumwälzung umbraust. Seine Geburt fiel auf das Jahr 1796. Es mochte damals die lebhafte Erinnerung an den blutigen Tag von Faido noch nicht erloschen sein, aber schon leuchtete über die Berge herüber der leuchtende Schein der Freiheit. Seine Eltern gehörten nicht zu den Matadoren des Thales; sie waren arm, aber arbeitsam. Als Knabe war seine Beschäftigung die väterliche Herde zu hüten. Weil jedoch sein Körper von schwächlicher Beschaffenheit, sein Geist zum lernen geneigt und sein Kopf offen war, so fanden es die Eltern für's beste den jungen Menschen dem geistlichen Stande zu widmen. Dieser Absicht gemäß verschafften sie ihm den Eintritt in die geistlichen Diocesan-Seminarien, wo er eine seinem künftigen Berufe entsprechende Bildung erhielt. Nachdem jedoch der junge Franscini die literarischen und philosophischen Studien absolvirt und zur eigentlichen Theologie hätte übergehen sollen, entschloß er sich die begonnene, nicht selbst gewählte Laufbahn zu verlassen und verlegte sich auf pädagogische Studien. Es mochte um das Jahr 1820 sein als er — in's praktische Leben übertretend — die bescheidene Stelle eines Lehrers an einer Primarschule in Mailand erhielt. Der Aufenthalt in der großen Stadt mit ihren reichen Hülfsmitteln

war nicht ohne Nutzen für ihn. Die freien Stunden, welche ihm sein Beruf gönnte, verwendete er fleißig zur Weiterbildung seines Geistes in den öffentlichen Bibliotheken, in'sbesondere in der mit seltenen bibliographischen Schätzen so reich ausgestatteten Ambrosiana. Hier lebte der Hirtenknabe von Bodio im regsten Verkehr mit den unsterblichen Geistern aller Zeiten und Völker, die für den Unwissenden stumm und todt hinter staubigem Pappdeckel gebannt und begraben liegen, aber für den Wissenden auferstehen, ihn als freundliche Führer zu geleiten in die Paradiesesgärten der Erkenntniß.

Im Jahr 1821 unternahm der junge Pädagoge mit seinem Freund Cataneo eine Reise über die Alpen nach den jenseitigen Kantonen der Schweiz. Es war die Zeit, wo in Yverdon der große Erzieher Pestalozzi wirkte, wo Hofwyl als pädagogische Musteranstalt für die ganze Welt zu gelten begann, wo der milde Kinderfreund Pater Girard in Freiburg den Jesuiten noch nicht hatte das Feld räumen müssen. Wir wissen nicht ob der bescheidene Schulmeister von Bodio damals mit all jenen Celebritäten bekannt wurde; aber so viel steht fest, daß er mit unauslöschlichen Eindrücken und dem steifen Vorsatz die Volksschulen seines Heimatskantons auf ganz andere Bahnen zu lenken wieder nach Hause kehrte.

Er begann damit in Lugano eine nach dem Grundsatz des gegenseitigen Unterrichts eingerichtete Schule zu gründen; gegen welche Neuerung ein blinder Fanatismus freilich nicht ermangelte mit seinem Anathema zu protestiren und jene Waffen gegen den aus dem hergebrachten Geleise herausgetretenen Schullehrer zu gebrauchen, mit welchen schon so manches Gute und Vernünftige aus dem Felde geschlagen wurde.

Franscini ließ sich durch die Anfeindungen seiner Gegner nicht abschrecken auf dem einmal betretenen Wege fortzuschreiten. Nicht viel später sehen wir ihn als pädagogischen Schriftsteller in die Schranken treten. Das erste von ihm herausgegebene Werk, welches 1822 gedruckt wurde, war eine italienische Grammatik, welcher bald andere Schriften folgten, namentlich: „Die erste Lektüre für Kleinkinderschulen", — „Leitfaden das Italienische zu schreiben", — ein „Volkslesebuch", — eine „elementare Arithmetik" und die italienische Uebersetzung von Zschokkes Schweizergeschichte.

In der ländlichen Zurückgezogenheit seines Heimatdorfes Bodio begann 1827 der noch ziemlich obskure Schullehrer sein Werk über die Statistik der Schweiz, welches eine angestrengte Arbeit von zwanzig Jahren bedurfte um fertig zu werden und dem Verfasser einen der Ehrenplätze unter den ersten Statistikern Europas erwarb.

Der junge Pädagoge und Statistiker von Bodio gehörte trotz seines schwächlichen Körpers und seiner Neigung zur Wissenschaft keineswegs zu den Stubengelehrten, denen die Bücher die Welt sind. An den politischen Angelegenheiten seines engern Vaterlandes nahm er den regsten Antheil und stellte sich kühn in die Reihen derjenigen, welche dem jungen Kantone endlich die Freiheit in Wirklichkeit erringen wollten, welche die wahre Lebensluft allen Fortschrittes ist.

Begünstigt durch die rückgehenden Strömungen der Restaurationsperiode hatte sich an die Stelle der alten Landvögte eine einheimische Oligarchie der Herrschaft über die der Freiheit noch ungewohnte Bevölkerung des Tessin bemächtigt, welche sich in der nach und nach allmächtig werdenden Familie Quadri gipfelte. Schlechter Staatshaushalt, Bestechlichkeit, Unterdrückung aller Volksfreiheiten wurden diesem Regimente vorgeworfen; den Tessinern war sogar das Recht vorenthalten ihre Wünsche und Beschwerden in ehrerbietigen Bittschriften den obersten Behörden zur Kenntniß zu bringen.

Dieser despotischen Wirthschaft trat Franscini in der Presse entgegen, wozu es um so größerer Kühnheit bedurfte, als keine schützenden Gesetze die öffentliche Meinungsäußerung gewährleisteten, sondern statt der Preßfreiheit die Willkühr der Machthaber maßgebend war. Er gründete und schrieb das Oppositionsblatt, „der Beobachter vom Cerisio", welches jedoch bald von der herrschenden Partei der Quadri verboten und unterdrückt wurde. Nichtsdestoweniger siegte im Mai 1830, also zwei volle Monate vor der französischen Julirevolution, die Volkspartei. Durch eine unblutige Volkserhebung wurden die Quadri gestürzt und eine neue auf sehr liberale Grundsätze basirte Verfassung eingesetzt. Neben dem bescheidenen Schullehrer Stephan Franscini waren es Luvini, damals Oberstlieutenant und Advokat, Peri, Advokat, der Arzt Lurati, die reichen lombardischen Eingewanderten Ciani, welche den Sturz der Quadri hauptsächlich herbeigeführt und das tessinische Staatsschifflein in ein liberales Fahrwasser getrieben hatten. Es versteht sich, daß die bald ausbrechende Julirevolution diese neue Richtung der tessinischen Politik befestigen mußte. Franscinis politische Freunde machten den fleißigen, gelehrten und federgewandten Mann zum Staatsschreiber des Kantons. Die fast einstimmig angenommene neue Verfassung von 1830 hatte eine in der neuern Schweizergeschichte fast unerhörte Lebenszähigkeit und dauerte volle 25 Jahre, bis sie von einem Theile derjenigen gewaltsam gestürzt wurde, die sie hatten einführen helfen. —

Franscini, nun — und von da an ununterbrochen — in den politischen Geschäften, wandte alle seine Kraft an die Errungenschaften der neuen Verfassung für sein Land und Volk fruchtbar zu machen, in'sbesondere auf dem Feld der Volkserziehung. Der öffentliche Unterricht wurde nun endlich gesetzlich geordnet. Von Franscini rühren alle Gesetze und Reglemente, welche von da an auf dem Gebiete der Volksbildung in Tessin zur Geltung kamen. Es war keineswegs die leichteste Aufgabe, diese Bevölkerung, Jahrhunderte lang vernachläßigt und absichtlich in Finsterniß auferzogen, dem Lichte entgegen zu führen. Unter Franscinis Auspizien entstanden unter anderm 1837, die „methodische Schule" (scuola di metodo), 1841 die „größern Elementarschulen", 1845 die „Zeichnungsschulen", 1846 die „Gymnasialschulen".

Nicht minder als in seiner offiziellen Stellung war Franscini auf dem Gebiete der freien Vereinsthätigkeit bemüht, das materielle sowohl als das intellectuelle Fortschreiten und Gedeihen seines Landes zu fördern. Unterstützt von gleichgesinnten Freunden gründete er im Tessin eine Section der gemeinnützigen Gesellschaft, welche ihrerseits dem Kanton das wohlthätige Institut einer Ersparnißkasse schenkte. Später veranlaßte er die Gründung einer „Gesellschaft der Freunde der Volksbildung", welche während dreißig Jahren alle Fortschritte auf dem Gebiete der öffentlichen Erziehung auf's lebhafteste förderte und noch heute in erfreulicher Blüthe steht. Im Jahr 1832 half er die Kantonal-Schützengesellschaft stiften, welche bei allen spätern politischen Bewegungen des Kantons eine eingreifende Rolle spielte, und der liberalen Partei, wo sie mit Vernunftgründen bei der Masse des Volkes nicht ausreichte, die ultima ratio ihrer Stutzer zur Verfügung stellte.

Im Jahr 1837 fielen die Volkswahlen im Kanton Tessin zu Ungunsten der Fortschrittspartei aus. Franscini hatte sich durch seine Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und Besonnenheit in solchem Maße die Achtung seiner Mitbürger, selbst vieler von denen, welche im entgegengesetzten politischen Lager standen, erworben, daß er dennoch zu einem Mitglied des Staatsraths erwählt wurde, nebst seinem Gesinnungsgenossen Fogliardi, der einzige Liberale in der neuen Behörde. Trotz seines Entgegenstemmens gerieth die Regierung mehr und mehr in ein reactionäres Fahrwasser. Sie ließ sich unter Anderem dazu verleiten, den Herrn Giani, einen reichen Gutsbesitzer aus der Lombardei und zugleich tessinischer Bürger aus politischen Gründen zu verbannen. Diese Gewaltsmaßregel gegen den reichen und angesehenen Mann erregte beträchtliche Aufregung. Einige in Lugano vorgenommene politische Verhaftungen brachten die Unzufriedenheit zu gewaltsamem Ausbruch. Die Schützengesellschaften traten unter die Waffen. Oberst Luvini-Perseghini stellte sich an ihre Spitze. Von allen Seiten her strömte bewaffneter Zuzug. Von Lugano ging's nach Bellinzona, wo die Besatzung die Waffen niederlegte; von da nach dem Regierungssitz Locarno, welches die Aufständischen als Befreier begrüßte. Die meisten Regierungsglieder flohen; das Pronunziamento war vollbracht. Als Oberst Luvini die angebotene Würde eines Präsidenten der neuen provisorischen Regierung ausschlug, wurde Stephan Franscini mit dieser Ehrenstelle betraut. Wir sehen den armen Schulmeister von Bodio zur Würde eines ersten Magistraten seines Kantons emporgestiegen. Aber die Würde war nicht ohne Bürde, die Krone der Ehren nicht ohne ihre stechenden Dornen.

Die unterlegene Partei sann auf Vergeltung. In den benachbarten lombardischen Städten versammelten sich die Gegner der siegreichen liberalen Partei und zettelten, vielleicht nicht ohne Mitwissenschaft und Beihülfe der österreichischen Behörden, ein Complott. In den ersten Tagen Julis 1841 brach der längst vorbereitete Aufstand los. Aber die tessinische Regierung war zu rechter Zeit von ihren lombardischen Freunden gewarnt worden und konnte ihre Gegenmaßregeln treffen. Als die Aufständischen aus dem Maggiathal und dem Blegnothale hervorzubrechen gedachten und ein dritter Haufen sich am Langensee bei der Brücke Tenero aufstellte, wurden sie von den Regierungsanhängern angegriffen und auseinandergejagt. Während ein Hauptanführer, Advokat Carlo Peglia, sich flüchten konnte, wurde ein anderer, Advokat Nessi, von seinen eigenen Leuten der Regierung ausgeliefert, vor ein Standgericht gestellt und erschossen. Obwohl unsrem Franscini dieses gleiche Loos vorbehalten gewesen wäre, würden die Aufständischen gesiegt haben, so ist doch nicht anzunehmen, daß er mit dem Bluturtheile einverstanden gewesen; mit größerem Recht möchte man ihm Mangel an Kraft und Muth vorwerfen, seine Gesinnungsgenossen nicht daran gehindert zu haben ein politisches Todesurtheil zu vollziehen.

Von da an konnte man während einer Reihe von Jahren die Zustände des Kantons Tessin in so fern beruhigt nennen, als kein fernerer Bürgerkrieg zum Ausbruch kam. Franscini, fortwährend eines der einflußreichsten Mitglieder des Staatsraths, konnte mit ziemlichem Erfolg an seinen Werken des Friedens, namentlich an der Reorganisation des Erziehungswesens fortarbeiten.

Zu verschiedenen Malen erschien er als Vertreter seines Kantons an den schweizerischen Tagsatzungen und hatte da Gelegenheit mit den politischen Notabilitäten der Eidgenossenschaft bekannt zu werden. 1847 erhielt er vom Vorort eine diplomatische Mission nach Mailand, um die österreichische Regierung zur bessern Beobachtung des Vertrags über Getreideausfuhr nach der Schweiz aufzufordern; er genügte seinem Auftrage mit bestem Erfolge.

Franscini war kein Mann des Schwerts. Wir finden ihn deßhalb zur Zeit des Sonderbundskriegs weder unter Luvinis Schaaren beim unrühmlichen Rückzug von Airolo, noch an Düfours Seite im eidgenössischen Heer, als derselbe mit milder Kraft dem Bürgerkrieg ein rasches Ende und dem liberalen Prinzip in der Schweiz einen rühmlichen und fruchtbaren Sieg bereitete.

Dagegen treffen wir ihn nach den Maitagen des Sturmjahres 1848 in Neapel mit dem schwierigen, undankbaren und unfruchtbaren Auftrag, das Benehmen der Schweizer einer Untersuchung zu unterwerfen, welche im Dienst und Sold des Königs beider Sizilien standen. Es fällt in die Augen, daß diese Untersuchung — weder von den neapolitanischen Behörden noch von den schweizerischen Truppenchefs unterstützt, sondern von beiden mit scheelen Blicken beobachtet — erfolglos im Sande zerrinnen mußte.

Im September 1848 nahm das Schweizervolk mit großer Mehrheit die neue Bundesverfassung an, bei deren Berathung an den Tagsatzungen Franscini nicht unwesentlich theilgenommen hatte. Im November trat zum erstenmal die vom Volke gewählte Bundesversammlung zusammen und las aus dem reichen Kranze freisinniger und geschäftstüchtiger Männer sieben der Besten aus, welchen als oberster Vollziehungsbehörde das Steuerruder der neuen Schweiz anvertraut werden durfte.

Es ist nicht zu läugnen daß Talent, Arbeitskraft und Unbescholtenheit nicht die einzigen Eigenschaften sind, welche zur Würde eines Bundesrathes fähig machen. Heimatkanton, Sprache und religiöse Confession sind Factoren, welche in Folge der bestehenden Verhältnisse schwer in der Wagschale lasten. Wäre Franscini kein Tessiner gewesen, so würde er vielleicht nicht unter die Zahl der sieben Auserwählten aufgenommen worden sein. Wir müssen ebenfalls zugestehen, daß Franscinis Geist nicht jenen genialen Schwung hatte, welchen man an einigen seiner Kollegen in jener Periode bewundern mußte. So viel aber steht fest, daß der Schullehrer von Bodio, der Nachkomme jener „armen und elenden" Unterthanen der Urnerlandleute, welcher jetzt berufen wurde die neugestärkte und frischerdings zu Ehren gekommene Schweiz regiren zu helfen, ein Mann von Fleiß, Einsicht, Vaterlandsliebe und unbescholtenem Charakter war, integer vitae scelerisque purus. Möge nie ein Unwürdigerer das Bundesrathhaus betreten!

Jedermann weiß, daß die Stelle eines Mitgliedes des Bundesrathes nichts weniger als eine Sinecure ist. Trotzdem ließ Franscini in seinen Studien und literarischen Arbeiten nicht nach. Folgende Werke sind Zeuge davon: *„La Svizzera italiana"* 3 Bände, das Schätzbarste, was über den Kanton Tessin bis heute geschrieben wurde; *„Il Manuale del cittadino ticinese"*, die erste Arbeit dieser Art, unentbehrlich als Leitfaden im Labyrinthe der tessinischen Gesetzgebung; *„Raccolta generale delli Leggi ticinesi"*, eine Sammlung der Gesetze seines Heimatkantons; *„Date storiche sui paesi formanti il cantone"*, historische Daten über die verschiedenen Gebietstheile des Kantons; *„La verità simplice ai Ticinesi"*, eine politische Streitschrift; und endlich sein Hauptwerk *„Nuova statistica della Svizzera"* und die „Materialien" zu dieser Statistik. — In seinem Nachlaß fanden sich ferner, theils als vollendete, theils als noch unvollendete Manuskripte: Eine

„vaterländische Geschichte"; die Fortsetzung der „Materialien zur schweizerischen Statistik"; ein „Fremdenführer in der italienischen Schweiz"; eine „Statistik des Kantons Bern"; „Denkschriften über das Wallis" und anderes mehr.

Mit Recht staunen wir über die Fruchtbarkeit und den Fleiß dieses Mannes. Wir möchten sagen: es wohnte in ihm eine ächtschulmeisterliche Emsigkeit. Durch sein statistisches Hauptwerk ist er der Vater dieser Wissenschaft in der Schweiz geworden und hat derselben einen solchen Anstoß gegeben, daß die eidgenössischen Räthe für angemessen fanden, die Arbeiten des unermüdlichen Statistikers nach seinem Hinschied durch ein mit nicht geringem Aufwand gegründetes „statistisches Büreau" wieder aufnehmen zu lassen. —

Franscinis Heimatkanton fand sich durch die Anerkennung, welche seinem Mitbürger gezollt wurde, nicht wenig geschmeichelt. Eine Reise, welche derselbe im Herbst 1852 nach seinem Geburtsort unternahm, gestaltete sich zu einem Triumphzug durch den Kanton Tessin. Allenthalben kam ihm die Bevölkerung mit Begeisterung entgegen. Abgeordnete aus den abgelegensten Thälern traten vor ihn, um ihn zu bitten ihre Dörfer mit seiner Anwesenheit zu beehren; man trat zu Vereinen zusammen um Bankette und andere Feierlichkeiten zu seinen Ehren zu veranstalten. Das ganze Land jauchzte ihm zu, dem Tessiner, dem Liviner, der jetzt ja auch über die stolzen Urner, unter deren Joch sie so lange geseufzt, regiren half!....

Aber wie bald wendet sich die Gunst der Menge! Schon zwei Jahre später wehte im Livinerthal ein anderer Wind, angeblasen von den Gesinnungsgenossen jener Quadri, deren Despotenherrschaft er hatte stürzen helfen, jenes Poglia, der 1841 in der benachbarten Lombardei sich gegen das liberale System im Kanton Tessin verschworen hatte, — jenes Ressi, dessen vergossenes Blut den Gegnern nun gefährlicher wurde, als der lebende Agitator es je hätte werden können. Als das Schweizervolk zum drittenmal seit der Einführung der neuen Bundesverfassung berufen wurde seine Vertreter in der Bundesversammlung zu bezeichnen, vergaß man jenseits des Gotthards des Vaters des tessinischen Volksunterrichts. Franscini wurde nicht wieder gewählt. Schaffhausen machte den Fehler wieder gut; der nördlichste Wahlbezirk zog den schweizerischen Statistiker, welchen seine südlichen Landsleute übergangen, wieder zu Ehren, sandte ihn als ihren Vertreter in den Nationalrath und machte so seine Wiederwahl in den Bundesrath möglich. Sein mildes Gemüth faßte deßhalb gegen seine Widersacher in den heimischen Thälern keinen Groll. Nach wie vor war er für sein weiteres wie für sein engeres Vaterland der unermüdliche Prediger der Versöhnung.

Ein Uebermaß der Arbeit kann die stärksten Naturen zu Grunde richten, geschweige denn einen schwächlichen gebrechlichen Körper, wie er unsrem Franscini zu Theil geworden war. Noch vor dem Ablaufe seiner dritten Amtsdauer als Bundesrath führte ihn im 61ten Altersjahr eine kurze Krankheit dem Grabe entgegen. Seine letzten Worte während dem Delirium des Todeskampfes waren „Vaterland" — „Tessin" — „Versöhnung der Parteien". Er starb den 19. Juli 1857. Die höchsten Behörden der Eidgenossenschaft, die Vertreter der fremden Mächte und ein zahlreiches und ausgezeichnetes Publikum begleitete den Mann, der als obskurer Schulmeister debütirt, nach der letzten Ruhestätte. Sein Freund und späterer Nachfolger, Pioda, hielt die Grabrede. Die Berner Liedertafel sang an der offenen Gruft: „Im Grab ist Ruhe", — dem Unermüdlichen, den man zur Erde bestattete eine Doppelte Wahrheit: denn nur der Tod machte seinen angestrengten Arbeiten ein Ende. —

Werfen wir noch einen Blick auf Franscinis Privatleben zurück. In der harten Schule der Entbehrung als Kind armer Leute erzogen, blieb er, so lang er lebte, nüchtern, mit Wenigem vorlieb nehmend, ein Mann von geringen Bedürfnissen. Wittwer werdend, verheiratete er sich zum zweitenmal mit der Schwester seiner ersten Frau, der Schwester seines Freundes Massari, seines Genossen und Begleiters während den ersten Anfängen seiner pädagogischen Laufbahn. Wie er ein guter Ehegatte war, so war er ein guter Vater einer zahlreichen Familie. Er verstand es nicht sich Schätze dieser Welt zu sammeln. Trotz seiner Armuth theilte er freigebig von dem Seinigen mit, — selbst mehr als seine Vermögensumstände es erlaubten. Beleidigungen vergessend, die abweichenden Meinungen anderer ehrend, leistete er selbst seinen Feinden Dienste. Nicht voreilig im Urtheile, klug im Beschließen hielt er mit Entschiedenheit fest an den einmal gefaßten Beschlüssen.

Dieses war der Mann, welchem seine tessinischen Landsleute am 8. September 1860 unter großem Zulaufe und unendlichen Evviva's im Kantonslyzeum ein Monument errichteten, geschaffen vom Meißel des berühmten tessinischen Bildhauers Vinzenz Vela. Möge das Volk Tessins sich nicht damit begnügen das Marmorbild des guten Bürgers aufgestellt zu haben, sondern sein Andenken im Herzen bewahren und seinem Beispiele der Pflichttreue, der Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit nachfolgen.

Die Wittwe Franscinis und seine zahlreiche Familie wären nach seinem Tode der Dürftigkeit anheimgefallen, wenn der Bund nicht durch einstimmigen Beschluß seiner höchsten Räthe die nachgelassenen Werke und Handschriften des berühmten Statistikers um eine nahmhafte Summe erworben hätte. —

Es sei erlaubt aus einer Anzahl Strophen, die ein Freund auf seinem Grabhügel dichtete, die zwei letzten, welche sich nicht minder durch tiefes Gefühl als durch zutreffende Wahrheit auszeichnen, zum Schlusse in freier Uebertragung hieher zu setzen:

War es die Bürde so mancher Erinnerung, —
War's am Errung'nen berechtigte Lust, —
War es künftiger Siege Verkündigung, —
War's so verschied'nen Empfindens Gewicht, —

Welches traf mit so wuchtigem Schlage
Seine sterbliche Hülle, daß sie gesprungen
Und — das Vaterland auf den Lippen —
Empor sich der Geist zum Himmel geschwungen!





Johannes Herzog von Effingen.

Wir sind nur zu geneigt einer jüngst vergangenen Geschichtsepoche und den darin handelnden Personen Unrecht zu thun. Zur Bezeichnung dieser unmittelbar hinter uns liegenden Zeiten sind die Worte „altväterisch“ und „Rococo“ erfunden worden. Ueber die Bestrebungen der Männer, die damals lebten und wirkten, zucken wir die Achseln. Die Moden und Gebräuche, welche damals herrschten, scheinen uns vor allen andern lächerlich und abgeschmackt. Diese Anschauungsweise, diese Ungerechtigkeit gegen die Zeit, wo unsre Väter und Mütter lebten, liegt zweifelsohne tief in der menschlichen Natur.

Die Ziele, welche unsre Väter zu erreichen strebten, sind für uns überwundene Standpunkte; ihr „Vorwärts“ ist für uns zum „Rückwärts“ geworden. Zudem bewegt sich das Vorwärtsstreben der Menschheit und der Völker keineswegs auf einer mathematisch geraden Linie, sondern schwankt wellenartig von rechts zu links und von links zu rechts. War das Ideal unsrer von gewaltigen Revolutionen und endlosen Kriegen ermüdeten Väter Ruhe und Ordnung; so sehnten wir uns, satt eines langen Friedens, nach Bewegung und erfrischendem Kampf. Wer weiß ob unsre Kinder und Enkel nicht einst dieses Kampfes genug bekommen werden? —

Es ist gut wenn wir von Zeit zu Zeit etwas genauer in's Auge fassen, was unsre Väter waren und was sie thaten. Es wird uns lehren etwas weniger ungerecht gegen sie zu sein. Wir werden erkennen, daß auch sie auf ihre Weise das Gute anstrebten, wenn sie auch auf einem andern Pfade wandelten als wir.

Zu den Geschichtsabschnitten, welche heute in besonders schlechtem Rufe stehen, gehört die Periode, die zwischen dem Sturze Napoleons und der französischen Julirevolution liegt. Es war eine Periode der Ruhe, der Sammlung, des verhältnißmäßigen Stillstands, welcher Vielen heute als Rückschritt erscheint. Schauen wir genauer nach, so werden wir finden, daß während der verrufenen Restauration unser Volk ebensowenig als die Menschheit im Allgemeinen stillstand oder gar rückwärts ging; sondern daß es auch damals Männer gab, welche das Schifflein mit der roth und weißen Flagge — freilich auf ihre, nicht auf unsre Weise — seinem providentiellen Ziele zusteuerten.

Neben Bürgermeister Wieland von Basel, neben Landammann Sidler von Zug, soll und kann uns auch der Bürgermeister Herzog von Aarau als beweisender Beleg des Gesagten gelten.

Im kleinen Dorfe Effingen, am westlichen Fuße des Bötzberges, im jetzigen aargauischen Bezirke Brugg, lebte um die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts ein schlichter Landmann, der den stolzen Namen Herzog führte. Unter dem milden patriarchalischen Regimente Berns erfreute sich zu jener Zeit der Aargau eines vergänglichen Gedeihens und blühenden Wohlstandes, welcher wuchs durch eine glückliche Verbindung des Landbaues mit einer beginnenden Industrie. Auch Vater Herzog suchte seine häuslichen Verhältnisse durch ein Gewerbe zu verbessern; die Baumwolle — freilich von Hand gesponnen und auf einem gewöhnlichen kunstlosen Webstuhl gewoben — brachte dem fleißigen verständigen Manne bescheidene Gewinnste.

Diesem bescheidenen bäuerlichen Vorläufer künftiger Spinnerkönige, Hans Jakob Herzog, und seiner Gattin Elisabeth, einer gebornen Hummel, wurde am 17. Januar 1773 ein Sohn geboren, welcher dem Vater zu Ehren den Namen Johannes erhielt. Der Knabe wuchs rasch heran und seine Entwickelung, — sowohl jene des Körpers, als die des Geistes, — war eine ungewöhnlich frühreife. Die Schule seines Geburtsortes Effingen konnte keineswegs viel zu seiner intellectuellen Heranbildung beitragen. 1782, als der Knabe 9 Jahre zählte, schickte ihn der verständige Vater in ein Erziehungsinstitut nach Laufohr am Zusammenfluß der Aare, Reuß und Limmat. Später besuchte Johannes während einiger Zeit die öffentlichen Schulen in Brugg. Aber schon 1786, als er erst dreizehn Jahre zählte, mußte er die Schule verlassen, um als Lehrling in ein Handelshaus zu Moudon im Waadtland einzutreten.

Es ist besonders zu betonen, daß Herzog nur bis zum 13ten Jahre Schulunterricht erhielt und also im eigentlichsten Sinne des Wortes Autodidakt war. Alle die Kenntnisse und gesunden Ansichten, welche später den großen Industriellen, den Offizier und Staatsmann zierten, gewann er sich in der Schule des Lebens, durch aufmerksame, scharfsinnige Beobachtung und durch Selbstunterricht.

Nachdem unser Handelslehrling sich in Moudon die Kenntniß der französischen Sprache angeeignet und einigermaßen kennen gelernt hatte, was ein Hauptbuch und Correspondenzenrodel sei, kehrte er zur Heimat zurück und bestrebte sich nun eifrig das Baumwollengeschäft des Vaters zu erweitern und in Flor zu bringen. Dieß hinderte ihn jedoch nicht, früher als es sonst Sitte ist, zu freien und sich eines schönen Maitages mit seiner Auserwählten, Jungfrau Elisabeth Hartmann aus Lenzburg, zu vermählen. Bald darauf, 1790, erwarb er sich das Bürgerrecht der damaligen bernischen Munizipalstadt Brugg.

1791 treffen wir den 19jährigen Jüngling als bernischen Offizier im Waadtland.

Die mißlungene Flucht Ludwigs XVI. und seine Gefangennahme in Varennes war von einem großen Theil der Bevölkerung des Waadtlandes mit Jubel begrüßt worden. Am 14. und 15. Juli fanden in Lausanne, Vevay, Yverdon und Rolle zu Ehren dieses Ereignisses und zur Feier des Jahrestages der Eroberung der Bastille glänzende Festlichkeiten statt, bei denen in Gegenwart einer neugierigen Volksmenge Freiheitslieder gesungen und bedeutungsvolle Toaste ausgebracht wurden. Mit Murren betrachtete der Bär dieses verdächtige Gebahren des schönen Unterthanenlandes, welches an seiner vergoldeten Kette schüttelte. Er schickte Kommissäre hin, welche der Bevölkerung loyalere Gesinnungen einpflanzen sollten und ließ, um den Worten der Kommissäre mehr Gewicht zu geben, eine kleine Armee von 2200 Mann auserlesener Truppen aus dem deutschen Kantonstheil mitgehen. Darunter befand sich auch das aargauische Bataillon, welchem der junge Herzog als Lieutenant zugetheilt war. Die aargauischen Unterthanen sollten

dießmal die unruhigen Waadtländer im Zaume halten helfen, wie einst im Bauernkrieg die aufrührerischen Aargauer mit Hülfe wälscher Truppen zu Paaren getrieben worden.

Aber diesen Schlauheiten zum Trotz schritt das Verhängniß heran. Das alte Bern fiel und mit ihm die alte Eidgenossenschaft. Ueber die alte wurmstichige Holzschnitzerei klebte man die Papiertapete der helvetischen Republik. Aargau und Waadt, die Kornkammer und der Weinkeller des alten Bären, bildeten von da an selbständige, gleichberechtigte Bezirke des neuen helvetischen Einheitsstaates.

Um diese verhängnißvolle Zeit, im Jahr 1798, sehen wir den nunmehr fünfundzwanzigjährigen Johannes Herzog zum erstenmal die staatsmännische Laufbahn betreten, auf welcher er die höchsten Ehren erringen und die er nie mehr des gänzlichen verlassen sollte, obschon gegen das Ende von jüngeren und keckeren Kräften überholt.

Herzog wurde im genannten Jahre zum Mitglied der gesetzgebenden Behörde der helvetischen Republik, des sogenannten „Großen Rathes" ernannt. Er machte sich bald als gewandter Redner bemerklich und trat muthig, sowohl gegen die Unbilden der fränkischen Soldateska, welche die Schweiz überschwemmte und brandschatzte, als gegen die höhnische Insolenz der fränkischen Kommissarien auf.

Als in der Sitzung vom 2. Juni 1798 die Beraubungen, Schändungen, Mordthaten geschildert wurden, welche die Franzosen Tag für Tag verübten, rief Herzog: „Es wäre unter solchen Umständen besser unter der alten Tyrannei (Berns) zu seufzen, als auf solche Weise frei zu sein." — Und als Rapinat eines Tages mit gewohnter Unverschämtheit den Vertretern Helvetiens seine Befehle diktiren ließ, konnte der empörte Patriot sich nicht enthalten die Worte auszustoßen: „Unsere Freiheit und unsere Constitution sind mit Füßen getreten; — laßt uns heimgehen, wir sind unnütz hier!" Es ist zu bemerken, daß es in jener Zeit keineswegs ganz ungefährlich war, in offener Behörde solche Reden zu führen; und daß es immerhin eines gewissen Muthes bedurfte, den französischen Proconsulen solche Wahrheiten in's Gesicht zu schleudern.

Aber nicht nur mit Redensarten suchte er dem heimgesuchten Vaterlande zu nützen. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hatte ihm die Achtung und Zuneigung manches französischen Offiziers erworben. Er benutzte seinen Einfluß auf dieselben, um bei den Truppenanhäufungen und zahlreichen Durchmärschen, welche besonders 1799 die Umgegend seines Geburtsortes heimsuchten, die harte Kriegsnoth möglichst zu erleichtern und das Schlimmste von den heimatlichen Gefilden abzuwenden.

Eine ehrenvolle Stellung fand der Bürger von Effingen im Jahr 1800, da er im Auftrag der helvetischen Regierung in der Eigenschaft eines Kommissärs und mit dem Range eines Bataillonschefs den General Moreau auf seinem thatenreichen Feldzug in Deutschland begleitete. Moreau erzeigte dem geistvollen und wackern jungen Schweizer Auszeichnung und Freundschaft, und gewann sich dadurch dessen Hochachtung und Liebe. Herzog bewahrte diese Gefühle für Moreau in einer Zeit, wo es keineswegs Vortheil brachte, sich dessen Freund zu nennen. Als Bonaparte Kaiser und Moreau bei dem Allgewaltigen in höchster Ungnade stand, frug Napoleon bei Gelegenheit einer öffentlichen Audienz unsern Herzog: „Sie kannten Moreau?" — „Ja, Sire," — war die Antwort, — „ich kannte ihn und liebte ihn und liebe ihn noch". — Jener Feldzug, in unmittelbarer Nähe eines Feldherrn wie Moreau mitgemacht, mußte ein Großes dazu beitragen den talentvollen jungen Mann zu einem tüchtigen Offizier auszubilden, als welcher er später seinem Vaterland nicht unwichtige Dienste zu leisten Gelegenheit fand.

Nicht lange, so folgte der Einsturz des fundamentlosen Bauwerks, welches „helvetische Republik" hieß. Kaiser Napoleon octroyirte uns eine neue Verfassung und fügte seinen übrigen Titeln den eines Mediators der schweizerischen Eidgenossenschaft bei. Der helvetische Regierungsbezirk Aargau, wurde — vergrößert durch das „Freie-Amt", Baden und das bisherige österreichische Fricktbal — ein selbständiger Kanton.

Herzog widmete auch während dieser Periode einen Theil seiner Thätigkeit den öffentlichen Geschäften. Als „Theilungskommissär" vertrat er die Interessen seines Kantons, als es sich (1803) darum handelte denselben mit einem verhältnißmäßigen Theil des Staatsgutes des alten Bern auszustatten. Im Jahr 1805 besuchte er zum erstenmal als Gesandter seines Standes die damals in Solothurn zusammengetretene Tagsatzung. 1806 wurde er Mitglied des Appellationsgerichts und 1807 Mitglied des Kleinen-Raths, d. h. der obersten Vollziehungsbehörde des Kantons. Die militärischen Kenntnisse, die sich Herzog als Begleiter Moreau's im Felde erworben, wurden nicht minder für das Vaterland fruchtbar; 1813 ward ihm der hohe Grad eines eidgenössischen Obersten verliehen.

Indessen vergaß der Staatsmann keineswegs, was er dem vom Vater ererbten Geschäfte und seiner nach und nach heranwachsenden Familie schuldig sei. Aus dem kleinen Baumwollengewerbe, welches der bescheidene Landmann von Effingen betrieben hatte, wurde allmählig ein glänzendes und großartiges industrielles Etablissement. Während Napoleon sein Handelsinterdikt gegen England mit möglichster Strenge handhabte, gründete Herzog — dem Beispiele des Zürchers Hans Caspar Escher folgend — eine mechanische Spinnerei, allmählig andere verwandte Unternehmungen damit verbindend. So brachte er es dahin, daß er nicht nur im Staatsleben die Stufenleiter der Ehren und Würden emporstieg, sondern sich zugleich einen für unsre republikanischen Verhältnisse glänzend zu nennenden Wohlstand erwarb, der nicht nur ihm selbst und den Seinigen zu gut kam, sondern in weitem Kreise der Arbeitsamkeit einen lohnenden Verdienst verschaffte. Sein frühes Freien hatte die Folge, daß seine drei Söhne, rasch heranwachsend, bald den Vater in seiner Thätigkeit unterstützen konnten. Mit leichterem Muthe konnte er dem Rufe des Vaterlandes folgen, wann ihn dasselbe als Abgeordneten an die Tagsatzungen oder als Träger diplomatischer Missionen vom häuslichen Herde abrief, da er Geschäft und Haus getrost den Söhnen anvertrauen durfte.

Kam auch unversehens die Zeit, da sein heimatlicher Kanton seiner Sorge dringender bedürftig wurde, als sein eigenes Haus.

Nach der gewaltigen Reaktion gegen Napoleons Weltherrschaftsgelüsten, — als der große Corse zuerst auf Elba und dann auf St. Helena büßte, kam gar manche Existenz in Frage. Gar Viele waren der Meinung, daß die Zeit der Revolution und Alles, was dieselbe geboren, aus den Blättern der Geschichte und dem Buche des Lebens zu streichen sei. Die große Weltuhr sollte, was die Schweiz betrifft, auf 1798 zurückgerichtet werden. Hätten diese Leute ihren Willen durchgesetzt, so wäre es auch um die Selbständigkeit des Kantons Aargau geschehen gewesen. In Bern wurde von den nun wieder an's

Ruder gelangten Männern mit allen Kräften und großer Hartnäckigkeit nach diesem Ziele gesteuert, denn der Bär konnte seine ehmalige Kornkammer an der untern Aar ebensowenig verschmerzen, als seinen Weinkeller am Genfersee. Als mit ihrem Schöpfer die Mediationsverfassung gefallen war, stritt man sich an der langen Tagsatzung zu Zürich in unfruchtbaren Diskussionen herum, wie viel vom Neuen beibehalten und vom Alten wieder hergestellt werden solle, — ohne zu einem Ziele zu gelangen. Da nahmen die fremden Diplomaten die Sache in die Hände. Am Congreß zu Wien sollte das Kleid der restaurirten Schweiz zurechtgeschnitten werden. In der Schweiz sowohl als in Wien wurden Intriguen aller Art angesponnen, um das Zünglein der Waage bald zu Gunsten der Neuen, bald zu Gunsten der Alten sich neigen zu lassen. Unsrem Herzog, welcher zu den angesehensten Männern des Aargaus gehörte, wurden die glänzendsten Versprechungen gemacht, für den Fall, daß er sich zu Gunsten Berns aussprechen würde; aber mit Entschiedenheit lehnte er alle solche Zumuthungen ab und that seinerseits Alles, was in seinen Kräften stand, um dem Kanton Aargau seine Existenz zu sichern. Es ist bekannt, daß in Wien — getragen durch Kaiser Alexander und seinen Minister Capodistrias und durch Preußens Vertreter am Congreß — die liberalere Meinung die Oberhand gewann und die Beibehaltung der neuen Kantone im Bundesvertrag von 1815 sanctionirt ward.

Die zwar müßige, doch immerhin pikante Frage drängt sich uns hier auf: wo wir daran wären in der Schweiz, wenn Aargau wiederum dem Kanton Bern einverleibt worden? Ohne Aargau kein Freienämteraufstand; — ohne diesen keine Klösteraufhebung; — ohne Klöstersturm keine Jesuiten; — ohne Jesuiten keine Freischaarenzüge; — ohne diese kein Sonderbund und dann auch kein Sonderbundskrieg; — und endlich ohne Sonderbundskrieg keine neue Bundesverfassung..... Darf man da nicht mit vollem Recht den Aargau einen Schicksalskanton nennen? —

Die glänzendste Periode in Herzogs Leben war die sogenannte Restaurationszeit. Durch die geschickte unternehmende und dennoch vorsichtige Führung seiner industriellen Unternehmungen hatte er sich zu einem mehr als mittelmäßigen Wohlstand emporgeschwungen. Durch die Weise wie er die Pflichten erfüllte, welche die von ihm bekleideten Staatsämter ihm auferlegten, hatte er sich den Ruf eines ausgezeichneten Staatsmannes erworben. Die uneigennützige Energie und kluge Gewandtheit, mit welcher er im kritischen Momente die politische Existenz des Aargaus rettete, verdiente ihm nicht nur, sondern erwarb ihm auch Achtung, Liebe und Dank seines Heimatkantons.

Beim Uebergang von der Mediationszeit zur Restauration, welcher im Aargau nicht von jenen krampfhaften Convulsionen begleitet war, von welchen andere Kantone in jener Zeit heimgesucht wurden, blieb Herzog Mitglied der Regierung. Schon 1819 wurde er zur obersten Würde, zum Bürgermeisteramte, erhoben. Von da an regierte Bürgermeister Herzog während einem Zeitraum von zwölf Jahren den Aargau.

Zwar theilte er nach der Verfassung seine Würde mit einem katholischen Kollegen, der mit ihm abwechselnd im Regierungsrath den Vorsitz führte. Aber die glänzenden Glücksumstände Herzogs, sein Einfluß als bedeutender Industrieller, die Popularität, die er sich durch sein bürgerfreundliches Wesen hatte zu erwerben wissen und seine gewandte ihm nie versagende Beredsamkeit sicherten ihm einen dominirenden Einfluß, der ihm von seinen Amtskollegen nicht von ferne streitig gemacht werden konnte.

Keine Erstaunen erregenden Werke und außerordentlichen Umgestaltungen bezeichnen die Regierungszeit Herzogs. Aber sein System weiser Aufklärung und mäßigen vorsichtigen Fortschrittes verdient immerhin unsre Anerkennung in einer Zeit der Umkehr und Reaction. Unter Herzogs Leitung behauptete sich der Aargau während der ganzen Restaurationsperiode als der Fahnenträger des Liberalismus. Die Volkserziehung wurde befördert, die Industrie und dadurch der Volkswohlstand gehoben. In Aarau gründete eine Anzahl gemeinnütziger Männer eine Fortbildungsschule, welche sich bald den Rang einer Musterschule erwarb und von Jünglingen aus allen Theilen der Schweiz besucht wurde. In Aarau schrieb zu jener Zeit Zschokke seinen wohlerfahrnen und aufrichtigen Schweizerboten, der zum Sendboten des neuen Geistes der Zeit in alle Thäler und Gaue der Schweiz wurde, verboten und verfolgt in den aristokratischen Nachbarkantonen, aber deßhalb nur um so fleißiger gelesen. In Aarau versammelten sich 1823 zum erstenmal die schweizerischen Schützen und gründeten das später so großartig sich entwickelnde und so folgereich in unsre politische Geschichte eingreifende Institut der eidgenössischen Schützenfeste. Im Aargau — zu Schinznach — pflegte sich die „helvetische Gesellschaft" zu versammeln, jene Genossenschaft der Ritter vom Geiste jener Zeit, die alle eminenten freidenkenden und vaterlandsliebenden Männer um ihre Standarte sammelte.

So erwarb sich Aargau unter Herzogs patriarchalischem lichtfreundlichen Regimente im guten Sinne zwei Ehrentitel, die später zuweilen spottweise demselben beigelegt wurden: die Zunamen des **schönen Aargaus** und des **Kulturkantons** par excellence.

An den Tagsatzungen war Herzog begreiflich der natürliche Repräsentant seines Standes. Dort erwarb sich seine einnehmende Liebenswürdigkeit im Umgang, der Schliff seiner äußern Erscheinung viele Freunde. Seine in der Jugend erworbenen militärischen Kenntnisse verschafften ihm einen Sitz in der eidgenössischen Militäraufsichtsbehörde und später die Würde eines Vizepräsidenten des eidgenössischen Kriegsraths. Seine Lebens- und Weltkenntniß, seine Geschäftskunde und Sprachgewandtheit befähigten ihn ganz besonders zu diplomatischen Missionen, wozu er auch häufig auserlesen wurde. So verweilte er unter anderm in diplomatischen Aufträgen zu Anfang der zwanziger Jahre in Stuttgart, als eben die Entdeckung eines bedeutenden Salzlagers im würtembergischen Gebiete daselbst Tagesgespräch war, Herzog benutzte seine Stellung dem Könige die großen Vortheile begreiflich zu machen, welche die Ausbeutung dieses Schatzes seinem Lande bringen dürfte, demselben die Kundschaft der Schweiz in Aussicht stellend, wenn ihr von daher ihr Bedürfniß an Salz um billigen Preis geliefert werden könne. Der König ging auf die Gedanken des Bürgermeisters ein, Würtemberg wurde zum Salzlieferanten der Schweiz und die Schweiz — bisher an Frankreich tributpflichtig, welches ihr sein Salz zu unerhört hohen Preisen verkaufte, — bezog von nun an dieses unentbehrliche Bedürfniß um ein mäßiges Geld.

Dieses Salzgeschäft wurde die Veranlassung der vertrautern Bekanntschaft zwischen dem König und dem Bürgermeister, welche sich zu einer Freundschaft auf Lebensdauer gestaltete. Der Bürgermeister wurde von da an der häufige, stets gern gesehene Gast seines königlichen Freundes. In spätern Zeiten wurde ihm dann endlich auch einmal die Freude den König

bei sich zu Gaste zu haben. Es war im Jahr 1839 bei Anlaß einer Schweizerreise des Königs von Würtemberg, als dieser seinen alten Bekannten auf seinem Landgute besuchte. Nicht ohne berechtigten Stolz mochte der aargauische Bürger, der Bauernsohn, dem Monarchen sein wohlbestelltes Haus mit den schönen Gärten und Anlagen zeigen, Zeugen des Wohlstandes, den er sich selber erworben; mit noch größerem Stolze mochte er auf seine drei Söhne weisen, seine Erbprinzen und Nachfolger in der Regierung der rauchenden Dampfkamine und schnurrenden Spindeln. „Unter uns bleibt es beim Alten," — rief der alte König, als er händeschüttelnd vom alten Bürgermeister Abschied nahm.

Zwischen dem Bürgermeister und seinen Mitbürgern war es inzwischen keineswegs beim Alten geblieben. Eine neue Generation war herangewachsen, welche — die Verdienste des Standeshauptes um seinen Kanton weniger kennend — sich seiner patriarchalischen Autorität nur mit einem gewissen Mißbehagen unterwarf. Junge Kräfte traten auf, die sich berechtigt glaubten ebenfalls eine politische Rolle zu spielen. Es konnte nicht anders sein, als daß der Mann, der an der Spitze der Republik stand und dessen Stimme während vielen Jahren die maßgebende gewesen, es nicht Allen zu Willen machen konnte, welche dann seine gehässigen Gegner wurden. So traf das Jahr 1830 den Aargau und seinen Leiter. Der Sturm brach auch hier los. Herzog, der liberale, aufgeklärte Staatsmann, wurde nun zum Despoten, zum Aristokraten, zum Volksfeind gestempelt. Es galt als ein nothwendiges Requisit der Freisinnigkeit sein Gegner zu sein. Bitter mußte Herzog die Wandelbarkeit der Volksgunst empfinden. Mit einem treffenden sarkastischen Worte bezeichnete er einst das Verfahren seiner politischen Gegner: „Seht, rufen sie ihren Anhängern „zu, — wenn der Alte dort aufsteht, müßt ihr sitzen bleiben „und wenn er sitzen bleibt, müßt ihr aufstehen, so seid ihr „sicher recht zu stimmen ...."

Nichtsdestoweniger wurde Herzog 1831 in den Verfassungsrath gewählt; wenn gleich seine Stimme in jener Zeit der Aufregung nicht immer durchzudringen vermochte, so gelang es ihm doch manch Ueberschwengliches zu mäßigen und manch Verkehrtes abzuwenden. Als sich nach Annahme der neuen Verfassung die Behörden constituirten, wurde „der Alte" in die neue Regierung gewählt; doch getreu seiner im Verfassungsrath gegebenen Erklärung, daß er kein besoldetes Amt mehr annehmen werde, schlug er die Wahl aus.

Aber er schied dennoch nicht ganz vom politischen Leben. Als Mitglied des Großen Rathes nahm er den lebhaftesten Antheil an den öffentlichen Geschäften und wurde sehr häufig zum Mitglied der verschiedenen Kommissionen ernannt, welche die Geschäfte vorzuberathen hatten.

Für sein ausgezeichnetes Rednertalent war die nunmehr eingeführte Oeffentlichkeit ein Sporn. Er nahm gern das Wort, mischte sich fast bei allen Fragen in die Diskussion und ließ mit Behagen den Strom seiner Rede fließen. Auf die Künste parlamentarischer Debatte verstand er sich meisterhaft. Seine Rede war meist belehrend, — wenn er in Affekt kam, auch warm, doch stets Maß haltend; er replizirte treffend, zuweilen mit Humor; persönliche Angriffe wies er voll Selbstgefühl, oft mit Bitterkeit ab; Sarkasmen erwiederte er mit gleicher Münze und blieb niemals herausschuldig. Nach seinem Sturz machte er seinen Gegnern und Nachfolgern keine systematische Opposition. Er zollte Anerkennung dem Guten, welches von der neuen Regierung geschaffen wurde, und unterstützte dieselbe aufrichtig, wo er mit ihren Absichten einig gehen konnte. Nur da widersprach er und war unbeugsam, wo er die staatliche Ordnung gefährdet, Vertrag und Recht verletzt, Würde und Ehre seines Vaterlandes angetastet und die Sicherheit der Gesellschaft durch subversive Tendenzen angegriffen glaubte. Ein treffliches Gedächtniß, große Geistesgegenwart, eine kräftige Stimme und eine deutliche Aussprache unterstützten ihn. Rund und voll gingen ihm die Gedanken vom Munde... Was Wunder, daß er, — trotz seiner Hinneigung zu etwelcher Breite und Ausführlichkeit — dennoch stets gern gehört wurde, selbst dann, als er nicht mehr der tonangebende Bürgermeister war. Wie oft konnte man aus dem Munde seiner politischen Gegner hören: „Er steht doch dem Großen Rathe gut an; es ist eine Freude, daß man den Alten noch hat!...." Und als der unerbittliche Sensenmann ihm das Wort auf immer entzogen hatte, da empfand man in den aargauischen Rathssäälen eine Leere und es ward eine Lücke fühlbar, die von den zungenfertigen Epigonen lange nicht ausgefüllt wurde.

Im Jahr 1838 war es ihm vergönnt mit seiner Gattin im Kreise seiner Söhne, die sich zu tüchtigen Männern herangebildet, und einer kleinen Schaar hoffnungsvoller Enkel seine goldene Hochzeit zu feiern. Im folgenden Jahre erfreute ihn der Besuch seines gekrönten Freundes aus Schwaben. Bald darauf fing seine Gesundheit zu wanken an und seine Kräfte begannen zu schwinden. Am 19. Oktober 1840 erschien er zum letzten Mal im Rathsaale

Am 21. Dezember war er eine Leiche. Er hatte das Alter von 68 Jahren beinahe erreicht und den politischen Umschwung, der ihn vom Bürgermeisterstuhl entfernte, um zehn Jahre überlebt.

Bürgermeister Johannes Herzog, von seinem Geburtsort zubenannt „von Effingen", war ein ächter Repräsentant des Aargaus, dessen politisches Haupt er gewesen: der Schmied seines eigenen Glückes; mit selbstbewußtem Stolz das Erworbene geltendmachend denen gegenüber, die mit Ererbtem prunkten; redegewandt und redeselig; eher jener Bildung sich freuend, welche dem Industriellen und Kaufmann geläufig ist, als des grübelnden Wissens des Gelehrten; — ein welt- und geschäftsgewandter, seines Werthes bewußter, sein Licht nicht unter den Scheffel stellender, durch eigene Kraft emporgekommener Mann.





Schultheiß Neuhaus.

In dieser biographischen Skizze soll der schwierige Versuch gewagt werden in wenigen Zügen das Wesen und Wirken des bedeutendsten Staatsmanns der Sturm- und Drangperiode der schweizerischen Regenerationszeit zu zeichnen; des ersten plebejischen Schultheißen Berns, der zugleich die lange ehrwürdige Reihe schloß, unter denen die Bubenberg, die Erlach und Steiger glänzen; des Mannes der mit eiserner unbeugsamer Willenskraft den maßgebenden Einfluß des stolzen Bern in der Eidgenossenschaft wieder zur gebührenden Geltung brachte; des liberalen Despoten, dessen Staatsmarime hieß: **salus publica suprema lex esto**; des ächt tragischen Helden, der schließlich dem Verhängniß erlag, welches er sich selber bereitet hatte.

Karl Neuhaus wurde 1796 in Neuenburg geboren, wo sein Großvater als angesehener Arzt practizirte. Sein Vater hatte in Frankreich, im Schweizerregimente Vigier, als Offizier gedient. Nach Ausbruch der Revolution kehrte derselbe nach seiner Vaterstadt Biel zurück und erhielt die Stelle eines Majors der Milizen. Er lehnte es ab — sowohl unter dem Kaiserreich als unter den Bourbonen — wiederum in französische Dienste zu treten. 1817 erhielt er die Würde eines Bürgermeisters von Biel, des ersten Magistraten seiner Vaterstadt.

Sein Sohn Karl machte seine Studien in Neuenburg unter den Augen des Großvaters. Er zeichnete sich durch großen Fleiß und bedeutende Anlagen aus. Von seinen Altersgenossen hielt er sich fern. Seine liebsten Gesellschafter waren ihm seine Bücher. Der Umgang mit Jugendgespielen hätte seinem Charakter Verträglichkeit einflößen können; so aber wurde er ein Starrkopf und verlernte es Widerspruch zu ertragen.

Im 16ten Altersjahr kam der junge Neuhaus als Handelslehrling nach Straßburg. Auf diesem neuen Felde der Thätigkeit zeichnete er sich ebenfalls durch Intelligenz und Arbeitsamkeit aus. Er wurde bald zum brauchbaren Gehülfen und als nach einigen Jahren der Prinzipal des Hauses mit Tod abging, war der junge Mann im Stand, die Leitung des Geschäftes zu übernehmen. Da er — ungleich seinen Berufsgenossen — leichtfertige Zerstreuungen jeder Art verschmähte, fand er Zeit nebst dem Geschäfte auch noch den Studien sich zu widmen.

Die französische Literatur, in'sbesondere jene des 17ten Jahrhunderts, zog ihn mächtig an; diejenige des 18ten Jahrhunderts fand er trocken und leichtfertig. Für die deutsche Literatur und Philosophie fehlte ihm der Sinn des Verständnisses.

Nicht lieber als die ausgelassenen Zusammenkünfte junger Leute besuchte er die Gesellschaftssalons, deren kleinliche Lächerlichkeiten ihn abstießen. Seine einzige Erholung war das Theater; seine einzige Gesellschaft Mutter und Schwester, die um jene Zeit ebenfalls nach Straßburg übergesiedelt waren.

Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Straßburg berief ihn sein Vater ums Jahr 1820 zu sich nach Biel. Er kam dahin als junger Mann von unbeflecktester Sittlichkeit, selbsterworbener, aus den Schriften der französischen Klassiker und Philosophen geschöpfter Bildung, etwas einseitigen Anschauungen, an denen er mit großer Hartnäckigkeit festhielt, einiger Menschenscheue und bewährter Arbeitskraft und Arbeitslust.

Hatte er auch den Beruf eines Kaufmanns nicht aus Vorliebe gewählt, sondern im Gegentheil mit einigem innern Widerstreben, so schien es doch für ihn selbstverständlich in dieser Laufbahn zu verharren. Er nahm Theil an einigen commerciellen Unternehmungen, so z. B. an der Gründung einer Baumwollspinnerei. Später, nachdem er sich mit Fräulein Verdan verheirathet, wurde er Theilhaber an einer längstbestehenden Kattunfabrik, deren Eigenthümer sein Schwiegervater war.

Indessen wurde er den Studien nicht untreu. Den neuen Erscheinungen der französischen Literatur folgend, beschäftigte er sich mit Vorliebe mit den philosophischen und pädagogischen Wissenschaften. Auch den schönen Künsten blieb er nicht fremd und war besonders Freund der Musik. Er selbst spielte die Geige und übernahm in kleinen Familienconcerten seine Partie. So spann er im Umgang mit den Seinen und einer kleinen Zahl auserwählter Freunde ruhige Tage, größere Gesellschaften meidend und den eiteln Weltfreuden aus dem Wege gehend. Diese exemplarische Lebensweise des jungen Familienvaters verdient alle Anerkennung; aber sie war nicht geeignet die scharfen Ecken seines Charakters abzuschleifen und ihm jene Toleranz einzuflößen, welche die Ansichten und Ueberzeugungen anderer gelten läßt, wenn sie auch mit den eigenen nicht übereinstimmen.

Mit dem Jahr des Umschwungs 1830 begann des jungen Neuhaus politische Laufbahn.

Angesichts der großen Volksversammlung von Münsingen, welche am 10. Januar 1831 stattfand, gab das Berner-Patriziat den Kampf gegen den demokratischen Sturmhauch auf, reffte seine Segel und zog seine Flagge ein. Ein vom Volke gewählter Verfassungsrath wurde zusammenberufen um die künftige politische Gestaltung des Kantons Bern festzusetzen. Neuhaus wurde Mitglied dieser Behörde.

Vor dem Beginn der Arbeiten des Verfassungsrathes schritt er thätig ein, als die abtretende Regierung auf das Haupt der Unzufriedenen im Jura, Stockmar, fahnden ließ; sich des gleichen Mannes eifrigst annehmend, welchen er ein Jahrzehnt später selber als des Hochverraths verdächtig verfolgte.

Im Verfassungsrathe machten sich hauptsächlich zwei Richtungen geltend, die historische und die philosophische. Die Anhänger der ersteren wollten der Stadt Bern, als der Stamm-Mutter des Kantons, welche durch Jahrhunderte die rothschwarze Fahne mit Ehren hochgehalten, gewisse Vorrechte, nämlich eine verhältnißmäßig größere Repräsentation zugestehen; Neuhaus wurde einer der Wortführer der philosophischen Schule, eine freisinnige Verfassung mit Ortsvorrechten als ein Unding bezeichnend.

Neuhaus kam in den weitern und engern Ausschuß des Verfassungsraths und war einer der vier Schriftführer. Als solcher redigirte er die französische Ausgabe der gedruckten Verhandlungen mit großem Fleiße, welcher der einzige Vorwurf gemacht wurde, daß darin den Rednern zu viel Geist verliehen sei. Dieses Verhandlungsblatt wurde zugleich zur freien Arena der Meinungskämpfe jener Zeit.

Im Verfassungsrath triumphirte — wohl hauptsächlich wegen der Eifersucht des Landes gegen die Stadt — die philosophische Schule über die historische; und Neuhaus hatte die Genugthuung die meisten seiner Doctrinen darin zur Geltung kommen zu sehen.

Als nach Maßgabe der neuen Verfassung das nun souverän erklärte bernische Volk seine Behörden neu bestellte, wurde Neuhaus Mitglied des Großen Rathes. Nach dem Rücktritt der großen Mehrzahl der bisherigen bernischen Beamten und Staatsmänner, war die Zahl derjenigen, denen das Staatsruder anvertraut werden durfte, keineswegs groß. Der philosophische Kaufmann von Biel durfte nicht übergangen werden; er wurde Mitglied der neuen Regierung und erhielt bald darauf als Präsident der Erziehungskommission die Leitung des öffentlichen Unterrichts.

Das Staatsschiff glitt damals keineswegs auf ruhigem Gewässer. In nächster Nähe wurde die patrizische Pulver- und Patronenverschwörung im Erlacherhof entdeckt. In Schwyz und Basel brach zwischen verschiedenen Kantonsgebieten der Bürgerkrieg los. Kaum waren diese Unruhen gestillt, so machte eine Anzahl polnischer Flüchtlinge von Genf aus einen bewaffneten Einfall auf sardisches Gebiet, den sogenannten Savoyerzug. Bei allen diesen Peripetieen hielt Neuhaus entschieden die Parteifarbe. Die Aristokratenverschwörung half er mit strengen einschneidenden Maßregeln unterdrücken und ihre Urheber scharf bestrafen. In den Basler- und Schwyzerwirren stellte er sich ohne langes Besinnen auf die Seite der Liberalen. Nach dem Savoyerzug hielt er — den drohenden Mächten gegenüber — fest am schweizerischen Asylrecht und unterstützte die Polen, welche den sinnlosen Streich unternommen, nach Kräften.

Nicht weniger eingreifend wirkte der Bieler Staatsmann in seinem speziellen Verwaltungsbezirk. Er entwarf ein organisches Gesetz über den Primarunterricht, erlangte vom Großen Rath die Decretirung von Lehrerseminarien und vermochte denselben, den Schullehrern eine jährliche Gehaltsvermehrung von 150 alten Franken aus Staatsmitteln zukommen zu lassen.

Sein Hauptangenmerk war übrigens der höhere Unterricht. Er, der gebildete Mann, sah klar den Mangel an gebildeten Staatsbeamten in der neugeschaffenen bernischen Demokratie und fühlte schwer die daraus hervorgehenden Uebelstände. Eine bernische Hochschule sollte diesem Mangel abhelfen. Am 15. November 1834 weihete er sie durch eine glänzende Rede ein. Recht bald und reichlich sollte dieser von ihm gepflanzte Baum Früchte tragen. Deßhalb wurde den Schülern der jungen Universität der langsame Gang einer klassischen Vorbildung, die unbequeme Schranke strenger Maturitätsprüfungen erlassen: von der Dorfschule weg sollte der Bernerbürger in die Hallen der „demokratischen" Hochschule eingehen dürfen. Neuhaus bedachte es wohl kaum, als er diese Schnellbleiche republikanischer Staatsmänner schuf, daß er damit eine Drachensaat ausstreue, die einst gegen ihn selber aufgehen würde. Die bernische Universität wurde die Pflanzstätte, der sogenannten „jungen Rechtsschule", welche ein Dutzend Jährchen später den mächtigen Berner-Schultheißen gleich einem an der Merzsonne schmelzenden Schneemann zu stürzen vermochte.

Bei den Erneuerungswahlen von 1835 wurde er von drei Wahlbezirken zu ihrem Vertreter im Großen Rathe bezeichnet, — von der Stadt Bern, von Biel und Courtelary. Ebenso erhielt er wiederum einen Sitz im Regierungsrath und die Leitung des Erziehungswesens. Er wurde Mitglied des sogenannten diplomatischen Departements, welches — mit den beiden andern Vororten alternirend — im Namen des Vorortes Bern den eidgenössischen Bundeswagen zu lenken hatte. Mit dem damals einflußreichsten Berner, Hans Schnell, ward er zum Tagsatzungsgesandten ernannt, lehnte jedoch ab, weil die eidgenössischen Angelegenheiten damals nicht nach seinem Sinne geführt wurden.

Im Jahr 1836 traten auf Anregung des Luzerner Schultheißen Eduard Pfyffer einige katholische und paritätische Stände in Baden zusammen um die kirchlichen Verhältnisse ihrer Kantone zu ordnen. Es entstanden die viel angefochtenen sogenannten Badener-Artikel, welche von den Kirchlichen hart bekämpft und von den katholischen Bevölkerungen mit Mißtrauen aufgenommen wurden. Neuhaus, ein eifriger Protestant, wenn auch nicht in positivem, so doch in negativem Sinne, befürwortete — entgegen der Mehrheit des Regierungsraths — im Großen Rathe die Annahme der Badener-Artikel. Seine schneidende Beredsamkeit und gewandte Dialectik trugen den Sieg davon.

Aber kaum hatte Bern die Badener-Artikel angenommen, so erhob sich die Bevölkerung des katholischen Jura in offener Rebellion. Durch die Entschiedenheit unseres Neuhaus beeinflußt, ließ der Große Rath die unzufriedenen Gegenden militärisch besetzen und den Aufstand mit Waffengewalt unterdrücken. Die Freiheitsbäume, die er 1830 und 31 hatte errichten helfen, mußten 1836 unter seinen Streichen fallen. Diese versuchte Auflehnung der katholischen Jurassier im Interesse ihrer Kirche gegen die übergreifende Staatsgewalt war das Vorspiel des Dramas, welches nun in einer langen Reihe von Akten und Scenen auf der politischen Schaubühne der Schweiz zur Aufführung kam, um 1847 mit dem Sturze des Sonderbundes zum Abschluß zu kommen.

Im Jahr 1837 ging Neuhaus als Vertreter Berns an die Tagsatzung nach Luzern. Der Mann, der bisdahin nur auf der beschränkteren Bühne des heimatlichen Kantons eine Rolle gespielt, betrat nun eine Arena, die ihm größeren Spielraum gewährte. Als bernischer Gesandter ging sein erstes Bestreben dahin in seiner Person der Ehre und dem Ansehen des größten Schweizerkantons die gebührende Anerkennung zu verschaffen und den Einfluß Berns auf die eidgenössische Politik, die seine Vertreter in den letzten Jahren nicht zu wahren gewußt hatten, wiederum zur Geltung zu bringen.

Er suchte dieses Ziel zu erreichen durch die Würde seines Auftretens, durch das Gewicht seiner Beredsamkeit und durch eine eifersüchtige Wahrung der Achtung, welche — nach seiner Meinung — dem Gesandten Bern's gebührte. Während — aus alter Eifersucht der beiden Stände und wegen der Verschiedenheit der politischen Grundanschauung — die Vertreter Zürichs mit Neuhaus nicht gerade auf dem besten Fuße standen, so schlossen sich dagegen die Vertreter der Waadt, Genf's, St. Gallens, Aargau's und Solothurns eng an ihn an. Den Repräsentanten des monarchischen Europa gegenüber zeigte er mehr Steife als Geschmeidigkeit, errang aber durch seinen unbeugsamen republikanischen Stolz ihre Achtung.

Gleichsam zur Anerkennung seines Auftretens an der Tagsatzung ernannte ihn der Große Rath bald nach seiner Rückkehr von Luzern zum Vice-Präsidenten der Regierung.

Seit 1831 hatte die regenerirte Schweiz manchen Span mit ihren monarchischen Nachbaren auszufechten gehabt. Sie

war gleichsam zur Zielscheibe für die Noten der Diplomatie geworden. Der ernsthafteste Conflict mit dem Ausland entstand im Jahre 1838.

Nach dem Straßburger-Attentat war Prinz Louis Napoleon gezwungen worden nach Amerika auszuwandern. Die Todeskrankheit seiner Mutter rief ihn nach Arenenberg zurück. Die Regierung Ludwig Philipps witterte in dieser Rückkehr eine Gefahr für das französische Bürgerkönigthum. Eine Note verlangte von der Schweiz die Ausweisung des napoleonischen Prätendenten. Aber der Prinz galt als Schweizerbürger. Die öffentliche Meinung — insbesondere im Thurgau, in Genf und Waadt — ergriff Partei für ihn. Frankreich suchte diese Sympathien durch einen Druck von Außen zu neutralisiren. Es sammelte ein Armeekorps an der Schweizergrenze. Genf und Waadt sahen sich im Fall ihre Militzen unter die Waffen zu rufen. So war die Lage der Dinge, als der Große Rath von Bern zusammenberufen wurde, die Instruktion dieses Standes an die außerordentliche Tagsatzung zu berathen. Vom Beschlusse Berns konnte Krieg oder Frieden abhangen. Die sogenannte Burgdorfer Partei (die Schnelle) waren für Nachgiebigkeit. Neuhaus sprach mit feuriger Energie für Widerstand gegen die Anmaßungen Frankreichs; seine Meinung siegte. — An der nun folgenden Tagsatzung war es wiederum Neuhaus, welcher den entschiedenen Maßregeln das Wort sprach. Zwei Divisionen eidgenössischer Truppen wurden aufgeboten und an die Grenze geschickt... Die freiwillige Abreise des Prinzen Louis Napoleon machte diesem Conflikt ein Ende. Die Energie des bernischen Schultheißen während der gefährlichen Krise trug nicht wenig dazu bei seinen Einfluß und seine Volksthümlichkeit zu mehren.

Der Große Rath ernannte für 1839 Neuhaus zum Schultheißen. Vor ihm hatte seit Jahrhunderten kein Staatsmann, der nicht einem patrizischen Geschlechte angehörte und nicht Bürger der Stadt Bern war, diese Würde bekleidet.

An der Tagsatzung von 1839 in Zürich vertrat Schultheiß Neuhaus seinen Stand. Am 9. September zogen die psalmensingenden bewaffneten Bauern in die Stadt und warfen ihre Regierung über den Haufen. Es gab keine gesetzliche vorörtliche Behörde mehr. Die Tagsatzung war ohne Haupt.

Neuhaus, welcher die zürcherische Regierung zu energischem Widerstand gegen die Bewegung angespornt hatte, berief die Tagsatzungsgesandten zusammen, schlug vor nach Rapperswyl oder Baden zu ziehen und ohne Vorort zu tagen. Er drang mit dieser Ansicht nicht durch. Man ließ der siegenden Partei in Zürich Zeit sich zu organisiren und die aus dem Putsch hervorgegangene neue Behörde mußte wohl oder übel als dirigirender Vorort acceptirt werden.

Im Januar 1841 ging verfassungsgemäß die vorörtliche Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten an Bern über. Im Dezember 1840 nahm der Große Rath die Wahl eines Schultheißen vor, welcher in dieser Eigenschaft als Präsident der Tagsatzung an die Spitze der Eidgenossenschaft gestellt wurde. Unter den Mitgliedern der Regierung konnten nur zwei auf diese Würde Anspruch machen: Neuhaus und der Geschichtschreiber Anton v. Tillier. Während Tillier an Weltgewandtheit, tiefem politischen Blick und staatswissenschaftlichen Kenntnissen seinem Concurrenten den Rang abgewann, so überragte ihn derselbe bei weitem an Energie des Willens und Entschiedenheit der Meinung. Die gemäßigte Partei stimmte für Tillier, welchem sie eine größere Geschmeidigkeit im Verkehr mit dem Ausland zutraute; die radikale Partei war für Neuhaus. Dieser siegte mit 108 gegen 60 Stimmen. So stand er nun auf der höchsten Stufe der Ehren und der Macht, die einem schweizerischen Staatsmanne jener Zeit zu erreichen möglich war.

Um's Neujahr 1841, da mit dem Jahreswechsel zugleich der Vorortswechsel statt fand, waren die Kantone Solothurn und Aargau mit einer Verfassungsrevision beschäftigt. Da wie dort standen die Anhänger der Regierung zur neuen Verfassung, die ultramontane Partei trat derselben entgegen. In den ersten Tagen des Januar erhielt Neuhaus von Solothurn aus die Nachricht eines drohenden Aufstandes. Sogleich erließ er ein Truppenaufgebot und besetzte mit einigen Bataillonen die solothurnische Grenze. Durch so schleunigen und kräftigen Beistand ermuntert, erklärte sich die solothurnische Regierung in Permanenz, berief Truppen und Bürgerwachen zu den Waffen und ließ die Häupter der Opposition verhaften. Unter diesen Einflüssen wurde über die neue Verfassung abgestimmt und dieselbe angenommen; der drohende Bürgerzwist war im Keim gewaltsam erstickt.

Wenige Tage später kam von Aarau aus der Bericht, daß im Freien-Amt ein von den Klöstern angestifteter Aufstand ausgebrochen sei, und das dringliche Gesuch um Hülfe. Schon am folgenden Tage rückten bernische Truppen im Aargau ein und besetzten die aufrührerischen Bezirke. An den so rechtzeitig eingetroffenen bernischen Bajonetten konnte sich die radikale aargauische Regierung aufrecht erhalten. Sich stark fühlend unter dem Schutz des energischen Schultheißen von Bern sprach der Große Rath des Aargaus den 13. Januar 1841 den Grundsatz der Aufhebung der Klöster aus.

Die kräftige und wirksame Intervention zu Gunsten seiner politischen Freunde in Solothurn und im Aargau hatte Neuhaus nicht als Präsident des Vororts, sondern als Schultheiß von Bern in's Werk gesetzt, da er sich als solcher einer größeren Machtvollkommenheit bewußt war und von weniger hinderlichen Förmlichkeiten beengt wußte. Seine erfolgreiche, eingreifende Thatkraft, welche sich allein durch den Grundsatz: salus publica suprema lex esto leiten ließ, erhoben ihn zum unbestrittenen Haupt der radikalen Schweiz und zum mächtigsten Mann in der Eidgenossenschaft.

Am 15. Merz 1841 wurde die Tagsatzung von Neuhaus zum erstenmal seit ihrem Bestehen in französischer Sprache eröffnet. Der Kattundrucker von Biel stand auf dem Gipfelpunkt seiner Macht: seine Freunde gehorchten seinen Winken; seine Feinde haßten aber fürchteten ihn; die Vertreter der fremden Mächte liebten ihn nicht aber achteten ihn als den Vertreter des Autoritätsprinzips in der Schweiz.

Rasch und verhängnißvoll entwickelten sich die Ereignisse aus der von Neuhaus kräftigst in Schutz genommenen aargauischen Klosteraufhebung. Die erste Folge war die Jesuitenberufung nach Luzern.

Dort stand an der Spitze der Ultramontanen als anerkanntes Haupt der Jesuiten- und Reaktionspartei in der Schweiz Siegwart-Müller, ein Mann ebenso rücksichtslos als Neuhaus aber weniger aufrichtig und überzeugungstreu.

Dem gewaltthätigen Regiment Siegwarts in Luzern ein Ende zu machen bereiteten sich die Freischaarenzüge vor. Es war ein öffentliches Geheimniß. Nur der Schultheiß von Bern schloß die Augen vor diesen bedenklichen Symptomen staatlicher Auflösung und ließ gewähren. Hatten die Götter den Mächtigen

mit Blindheit geschlagen um ihn seinem Sturz entgegen zu führen? Wir können es, trotz der Abgeschlossenheit und Unnahbarkeit, in welche sich Neuhaus zu hüllen liebte, nicht glauben. Es lag eine politische Berechnung in dem Gewährenlassen jener unüberlegten Hitzköpfe, unter denen der Schultheiß manchen Gegner und heimlichen Neider zählte.

Am Abend des 31. Merz 1845 standen ein Paar Tausend Freischäärler vor Luzern; Siegwart und seine Anhänger bereiteten sich zur Flucht über den See. Das war wohl der Moment, den Neuhaus vorberechnet hatte. Noch wenige Stunden, und die Freischaaren waren Herren von Luzern; dann hätte ohne Zweifel der Schultheiß von Bern seine Aufgebote ergehen, seine Bataillone marschiren lassen, die Freischaaren aufgelöst, die Autorität der Staatsgewalt, d. h. der radikalen, hergestellt und die Dictatur des Berner Schultheißen über die ganze Schweiz wäre so ziemlich ein fait accompli gewesen.

Aber der scharfsinnigste Staatsmann macht zuweilen Rechnungsfehler. Der panische Schreck im Wäsemli, der Heuwagen vor Malters waren Factoren, welche Neuhaus nicht vorgesehen hatte. Der unerwartete leichte Sieg erfüllte die Luzernerregenten mit frischem Muth und erlaubte ihnen im Verein mit den Urkantonen eine imposante Waffenmacht zu entwickeln. Wären die Berner Bataillone in's Feld gerückt, so würde unmittelbarer Bürgerkrieg erfolgt sein.

Von beiden Parteien, von den geschlagenen und zu Tausenden gefangenen Freischäärlern sowohl, als von den siegreichen Jesuitenfreunden, wurde Neuhaus eines falschen Spiels, einer illoyalen politischen Handlungsweise angeklagt. Er stand unversehens auf der schiefen Ebene, die ihn seinem unvermeidlichen Sturze entgegen führte.

Wenige Monate später sah sich Neuhaus von einer keineswegs verächtlichen Phalanx von Gegnern angegriffen. An ihrer Spitze stand Ochsenbein, der durch seine Niederlage populär gewordene Freischaarengeneral. Zu den heftigsten Angreifern gehörten Wilhelm Snell, einer der Professoren, der von ihm gegründeten Universität, und dessen Schüler, die derselbe theilweise von der Dorfschule weg, auf der Schnellbleiche zu Staatsmännern herangebildet hatte. Wiederum ging eine Drachensaat auf, zu welcher Neuhaus selber den Boden gepflügt hatte.

Die Regierung von Bern, welche während den Vorbereitungen zu dem Freischaarenzuge die Hände lässig in den Schooß gelegt hatte, begann nun zur Unzeit eine fieberhafte Thätigkeit zu entwickeln. Die Presse wurde gemaßregelt. Beamte, die den Angriff gegen Luzern mitgemacht, wurden abgesetzt, Advokaten ihre Patente entzogen, Professor Wilhelm Snell aus dem Kanton verwiesen.

Diese Verfolgungen konnten nur die Volksthümlichkeit der Freischaarenpartei vermehren. Um die Regierung und den erst noch so mächtigen Schultheißen aus dem Sattel zu heben, wurden durch's ganze Land Volksversammlungen gehalten, politische Vereine gegründet und deren Centralcomite permanent erklärt. Während Neuhaus von seinem unnahbaren Arbeitskabinet aus zu regieren glaubte, saß im Gasthof zum Bären eine viel mächtigere Regierung Nr. II.

Da der Große Rath dem Schultheißen noch immer günstig war, so drängten dessen Gegner zu einer Volksabstimmung. Am 1. Februar 1846 wurden die Urversammlungen zusammen berufen, um darüber zu entscheiden, ob eine beabsichtigte Verfassungsrevision durch den Großen Rath oder durch einen Verfassungsrath solle vorgenommen werden. 26,000 Stimmen gegen 11,000 stimmten für den Verfassungsrath, also gegen Neuhaus. Von da an fielen Schmeichler und Freunde des Schultheißen von ihm ab, gleich dem welken Laub im Herbst. Einige von ihm und acht seiner Kollegen an das Volk gerichtete Worte wurden als drohende Auflehnung gegen den Volkswillen ausgelegt. Neuhaus mußte sich im Großen Rathe gleichsam als Hochverräther verantworten. Aber der Angeklagte verwandelte sich vor der Behörde, die so lang seinen Winken gehorcht, bald in einen niederschmetternden Ankläger. Es war dieß sein letzter parlamentarischer Triumph.

Verletzt durch die Wandelbarkeit der Volksgunst und die Treulosigkeit so manchen vermeintlichen Freundes lehnte er es ab den Kanton an der Tagsatzung von 1846 in Zürich zu vertreten. Er zog sich nach Biel zurück, um dort wieder Kaufmann und Fabrikant zu werden.

Ohne ihn wickelte sich die Krisis der Jahre 1847 und 1848 — der Sonderbundskrieg und die Einführung der neuen Bundesverfassung — ab. Trotz dem begrüßte er die letztere mit Begeisterung. Die ersten Nationalrathswahlen beriefen ihn noch einmal auf die politische Bühne. Aber seine Zeit war vorbei.

Als die oberste executive Behörde der Eidgenossenschaft, der Bundesrath, bezeichnet werden sollte, da mochte wohl eine innere Stimme in ihm laut werden, welche ihm sagte, daß Keiner würdiger sei unter den Sieben den größten und mächtigsten Kanton zu vertreten als er selber. Da ging aus der Wahlurne der Gegner, der ihn gestürzt, der Freischaarengeneral Ochsenbein hervor.

Krank am Leib und am Gemüthe, ein gebrochener Mann, verließ der letzte Schultheiß Berns seine langjährige Residenz. Drei Wochen später war er eine Leiche.

Neuhaus, während seiner 16jährigen staatsmännischen Laufbahn den aus philosophischen Studien und Betrachtungen geschöpften Grundsätzen getreu, war eben deßhalb gegen Andersdenkende unduldsam und konnte keinen Widerspruch ertragen. Herrschsüchtig, war er hart gegen diejenigen die ihm entgegentraten; seine Uneigennützigkeit war über alle Zweifel erhaben. Republikaner im Geist, war er es weniger im Leben, sich fern haltend vom Volk, — von der Volksstimme nur jenes erfahrend, was ihm seine Schmeichler zutrugen. Von Vielen war er gefürchtet und gehaßt, von Mehreren geachtet, von Wenigen geliebt. Das Schlagen sympathischer Herzen suchte und fand er im engern Kreise seiner Häuslichkeit. Dort legte er mit dem Amtsrock seine Schroffheit bei Seite und wurde am traulichen Familienheerd ein liebenswürdiger, geistreicher und heiterer Gesellschafter, der treuste Genosse seiner Gattin und der beste Freund seiner ihn über Alles verehrenden Kinder.





R. Töpffer

Rudolf Töpffer.

Jedesmal wann die romanische Schweiz einen besonders hervorragenden Mann oder eine ausgezeichnete Frau erzeugte, beeilten sich die Franzosen dieselben als die Ihrigen anzuerkennen; so J. J. Rousseau und Frau von Stael. Nicht anders ergeht es unserm Töpffer. Die französische Kritik zählt ihn zu ihren ausgezeichnetsten Schriftstellern. Die französische Kritik ist im Irrthum: obwohl Töpffer französisch sprach und schrieb, so war er doch weder von Abstammung noch von Gesinnung, noch nach seiner schriftstellerischen Eigenthümlichkeit ein Franzose.

Sein Großvater Georg Christof war ein ehrlicher Schneider aus Schweinfurt in Franken, der sich um's Jahr 1760 in Genf niederließ. Von Töpffers patriotischer Gesinnung geben die Werte Zeugniß die er in den „reflexions d'un peintre genevois" niedergelegt hat: „sollte Jemand sagen oder „auch nur denken, dieß Genf werde einst französisch oder sardisch sein, es würde ihm mehr Haß von mir zu Theil als „mein Herz fassen könnte....." — Was seine schriftstellerische Eigenthümlichkeit betrifft, so besteht dieselbe in jenem eigenthümlichen liebenswürdigen Humor, dessen eines Auge weint, während das andre lacht, welchen wir bei Deutschen und Engländern, niemals aber bei Franzosen finden. Töpffer ist kein Franzose und will keiner sein; wir dürfen ihn mit vollstem Rechte als Genfer und Schweizer für uns in Anspruch nehmen.

Dieß steht fest, obgleich er den 31. Januar 1799 geboren wurde, als seine Vaterstadt Genf ein vor kurzem gewaltsam annerirter Bestandtheil der französischen Republik war. Sein Vater, Wolfgang Adam, der Sohn des ehrsamen Schweinfurter Kleidermachers, zuerst Kupferstecher, hatte sich aus eigenen Kräften zum geschätzten Maler emporgearbeitet, dessen Genre- und Landschaftsbilder gern gekauft und gut bezahlt wurden.

Die ersten Eindrücke empfing der junge Rudolf in der Malerwerkstätte seines Vaters. Werfen wir einen Blick in dieselbe. Da sehen wir einen „Austritt aus der Kirche". Es ist ein originell aufgefaßtes und geistvoll dargestelltes Stück Genferleben jener Zeit. Als Seitenstück dient der gleiche Gegenstand, in ein savoysches Dorf versetzt. Dort hängt eine Winterlandschaft mit Weinfuhre; der Fuhrmann ist eben im Begriff auf offener Straße ein Pröbchen seiner flüssigen Fracht zu versuchen. Hier drei schwatzende junge Mädchen, denen ein Esel bedächtig zuhört. Auch Carrikaturen fehlen nicht: da eine Anzahl Rekruten der französischen Revolutionsarmee, Bauern, Handwerker, Perrückenmacher, Pflastertreter in bunter Reihe; — dort eine verzauberte Theetrinker Gesellschaft: alte Herren als Milchtöpfe, artige Mädchen als Theetassen und der Theekessel auf seinem Gestell sieht auf's Haar einem eifrigen Prediger auf der Kanzel ähnlich.... Wir sehen da die Richtung bereits angegeben, welche Rudolf Töpffer als humoristischer und satyrischer Schriftsteller und Zeichner mit so vielem Erfolg verfolgte!

Nach der Absicht des Vaters sollte der Sohn ein Maler werden. Dem erlernen der Kunst sollte aber eine gründliche klassische Bildung vorangehen. Er trat demnach zuerst in's Collegium und dann in die Akademie seiner Vaterstadt ein.

Als Schüler schon veröffentlichte unser Töpffer seine erste Carrikatur. Es war die Illustration eines komischen Heldengedichtes seines Schulkameraden Petit-Senn, dessen Held der wenig geliebte Schulpedell Griffon war. Er ätzte sein Zerrbild auf Kupfer. Dasselbe fand mehr Anklang bei seinen Mitschülern als bei dem gestrengen Schulareopag, der sich dennoch eines heimlichen Lächelns nicht erwehren konnte.

Als die guten Bürger von Genf nach der Befreiung vom französischen Joche in eine fanatische Bewunderung und Nachahmungssucht alles desjenigen verfielen, was englisch hieß, so machten sich Töpffer, Vater und Sohn, daran diese übertriebene Anglomanie satyrisch zu geißeln; ebenso die Umkehr zum Alten und Veralteten eines Theils der Genferbevölkerung. Diese Zeichnungen wurden als Versuche einer kecken Opposition betrachtet Die Töpffer zählten zu den Liberalen jener Zeit, welche — hinter geschlossenen Thüren — dem Allzuviel der Reaktion einen zahmen Widerstand entgegensetzten. Rudolf zählte beim Eintritt der Restauration ungefähr 16 Jahre und war Schüler der Klasse der „belles lettres" d. h. des obern Gymnasiums.

Zu seinen besondern Liebhabereien gehörten die dramatischen Aufführungen, welche eine Anzahl aufgeweckter Mitschüler vor einer ausgewählten Gesellschaft zu geben pflegten. Töpffer agirte gewöhnlich die Frauenrollen und bewies ein ganz ungewöhnliches dramatisches Talent. Diese dramatischen Vorstellungen erfreuten sich bald eines außerordentlichen Rufes und man bewarb sich eifrig um den Eintritt in die betreffende Gesellschaft.

Als Schüler gehörte Töpffer nicht zu den ausgezeichneten; dennoch war er nicht unfleißig und konnte so zum „großen Haufen", d. h. zum Mittelgut gerechnet werden. Er betrachtete seine klassischen Studien bloß als eine Vorschule und Vorbereitung zu seinem künftigen Malerberuf. Schon zog er einigen praktischen Nutzen aus seiner Fertigkeit in den zeichnenden Künsten und verkaufte seine Aquarellbilder zu guten Preisen.

Er war im Begriff seine Studienlaufbahn zu schließen und seine Wanderjahre als Maler mit einer Reise nach Italien zu beginnen, als ihn ein großes Unglück betraf. Es war dieß eine Augenkrankheit, welche erst nur vorübergehend schien, aber zuletzt so hartnäckig wurde, daß die einheimischen Aerzte es aufgaben derselben Meister zu werden und den jungen Patienten zur Consultation bei den Meistern der Wissenschaft nach Paris schickten. Es geschah dieß im Jahr 1819.

Töpffer wurde trotz seinem Augenleiden kein Hypochonder; er benutzte seinen Aufenthalt in Paris keineswegs bloß um seine Gesundheit zu pflegen. Er besuchte die Vorlesungen der berühmten Gelehrten, die Gallerieen und die Theater. Die romantische Schule trieb damals ihre ersten Blüthen. Als begeisterter Romantiker kehrte er nach einiger Zeit wieder nach Genf zurück. Seine Augenkrankheit war nicht geheilt worden. Es kam die Stunde, wo er blutenden Herzens darauf

verzichten mußte ein Maler zu werden. Genf wurde dadurch vielleicht um einen bedeutenden Künstler ärmer, dafür um einen liebenswürdigen Schriftsteller reicher.

Zu jener Zeit florirten die Erziehungsanstalten in der Calvinsstadt kaum weniger als heute. Um einen bürgerlichen Beruf zu haben, trat unser Töpffer als Unterlehrer in das Institut des Hrn Heyer, Pastor und Pensionshalter in Genf. Indessen gab er das Zeichnen nicht ganz auf. Aus dieser Zeit datirt sich auch eines seiner ersten poetischen Produkte, eine Fabel, welche jedoch damals wegen ihrer liberalen Tendenz nicht gedruckt wurde. Töpffer verglich in diesem satyrischen Gedicht die Bewohner Genfs mit Töpfen. Die Tendenz davon bestand darin jene Töpfe zu persifliren, die zu praktischem Gebrauch geschaffen, dennoch danach strebten sich unter die Luxustöpfe einzudrängen. Der Standesunterschied der Luxustöpfe, welche in der obern Stadt wohnten, und der gemeinen Töpfe, welche die sogenannten „rue basses“ inne hatten, war damals ein so allgemein anerkannter, daß die Veröffentlichung eines Spottgedichtes über dieses Thema, als zu gefährliches Wagniß erschien.

Einmal in die Gelehrtenzunft eingetreten fand unser Unterlehrer, es schicke sich etwas drucken zu lassen. War es keine Fabel, sollte es etwas anderes sein. Er gab 1824 mit zwei Freunden die politischen Reden des Demosthenes mit Commentar heraus. Die Arbeit ist nicht von besonderem Werth.

Ein Jahr später veränderte Töpffer seinen bürgerlichen Stand in so fern als er ein Weib nahm und ein eigenes Erziehungsinstitut gründete. Dieses letztere war in seinen Anfängen sehr bescheiden und wurde in den ersten Jahren seines Bestehens wenig bemerkt. Größeres Aufsehen erregte der angehende Pensionshalter in folgenden Jahren durch die Anfänge seiner Kunstkritiken.

1826 feierte Genf nicht nur das schweizerische Musikfest in seinen Mauern, sondern es fand auch die erste einigermaßen größere Kunstausstellung statt. Töpffers Kritik darüber ist in eine sehr wunderliche Form gekleidet, als Gedanken eines Dorfglöckners. Die Schreibart mahnt an Rabelais, den Lieblingsschriftsteller Töpffers. Die Tendenz geht dahin, bei den Künstlern die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen gegenüber der unwahren Manierirtheit der verschiedenen Schulen.

„Vor Zeiten einst Paris besuchend,“ — so schrieb Pierre Getroz, der Dorfglöckner, — „sah ich die nobelsten Gemälde „in der nobelsten Manier gemalt: die Horazier, die Sabinerinnen, Leonidas. Das alles erschien mir sehr nobel, fast „wie die Helden der großen Oper. Und doch wäre mir all „diese Noblesse feil gewesen um ein Körnchen Wahrheit mehr „oder ein Körnchen Geziertheit weniger .....“ Der junge Mensch, der sich anmaßte große Autoritäten anzugreifen, konnte sich auf höhnische Entgegnungen gefaßt machen. Insbesondere war es ein Franzose, welcher damals in Genf ein Blatt „le courrier du Léman“ herausgab, der es über sich nahm den jungen Kunstketzer mit seinem Spotte todt zu schlagen. Es gelang nicht. Töpffer hatte die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen gewußt. Auf das erste Flugblatt, folgten mehrere in gewählterer Form und unser Kunstromantiker behauptete — in Genf mindestens — seinen Gegnern gegenüber das Schlachtfeld. Die sämmtlichen kunstkritischen Aufsätze, die sich bei Gelegenheit der Ausstellungen bis 1843 folgten, erhielten die Ueberschrift: Réflexions et menus propos d'un peintre genevois. Mit dem Beginn dieser Bestrebungen Töpffers fiel das erste Auftreten Hornungs und Grosclaudes, Lugardons, Diday's und Guigons zusammen. Ein Pamphlet an die Adresse der Genfer Krämerseelen verfehlte seine Wirkung nicht. Bei Manchem wurde das Gewissen wach: ein Mehreres für Kunst und Künstler zu thun.

Die schriftstellerische Thätigkeit Töpffers in dieser Richtung hat gewiß das ihrige dazu beigetragen einer Genfer Malerschule, wie sie nun schon seit Jahrzehnten verdiente Lorbeeren sammelt, die Wege zu bahnen.

In jenen Tagen verließ die Maler-Werkstätte Didays, ein junger unbedeutender Mensch aus den Neuenburger Bergen, der zuerst Commis bei einem Bankier gewesen war. Dieser angehende Landschaftsmaler wagte den Versuch unter dem Titel „Album genevois“ eine Sammlung von lithographirten Genferansichten herauszugeben. Töpffer stand ihm zum Pathen; in einem Zeitungsartikel machte er das Publikum auf diese Versuche aufmerksam. Allmälig gestaltete sich zwischen beiden ein sehr intimes Verhältniß. Der Schützling Töpffers wurde zu einem weltberühmten Koriphäen der Kunst, — es war Calame.

Wir kommen nun zu Töpffer, dem Institutsvorsteher zurück.

Die Knabenpension im bescheidenen Lokal auf dem Moritzplatze hatte Mühe der Concurrenz der übrigen so zahlreichen Erziehungsanstalten der Calvinsstadt Trotz zu bieten und neben denselben aufzukommen, bis endlich dem genialen Vorsteher derselben eine glückliche Inspiration aufhalf: er erfand die Schülerreisen.

Freilich war unser Töpffer nicht der erste, welcher mit seinen Zöglingen die Schweiz bereiste. Wer sah nicht schon oft mit gemischten Gefühlen jene Caravanen hochaufgeschossener Buben, vorn, hinten und zur Seite von verdrießlich aussehenden Lehrern überwacht? Sie werden pedantisch, gleichsam nach dem Lineal, von Merkwürdigkeit zu Merkwürdigkeit geführt bis sie endlich — halbverschmachtet und müde an Geist und Körper — über die Lebensmittel irgend eines Gastwirths herfallen und gleich den Heuschrecken Aegyptens verzehren was verzehrbar ist.

Solche Schülerreisen waren nicht Töpffers Sache. Er wollte die Schule nicht auf der Landstraße fortsetzen. Es war für ihn selbst ein Bedürfniß, den während dem Schuljahr steifgewordenen Geist nicht minder als den Körper wieder einmal in aller Freiheit zu dehnen und zu strecken. In dieser Absicht führte er seine Zöglinge über Berg und Thal, durch Stadt und Dorf, den Merkwürdigkeiten nur lässig nachforschend, dafür aber den Schulstaub recht gründlich von sich schüttelnd, jedem, der mitzog, volle Freiheit gewährend geistige und leibliche Kräfte nach Gefallen zu üben, — unter den Tollen selber der Tollste, und beinahe unfühlbar mit leichtester Hand die Zügel der Disziplin festhaltend, durch welche seine muntere Schaar zusammengehalten wurde.

Durch diese von ihm erfundene Heilgymnastik des Geistes und Körpers wurde Töpffers Pension mit Recht in ganz Europa berühmt. Seinen Schülerreisen verdankt Töpffers gelungenstes literarisches Werk, die „voyages en Zigzag“, sein Entstehen.

Bevor wir auf dieses Buch speziel zurückkommen, wird es am Platz sein unseres Töpffer literarische Laufbahn von ihren Anfängen an zu verfolgen.

Wir haben gesehen, daß die ersten schriftstellerischen Versuche Töpffers sich auf Kunstkritiken beschränkten. Um's Jahr 1830 trat er in Verbindung mit der gediegenen genferischen Monatsschrift „Bibliothèque universelle" und veröffentlichte in dieser Zeitschrift nach und nach eine Reihe von Aufsätzen, unter denen jene besonders gelungen genannt werden können, in welchen der Verfasser seinem liebenswürdigen, an Sterne und Jean Paul erinnernden Humor freien Lauf lassen durfte. 1832 erschien dann unter dem Titel *„la Bibliothèque de mon Oncle"* ein kleiner Roman, welcher zu Töpffers Schriftstellerruhm den ersten Grund legte. Folgendes ist der einfache Inhalt dieser Erzählung: Ein Student, der bei einem alten Bücherwurm von Onkel wohnt, unter alten Scharteken „die einzige fühlende Brust", hält sich mehr am Fenster als am Studierpulte auf. Durch's Fenster verliebt er sich in ein hübsches Judenkind, welches auf der Gasse vorübergeht. Ein einzig Mal findet er Gelegenheit mit seiner Flamme zu sprechen und „mein Fräulein", mit großer Gemüthsbewegung vorgebracht, ist das einzige Wort, das er zu sagen vermag. Dann stirbt das Mädchen an den Pocken.... Dieß der ganze Inhalt eines Buches voll Anmuth, Naturwahrheit, Witz und Phantasie; eines Buches, welches nur ein Vorwurf trifft: zu kurz zu sein, zu früh zu schließen; eines Buches, welches mit duftiger Frische die erste Liebe eines achtzehnjährigen Herzens malt.....

Diese Kritik von Freundeshand über den Erstlingsroman unseres Töpffer ist nicht minder wahr als wohlmeinend. Sie rührt von dem geistreichen Genfer und Zeitgenossen Töpffers Petit-Senn her. Derselbe gab um jene Zeit ein humoristisches Blatt heraus „le Fantasque", welches einen großen Erfolg hatte. Es versteht sich, daß unser Pensionsvorsteher zu den Mitarbeitern gehörte. Der leichte ironische Ton dieses Blattes entsprach noch mehr seiner Geistesrichtung als die ernste Gelehrten-Phisionomie der Bibliothèque universelle.

Zur Erholung von seinen nicht immer angenehmen pädagogischen Berufsgeschäften griff unser Freund wieder zu einem alten Zeitvertreib aus den Jugendjahren, — zu kleinen dramatischen Compositionen, welche er durch seine Zöglinge aufführen ließ. Nichts witziger, nichts toller als diese kleinen Lustspiele. Töpffer hätte große Erfolge errungen, wenn er die Laufbahn des dramatischen Dichters hätte verfolgen wollen. Aber er fand dieß der Würde des Vorstehers einer Erziehungs-Anstalt nicht angemessen. Gedrängt, die für seine Zöglinge geschriebenen dramatischen Versuche drucken zu lassen, erwiederte er mit einem entschiedenen „nein!"

Glücklicherweise ließ sich sein Gewissen leichter beschwichtigen bezüglich einiger satyrischer Bilderbücher, welche ungefähr um jene Zeit entstanden und vom Verfasser autographirt wurden. Diese Carrikaturen-Hefte, sieben an der Zahl, nämlich: Monsieur Jabot, M. Crepin, M. Vieurbois, Doctor Festus, M. Pencil und M. Albert, sind gezeichnete Sittenromane, in denen alle Verhältnisse des Lebens durchgenommen, alle Lächerlichkeiten und Schiefheiten der Gesellschaft gegeißelt werden. Göthe in seinen letzten Lebensjahren hatte seine Freude dran. Der Aesthetiker Vischer schrieb eine gelehrte Abhandlung darüber, in welcher er Töpffer als ebenbürtig neben Hogarth stellt. Vieurbois ist ein lächerlicher Junggeselle, Jabot ein Geck, Pencil (Pinsel) ein ungeschickter Malerdilettant, Cryptogame ein komischer Botaniker und Käferjäger, Dr. Festus ein dem Unstern anheimgefallener Gelehrter. Letzterer, d. h. das Bilderbuch, hatte das Mißgeschick den Unwillen Fellenbergs auf sich zu ziehen. Albert, ein genferischer Wühlhuber, fruitier d'Appenzell jener Zeit, zog dem Verfasser den Groll der ganzen radikalen Parthei zu.

Sowohl Text als Zeichnungen der satyrischen Bilderbücher sind Töpffers Werk. Ebenso tritt er zugleich als Schriftsteller und illustrirender Künstler auf in seinen vortrefflichen „Voyages en Zigzag", in denen er die fröhlichen Ferienreisen seiner Pensionszöglinge schildert. Er war das gerade Gegentheil eines Schulpedanten. Diese Schilderungen sind Beweis davon. Tolle Laune, geistreiche Satyre, jugendliche Ausgelassenheit mischen sich da auf die ungezwungenste Weise mit den erhebenden Eindrücken großartiger Naturscenen, und den gemüthlichen Einblicken in das Volksleben. Ein französischer Kritiker, Sainte-Beuve, sagt davon: „Ich kenne nichts, was die „Schweiz, so wie ihre Kinder sie besuchen und lieben, besser „wiederspiegelt; Töpffer ist gleichsam ihr Robinson geworden." Nicht nur der Text verdient ein solches Lob. Der Herausgeber erweist sich darin als trefflicher Landschaftszeichner und läßt bedauern, daß der Zustand seiner Augen ihm nicht erlaubte der zuerst eingeschlagenen Laufbahn zu folgen.

Die „Voyages en Zigzag", in erster Ausgabe vom Verfasser selbst authographirt, erschienen nach dem Tode Töpffers in Luxusausgaben, nach des Verfassers Zeichnungen illustrirt von Calame, Girardet und andern berühmten Künstlern.

Der literarische Ruf, den sich unser Freund durch seine Schülerreisen erworben, ermunterte ihn zu verdoppeltem Fleiß. Während die erste Ausgabe jener Reisen 1835 erschien, schenkte er schon 1836 dem dankbaren Publikum seine „nouvelles Genevoises" (von Heinrich Zschokke in's Deutsche übersetzt). Dieser Genfernovellen wurde ein volles Dutzend, welche mit Recht die vollste Gunst der Lesewelt erwarben. Ihnen folgte ein zweibändiger Roman „Le Presbitère", wo an eine geschickt gesponnene Fabel angereiht Schilderungen öffentlicher Feste, Scenen aus dem Soldaten-, Studenten- und Pfahlbürgerleben, politische Satyre und Portraits berühmter Genfer bunt durcheinander gemischt sind. — In den Vierziger Jahren erschien wieder etwas Kunstkritisches: „Du paysage alpestre", — ein Roman „Rosa et Gertrud" — und endlich kurz vor seinem Tode ein Aufsatz: „Essai de Phisiognomonie."

Wir haben hiemit die literarischen Werke aufgezählt, von denen einige seinen Namen den besten humoristischen Schriftstellern beizählen und ihn auf dem dichtbesetzten französischen Parnaß als einzigen ebenbürtigen Genossen der großen englischen und deutschen Humoristen erscheinen lassen.

Indessen war Töpffer 1832 zum Professor der Rhetorik an der Genfer Akademie ernannt worden. Es war dieß allerdings ein schöner Titel und eine ehrenvolle Würde, aber für unsern Freund zugleich eine schwere Bürde; denn er gehörte nicht zu den schwerbewaffneten Gelehrten, wie die Mehrzahl der Professoren an der Genfer Akademie, — und er gab sich nicht dafür aus. Er war nicht mit dem Rüstzeug ausgestattet gelehrte Vorlesungen zu halten. Deßhalb waren seine Vorträge bei den Studenten nicht besonders beliebt. Sie fühlten es heraus, daß der Professor seines Gegenstandes nicht vollständig mächtig sei.... Gestand er es ja doch selbst, daß ihn die Natur weder zum Rhetor noch zum Rhetoriker geschaffen habe. Das Mißbehagen dieses Gefühles mochte auch Schuld daran sein, daß sein Verkehr mit den Studenten den Stempel sarkastischer Herbheit, statt jener heiteren Milde trug. Mit einem Wort: er scheint das Mißgeschick gehabt zu haben unter den akademischen Lehrern nicht zu den volksthümlichen zu gehören.

Von 1814 an war das genfer'sche Staatsschiffchen während mehr als einem Vierteljahrhundert in ruhigem Fahrwasser dahingeglitten. Selbst die Sturmfluthen von 1830 und 1831 hatte es ohne namhafte Havarie überstanden. Es schien beinah, als ob die berühmten „Stürme im Glase Wasser“ auf immer vertobt hätten. Da kam das für manchen Kanton der Schweiz verhängnißvolle Jahr 1841. Die freisinnig conservative Genfer Regierung wurde sammt der Verfassung, aus welcher sie hervorgegangen, am 22. November in offenem Aufruhr gestürzt und eine andere Ordnung der Dinge eingeführt. Die prinzipielle Verschiedenheit der beiden Parteien, der alten und neuen, wird durch ein Wort treffend bezeichnet, welches Professor Delarive im Verfassungsrath einem politischen Gegner zurief: „vous voulez faire de Genève la plus petite des grandes villes, et pour moi, je préfère quelle reste la plus grande des petites villes!“

Zu den wärmsten Anhängern des gestürzten Systems gehörten die Professoren der Akademie. Sie kannten ihren Kollegen Töpffer als berühmten Schriftsteller und guten Kopf und übertrugen ihm die Rolle des Achilles in dem Kreuzzuge gegen den Radikalismus, den sie im Schilde führten. Sie stifteten ein Oppositionsblatt, „le courrier de Genève“, und stellten unsern Freund an dessen Spitze. Töpffers Künstlernatur ließ sich leicht entflammen und was er unternahm that er niemals zur Hälfte. Er warf sich über Hals und Kopf in die Politik mit der mühseligen und undankbaren Aufgabe sich der unaufhaltsamen Strömung der Zeit entgegen zu stemmen. Der Radikalismus wurde ihm gleichbedeutend mit dem Untergang Genfs. Es sei erlaubt eine kurze Stelle aus dem courrier de Genève hieher zu setzen, welche zugleich als Probe von Töpffers Anschauungsweise und seiner farbenreichen Schreibart dienen kann:

„Wandrer, was suchst du unter diesen Ruinen? Ist es eine reiche und blühende Stadt? Ist es eine Republik in welcher die Ordnung und die Freiheit einen Bund geschlossen haben? Ist es eine Pflanzschule ausgezeichneter Männer? Ist's ein Gemeinwesen stark durch seine Intelligenz und seine Sittenstrenge? — Wandrer, du kommst zu spät, geh' suche weiter. Der Radikalismus ist hier vorbeigegangen.“

Töpffer war mit Leib und Seele ein Parteigänger der Aristokratie der Intelligenz und hielt hoch die Fahne der alten Calvinsstadt, des protestantischen Rom's, sich entgegenstemmend dem Ansturme radikaler Kosmopoliten sowohl als jener Vorkämpfer des Katholizismus, welche mit dem alten Genf ein Hauptbollwerk der Reformation zu zerstören trachteten.

Was Wunder, daß der Enkel des Schneiders von Schweinfurt der Mann der alten Genfer Aristokratie wurde, der Parlamaquai und Calendrini, der Turettini, Pictet und Delarive! Seine Gegner ließen dieß nicht ungeahnt. Sie spotteten: der Verfasser der Fabel von den Töpfen sei nun selber ein *„englué“* geworden, d. h. ein Emporkömmling, der sich unter die Aristokraten gedrängt habe und von denselben zu ihren Zwecken ausgenützt werde. Der Spott war kein gerechter. Töpffers Motive waren die edelsten; er wollte seinen Freunden dienen, die Republik und vor allem die Akademie retten.

Aber nicht nur mit der Feder stand er für seine Sache ein. In den stürmischen Tagen die sich nun rasch folgten, wo an die Stelle der Beweisgründe Flintenschüsse und Kartätschenkugeln gewechselt wurden, ergriff auch er die Waffen und stieg auf die Straße hinunter, anfeuernd, aufmunternd durch Worte und Beispiel; Munition, Vorräthe und Geld unter diejenigen vertheilend, welche gleich ihm das Gewehr ergriffen hatten....

So viel Eifer, so viel Opfer und Hingebung, welchen das Glück den Rücken zu kehren schien, vollendeten, was die giftige Zeitungspolemik begonnen hatte. Töpffer wurde sowohl geistig als körperlich durch diese Kämpfe aufgerieben.

Seinen Freunden gelang es endlich ihn aus der Breche zu reißen. Im Merz 1843 erschien die letzte Nummer des courrier de Genève. Zu spät! Der Schildträger des alten Genf war zum Tode verwundet.

Unaufhaltsam rannen Töpffers Lebenskräfte dahin. Umsonst war der Besuch der Bäder von Laven und Vichy. Er unterlag seinen Leiden den 8. Juni 1846 im siebenundvierzigsten Altersjahr, eine Wittwe und vier Kinder hinterlassend. Auch sein Vater mußte ihn überleben, der erst im nachfolgenden Jahre, über achzig zählend, gleich einem Soldaten der auf dem Schlachtplan fällt, vor seiner Staffelei, das Haupt auf sein Farbenbrett stützend, starb.

Diese Lebensskizze ist größtentheils dem trefflichen Aufsatz des Professor Gaullieur nachgebildet, enthalten im „Album Suisse“ von 1856, der unserm Töpffer in allem gerecht war, nur nicht dort vollständig, wo beide als politische Gegner einander gegenüber standen.





Ferdinand Fürchtegott Huber.

Gegen Mitte Januars 1863 begleiteten die Sänger und die Turner der Stadt St. Gallen einen lorbeerbekränzten Sarg nach dem bescheidenen St. Leonhardskirchlein. Noch waren die letzten Akkorde des Trauergottesdienstes nicht verhallt, als zufällig ein Sennthum an der Kirche vorbeizog. Mit den feierlichen Orgelklängen vermischten sich die hellen Töne der Kuhglocken und mit der ernsten Stimme des Leichenredners die muntern Jodler der treibenden Sennen. Keine rührendere und angemessenere Leichenfeier hätte dem liebenswürdigen Volksmusiker Ferdinand Huber, dem Componisten der „fünfstimmigen Kühreihen", des „Gemsjägers" und des fröhlich jubelnden Frühlingsliedes „der Ustig wott cho" werden können. Sein Geist schwang sich empor zum großen Sphärenconcerte, getragen von den Tönen, die er hienieden zumeist geliebt und denen er eine künstlerische Form und Abrundung verliehen, — vom Sennengejodel und dem Geklänke der Heerdenglocken.

Einundsiebzig Jahre zuvor stand neben einer Kinderwiege ein Särglein und neben dem Särglein ein trauernder Vater und eine weinende Mutter; und im Särglein lag stumm und regungslos ein todtblasses Kind. Das Kind, welches die Eltern im Begriffe standen zu Grabe zu geleiten, war derselbe Ferdinand Huber. Ein Wasser, mit welchem die Amme den Knaben besprengte, weckte den Todtgeglaubten wiederum zum Licht. Zwischen beiden Särgen, dem kleinen und dem lorbeergeschmückten, spann sich ein langes, harmlosglückliches, von melodischen Tonwellen über die Unebenheiten des Daseins sanft dahingetragenes Leben.

Des kleinen Auferstandenen Vater war Stadtpfarrer in St. Gallen; Ferdinand, von neun Kinder das jüngstgeborne. Schon nach zwei Jahren starb der Vater. Die Sorge der Erhaltung und Erziehung der zahlreichen Familie lag nun ganz allein auf der Mutter. Von allen neun Kindern schmiegte sich selbstverständlich das jüngste zumeist an die Mutter, ihrer schönen Stimme begierig lauschend, wann sie Trauer und Sorge durch ein inniges Lied zu verscheuchen suchte. So ward Ferdinand schon früh in die Welt der harmonischen Töne eingeführt. Schon in seinem vierten Lebensjahr gab sich sein entschiedenes Musiktalent kund; mit reiner Diskantstimme sang er die gehörten Lieder rein und richtig nach.

Als er acht Jahre alt war, habe der Herr einen Faden in sein Leben gewoben, — pflegte F. Huber zu sagen, wann er seinen Freunden von seinen Lebensschicksalen erzählte.

Ein mit Weißwaaren handelnder St. Galler Kaufmann, der die Frankfurtermesse zu besuchen pflegte, traf dort mit einem Frauenzimmer zusammen, welches in der westphälischen Stadt Lippstadt ein Modegeschäft betrieb. Diese Frau, obwohl sie selbst mit Kindern gesegnet war, hatte eine eigenthümliche Freude daran, zu den ihren noch fremde Kinder in Pflege und Erziehung zu nehmen. Der St. Galler Kaufmann erhielt den Auftrag ihr ein Paar Schweizerkinder, einen Knaben und ein Mädchen, nach Lippstadt zu senden. Unser Ferdinand ward dazu auserſehen und ging wohlverpackt in Begleitung eines etwas ältern Mädchens nach Westphalen ab.

Der Mann der kinderfreundlichen Modistin war Besitzer des ersten Gasthofes von Lippstadt. Da wurde unser Ferdinand als Laufbursche benutzt; später als Kellner. Mit der Wirthschaft war eine große Landökonomie verbunden. Da lernte der Knabe mit den Pferden umgehen, eggen und pflügen. Auch seine musikalischen Talente wurden zu Ehren gezogen und auf dem Haustheater, wo zuweilen Komödie gespielt wurde, trat er in kleinen Rollen auf.

Um diese Zeit führte der Zufall Blücher, damals Husarengeneral, mit seinem Offizierskorps in das Städtchen und Gasthaus. Er hatte das nahgelegene weite Blachfeld zu seinen Manövern ausgewählt. Der kleine Schweizer mußte sich vor ihm produziren mit seiner Violine und seiner hellen Kinderstimme. Bald wurde Ferdinand der Liebling des Reitergenerals. Blücher lehrte den Kleinen Billard spielen. Ging's zu den Manövern, so setzte er ihn vor sich auf's Pferd. Der berühmte Feldherr faßte eine solche Zuneigung zu dem Kinde, daß er im Ernste damit umging ihn zu adoptiren, was jedoch an den weitläufigen Formalitäten und vielen Schreibereien scheiterte, wovon der heißblütige Reitersmann kein Freund war.

So verflossen sechs Jahre in dem behäbigen Lippstadt. Da kam das Heimweh über Ferdinand Huber, — das Heimweh nach den schönen Bergen mit ihren grünen Weiden, nach den muntern Klängen der Heerdenglocken und dem Gejodel der Sennen. Es trieb ihn wieder nach der Heimat. Aber wie ward ihm da, als ihn seine Mutter und seine Geschwister nicht mehr verstehen wollten! Er hatte während den sechs Jahren sein St. Gallerdeutsch rein vergessen und sprach nur noch westphälisch Plattdeutsch ..... Er mußte zum zweitenmal seine Muttersprache erlernen.

Jetzt ging's an die Berufswahl. Sein ältester Bruder legte ihm eine lange Liste der verschiedensten Handtierungen vor. Ferdinand war bald entschlossen. Er verlangte Musiker zu werden; dazu fühle er Talent.... Musikant? Gut!..... Damit er's recht erlerne, wurde er zu einem Meister in die Lehre gegeben, als wär's ein anderes Handwerk und zwar nach Stuttgart in Schwaben zum Stadt- und Stiftsmusikus Ranz.

Ranz hatte drei „Gesellen" und einen ausgelernten „Lehrjungen". An die Stelle des Letztern sollte Ferdinand Huber eintreten. „Die ersten Paar Wochen", — so erzählt er in seiner Selbstbiographie, — „ließ man mich auf den „Gassen herumschlingeln... Da mich der Meister aber einst- „mal in der Stube hatte, sprach er barsch zu mir: Junge, „komm' Er mal her, setz' Er sich da an's Klavier und spiel' „Er mir die Tonleiter nach. Die spielte er dann mit der „rechten Hand vor. Hätte ich nun besser gesehen als gehört, „so hätte ich merken können, daß er bei der vierten Taste den „Daumen untersetzte und ihm somit Finger genug übrig „blieben, um die Tonleiter bis zur Octave auszuspielen. Das „ließ ich aber unbemerkt, fing mit dem Daumen an und spielte „bis zum kleinen Finger; da ich nun keinen Finger, wohl „aber noch drei Tasten vor mir hatte, kehrte ich wohlgemuth „die Hand um und vollendete den Lauf mit den Nägeln „meiner Finger. Da gab er mir aber einen solchen derben „Hieb mit dem Geigenbogen auf die flache Hand, daß ich „laut aufschrie, zugleich aber auch aufstand, vor ihn hintrat „und sprach: Herr Ranz, ich bin nicht 50 Stunden weit

„hergereist und zahle jährlich 200 Gulden Lehrgeld, um mich „von Ihnen schlagen zu lassen...."

Dieß war die erste Musikstunde in Stuttgart. Die zweite, die etwa 6 Wochen später versucht wurde, fiel nicht besser aus. „Ich sehe wohl, Er hat kein Musiktalent," polterte Ranz. „Ich will Ihnen zeigen, daß ich Talent habe, erwiederte der Lehrjunge." Sprachs, ging zur Thür hinaus und stracks auf den Thurm, wo einer von Ranzens Gesellen hauste. Der nahm sich seiner an und lehrte ihn auf der Geige einige Tonleitern spielen.

An den Mittwochabenden pflegte Meister Ranz mit seinen Gesellen Quartette zu spielen zur Uebung. Ferdinand aber war auf seinem Thurm recht fleißig; und als er mit seinem Instrument etwas vertrauter geworden, studirte er ebenfalls ein Quartett ein. Da nun der Mittwoch wiederkam, verlangte er vom Meister ebenfalls mitspielen zu dürfen. „Er kann ja nicht einmal die Tonleiter spielen," — war die barsche Antwort; aber Ferdinand legte herzhaft auf und spielte frisch drauf los. Ganz erstaunt hörte der Lehrherr zu; als der erste Satz vorbei war, stand er auf und sagte zu den Gesellen: „Wenn sich noch einmal Einer von Euch erdreistet, von dem Jungen zu fordern, daß er ihm die Stiefel putze oder den Rock ausklopfe, so hat er es mit mir zu thun. Er kann jetzt schon mehr als ihr alle zusammen!" —

Dieser Triumph war dem Lehrjungen äußerst schmeichelhaft; weniger angenehm jedoch der Umstand, daß er von nun an mit den Gesellen an alle Hochzeiten und Kirchweihen ziehen und die nächtliche Ruhe oft wochenlang entbehren mußte.

Bald darauf durfte Ferdinand auch im Theaterorchester aushelfend mitspielen, was ihn nicht wenig anfeuerte. Er lernte in kurzer Zeit Flöte, Clarinett, Hoboe, Viola und Violoncell. Auch im Musiklesen eignete er sich eine große Fertigkeit an. Durch diese Talente und raschen Fortschritte zog er die Aufmerksamkeit der Herren Hofmusici auf sich. Carl Maria von Weber war damals bei einem der königlichen Prinzen als Sekretär angestellt. Er componirte eben seine allbekannten Melodien zu Körners „Leyer und Schwert". Auch ihm wurde der junge Schweizer mit seiner Fertigkeit im Notenlesen und seiner Tenorstimme nützlich. So kam es, daß Ferdinand allmählig bekannt und beliebt wurde und sich in Privatconcerten der vornehmsten Kreise hören lassen durfte, — den einen Tag in einem Kammerconcerte eine Sinfonie von Haydn oder Mozart aufführen helfend, des andern Tages im Dorf unter einer Linde den Lauterbacher kratzend.

Dieß waren Hubers musikalische Lehrjahre.

Bei einer Nachtmusik hörte einstmals der Hofintendant Baron von Wächter den „kleinen Schweizer" die Trompete blasen. Eben war die Stelle eines Orchestertrompeters vacant geworden. Sie wurde unsrem Huber angetragen, der sie mit Vergnügen annahm. Dadurch kam er in noch nähere Beziehungen zu C. M. von Weber, der ihm im Hinblick auf einige Compositionsversuche den Rath gab, sich dem Volksliede zu widmen. Ebenso pflegte Huber freundlichen Verkehr mit Danzi, C. Kreutzer, Hummel, welche in den Jahren 1808 bis 1815 seine Orchesterdirektoren waren; ferner mit Zumsteeg, Silcher, Kocher, Frech und andern musikalischen Größen. —

Nach dem Tode König Friedrich Wilhelms im Oktober 1816, der sein besonderer Gönner gewesen zu sein scheint, erfaßte ihn wiederum die Sehnsucht nach der Heimat. Er kehrte zu den Seinigen nach St. Gallen zurück, verweilte dort ein halbes Jahr, bewarb sich dann um eine erledigte Musiklehrerstelle in der berühmten fellenbergischen Erziehungsanstalt zu Hofwyl und erhielt dieselbe.

Es war im Jahr 1817. Hofwyl stand auf der Höhe seines Ruhmes. Es war zum Walfahrtsort für alle großen Denker, für alle freisinnigen Staatsmänner, für alle Männer und Frauen geworden, denen der civilisatorische Fortschritt der Menschheit am Herzen lag. In Hofwyl hatte Fellenberg einen Kreis gebildeter und geistreicher Leute versammelt, die ihm als Gehülfen in seinem Erziehungswerk dienten. In Hofwyl wurde die Elite der Jugend der alten und der neuen Welt zu hohen Bestimmungen herangebildet. Hier war es, in dieser belebenden, befruchtenden Athmosphäre, wo Hubers eigenthümliche Gabe, das Volksgemüth in ebenso schönen als einfachen Melodien wiederzuspiegeln zur vollen Entfaltung kam. Mitten in das Culturleben Hofwyls ragte das ländliche bäuerliche Wesen hinein. Neben der „Fürstenpension" blühte gleich einem bescheidenen Veilchen die „Wehrlischule". Lehrte Huber die Söhne Suwarows die Trompete blasen, so unterrichtete er vielleicht in den nächsten Stunden einen auf der Straße gefundenen Knaben oder den Buben eines Geißhirten aus irgend einem abgelegenen Thale des Oberlandes, welche den frischen Thau der Urnatur noch nicht von sich abgestreift hatten.

Zur Stimmung seines musikalischen Wesens trug auch die Lage Hofwyls das ihrige bei. Erhob er den Blick über die Felder und grünen Wälder der nächsten Umgebung, so sah er vor sich den majestätischen Alpenkranz mit seinen glänzenden Schneespitzen und bläulich schimmernden Gletschern. Kam der August, der Ferienmonat der Lehrer in Hofwyl, so schnürte Huber sein Ränzchen und folgte seiner Sehnsucht nach den Bergen, um die Thäler des Oberlandes zu durchstreifen und die Lieder, Melodien und Jodler der Sennen und Aelpler in sein Notizenheft aufzuzeichnen. Ganz besonders interessirte ihn das eigenthümliche Musikinstrument unsrer Bergleute, das Alphorn, welches er auf seinen Wanderungen zu hören Gelegenheit hatte. Er probirte demselben die eigenthümlichen melancholischen Töne zu entlocken, und siehe, es gelang ihm über Erwarten. Ein Instrument wurde angeschafft und mit der übrigen reichen Beute nach Hause geschleppt. Bald erscholl die lange Tuba aus Birkenrinde in den geselligen Kreisen Hofwyls.

Die Liebhaberei für das Alphorn hatte eine keineswegs bedeutungslose Nachwirkung für unsern Musiker. Er erzählt diese Episode seines Lebens in seiner Selbstbiographie wie folgt:

„... Ich erhielt von dem damals regierenden Herrn Landammann von Mülinen in Bern eine Einladung bei nächster „Gelegenheit zu ihm zu kommen. Am nächsten Samstag leistete „ich Folge und wurde von Herrn von Mülinen sehr freundlich „empfangen. Herr Huber, sagte er, Sie blasen, wie ich vernommen habe, das Alphorn? Nun möchte ich gern verhüten, „daß dieß schöne Nationalinstrument nicht ganz aus unsern „Thälern und Bergen verschwände; ich will ein halb Dutzend „neue machen lassen, wenn Sie sich damit befassen wollen, „Ihren Ferienmonat August anzuwenden, in's Oberland zu „gehen, dort sechs junge Leute auszusuchen und sie zu lehren; „und dazu wäre Grindelwald, dünkt mich, der beste Ort. — „Der Antrag schien mir so neu und originell, daß ich ohne „langes Bedenken darauf einging; es war erst Mai, bis zum „August konnten die Alphörner gemacht, und ich mit meinen „Vorbereitungen längst fertig sein......

„Als ich in den ersten Tagen des August in Grindelwald „oben ankam, waren die Alphörner angelangt. Ich machte „den Wirth mit meinem Vorhaben bekannt, und bat ihn, mir „auf den Abend die tüchtigsten Sänger aus dem Ort zu einem „Glase Wein einzuladen. Das geschah, da machte ich diese „Bursche, die ich zuerst einige Lieder singen ließ, mit dem „Wunsche des regierenden Landammann von Mülinen bekannt. „Alle freuten sich auf das Alphornblasen und ich durfte nur „aus den besten Sängern auswählen. In Zeit von 14 Tagen „hatte ich sie so weit gebracht, daß sie ein-, zwei- und drei- „stimmige Sätze, auf verschiedenen Hügeln aufgestellt, rhythmisch „und rein blasen konnten...... Ich stand eines Abends auf „einem benachbarten Hügel, als tief unter mir von zwei „weiblichen Stimmen der mir wohlbekannte Kühreihen der „Emmenthaler: Was kann schöner sein, was kann edler sein, „als der liebe Küherstamm? — zu mir heraufstönte. Kaum „war dieser Satz verklungen, als sich zu seiner Wiederholung „eine helle jodelnde Tenorstimme vereinigte, welche um die „höchst einfache Melodie einen lieblichen Kranz sehr wohl dazu „passender Jodeltöne schlang; und zu diesem gesellten sich eine „erste und zweite Baßstimme zweier auf einem nicht fernen „Hügel mähenden Sennen, so daß ein höchst liebliches fünf- „stimmiges Lied aus diesem zweistimmigen Satze entstand, das „ich natürlich aufnotirte und nach dieser Art und Weise noch „einige dazu komponirte. Es sind dieß die fünfstimmigen „Kühreihen und Schweizerlieder, die ich später herausgab „und dem Hrn. Dr. Mendelsohn-Bartholdy zu dedizieren die Ehre „hatte.... Als ich meine Mission erfüllt, kehrte ich nach Bern „zurück, um dem Herrn Landammann getreuen Bericht zu erstat- „ten, der gütig aufgenommen und schön honorirt wurde...."

Angeregt durch solche Beschäftigungen und die wiederholten Besuche im Berneroberlande versuchte sich nun Huber, wie ihm schon C. M. von Weber in Stuttgart gerathen hatte, selber einige ansprechende volksthümliche Lieder zu componiren. Besondern Beifall fand der „Gemsjäger."

Huber wurde mit den Volksdichtern J. R. Wyß d. j. und Pfarrer Kuhn bekannt. Als poetischer Dilettant half er bei der Herausgabe ihrer „Alpenrosen" mit und lieferte für den Almanach Lieder und Räthsel. Für letztere hatte er eine große Vorliebe; Beweis davon die von ihm in ein Büchlein zusammengeschriebene Räthselsammlung, welche sich in seinem Nachlaß vorfand. In Gemeinschaft mit den genannten Bernerfreunden gab er bei Burgdorfer in Bern, dem Verleger der „Alpenrosen" 1826 eine neue „Sammlung von Schweizerliedern und Kühreihen" heraus. Dieselbe enthielt mehr als 70 verschiedene Volkslieder der Schweiz, nebst einigen mit Vignetten illustrirten Volkstänzen, unter andern jene eigenthümlichen Appenzellertänze für Geige, Hackbrett und Baß. —

Während seines Aufenthaltes in Hofwyl stand Huber in der Blüthe seiner Mannesjahre; hier fand er die mannigfachste geistige Anregung; hier componirte er auch seine gelungensten Volksmelodien, welche er mit seiner schönen Tenorstimme so ergreifend vortragen konnte, daß seine ihn überlebenden Freunde von damals noch heute mit Rührung daran denken. In diese Zeit fällt auch seine Verheirathung. Der Himmel, in welchem bekanntlich die Ehen geschlossen werden, durfte dem melodienreichen Gemüthe keine Dissonanz in's Leben setzen. Er zog in dieser Lotterie ein gutes Loos. Nach neunjährigem Wirken und Streben in Fellenbergs pädagogischer Musteranstalt kehrte er nach seiner Vaterstadt St. Gallen zurück, um dort die ihm angetragene Stelle eines Gesanglehrers anzutreten.

Als Ferdinand Huber 1826 nach seiner Vaterstadt St. Gallen zurückkehrte, hatte er durch seine Sammlungen von schweizerischen Volksliedern und seine eigenen Compositionen — ohne daß der bescheidene Mann es selber ahnte — in der musikalischen Welt einen Namen erworben.

Da er eines Abends mit einem Freund aus Zürich, einem Musiker gleich ihm, bei einem Glase Bier gemüthlich plaudernd saß, brach dieser plötzlich lebhaft los: „A propos, ich habe dir einen Gruß aus Paris!" Verwundert betheuerte Huber nie in Paris gewesen zu sein und dort keine Bekannten zu haben. Da erzählte ihm sein Freund, daß der berühmte Klaviervirtuose Dr. Frz. Liszt sich angelegentlich nach ihm erkundigt habe. Unseres Hubers Schweizerlieder waren dem Virtuos in die Hände gefallen und derselbe hatte mehrere davon als Themata zu größern Phantasien und Variationen benutzt. Später lernten sich die beiden Tonkünstler persönlich kennen und Huber freute sich harmlos über die Ehre von der europäischen Berühmtheit auf's Zuvorkommenste, gleich einem alten Bekannten, behandelt zu werden. Er dedizirte später dem berühmten Klavierspieler ein Heft seiner „Volkslieder".

Ebenso widmete Huber ein späteres Werk „Sechs fünfstimmige Kuhreihen" dem großen Komponisten Mendelsohn-Bartholdy, den er einst zufällig in Lausanne persönlich kennen gelernt hatte. Mendelsohn antwortet dem St. Galler Musiklehrer in zwei freundlichen Briefen.... „Mit dem größten „Vergnügen habe ich Ihre Gesänge kennen gelernt und mich „recht in ihre Berge und Wiesen und in Ihr ganzes herrliches „Land dadurch versetzt. Der Recensent, der diese Lieder an- „knurren will, hat gewiß nie einen Bergstock in der Hand „gehabt und weiß nicht, wie es da von Ecke zu Ecke so hell „und klar wiederhallt, und weiß nicht für wen die Lieder be- „stimmt sind und wozu...." Dieses Heft enthielt: „Küherlied der Emmenthaler", — „der Schwyzerbue" (Oberhasli), — „des Chüehjers Schätzeli", — „der Ustig" und „Geißreihen"..... „Der herrliche „Ustig", — „der Ustig wott cho, „der Schnee vergeit scho" mit seinem bis in alle Himmel „jubelnden „Lustig use usem Stall" ist bekanntlich durch Klavier- „übertragungen in die gesammte musikalische Welt eingedrungen." (St. Galler Blätter). Huber bewahrte die beiden Briefe des großen Componisten sorgfältiger auf, als wenn es Adelsdiplome und Ordensverleihungen gewesen wären.

In St. Gallen begnügte er sich übrigens nicht damit seine Schulpflichten zu erfüllen und beinebens in seinem stillen Kämmerlein dem Dienst seiner Muse sich zu weihen. Er gründete dort die erste Turnanstalt, — ein von Hofwyl mitgebrachtes Angebinde. Im gleichen Jahr stiftete er auch eine Militärmusik, zu deren Kappellmeister er ernannt wurde.

Im Jahr 1829 folgte unser Huber noch einmal einem Ruf in die Fremde. Er gab dem Drängen seiner Berner Freunde nach, welche ihm bei Erneuerung der dortigen Realschule die Stelle eines Gesanglehrers zugedacht hatten. Als Anerkennung seiner Leistungen erhielt er von den bernischen Behörden eine goldene Ehrenmedaille. Dessen ungeachtet zog es ihn bald wieder nach seiner Vaterstadt zurück, wo er bis zum Ende seiner Tage verblieb. Er erhielt nun da die ehrenvolle Stelle eines Professors der Musik an der katholischen Kantonsschule. Im Jahr 1855 legte er als 64 jähriger fröhlicher Greis dieses Amt wieder nieder, um von nun an den heitern Abend seines Lebens in unbekümmerter Muße zu genießen, einigen wenigen Lieblingsschülern in der edeln Musika noch Unterricht ertheilend und in guten Stunden ein Lied componirend. —

Ferdinand Huber war kein Heros der Tonkunst. Er schuf keine großen musikalischen Werke, die Staunen und Bewunderung erregen. Er componirte weder Opern, noch Oratorien noch Messen. Aber er sang mit heller, klarer, froher Stimme, was tief in dem Herzen des Volkes lebt. Deßhalb werden seine Melodien nicht untergehen. Sollte auch sein Name im Lauf der Zeiten vergessen werden, seine Liederweisen werden fortleben, so lang im Frühling die Alpen wieder grünen, so lang zum Geläute der Heerdenglocken das Gejodel der Sennen erschallt, so lang der Gemsjäger auf schwindlichem Pfad dem Gratthier nachgeht...... Was er sang, das sang er selber aus vollem Herzen, eben weil sein Herz davon überströmte, wessen es voll war; er sang es mit naiver Sangeslust unbekümmert um Erfolg und Ruhm. Und gerade das war es, was Erfolg und Ruhm ihm sicherte.

Betrachten wir zum Schluß den jugendfrohen Greis in seinen letzten sonnenhellen Lebenstagen, so wie er noch vielen seiner Landsleute, die ihn kannten und liebten, im Gedächtniß haftet: — „der alte Musikant", — ein anmuthiges Genrebild, bei dessen Anblick jede Faser des Beschauers zu behaglichem Lächeln kommt! —

Seht ihn da baarhaupt, mit seiner reichen Fülle von weißem Kraushaar, im geblümten mit Schafpelz gefütterten Schlafrock und loser weißer Halsbinde auf der kleinen steinernen Plattform vor seiner Hausthür sitzen! Seht wie er behaglich seine Cigarren raucht, — eine nach der andern, — und dazwischen aus seiner primitiven hölzernen Schnupftabaksdose zahlreiche Prisen nimmt! Mit vergnügten Sinnen schaut er von diesem improvisirten Balkon auf sein St. Gallen hinunter und lächelt und grüßt; und Alle die unten vorbeigehen, lächeln und grüßen wieder, denn Huber hat keinen Feind.

Gleich der Lilie des Feldes kümmert sich Huber sehr wenig um seine äußere Hülle; er läßt für seine Garderobe, so wie für alles Irdische, was ihn angeht, die wackere verständige Hausfrau walten. Die würde mit Freuden den geliebten Lebensgefährten ausstatten, daß er herrlicher strahle als Salomon in seiner Pracht. Aber, du mein lieber Himmel, wie wär's möglich bei Hubers starkem Schnupfen und fürchterlicher Zerstreutheit?....

Jetzt steht er auf. Er will in der Stadt die Gesellschaft seiner Freunde aufsuchen — Halt! Beinahe wäre er baarhaupt, im geblümten Schlafrock und den Pantoffeln gegangen, hätte es die wackere Hausfrau nicht noch rechtzeitig entdeckt und ihm begreiflich gemacht, daß zu einem Gang in die Stadt Hut, Rock und Stiefeln nöthig seien.

Da geht sie nun, die nur lose zusammenhängende Gestalt, etwas unsicher auftretend, etwas schwerfällig und schleppend. Der Leib muß sich bei ihm eben behelfen, wie er kann, während der Geist im melodischen Reich der Töne seine Schwingen regt. Man sieht es dem kindlich-glücklichen Ausdruck des alten Gesichtes an, daß der edlere Theil des Greises, der da wandelt, nicht im irdischen Jammerthale sondern in höhern Regionen weilt.

Freudig begrüßen ihn die Freunde. In Gesellschaft ist Huber die Liebenswürdigkeit selbst. Er musizirt, singt und declamirt; er ist unerschöpflich in Anekdoten, Räthseln, Witzen und lustigen Einfällen aller Art, die jedoch nie verletzen. Eben heute ist ihm etwas besonders komisches passirt, das er gleich mittheilen muß:

„Da schick ich heut einen Schüler, einen angehenden Paganini, in die Stadt, Geigenharz zu holen; geht das Bürschchen in den Laden und fordert für einen Batzen Musikantenpech. Kommt mit leeren Händen zurück und erzählt's.... Musikantenpech, sag' ich ihm, darfst du nicht im Laden kaufen, das kriegt jeder Musikant, so lang er lebt, umsonst....."

Ferdinand Huber blieb verschont vom Musikantenpech. Während er sich sorglos von den melodischen Wellen schaukeln ließ, auf welchen sein Lebensnachen trieb, verwaltete seine Lebensgenossin mit verständigem Sinn das Departement der irdischen Angelegenheiten. Wo er hinkam war er beliebt und erwarb er sich Freunde. Insbesondere waren ihm seine Schüler zugethan. Neben manchen andern Beweisen treu bewahrter Dankbarkeit mag erwähnt werden, daß die beiden Fürsten Alexander und Constantin Suwarow, deren Musiklehrer Huber in Hofwyl gewesen, seiner weder am Kaiserhof noch im Feldlager vergaßen. Sie übersandten dem alten Musiker ihre Portraits und beehrten ihn öfters mit Briefen und Besuchen. Aber was ihn gewiß am meisten erfreute, war das Geständniß eines der beiden Fürsten, daß ihm der Unterricht auf der Trompete, den er von Huber erhalten, im Felde mehr denn einmal die wichtigsten Dienste geleistet.

Wie sein Leben, so war auch sein Sterben ein fröhliches. Rasch und schmerzlos entführte ihn in der Nacht des 9. Januar 1863 ein Schlagfluß in's bessere Jenseits.





Ch. Victor de Bonstetten

Karl Viktor von Bonstetten.

Ein Mann der als Kind den bernischen „Burgerlärm" und Henzis Enthauptung miterlebte, der sich der Machtvollkommenheit eines Landvogts der „guten alten Zeit" erfreute, der als reifer Mann den Einmarsch der Franzosen gesehen, dann die fünfzehn Restaurationsjahre mitmachte und endlich als 85 jähriger Greis das bernische Patriziat, seine Standes- aber nicht immer seine Gesinnungsgenossen, noch einmal stürzen sah, dießmal nicht durch fremde Eindringlinge, sondern durch das eigene Volk von den curulischen Stühlen geworfen; — dieser Mann darf wohl ein lebendiges Verbindungsglied zwischen der alten und der neuen Zeit genannt werden. Karl Viktor von Bonstetten ist der Repräsentant einer interessanten, jetzt ganz ausgestorbenen Menschengattung, — jener liebenswürdigen Sorte von Aristokraten aus der Rococozeit mit gepudertem Haupte und aufgeklärtem Geist; welche für das Wohlergehen des Volkes schwärmten, zu dem sie sich jedoch keineswegs selber zählten; welche in parfümirten Handschuhen an der Verbesserung der Landwirthschaft arbeiteten und die Menschheit gern umgestaltet hätten, wenn es nur ohne Lärm und Staub, vom Blute zu schweigen, hätte geschehen können; jener zierlichen geistreichen unterrichteten und freidenkenden Plauderer, die wir uns am liebsten im gestickten Frack, Schößenweste, seidenen Strümpfen, den Hut unter dem Arm und die goldene Schnupftabaksdose in der Hand vorstellen. Nachfolgende kurze Lebensskizze ist der interessanten biographischen Arbeit Karl Morells nachgezeichnet.

Karl Viktor von Bonstetten wurde 1745 zu Bern geboren. Seine Familie, schon im eilften Jahrhundert turnierfähig, gehörte zu den Geschlechtern von altem historischem Adel, welche zu Bern im Laufe der Zeit bis auf ein halbes Dutzend ausgestorben waren. Es versteht sich, daß sie zu den regimentsfähigen zählte, daß sein Vater Staatsämter bekleidete, in guten Vermögensverhältnissen stand, ein Haus in Bern und ein herrschaftliches Landgut besaß. Letzteres, Valeyres, am Fuße des waadtländischen Jura, wurde später zum Lieblingsaufenthalte unseres Bonstetten, zum gepriesenen Sabinum des bernischen Schöngeists und Weltmanns.

Obwohl sein Vater ein Mann von Geist war und zu den Gebildeteren unter seinen Standesgenossen gezählt werden konnte, da er sich zu seinen Staatsämtern nicht wie die meisten andern in fremdem Kriegsdienste, sondern auf Universitäten und Reisen vorbereitet hatte; so ist doch von unseres Bonstetten erster Erziehung wenig Rühmliches zu berichten. Die Mutter scheint eine Weltdame gewesen zu sein, welche sich um die Kinder wenig kümmerte und den Knaben einem Hauslehrer, sogenanntem Präceptor, überließ, bei dem er lateinische und griechische Vocabeln lernen mußte. Die Ueberwachung der Erholungsstunden scheint auch nicht musterhaft gewesen zu sein; denn eines Tages schleppten einige ältere Kameraden den vierzehnjährigen Knaben in ein schlechtberufenes Haus. Seine reine Kinderseele empörte sich über die Scenen, deren Zuschauer er wurde, so sehr, daß er — ein zweiter Joseph — zum Fenster hinaus entfloh, unter heißen Thränen dem Vater den Vorfall erzählte und ihn beschwor, er möchte so bald als möglich ihn von Bern entfernen.

Der Vater entsprach diesem Wunsche und brachte den Knaben zu der Familie von Traytorrens in der Nähe von Yverdon. Dort führte derselbe während einiger Zeit ein sehr vergnügtes Leben, bald in Büchern des verschiedensten Inhaltes sich vertiefend, bald in Feld und Wald sich ergehend; — da und dort, auf geistigem und wirklichem Boden, ziemlich planlos von Laune und Zufall sich leiten lassend. Der Schulunterricht, den Bonstetten hier erhielt, beschränkte sich beinahe einzig auf die religiöse Unterweisung. Sein Lehrer scheint ein milder verständiger und aufgeklärter Geistlicher gewesen zu sein, der mehr von der Weisheit und Güte Gottes als den dem jungen Gemüthe unverständlichen Dogmen handelte. Wir werden sehen, daß dieser Aufenthalt bei Yverdon einen nachhaltigen Einfluß auf Bonstetten ausübte. Hier und später in Genf wurde der geborne Deutschschweizer in einen halben Romanen umgewandelt, dem die französische Sprache geläufiger wurde, als die Muttersprache. Die systemlose Lektüre drückte dem herumschweifenden jugendlichen Geiste den Stempel des Dilettantismus auf, der über Alles geistreich zu raisonniren versteht, aber keinen Gegenstand gründlich zu bemeistern weiß. Der wenig orthodoxe Religionsunterricht erzog den jungen Mann zum freien selbständigen Denker auch in göttlichen Dingen.

Als Bonstetten achtzehn Jahre alt geworden, brachte ihn sein Vater von Yverdon nach Genf. Hier sollte er sich auf das Studium der Rechtswissenschaft verlegen. Aber er hatte es verlernt mit Vergnügen in den staubigen Hörsälen zu sitzen und seine Abende einsam bei der Studierlampe zu verbringen. Das geistige und gesellige Leben des damaligen Genf sprach ihn mehr an als die juristische Kathederweisheit. Sollte er noch in die Schule gehen, so mußte es die Schule des Lebens sein; und wollte er von den Lippen der Gelehrten Weisheit saugen, so sollte es im Gesellschaftssalon und nicht im Hörsal geschehen.

Der Prediger Moulton führte unsern jungen Mann nach Ferney zu **Voltaire**, welchen er damals als „launenvollsten Despoten der Vernunft" qualifizirte. Einen wohlthätigen Eindruck machte **Bonnet**, der Genfergelehrte auf ihn. Am lebhaftesten wirkte **Rousseau** auf den phantasiereichen Jüngling.

In Genf lernte Bonstetten zuerst den Reiz des Umgangs liebenswürdiger und geistreicher Damen kennen. Eine Pariserin, junge hübsche Wittwe, übernahm die Aufgabe den noch etwas Ungeleckten für die Welt zu bilden. Sie hatte einen gelehrigen Schüler, der bald in den feinsten Kreisen Genfs Zutritt erhielt. Aus den Damenbekanntschaften von damals sind hervorzuheben: Mademoiselle Curchod, spätere Frau Necker und Mutter der Frau von Stael; — dann die Herzogin von Larochefoucault, ebenfalls ein bel-esprit jener Zeit. Das bewegte Leben in diesen Kreisen hielt zwar unsern Bonstetten vom strengen Studiengange ab, hinderte ihn aber nicht die großen geistigen Kämpfe jener Zeit, welche die Katastrophe der Revolution vorbereiteten, mit lebhaftestem Interesse zu verfolgen.

Vater Bonstetten mußte nach etlichen Jahren mit Schrecken bemerken, daß sein Sohn statt zum Juristen zum „Philosophen" geworden war und berief ihn nach Bern zurück.

Es war ums Neujahr 1767. Bonstetten war während seinem achtjährigen Aufenthalt im Waadtland und in Genf ganz „entbernert" worden. Er fürchtete in diesem schwerfälligen, nüchternen, steifen Bern „vor Langweile zu sterben" und kam

sich vor wie ein „gerupfter Adler". Der Vater sah ein, daß er ihn weiter ziehen lassen müsse; nur nicht wieder nach Genf.

Karl Viktor ging also mit väterlicher Bewilligung im Herbst desselben Jahres nach Lausanne und im folgenden Frühjahr nach der Universität Leyden. Unterwegs begegnete ihm, in dem durch seine klugen Bürgermeister berühmten Zaardam, der Spaß, daß er für den König von Dänemark gehalten wurde, ein Beweis, daß er so ziemlich als grandseigneur reiste.

Aber auch das Universitätsleben in Leyden, wo er unter anderm Physik und Völkerrecht hörte, behagte ihm nicht besonders. Nach zwei Semestern reiste er mit des Vaters Einwilligung nach England, machte vornehme Bekanntschaften, wurde bei Hofe vorgestellt, wo das ungenirte Auftreten des jungen Schweizers den Hofmarschällen großes Aergerniß gab, und zog sich dann nach Cambridge zurück. Hier führte ihn der Dichter Thomas Gray in die englische Literatur ein, und machte ihn mit Schakspear, Milton, Dryden und Pope bekannt. Im Frühling 1770 kam er, auf der Heimreise begriffen, nach Paris, suchte seine Genfer Freundinnen, Madame Necker und die Herzogin La Rochefoucauld, auf und wurde von ihnen in die literarischen Salons eingeführt, die unter dem Namen „bureaux d'esprit" eine große Bedeutung in der damaligen Pariser-gesellschaft hatten und einen nicht geringen Einfluß auf die Entwickelung der Geister ausübten.

Ein Landaufenthalt in Roche-Guyon, dem Schlosse der Herzogin, mochte ebenfalls nicht ohne Annehmlichkeiten von mancherlei Art sein. Aber der junge Mann kam allmälig zum Bewußtsein, daß ihm eine andere Aufgabe gezieme, als planlos in der Welt herum zu schweifen. Er sehnte sich nach einer praktischen Thätigkeit und kehrte deßhalb gegen Ende 1770 aus eigenem Antrieb nach Bern zurück, aber auch dießmal so sehr entbernert, daß er nicht nur sein Berndeutsch vergessen hatte, sondern überhaupt der deutschen Sprache nicht mehr mächtig war.

Nicht zu verwundern, daß sich Bonstetten auch dießmal in der bernischen Athmosphäre unbehaglich fühlte. Haller, welcher nicht wegen seinem Genie, sondern wegen seiner Körperlänge in seiner Vaterstadt der „Große" genannt wurde, gab in den patrizischen Kreisen, die ihn kaum als ihresgleichen betrachteten, keineswegs den Ton an. Julie Bondeli, die geistreiche Freundin Wielands und Rousseaus, war von dannen gezogen und das Kränzchen bedeutender Menschen, dessen Mittelpunkt sie gewesen, war auseinander gefallen. Wenn schon in den vornehmen Häusern meist französisch gesprochen wurde, so war dieß nicht das Französisch der Salons von Paris und Genf.

Dennoch hielt er aus, weil es seine Absicht war die politische Carriere zu betreten. Jahre vergingen bis es dem bel-esprit, den seine Standesgenossen eben deßhalb mit Mißtrauen betrachteten, gelang, den ersten Schritt auf dieser Laufbahn zu versuchen.

Kleine Schweizerreisen waren die Lichtmomente während dieser Zeit unmuthigen Harrens. 1773 wohnte Bonstetten der Versammlung der „helvetischen Gesellschaft" bei, welche die meisten bedeutenden und nach Fortschritt strebenden Männer der damaligen Schweiz zu ihren Mitgliedern zählte. Hier traf er mit Johannes Müller zusammen. „Ein schönes frisches Mädchengesicht mit rasirtem Kopfe, über welchem sich eine mächtige Rathsherrenperücke wölbte; ein kleines Männchen in elektrischer Bewegung; in seiner Haltung ein Mittelding zwischen einem zwölfjährigen Knaben und einem altgelehrten Professor, der nicht gehen, nur hüpfen konnte...." So schildert Bonstetten den großen Geschichtschreiber der Schweiz. Das Zusammentreffen in Schinznach wurde zur Veranlassung eines Freundschaftsbundes für's Leben.

Im gleichen Jahr, 1773, verlor Bonstetten seinen Vater, von ihm trotz mancher Meinungsverschiedenheit tief betrauert. Im folgenden Jahre, 1774, unternahm er eine Reise nach Italien, „um die Manen Virgils und das Grab des Livius zu besuchen", wie seine Vorfahren einst als Kreuzritter nach dem heiligen Grabe gepilgert waren.

Endlich, zu Ostern 1775, in seinem 30ten Altersjahr, wurde er zum Mitglied des Großen Rathes der Stadt und Republik Bern ernannt, was ihm damals nicht viel weniger als die Würde eines römischen Senators erscheinen mochte.

Aber er ging Enttäuschungen entgegen. An der Spitze der Republik stand „Mein Hochgeacht gnädiger Herr, Herr Albrecht Friedrich von Erlach, Herr zu Hindelbank, Urtenen, Bäriswyl und Mattstetten, regierender Schultheiß der Stadt und Republik Bern." Er residirte in dem Erlacherhof und im Hause gegenüber wohnte Bonstetten. Eines Tages wurde der angehende Staatsmann zum Schultheißen berufen. Schon sah sich jener mit einer diplomatischen Mission oder einem andern wichtigen Staatsgeschäft betraut. In höchster Spannung betrat er die schultheißliche Residenz. Ihre Gnaden empfingen ihn mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit, ein feindiplomatisches Lächeln auf den Lippen und sprachen: „Sie haben im dritten Stock ihrer Wohnung eine große Bouteille vor dem Fenster stehen. Wollten Sie die Güte haben, mir zu sagen, was darin ist?" — „Ihre Gnaden, es ist Essig, den man an die Sonne gestellt hat." — Damit war das Staatsgeschäft zu Ende.

Erst 1779 brachte unsrem Bonstetten der Staatsdienst einen eigentlichen Wirkungskreis. Er wurde aus Anlaß eines Todfalls zum Landvogt nach Saanen ernannt. Auf einer Schweizerreise, welche seiner Ernennung vorging, litt er Gefahr der Unwissenheit und dem Aberglauben zum Opfer zu fallen. Er saß mit seinem Freund Johannes Müller in einem Luzernerdorf vor dem Wirthshaus; sie lasen laut im Tacitus. Bald gab es einen Volksauflauf; die Menge fiel über sie her: sie seien Hexenmeister und „gefrorne Leute." Mit Noth konnten sie sich unter den Schutz des Landvogtes von Willisau flüchten.....

Bei seiner Abschiedsaudienz empfahl Gnaden Schultheiß dem angehenden Landvogt ganz besonders den Käsetribut, welchen die Landschaft Saanen den Berner Rathsherren zu entrichten hatte: „Euer Vorgänger war ein Thor, der mir immer nur kleine Käse schickte, die nicht so viel werth sind wie die großen. Denkt daran, mein Cousin, mir recht große zu schicken. Ich wünsche Euch glückliche Reise...."

Aber Bonstetten, in seiner neuen Residenz, Schloß Rougemont, angelangt, kümmerte sich noch um andere Dinge als die Käse des Schultheißen; er suchte Land und Leute der interessanten Thalschaft möglichst kennen zu lernen. Im Sommer bereiste er seinen Amtsbezirk in Gesellschaft seines Freundes Johannes Müller bis in die entlegensten Thäler. Die Frucht dieser Thätigkeit war eine Abhandlung, von Bonstetten in französischer Sprache geschrieben und von Müller übersetzt: „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland", welche 1781 in Wielands deutschem Merkur und später als selbständige Schrift herauskam. Derselben entnahm Schiller den Stoff zu seiner Ballade: der Alpenjäger.

Nach einem Jahre war seine Amtsdauer bereits ausgelaufen. Er kehrte nach Bern zurück, wurde dort Mitglied der Zolldirektion und dann auch des Erziehungsausschusses, was ihn zu einer schriftlichen Arbeit: „Ueber Erziehung der jungen Patrizier" veranlaßte. Diese Abhandlung erregte wegen ihrer freimüthigen Besprechung eingewurzelter Uebelstände großes Aufsehen, war aber nicht von nachhaltiger praktischer Wirkung. Merkwürdig, daß in derselben die Nothwendigkeit der gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache besonders betont wird.

1782 lernte Bonstetten auf einer Rheinreise durch Vermittelung der Freundin Wielands, Sophie Laroche, den Dichter Matthisson kennen, welcher nach Johannes Müllers Abreise aus der Schweiz und dessen Eintritt in kurmainzischen Staatsdienst dessen Stelle in unseres Bonstetten Freundschaft einnahm und einen wesentlichen Einfluß auf denselben ausübte.

Schon vor dem Tode des Vaters hatte sich Bonstetten verheirathet. Am liebsten lebte er mit seiner allmählig anwachsenden Familie in Valeyres, da ihn das freiere gesellige Leben im Waadtland mehr ansprach als jenes steife und nüchterne in Bern. So mochte es ihm keineswegs unwillkommen sein, als er 1787 Landvogt nach Nyon am Genfersee wurde.

Die ersten Amtsjahre verflossen in angenehmster Weise. Das Einkommen des Landvogtes war, besonders für jene Zeit, ein glänzendes und belief sich auf 9 bis 12,000 Franken jährlich. Er hatte seinen Freund Matthisson zu sich genommen, der ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit aufmunterte, während Frau und Schwiegermutter das ziemlich großartige Hauswesen leiteten, ohne daß sich der Hausherr darum zu bekümmern hatte. Zu den Arbeiten jener Zeit gehört, neben einer Abhandlung über Unsterblichkeit und einigen Idyllen in Salomon Geßners Manier, ein Gespräch über die Butterausfuhr und ein Aufsatz über die Lungenseuche des Rindviehs, — ein markanter Beweis von Bonstettens Vielseitigkeit und zugleich von seiner dilettantenmäßigen Geistesthätigkeit.

Die ruhigen Tage waren gezählt. In Frankreich brach die Revolution aus und fand im waadtländischen Unterthanenlande ihren gewaltigen Wiederhall. Gleich den übrigen liberalen Aristokraten von damals ließ sich Bonstetten den Revolutionssturm, der die morsche französische Despotie über den Haufen warf, wohl gefallen; nur sollte sie den wohlerworbenen und von den Vätern ererbten Rechten des bernischen Patriziats keinen Eintrag thun. Er zog auf seinem Landvogtsitz die Zügel keineswegs straff an; deßhalb wurde er von den Waadtländern geliebt und geachtet. Er vertrug sich mit allen Elementen, — nicht minder mit den französischen Emigranten, als mit den revolutionären Behörden jenseits der nahen französischen Grenze und der revolutionsfreundlichen waadtländischen Gesellschaft.

1791 fanden am Jahrestag der Erstürmung der Bastille in verschiedenen waadtländischen Städten Freudenfeste statt. Ob es als Beweis für Bonstettens Liberalismus oder die Naivität der Festgeber gelten soll, daß der Landvogt von Nyon als Eingeladener daran Theil nahm, soll hier nicht entschieden werden. Am darauf folgenden Tage lud der Landvogt das fröhliche Volk, welches die Bastillestürmer hoch leben ließ, zu sich auf das Schloß und bewirthete da über tausend Personen. Da wurden dem Landvogt nicht weniger lebhafte Vivats gebracht als den Straßenhelden von Paris.

Die gestrengen Herren in Bern faßten die Demonstrationen im Waadtland nicht so harmlos auf, als der gemüthliche Landvogt. Sie besetzten das Land mit Soldaten und es ließ der Bär seine Unterthanen — zum letztenmal – das Gewicht seiner Tatze fühlen. Bonstetten stand bei diesen Vorgängen keineswegs in einer behaglichen Stellung. Von den Obern in Bern erhielt er wegen seinem liberalen laisser-faire harte Vorwürfe; die radikale Partei in der Waadt warf ihm Zweideutigkeit des Charakters vor.

In vortheilhafterem Lichte zeigte er sich, als ein französisches Armeekorps unter General Montesqiou 1792 das verbündete Genf bedrohte. Als nächster bernischer Nachbar des bedrohten Alliirten entwickelte er große Energie und die Gefahr ging für dießmal glücklich vorüber.

In diesem selben Jahre ging Bonstettens Amtsdauer zu Ende und er mußte Nyon verlassen, im Hinblick auf die kommenden gefährlichen Zeiten wohl nicht mit großem Bedauern.

Während den nächsten Jahren, die Bonstetten meist in Valeyres verlebte, beschäftigte er sich beinahe ausschließlich mit der Erziehung seiner Kinder. Weder bekleidete er ein öffentliches Amt, noch veröffentlichte er eine schriftstellerische Arbeit. Dieß Stillleben mochte ihm allmählig doch zu einförmig und langweilig werden. 1795 bewarb er sich wieder um eine Stelle und erhielt das wenig gesuchte Amt eines „Syndikus in den ennetbirgischen gemeinen Vogteien"; d. h. er wurde Mitglied eines Kollegiums, welches die Oberaufsicht über die Verwaltung der Landvogteien Lugano, Locarno, Mendrisio und Val Maggia zu führen hatte, dem gemeinsamen Unterthanenland von 12 Kantonen. Es mochte damals nur e i n Land in Europa geben, welches noch schlechter regiert wurde, nämlich das Livinerthal, welches den drei Urkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden gemeinschaftlich angehörte. Jene 12 Kantone schickten der Reihe nach ihre Landvögte hin, welche je zwei Jahre im Amt blieben und sich in dieser kurzen Zeit möglichst zu bereichern suchten. Das einträglichste Mittel war der Schacher mit der Gerechtigkeit. Für Schulen, für öffentliche Werke, für Hebung des Landbaus und der Industrie wurde nichts gethan. Diese heillosen Zustände zu kontrolliren war nun Bonstettens Aufgabe.

Einem Herkules wäre die Aufgabe zu schwierig gewesen diesen Augiasstall zu säubern. Denn jede Beschwerde mußte den Räthen von 12 Kantonen vorgelegt werden, die sich über die Abhülfe zu verständigen hatten. Daß Bonstetten trotz seinem guten Willen nichts ausrichtete, darf uns nicht wundern. Dafür studirte er mit seiner feinen Beobachtungsgabe Land und Leute und legte das Resultat seiner Studien in verschiedenen Abhandlungen und Aufsätzen nieder. Der Biograph Bonstettens, Karl Morell, nennt diese Arbeiten: „das Bedeutendste und Interessanteste, was aus seiner Feder hervorgegangen." Der Raum gestattet kaum diesen Schilderungen einige kurze pikante Notizen zu entlehnen: In Locarno, das keine 2000 Einwohner zählte, gab es 4 Klöster, 37 Wirthshäuser und 33 Advokaten. Während Prozessionen und Tanzvergnügen das weibliche Geschlecht hauptsächlich in Anspruch nahmen, waren Kartenspiel und Prozesse der Hauptspaß der Männer. Bestechung der Richter wurde offen getrieben und wer dafür am meisten aufzuwenden hatte, gewann seine Prozesse. Auch die Sindicati, die Mitglieder der Aufsichtsbehörde und Richter in zweiter Instanz wurden bestochen. Bonstetten kam mehrmals in den Fall, solche Bestechungsversuche abzuweisen. Haß und Feindschaft zwischen Familien und Ortschaften waren die Frucht der Prozeßsucht. Daraus erfolgte häufig Mord und Todschlag, die unbestraft blieben, wenn sich die Thäter beim Landvogt loskaufen konnten. Einen drohenden Zusammenstoß im Dorf Loco, wo der Rechtshandel über eines Thalers Werth bereits über 40,000 Lire Prozeßkosten verursacht hatte, beschwichtigte Bonstetten mit einem Witz. Ein zornrother Schreier beklagte

sich, daß er bei grimmiger Kälte habe Wache stehen müssen, worauf ihm Bonstetten erwiederte: die Erfrischung hätte seiner rothen Nase nur wohlgethan. Die Versammlung brach auf Kosten des Rothnasigen in ein Gelächter aus und ging im Frieden auseinander .....

In Nyon hatte Bonstetten die deutschdänische Schriftstellerin Friderike Brun kennen gelernt. Im Herbst 1795 suchte ihn dieselbe in Gesellschaft Matthissons und der Fürstin von Dessau in der italienischen Schweiz auf und sie verlebten dort ein Paar Wochen zusammen. Da entfaltete sich nun jene platonische Freundschaft zwischen beiden Schöngeistern, die im späten Alter erst durch den Tod gelöst wurde. —

Die Tage des alten Bern waren gezählt. Das Verhängniß brach unaufhaltsam über dasselbe herein. Wer Augen hatte zu sehen, konnte den Gewittersturm nicht unbeachtet lassen, der im Westen sich sammelte. Selbst der muntere, geschwätzige Bonstetten wurde traurig und stumm.

Als in den ersten Merztagen 1798 der hoffnungslose Kampf Berns gegen die französische Uebermacht ausgefochten wurde, nahm Bonstetten keinen thätigen Antheil; er war kein Mann vom Leder. Während den rathlosen Schwankungen unmittelbar vor dem treulosen Einfall der fränkischen Halbbrigaden war er mit K. L. Haller, dem nachmaligen „Restaurator" beauftragt worden eine demokratische Verfassung für die Republik Bern zu entwerfen; aber die Franzosen waren Herren des Landes, bevor die Verfassungsredaktoren die Feder im Tintenfaß hatten.

Nachdem Bern gefallen, boten Friderike Brun und ihr Gemahl dem Freunde in Kopenhagen ein Asyl, wohin Bonstetten im Mai 1798 sich mit seinem ältesten Sohne begab, während Frau von Bonstetten mit dem jüngern Sohne in der Schweiz blieb.

Der Aufenthalt in Kopenhagen dauerte bis im Juni 1801. Dort wurden die „Briefe über die italienischen Vogteien" redigirt. Eine fernere Arbeit aus jener Zeit ist die „Reise in Skandinavien und Seeland"; dann eine Abhandlung: „Ueber Nationalbildung".

Bonstetten traf gerade wieder in der Schweiz ein als der antihelvetische Staatsstreich vollzogen wurde, durch welchen Reding zum „Landammann der Schweiz" wurde. Dieser Umschwung hatte seine Sympathieen nicht, so wenig als die Helvetik; er schrieb über Reding: „Er hat keine weiten Einsichten, er kennt nur seine Urkantone."

Aus diesen Tagen stammt die Bekanntschaft mit Zschokke, mit welchem er einen nicht minder begeisterten Freundschaftsbund mit sentimentalem Anstrich schloß, als einst mit Johannes Müller und dann mit Matthisson und Friderike Brun. Auch Pestalozzi lernte er kennen und begeisterte sich für ihn.

Nach einem kurzen Aufenthalte bei seiner Familie folgte Bonstetten einer Einladung der Brun, von welcher er einst sagte: „sie sei die einzige Frau, mit welcher er zu denken vermöge," — zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Italien. Dieser Ausflug dauerte vom August 1802 bis zum Juli 1803.

Bei seiner Rückkehr konnte er sich nicht entschließen seine Vaterstadt Bern zum bleibenden Aufenthalt zu wählen. Genf mit seinem bewegten gesellschaftlichen und geistig-wissenschaftlichen Leben war ein günstigerer Boden für ihn. Schon im August dieses Jahres übersiedelte er in die alte Calvinsstadt am Leman, um in derselben eines langen heiteren Lebensabends sich zu freuen. Männer wie Sismondi, Pictet de Rochemont und andere waren wohl geeignet ihn zu fesseln. Ganz besonders aber war Bonstetten ein Freund geistreicher Damen, an denen es in Genf und Umgebung einen Ueberfluß hatte. Wir nennen unter ihnen: die Gründerin des Musée Rath, die Freundin Alfieris, Gräfin Albani, und vor allem die geniale Feindin Napoleons und Freundin August Wilhelm Schlegels, Germaine de Stael. Nur für die Lucubrationen der mystischen Krüdener, die kometengleich auch jene Regionen durchschweifte, hatte Bonstetten keinen Sinn.

Aus diesem letzten Lebensdrittel Bonstettens datiren einige seiner berühmtesten schriftstellerischen Arbeiten: „Recherches sur la nature de l'imagination"; — „Etudes de l'homme"; — „L'homme du midi et l'homme du nord"; — „La Scandinavie et les Alpes." — Er beliebte diese Werke „philosophische" zu nennen. Aber er war auch in der Philosophie ein Dilettant; er hatte weder Fichte, noch Schelling, noch Hegel studirt; und in diesen „philosophischen Schriften" ist keineswegs die philosophische Spekulation, sondern die Darstellung der eigenen Wahrnehmungen und feinen Beobachtungen das Beste.

Der aufgeklärte Weltmann aus dem 18ten Jahrhundert verläugnete sich nicht, als die „momerie", das Muckerthum, im Waadtland und Genf um sich zu greifen begann. Er droht: „Wird mir Genf zu mystisch, so gehe ich nach Paris oder Sicilien." Aber es blieben immer noch genug klare Köpfe und verständige Geister am Leman, als daß er seine Drohung hätte verwirklichen müssen. — Mit Begeisterung begrüßte er die Wiedervereinigung Genfs mit der Schweiz. Allmälig hatte der vielgewanderte Kosmopolit den Bernerpatrizier des gänzlichen von sich abgestreift. Dieß beweist die jugendliche Begeisterung womit der 85jährige Greis die Julirevolution begrüßte und der lebhafte Briefwechsel, welchen er bis an sein Ende mit Vater Zschokke unterhielt.

Wir schließen vorliegende Lebensskizze mit einer Schilderung Bonstettens aus der Feder dieses letzten Herzensfreundes in dem von ihm herausgegebenen Prometheus: „Seine Gestalt, „obwohl etwas unter der mittleren Mannesgröße, aber kräftig „gegliedert, verrieth in der leichten Gewandtheit und dem Adel „ihrer Bewegungen den Einfluß, welchen der Umgang mit „feingesitteter Gesellschaft unwillkührlich auf uns ausübt. Das „seelenvolle Gesicht von reiner, fast weiblich zarter Farbe, mit „der hohen Stirn des Denkers, den Augen voll lächelnder „Milde, war ganz geeignet das Urtheil jedes Herzens zu bestechen." —

Seine letzten Lebensjahre widmete der Greis fast gänzlich dem Genuß einer heitern geistreichen Geselligkeit, wofür ihm der Sinn keineswegs abgestumpft war. Auf naive Weise freute er sich der Huldigungen der vielen vornehmen und berühmten Besucher Genfs. Der Umgang liebenswürdiger geistreicher Damen blieb für ihn der liebste Genuß bis in sein höchstes Lebensalter. Er starb in Folge eines Schlaganfalls, 87 Jahre alt, am 3. Februar 1832.





Johann Jakob Heß.

Der Bürgermeister von Zürich J. J. Heß war kein genialer Staatsmann wie Drüey, kein eiserner Charakter wie Neuhaus, kein consequenter Mann des Rechts wie Dr. Jonas Furrer, kein Volksheld wie Alois Reding und kein Republikaner von antikem Schlag wie der Schultheiß Niklaus Friedrich Steiger. Dennoch verdient er seine Stelle in dieser Reihenfolge ausgezeichneter Eidgenossen; denn er war in sehr gefährlichen Zeiten der oberste Lenker unseres von den Stürmen gepeitschten Staatsschiffs und lenkte dasselbe, wenn auch nicht immer mit sicherer, doch meist mit geschickter Hand durch Klippen und Untiefen. Nicht jedem Gewächs ist es gegeben einen starken geraden Stamm gen Himmel zu treiben wie die Tanne und die Palme; die Rebe bedarf einer Stütze, an die sie sich schmiegen kann und dennoch ist auch sie des Ruhmes werth. So giebt es auch unter den Menschen Rankengewächse, die eines äußeren Haltes und Stabes bedürfen, wenn sie gedeihen und gute Früchte tragen sollen. Zu diesen gehörte der Bürgermeister Heß.

Er wurde 1791 zu Zürich geboren. Sein Vater war der zu seiner Zeit nicht unberühmte Landschaftsmaler Ludwig Heß, der zugleich das bürgerliche Gewerbe eines Metzgers betrieb. Die Mutter, eine Frau von ungewöhnlichen Geistesgaben, interessirte sich — ohne deßhalb ihr Hauswesen zu vernachläßigen — warm für alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, der Geschichte und der Theologie. Ein Onkel und Pathe war der gottesgelehrte Antistes der zürcherischen Kirche J. J. Heß.

Der Vater starb am Ostertage 1800. Der Mutter fiel die Erziehung des neunjährigen einzigen Sohnes zu. Die Gefahren einer solchen ausschließlich mütterlichen Erziehung sind keine geringen; sie werfen oft ihre Schatten auf das ganze nachfolgende Leben des Mannes. Ein Faktor wird in der Regel von der mütterlichen Erzieherin vergessen oder vernachläßigt: das Element der Steifheit und Stättigkeit. Die Freundin und Kennerin der Theologie hätte gern einen Kirchenmann aus ihrem Sohne gemacht. Er kam aber in die unrechte Schmiede, wo von einem brutalen Lehrer alle Lust zu dieser Wissenschaft aus dem Knaben herausgeprügelt wurde. Da Frau Heß nach dem Tode des Mannes einen Ellenwaarenhandel betrieb, so entschloß man sich zum Kaufmannsstand und besuchte eine entsprechende Schule, wo mit ziemlichem Eifer aber eben so großer Flüchtigkeit eine Anzahl Realfächer in den jungen Kopf hinein praktizirt wurden. Ohne fernere Vorbereitung trat der Jüngling mit 15 Jahren als Commis in das Geschäft seiner Mutter.

Derselben mochte später dennoch klar werden, daß dem Söhnchen noch Manches mangle. Sie schickte ihn 1808 zur Vervollständigung seiner Erziehung, gewissermaßen zum letzten Schliff, nach Lausanne. Gute Empfehlungen und der Ruf seines verstorbenen Vaters als Landschaftsmaler verschafften ihm den Eintritt in manches angesehene Haus. Einige kleine Reisen durch die romanische Schweiz wirkten ebenfalls anregend und bildend. Die Briefe an die Mutter aus dieser Zeit geben Zeugniß eines gutgearteten, lebhaften aber etwas flüchtigen, nicht besonders selbständigen und keineswegs tief in das Wesen der Dinge dringenden Geistes.

Im darauf folgenden Jahr 1809 veranlaßte die Erhebung Tyrols gegen die bayerisch-französische Herrschaft eine Grenzbesetzung im Nordosten der Schweiz. Der junge Heß, nach Zürich zurückgekehrt, bewarb sich um eine Stabssekretariatsstelle und erhielt dieselbe beim Divisionskommandanten Oberst Herrenschwand aus Bern. Er machte den unblutigen Feldzug vom Mai bis gegen den September mit und kehrte dann nach einigen Monaten geschäftigen Müssigganges zur Mutter zurück. Die napoleonische Continentalsperre ließ für die Handelsthätigkeit trübe Zeiten voraussehen und im jungen Manne begann ein gewisser Ehrgeiz zu keimen, welcher ihm eine weitere wissenschaftliche Bildung wünschbar erscheinen ließ, um dann mit besseren Ansprüchen als Bewerber um ein bürgerliches Amt auftreten zu können. Aus diesen Gründen und weil Frau Heß wohl schon damals an die Abschließung einer zweiten Ehe dachte, gab dieselbe keineswegs mit Widerstreben ihre Einwilligung zum Einschlagen einer anderen Carriere. Nach einer nothdürftigen Vorbildung in der Vaterstadt bezog Heß im Jahr 1811 die Universität Heidelberg. Er hörte Kirchengeschichte bei Paulus, römisches Recht bei Thibaut und andere juristische Kollegien, wurde vom Typhus befallen und wieder geheilt und kam, seinen ursprünglichen Studienplan wegen den Kriegsläufen abkürzend, 1813 wieder nach Zürich.

Unterdessen hatte sich die Mutter mit dem gelehrten Theologen Dr. Stolz aus Bremen zum zweitenmal ehelich verbunden und der Herr Stiefvater hatte sich gleichfalls nach Zürich übergesiedelt.

Einigermaßen auf der Schnellbleiche zum Juristen geworden finden wir unsern nun 23jährigen Heß bereit seine Dienste dem Vaterland zu weihen, als eben durch Napoleons Sturz auch die schweizerische Mediationsverfassung und was damit zusammen hing, gestürzt war und das Schweizervolk vor seiner politischen Zukunft gleichsam als vor einer verschlossenen Thüre stand.

Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten gerieth Heß in ein ziemlich aristokratisches, wo nicht gar reaktionäres, Fahrwasser. Als die Mediationsverfassung zusammen stürzte, begeisterten sich auch in Zürich eine Anzahl Männer für die Herstellung des Alten, namentlich für die Vorrechte der Stadt über die Landschaft, die Privilegien der Zünfte und dergleichen mehr. Die provisorische Regierung, aus einsichtsvollern Männern bestehend, trachtete dagegen den durch jene Verfassung gemachten Fortschritt zu sichern. Die Freunde des Alten hielten Versammlungen und beschlossen eine Protestation. Unser Heß trat dabei als feuriger Redner auf und redigirte die beschlossene Eingabe zu Gunsten der städtischen und bürgerlichen Privilegien. Nach einem vollen Vierteljahrhundert wurde diese politische Jugendsünde dem späteren Bürgermeister nicht nur vorgehalten, sondern in's Ungeheuerliche vergrößert. Heß wurde zum Sekretär des sogenannten Waldshuterkomite gestempelt, jener mythischen Patrizierverschwörung, welche in jenen Tagen des Umschwungs die schweizerische Neutralität den gegen Napoleon alliirten Herren verrathen haben soll um den Preis der Wiedereinsetzung der alten Aristokraten-Herrlichkeit. Heß schrieb darüber in spätern Jahren an einen Freund: „Ich war nie „in Waldshut, aber begeistert war ich damals allerdings von

„Deutschlands Freiheitskampfe, bemühte mich auch meine Mit-„bürger in Zürich zur Herstellung ihrer Rechte zu wecken. „Ich irrte darin, daß ich noch nicht einsah, daß das Philister-„thum der Städte und die großen Fragen des Rechts und der „allgemeinen Volksfreiheit Gegensätze sind, bei deren Widerstreit „die letztere immer siegen soll, das erstere aber hoffentlich all-„mälig verjähren wird....." Das Rankengewächs hatte sich um einen morschen Stab geschlungen.

Seinen Eintritt in den Staatsdienst machte Heß beschei-dener Weise als Volontär der Gerichtskanzlei. Schon etwas wichtiger war die Stelle eines Sekretärs bei dem Kommissariat, welches die Einverleibung des ehemaligen Bisthums Basel in den eidgenössischen Verband zu vollziehen hatte. Seine Dienst-leistungen als solcher trugen ihm eine goldene Dose von Seiten der Regierung von Bern ein, wobei er nur bedauerte, daß der Bär nicht auf derselben prangte. Er versäumte während dieser Mission einen interessanten Besuch im mütterlichen Haus, nämlich denjenigen des Kaisers Franz von Oesterreich, der im Oktober 1815 in Zürich sich aufhielt und als Gemäldefreund die hinterlassenen Bilder des Malers und Metzgers Heß zu schauen kam.

1816 erhielt unser Staatsdienstsaspirant die Stelle eines „Sekretärs der Justizkommission" und glaubte sich nun fest genug im Sattel um einen eigenen Hausstand zu gründen. Er verehlichte sich im Juni 1817 mit Fräulein Regula Meier, Tochter des Pfarrers Meier am Neumünster.

Im folgenden Jahre wurde er Unterschreiber beim Ober-gericht. Er äußerte sich später über jenen bescheidenen Erfolg seines Ehrgeizes: „Oekonomisch unabhängig gestellt, hatte ich „immer den Ehrgeiz ohne Rücksicht auf das Amt und die „Größe der Ehrenstelle Etwas zu thun und zu leisten.' Der gleiche ehrenhafte Beweggrund, vielleicht auch der Wunsch sich seinen Mitbürgern bemerkbar zu machen, bewog ihn am „poli-tischen Institute", dem Vorläufer der juristischen Fakultät der spätern Hochschule, rechtswissenschaftliche Vorträge zu halten.

Die Beruf- und Facharbeiten unterbrach im Jahr 1821 eine Erholungsreise nach Paris. Eine Abwechslung in seine geschäftliche Thätigkeit brachte nicht minder seine eifrige Theil-nahme an verschiedenen Vereinen. In einem „rhetorischen Verein" bildete er sich zum künftigen Redner. Die „Gemein-nützige Gesellschaft", deren Hauptförderer er später wurde, nahm ihn zu ihrem Mitglied auf. Nicht minder trat er der „historischen" und der „physikalischen Gesellschaft" bei. Zur Zeit des Philhellenismus war er Quästor des „Griechen-vereins" und später trat er an die Spitze eines Vereins „zur Versorgung und Einbürgerung der Heimatlosen". Die politische Carriere im engern Sinn betrat Heß im Jahr 1825, wo er von seiner Zunft zu einem Mitglied des Großen Rathes ge-wählt wurde. Was vorausgegangen, waren seine politischen Lehrjahre gewesen.

Unter den Repräsentanten der Zünfte, welche zur Re-staurationszeit den zürcherischen Großen Rath bildeten, ragte nicht nur körperlich durch seine imposante Gestalt, sondern noch vielmehr geistig durch seine überlegene Intelligenz der gelehrte Naturforscher und freisinnige Staatsmann Paul Usteri hervor, damals der bedeutendste, beinah der einzige Träger der liberalen Ideen. Dieser wurde nunmehr der ge-sunde feste gerade Stamm, an welchem der anschmiegende Charakter unseres Heß sich hielt und emporrankte. „Es giebt nur einen Usteri", — schrieb er wiederholt seinen Vertrau-testen. Noch eine zweite Stütze fand sich damals an seinem Wege, an welcher er eine Ranke emportrieb, der Luzerner Kasimir Pfyffer. Die beiden Männer lernten sich an der Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft, die 1825 in Luzern stattfand, kennen. Es bildete sich zwischen beiden eine Freundschaft, die bis zur großen politischen Katastrophe von 1839 dauerte und deren schroffe Aufkündung von Seite Kasimir Pfyffers einer der bittersten Tropfen wurde in dem Wermuths-kelch, welchen an seinem Lebensabend zu leeren dem zürcheri-schen Staatsmann beschieden war.

1828 wurde Heß Mitglied des Obergerichts. Einige Auf-sätze über Verbesserung der Rechtspflege, welche in der von Paul Usteri redigirten „Neuen Zürcher Zeitung" erschienen, führten ihn in die Publizistik ein. Die Bekanntschaft mit dem fleißigen Zeitungskorrespondenten Kasimir Pfyffer, dem er zuweilen als Mittelsperson diente, führte ihn weiter auf dieser Bahn. Er schrieb eine Menge Aufsätze der verschiedensten Art, alle in einem das herrschende aristokratische System be-kämpfenden Sinne, für den Schweizerboten, den Appenzeller, den Eidgenossen, den Nouvelliste. So half er die kommenden Tage politischen Umschwungs in der Schweiz vorbereiten.

Die Pariser Julirevolution wurde vom Schüler Paul Usteris und dem Freunde Kasimir Pfyffers mit Begeisterung begrüßt. Am 9. August 1830 erschien mit der Namensunter-schrift des Oberrichters J. Jak. Heß im „Schweizerboten" ein Artikel, in welchem das Haupt der aristokratischen Partei, Schultheiß Fischer von Bern, Präsident der Tagsatzung, auf das schärfste angegriffen wurde, — ein bis dahin unerhörtes Wagniß der Presse. Der Angegriffene antwortete mit einem zernichtenden Blitze von seinem hohen Olymp herunter: „Herr Oberrichter Heß habe für gut befunden weder die Wahrheit zu sagen, noch die Unwahrheit zu widerrufen." Gleich einem Aussätzigen oder Geächteten wurde Heß von seinen Gegnern gehöhnt von seinen Freunden gemieden. Aber die Uhr der Aristokratie in der Schweiz und ihres Hauptes war abgelaufen. Nicht lange, so erschien die kecke publizistische That nur um so ruhmreicher und um so strahlender glänzte der Nimbus, den sie seinem Urheber verschaffte. Trotz alledem war Heß kein Demokrat. An der Versammlung zu Uster, wo das zürcherische Volk als improvisirte Landsgemeinde die Totalrevision der Verfassung im demokratischen Sinne erzwang, nahm er keinen Theil. Heß war damals und blieb stets ein Aristokrat der Intelligenz, Freund und Beförderer des Fortschritts und der Aufklärung, aber nicht durch sondern selbst gegen das Volk.

Die Regeneration des Kantons Zürich war kaum in ihren ersten Grundzügen vollendet, Paul Usteri zur höchsten Ehren-stelle seines Kantons erhoben worden, als er, im April 1831, starb. Heß hatte am Krankenbette des Meisters treu gewacht. Durch dessen Tod erlitt er einen unersetzlichen Verlust. Die starke feste Säule, an welche gelehnt er seine eigenen Kräfte so freudig sich konnte entfalten lassen, war gestürzt. Die Ulme war gesunken, die Rebe mußte sich eine andere Stütze suchen. Sie fand diesen Stab, es war aber kein lebendiger Baum. An die Stelle Usteris trat bei Heß für eine Reihe von Jahren der gelehrte geistreiche aber steife und schroffe Jurist Dr. Keller, der nun den Kanton Zürich von seinem oberrichterlichen Prä-sidial herunter zu regieren versuchte.

Eine andere maßgebende Größe jener Zeit war Professor Ludwig Snell. Derselbe gründete im Februar 1832 in Meilen den zürcherischen „Schutzverein", dessen offenkundiger Zweck es war die Regierung im demokratischen Sinne zu kontrolliren. In Folge der Konstituirung dieser Regierung Nr. II gab die Hälfte des Regierungsraths ihre Demission; ebenso gaben die

Tagsatzungsgesandten ihr Mandat zurück. An deren Stelle traten Melchior Hirzel und Heß. Dieser wurde, während er noch an der Tagsatzung in Luzern weilte zum Regierungsrath und dann neben seinem Kollegen M. Hirzel zum Bürgermeister erwählt. Im folgenden Jahre, 1833, wurde Heß Amtsbürgermeister und, da die Tagsatzung, dem angenommenen Turnus folgend, sich in Zürich versammelte, als solcher erster Magistrat des Vororts und Bundespräsident.

Der Kranz der höchsten Ehren, mit dem das Haupt unseres Heß geschmückt worden, war keineswegs ohne Dornen. In Schwyz waren zwischen alten und neuen Bezirken ungelöste Wirren, in Basel standen sich feindliche Brüder in Waffen gegenüber. Ein halb Tausend Polen drangen — aus aller Fürsten Länder verstoßen — über unsre Grenzen und die Diplomatie belagerte die Thüre des Bundeshauptes mit ihren mehr oder minder höflich formulirten Noten, Begehren und Ermahnungen.

Als nun gar Ende Juli und Anfangs August in Schwyz und Basel der helle Bürgerkrieg ausbrach, wurde die Stellung des Bundespräsidenten eine sehr schwierige.

So lange noch einige Aussicht auf Versöhnung der Parteien vorhanden war, hatten das Vorort und sein Haupt eine zurückhaltende und vermittelnde Stellung eingenommen. Jetzt aber, da es sich darum handelte der ausgebrochenen Bundesanarchie einen Damm zu setzen, zeichnete sich Zürich vor allen Ständen durch die Energie aus, die es entwickelte; und auch der Bundespräsident that das seine. In wenigen Tagen standen 22 Bataillone Bundestruppen nebst den entsprechenden Spezialwaffen unterm Gewehr und besetzten die Kantone Schwyz und Basel.

Durch diese Schlag auf Schlag sich folgenden Ereignisse hatten nicht nur Baselstadt und Inner-Schwyz ihr Spiel verloren, sondern auch den dissentirenden konservativen Ständen der Sarnerkonferenz war der Boden unter den Füßen gewichen. Die Diplomatie glaubte ihren Schützlingen zu Hülfe kommen zu müssen. Beim Versuch einen Druck auf die Tagsatzung auszuüben baute sie auf die biegsame Natur des Bundespräsidenten.

Am Abend des 6. August ließen sich bei demselben der österreichische, der russische, der preußische, der sardinische, der baierische und der badische Gesandte zu einer vertraulichen Besprechung melden. Bombelles, der Gesandte Oesterreichs, verlangte im Namen seiner Kollegen Auskunft über die letzten Vorgänge. Im Verlauf der Unterredung kam der blutige Zusammenstoß vor Basels Thoren zur Sprache und wurde der Umstand betont, daß auf Seite der Landschäftler Polen am Kampfe theilgenommen. Der preußische Gesandte von Olfers suchte diesen Umstand als eine Gefahr für die Ruhe Europas darzustellen. Die Polen seien im Dienste der radikalen Schweizer-Regierungen und die ganze Aktion ein längst abgekartetes Spiel der Revolutionspropaganda.

Es zeigte sich, daß die Diplomatie nicht nur auf die Biegsamkeit sondern auf die Schwäche des Bundespräsidenten gerechnet hatte. Aber der Bürgermeister wies den preußischen Gesandten mit ebensoviel Würde als Wärme zur Ordnung. Auf solche Anschuldigungen werde ihm nicht der Privatmann Heß, sondern der Tagsatzungspräsident antworten. Es werde sich zeigen, ob man dieselben auf sich beruhen lassen werde. Der Vorort kenne seine Pflichten gegen den Bund und die Tagsatzung, welcher er allein verantwortlich sei. Er betrachte die Unterredung als geschlossen und werde auf keine Frage mehr antworten.

Diese energische Apostrophe brachte die HH. Diplomaten aus dem Concept. Nach einigen peinlichen Minuten des Schweigens suchten Bombelles und der sardinische Gesandte den Worten des Hrn. v. Olfers einen mildern Sinn unterzulegen. Ohne ihren Zweck erreicht zu haben mußten die HH. Gesandten wieder von dannen gehen. Bombelles, mit Heß persönlich befreundet, drückte ihm unter der Thür die Hand und flüsterte ihm zu: „Sie haben sich gut gehalten.“ Es mochte dem österreichischen Staatsmann eine heimliche Freude verursacht haben die Anmassung des preußischen Diplomaten durch den schweizerischen Bürgermeister zur Ordnung gewiesen zu sehen. Auch die französische Regierung ließ den Tagsatzungspräsidenten wegen seiner eben so festen als überlegten Haltung durch ihre Gesandtschaft beglückwünschen....

Als dieses ereignißreiche Jahr zur Rüste ging konnte der Bundespräsident mit berechtigtem Stolz auf dasselbe zurückschauen. Kaum hatte je einer seiner Vorgänger unter schwierigeren Umständen sein Amt verwaltet. Zerfall, Sonderbund und Bürgerkrieg im Innern; drohende oder unzuverlässige Nachbarn ringsum. Nun war die dissentirende Sarnerkonferenz aufgelöst, der Bürgerkrieg hatte ein schnelles Ende gefunden, die Anmaßungen der fremden Diplomatie waren in ihre Schranken gewiesen worden und der zerfalldrohende Bund erschien — mindestens vorläufig — frisch gekittet. Es kann dieses Jahr die glänzendste Periode der staatsmännischen Laufbahn des Bürgermeisters Heß genannt werden.

Das Jahr 1834 brachte schon in seinen ersten Wochen den sogenannten „Savoyerzug“, den sinnlosen Freischaarenüberfall einer Handvoll Polen und anderer Abenteurer auf sardinisches Gebiet. Daß dieser Freischaarenzug von schweizerischem Gebiet aus geschehen, brachte der Schweiz sämmtliche fremde Mächte über den Hals. Es mußte etwas Beschwichtigendes geschehen. Die Diplomaten riethen eine Bekomplimentirung des die Grenzprovinzen bereisenden Königs von Sardinien, wobei etwas einer Entschuldigung ähnliches einfließen sollte. Heß, nunmehr zweiter Bürgermeister, gab sich dazu her. Der Erfolg war nicht der erwartete. Die Mission erhielt den Anschein als ob die Schweiz Sardinien und den Mächten gegenüber zu Kreuz gekrochen wäre; es erwies sich, daß von Seiten der diplomatischen Rathgeber eine Demüthigung der Schweiz beabsichtigt worden war. Heß ärgerte sich so sehr Hand geboten zu haben, daß er längere Zeit alle öffentlichen Gesellschaften vermied.

Eine bessere Stimmung brachte das schweizerische Schützenfest, welches im Sommer 1834 in Zürich abgehalten wurde. Heß freute sich „ein glückliches und freies Volk seine Freiheit ohne irgend eine Ausschweifung genießen zu sehen.“ — Einen besondern Spaß erlaubte sich der nun wieder als Amtsbürgermeister fungirende im folgenden Jahr, als der radikale englische Staatsmann, Dr. Bowring, Zürich besuchte. Der Amtsbürgermeister benutzte die Gelegenheit den üblichen Diplomatenschmaus zu geben und freute sich darüber den radikalen Engländer und den damals noch radikaleren Prinzen Louis Napoleon dem Grafen Bombelles und den übrigen Vertretern der Legitimität gegenüber zu sehen und tutti quanti auf die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz anstoßen zu lassen.

Im Jahr 1836 geschah in Zürich der geheimnißvolle Mord des politischen Flüchtlings Lessing. Heß, welchem in der Regierung das Justiz- und Polizeidepartement zugetheilt war, sah sich veranlaßt genauere Bekanntschaft mit dem geheimen Treiben der politischen Emigration, welche in der

Schweiz Zuflucht gesucht hatte, zu machen. Seine Entdeckungen und Erfahrungen lehrten ihn, daß dieses Treiben nicht immer ein harmloses sei und daß die Schweiz dem Asylrecht die Pflicht der Selbsterhaltung gegenüberzustellen habe, wenn sie es ausweichen wolle in ernste Verlegenheiten zu gerathen. Er bemühte sich die gefährlichsten Geschäftsreisenden der europäischen Revolution vom Schweizergebiet zu entfernen; aber er wurde von den meisten Kantonsregierungen nur lässig unterstützt.

Die gemachten Erfahrungen mochten wohl die Ursache sein, warum im Jahr 1838 Heß nicht zu denen zählte, welche Gut und Blut daran setzen wollten, den thurgauischen Ehrenbürger und französischen Thronprätendenten Louis Napoleon im Lande zu behalten. Mit der ihm befreundeten Burgdorfer-Partei in Bern gehörte er zu den Friedfertigen.

Um so radikaler waren seine Ansichten gegenüber den Fragen der kantonalen Politik. Schon im Jahr 1836 wurde der Vorschlag gemacht den berühmten Verfasser des „Lebens Jesu" als Professor der Theologie an die zürcherische Universität zu berufen und wurde von Heß lebhaft unterstützt, der dadurch seinem Schooßkind, der Hochschule, einen besondern Nimbus zu verleihen hoffte. Damals scheiterte das Projekt am Widerstand, den es schon in den vorberathenden Behörden fand. Als 1839 der Lehrstuhl der Dogmatik wiederum erledigt war, wurde die Berufung des Dr. Strauß neuerdings in Anregung gebracht. Durch Präsidialentscheid wurde dieselbe vom Erziehungsrath beschlossen und vom Regierungsrath genehmigt.

In der Masse des Volks gährte längst eine dumpfe Mißstimmung: einerseits gegen den anmaßenden Schulmeisterdünkel, den man in der Person des damaligen Seminardirektors verkörpert glaubte; andererseits gegen den undemokratischen juristischen Formalismus eines Theils der politischen Tonangeber, namentlich des Präsidenten und einiger Mitglieder des Obergerichtes. Eine zur Schau getragene Frivolität der Grundsätze und Sitten verletzte zugleich das Volksgefühl auf empfindliche Weise.

Die Berufung des Dr. Strauß, dessen Lehren keineswegs den religiösen Anschauungen des Zürchervolks entsprachen, gab das Zeichen zum Ausbruch des Sturms. Zwar versuchte die Regierung den begangenen Fehler wieder gut zu machen: Strauß wurde pensionirt. Aber dieser Schritt rückwärts rettete sie nicht. Am 6. September erschollen die Sturmglocken durchs ganze Land. Vom „Kellenland" her kam Pfarrer Hirzel mit seinen psalmensingenden Schaaren. In hellen Haufen zogen die Seebauern gegen die Stadt.

Der Zürcherputsch war vollzogen. Das Juristen- und Schulmeisterregiment war gestürzt. Die hereinbrechende Reaktion hatte alle Dämme überflutet.

Eine provisorische Regierung mußte die Zügel ergreifen, welche der gestürzten aus den Händen gefallen waren. Die besonneneren Führer der Glaubensrevolution wandten sich an den Amtsbürgermeister und Präsidenten der eben versammelten Tagsatzung, um denselben zu bewegen an die Spitze dieser provisorischen Regierung sich zu stellen. Man stellte ihm vor, daß dieß das einzige Mittel sei, einer eidgenössischen Intervention, dem Triumph Berns über seine alte Rivalin an der Limmat, zuvorzukommen. Heß, dem der Volkssturm alle seine Stützen umgeblasen hatte, bedachte in seinem Innern, ob er nicht vielleicht noch Manches aus dem Schiffbruch retten könne, wenn er von Neuem die Hand an's Ruder lege, – namentlich die schwer bedrohte Universität. Mochte endlich auch ein menschliches Motiv mit unterlaufen, die Scheu so jählings von seiner hohen Ehrenstelle hinunterzustürzen. Er schwankte, er wich dem Druck, er sagte zu.... Der Berufer des Professor Strauß wurde neben Altbürgermeister Muralt, Hürlimann-Landis und andern Septembermännern Mitglied der provisorischen Regierung.....

Dieser Schritt rettete allerdings Zürich vor eidgenössischer Intervention. Nicht minder brach er der extremen Reaktion die Spitze. Aber der Mann, der ihn gethan, hatte einen bittern Kelch zu leeren. In den Augen der ganzen liberalen Schweiz war er ein Apostat.

Am 24. September berief er die Tagsatzung zum erstenmal wieder zusammen. Da goß Neuhaus, der Gesandte Berns und Wortführer der radikalen Kantone, eine scharfe Lauge der Rüge über Zürich und seinen Bürgermeister aus. Nicht minder bitter sprach sich der Gesandte St. Gallens, Baumgartner aus. Die Boten Aargaus und Basellands steigerten sich zur Invektive. Schroff zog der langjährige Freund und Rathgeber, Kasimir Pfyffer, von dem „Ueberläufer" seine Hand. Anonyme Zuschriften drohten mit dem Dolche.....

Aber auch in den neuen Verhältnissen fand der anschmiegende Geist unseres Heß eine Stütze, die ihm einen Halt gewährte. Es war dieß sein neuer Kollege, der milde, gemäßigte feingebildete Bürgermeister Muralt. Die alten Freunde fielen nicht alle ab: blieben ihm doch ein K. Zellweger, Dekan Frei, Wehrli, die Pfyffer und Baumgartner zu ersetzen. Nichtsdestoweniger war ihm der Bürgermeistersessel kein Ehrensitz mehr, sondern ein Dornenlager. Schon im Juni 1840 kam er beim Großen Rathe um seine Entlassung ein, die ihm in allen Ehren ertheilt wurde.

Der Lebensabend nach den erlittenen Stürmen wurde ein verhältnißmäßig milder und ruhiger. Einige Erholungsreisen nach Deutschland, nach Italien und England brachten wieder eine frohere Stimmung dem durch die erlittenen Unbilden gedrückten Geiste. Eine Wiederverehlichung schuf dem kinderlosen Wittwer eine neue angenehme Häuslichkeit. Die erlangte Muße wurde zur Beförderung gemeinnütziger Arbeiten verwendet. Das geäufnete Vermögen gewährte ihm die Mittel mit freigebiger Hand Wohlthätigkeits-, Kunst- und Erziehungsanstalten zu unterstützen......

Im Oktober 1857 nahte sich sein Sterbensstündchen. Nachdem er mit ungetrübter Geistesklarheit sein Haus bestellt, entschlief er schmerzlos und ohne Todeskampf. Der Mann der am Ende seiner Laufbahn zur Ansicht gelangte, er hätte besser zum Pfarrer getaugt als zum Staatsmann, wäre ein trefflicher Steuermann gewesen, würden nur die Stürme weniger heftig getobt haben. Sein Wille war gut, er ruhe sanft.





Abraham Emanuel Fröhlich.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Im Menschenleben folgen sich die Tage aber gleichen sich nicht: auf schönes Wetter folgt Sturm und auf Regen Sonnenschein. Es kommt auch vor, daß eine lange Flucht von hellen Tagen sich aneinander reiht, so daß man zu glauben versucht wird, der blaue Himmel könne niemals mehr umdüstert werden. Da schlägt plötzlich der Wind um; unheilverkündend tost es in den Klüften; dunkle Wolkengeschwader ziehen heran und es folgt sich eine nicht minder lange Reihe trauriger Regentage.

Ein solches Leben zwischen Licht und Schatten getheilt, — zur Hälfte sonnenbeglänzt, zur andern Hälfte wolkenumdüstert, — war das Leben unseres schweizerischen Dichters Abraham Emanuel Fröhlich.

Seine Wiege stand in Brugg, dem „Prophetenstädtchen," sogenannt wegen den vielen originellen Menschenkindern von ungewöhnlichen Geistesanlagen, die dort das Licht erblickten. Er ward geboren im Jahr 1796, von sechs Geschwistern der älteste. Sein Vater war Lehrer an der Gemeindeschule; er wäre in der Jugend gern Pfarrer geworden und konnte auf seinem bescheidenen Lebensgang niemals dieß unerreichte Ziel vergessen, was seinem Geist einen gewissen Zug nach dem Idealen verlieh. Die Mutter hatte vor der Ehe gleichfalls dem Lehrberufe angehört. Sie war eine Frau von wenigen Worten, aber unermüdlich und entschlossen in ihrem Thun, stark von Körper und stark von Geist, die ihrem Erstgebornen ein gut Theil physischer und moralischer Kraft übertrug.

In den engen Räumen des ehmaligen Zollhauses neben der Brücke wohnte die Familie, Vater, Mutter und vier — eine heftige Typhusepidemie überlebende — Geschwister. Aber in der Wohnung und in Feld und Wald und Fluß, über welche von den Fenstern aus die Blicke schweifen konnten, entwickelte sich ein reiches frohes Kinderleben.

Behielt das schlechte Wetter die vier heranwachsenden Sprossen des Lehrerpaars unter Dach — es waren drei Buben und ein Mädchen —, so wurde gesungen, musizirt, getanzt und gezeichnet; im Sommer schweifte man durch Wald und Feld, warf sich schwimmend in den blauen Fluß; im Winter lud das Eis zum Schleifen, die lange Berghalde zu fröhlichen Schlittenpartieen ein. Kraft seiner Primogenitur war der kleine „Mannli Fröhli" überall voran, auf der Schleif- und Schlittbahn und in den Fluthen der Aar, Reuß und Limmat. Den jüngern Geschwistern spielte er auf dem alten von Pestalozzis Neuhof herrührenden Spinet selbstkomponirte Tänze auf; in den bildenden Künsten war er Vorzeichner und Vormaler. So spannen sich selige Tage ungetrübter Fröhlichkeit. Bei den nur von wenigen Schulstunden unterbrochenen Spielen erstarkte Körper und Geist. Von seinen drei Geschwistern war es besonders Theodor der sich mit schwärmerischer Anhänglichkeit an den Erstgebornen anschloß.

Die Verhältnisse der Eltern verbesserten sich. Man zog aus dem engen alten Zollhaus unter das eigene wohnlichere Dach. Die Kinderspiele genügten dem heranwachsenden Knaben nicht mehr; er griff zu den Büchern. Was ihn in jenen Jahren, wo so manch Neues und Ungeahntes im Jünglingsgemüth erwacht, besonders lebhaft anregte, das war — Göthes Götz von Berlichingen.

Was dem Vater nicht vergönnt gewesen, dessen sollte der Erstgeborne sich freuen, — er sollte studiren. Nachdem er die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen in seiner Vaterstadt zu erlernen Gelegenheit gehabt, führte der alte Fröhlich am Neujahrstage 1811, den 15 jährigen Alumnen nach Zürich, wo derselbe in das sogenannte collegium humanitatis aufgenommen wurde. Dessen Platz in der zahlreichen Klasse war zuerst ganz unten; aber bis zum Ende des Schuljahrs hatte er sich zum Zweitebersten emporgeschwungen.

Die äußern Verhältnisse des Studenten waren keineswegs glänzend; er mußte sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht erwerben. Dennoch ging ein reiches inneres Leben in ihm auf. Tüchtige Lehrer, unter andern die Philologen J. J. Hottinger und Bremi, der Aesthetiker Horner, die Theologen Antistes Heß, Georg Geßner, Salomon Vögeli bildeten seinen Geist. Besonders anregend wirkte ein literarisches Donnerstagskränzchen, aus dessen damaligen Mitgliedern später die bedeutendsten Leuchten der zürcherischen Kirche hervorgingen, ein Antistes Füßli, Conrad Vögeli, die nachmaligen Kirchenräthe Brunner und Zimmermann, Hirzel reformirter Pastor in Leipzig und andere mehr. In diesem Kränzchen wurden die theologischen, literarischen und Kunstfragen jener Zeit frei besprochen. Große Begeisterung erweckten auch in diesem Kreise junger strebsamer Männer Uhlands Gedichte, die damals in erster Auflage erschienen. Sie wurden fleißig gelesen, zum Theil auch gesungen, wie denn die Kunst des Gesangs unter Leitung Vater Nägelis mit Vorliebe geübt wurde. An Uhlands Gedichten, so wie an manchem Göthe'schen Liede versuchte sich damals der junge Fröhlich als Componist.

Draußen ging über die große Weltbühne der deutsche Freiheitskrieg und begeisterte auch in Zürich manch Jünglingsherz. Zu Göthe und Uhland gesellte sich als dritter Lieblingsdichter Theodor Körner. Aber dem jungen Theologen war von allem Irdischen das Höchste die Schweizerheimat, das schöne freie gottgesegnete Vaterland.

Das Volkslied „Unsre Berge lugen über's ganze Land" gehört zu den poetischen Erstlingsblüthen des Schweizerdichters und mag wohl aus dem Boden der begeisterten Stimmung jener Zeit emporgesproßt sein.

Im Jahr 1817 wurde der 21 jährige nun bereits ausstudirte Theologe feierlich in's Predigtamt aufgenommen.

Die Gelegenheit praktischen Wirkens ließ nicht lange auf sich warten.

Kaum in seine Vaterstadt Brugg zurückgekehrt wurde unsrem Abraham Emanuel Fröhlich eine Lehrerstelle an der untern Lateinschule übertragen mit welcher die gottesdienstlichen Funktionen im Dorfe Mönthal verbunden waren. Diese Ortschaft ist beinahe zwei Stunden von Brugg entfernt und der Weg dahin führt über Berg und Thal. Allsonntäglich — während zehn Jahren — sah man den Pfarrverweser hoch zu Roß zu der ihm anvertrauten Heerde reiten, derselben das Wort Gottes zu predigen. Läßt sich denken, daß dieß keineswegs rhetorische Uebungen eines pedantischen Stubengelehrten waren, sondern daß der frische Hauch von Wald und Feld

sie durchwehte, wie er die „hundert neuen Fabeln“ durchhaucht, welche aus jener Lebensperiode des Dichters stammen und von denen gewiß manche auf jenen sonntäglichen Frühritten durch Gottes freie Natur gedichtet wurden.

„Schwing mir die Buben und schwing mir sie stark,
„Ruft dem Winde der Wald.
„Klagen sie gleich in müdem Gestöhn,
„Laß nicht ab so bald.
„Also nur wurzelt ihr Fuß und mit Mark
„Füllet sich Arm und Brust;
„Und sie wachsen zu stolzen Höh'n,
„Mir eine Herzenslust.
„Denn ich hasse die Zwergenart,
„So die sumpfige Kluft
„Eingewindelt vor Wetter bewahrt
„Immer in Stubenluft.
„Fahl und kahl in des Frühlings Saft,
„Hat schon ein Lüftchen sie umgerafft.“

Wer sieht da nicht den reisigen Vikar gegen Wind und Wetter reiten, während der Sturm ihm Mantel und Haar flattern läßt und die Flocken und Tropfen an sein gebräuntes Gesicht schlagen? . . . .

Im Januar 1820 verband sich der nun Vierundzwanzigjährige mit einer Nachbarin und Jugendgespielin, Elisabeth Frei, und gründete mit ihr seinen eigenen Herd. Das junge Paar wurde zum Mittelpunkt eines munteren Kreises von Verwandten und Freunden und es spannen sich frohe sonnenhelle Tage, wo besonders der edeln Sangeslust gehuldigt wurde, wie am schimmernden Frühlingsmorgen im grünsprossenden Walde der befiederte Sängerchor jubelt. Gesang, Saitenspiel, selbst dramatische Scherze bei möglichst einfacher Bewirthung erheiterten die Abende. Gesang und Saitenspiel geleiteten die muntere Gesellschaft an manchem sonnigen Tage in's Freie hinaus über Berg und Thal. Die alte Habsburg, Geßlers Bruneck, Königsfelden, der Stein zu Baden waren lockende Wanderziele. Unbeengt konnte sich da im Kreise der Gleichgestimmten die sprudelnde Freude am Dasein gleich Lerchengesang ausjubeln. Das waren selige Zeiten.

„Im Schatten hoher Halmen,
„In einem Wald von Palmen
„Da wohnt am niedern Grund
„Die Lerch' zur Sommerstund.
„So viel der Aehren wallen,
„So viel der Körner fallen:
„Sie sammelt, reich zu sein,
„Sich keine Schätze ein.
„Sie schwingt sich aus den Halmen
„Und jubelt ihre Psalmen
„Und fühlet alle Zeit
„Sich reich an Seligkeit.“

In diesen überschäumenden Becher der Lust fiel im Jahr 1823 ein Tropfen Wermuth. Der Pfarrverweser von Mönthal bewarb sich um die erledigte Pfarrstelle von Brugg und die Wahl traf einen andern. Dieser Vorfall verwundete ihn tief, — ein Beweis wie empfindlich und verletzbar er bei persönlicher Zurücksetzung war. In den sprudelnden Quell seiner Dichtungen mischte sich die scharfe Lauge der Satyre:

„Daß glühenden Hasses Schwüle
„Sich in Gewittern kühle,
„Ward Einigen zu Theil
„Der Witze Blitze,
„Des Freimuths Donnerkeil.“

Es entstanden seine „hundert neue Fabeln“, von denen die erste das Datum vom 10. Januar 1824 trägt. Es weht in diesen ersten Fabeln ein freier frischer, oft kecker Geist. Manche derselben schleudern ihre Pfeile gegen Junkerthum und Frömmelei. Die Motive sind unmittelbar der Natur entnommen, der Styl ist körnig und bündig, der Versbau schmeichelt mit seinem musikalischen Rhythmus dem Ohr, die Moral drängt sich nicht vorlaut und pedantisch in den Vordergrund, aber um so schlagender ist die ethische Wirkung . . . .

Im Jahr 1825 erschienen die Fabeln auf dem deutschen Büchermarkt und habilitirten den Dichter auf dem deutschen Parnaß. Die bedeutendsten kritischen Autoritäten wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, so Wolfgang Menzel; bedeutende Dichter jener Epoche schenkten ihm ihre Freundschaft, so Follen. Der erste grüne Zweig zum künftigen Lorbeerkranze war mit glücklicher Hand gebrochen.

A. E. Fröhlich, zu dessen Fabeln Disteli eine Reihe genialer Thierzeichnungen entwarf, galt damals als einer der Koriphäen der liberalen Schweiz. Keineswegs wurde dieser Ruf geschmälert durch sein fleißiges Erscheinen an den Jahresfesten des sog. „Sempacher-Vereins“ 1822 auf der Insel Ufnau, 1823 in Stanz, 1825 zu Näfels und 1828 am Stoß in Appenzell. Diese Feste begeisterten ihn zu manchem schwungvollen patriotischen Liede, Lieder die noch nach Jahrzehnten an Sänger- und Schützenfesten gesungen wurden, von denen der Verfasser sich längst verdrossen zurückgezogen hatte.

Die fruchtlose Bewerbung um die Pfarrstelle in Brugg inspirirte den Dichter zu seinen Fabeln; die Fabeln brachten ihn mit Follen zusammen; die Bekanntschaft mit Follen veranlaßte seine Uebersiedelung von Brugg nach Aarau, — eine verhängnißvolle Verkettung von Umständen, aus denen jene Regen- und Gewitterwolken sich allmählig entwickelten, welche die zweite Lebenshälfte Fröhlichs umdüstern sollten.

Als Follen im Sommer 1827 seine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in Aarau aufgab, beredete er seinen Freund Fröhlich sich darum zu bewerben. Und es wurde derselbe nach glücklich bestandenem Examen zum Professor an der aargauischen Kantonsschule ernannt, wo er nebst den genannten Fächern noch den Unterricht in der Religion und der Geographie zu ertheilen hatte.

Ziemlich ruhig verlebte der neue Professor die ersten Jahre in Aarau. Mit Lust und Eifer widmete er sich seinen neuen Berufspflichten. Er erwarb sich die Liebe seiner Schüler durch die anregende Lebendigkeit seines Vortrags und durch seinen Humor im persönlichen Verkehr. Auch die Dichterader versiegte nicht, aber die Satyre trat in den Hintergrund und das rein Lyrische gewann wiederum die Oberhand.

So traf ihn das Schicksalsjahr 1830. Vor wenigen Jahren erst hatte er übermüthigem Junkerthum gegenüber gesungen:

„Das Maulthier mitten unter Pferden
„Theilt nur das Heu, nicht die Beschwerden,
„Erzeigt sich störrig, bissig, wüthig
„Und pocht auf Ahnen übermüthig:
„Araber seien das gewesen,
„Und, wie die Pferdregister melden,
„In Krieg und Frieden auserlesen,
„J — a, j — a, von solchen Helden,
„Schreit er, bin edel ich geboren!
„Und reckt die väterlichen Ohren.“

Dieser kecke Fabeldichter, der einstige Redner und Festsänger an den Jahresfeiern des Sempachervereins, der begeisterte

Philhellene wurde von den Strahlen der Julisonne, welche die ganze liberale Partei zur Siedhitze erwärmte, kaltgelassen! Wir dürfen jedoch hieraus keineswegs den voreiligen Schluß ziehen, Fröhlich habe seinen bisher eingenommenen Standpunkt verlassen und sei aus dem Lager des Fortschritts in das Lager des Rückschrittes übergegangen. Nicht er veränderte sich, sondern die Zeiten und Verhältnisse. Was während der Restaurationsperiode als kecker weit vorgeschrittener Liberalismus angeschaut wurde, das nannte man nach den Umwälzungen der Dreißigerjahre conservativ; und eine jüngere Generation betrat die Schaubühne, welcher der alte Maßstab für Personen und Zustände abhanden gekommen. Im natürlichen Verlauf der Dinge liegt es, daß ein solcher hinter der Front der Vorwärtsstürmenden Zurückgebliebener und dafür Verhöhnter und Verfolgter seinen Höhnern den Rücken wendet und sich Jenen anschließt, die gleich ihm der wilden Jagd nicht folgen mögen.

Die Verwandlung des freisinnigen Fabulisten und Pfarrverwesers von Mönthal zu einem strengkirchlichen Pfarrhelfer in Aarau, conservativen Zeitungsschreiber und geistlichen Liederdichter ging keineswegs so plötzlich von statten. Zu Anfang der Dreißigerjahre finden wir unsern Fröhlich noch immer in freundschaftlichem Verkehr mit dem radikalen Maler Disteli, der die zweite 1829 erschienene Auflage seiner Fabeln illustrirt hatte und nun ein fleißiger Zeichner für die „Alpenrosen" war, die nach dem Tode J. R. Wyß, des Jüngern, von Christen in Aarau verlegt und von Fröhlich redigirt wurden.

Obschon Fröhlich schon von 1831 an zu den Mitarbeitern der conservativen „Neuen Aargauer Zeitung" gehörte und in kecker Weise den Trägern der neuern Richtung, welche das Staatsruder in Händen hatten, Opposition machte, so wurde er nichtsdestoweniger für 1832 und 1833 zum Rector der Kantonsschule ernannt. Die Herausgabe der „Alpenrosen" brachte ihn in regen Verkehr mit der Mehrzahl der schweizerischen Literaten, insbesondere mit Wackernagel und Hagenbach in Basel. Sein Bruder Theodor, der sich zuerst bei Nägeli in Zürich, später in Berlin bei Bernhard Klein und mit seinem Freunde Mendelsohn-Bartholdi bei Zelter zum bedeutenden Tonkünstler herangebildet hatte, wurde 1830 als Musikdirektor nach Aarau berufen. Dieß veranlaßte unsern Dichter sich dem Kirchengesange zuzuwenden. Er sammelte alte Kirchenlieder und Chorale und beschäftigte sich während einer Reihe von Jahren mit der Redaktion eines neuen Kirchengesangbuchs. Der Einfluß dieser Arbeiten ist ein unverkennbarer. Die kecke frische Weltlichkeit seiner Muse, wie sie sich in den ersten Fabeln kund giebt, mußte in den 1835 erschienenen „Elegieen an Wiege und Sarg" und dem „Evangelium Johannis in Liedern" einer geistlichen Richtung Platz machen, von welcher sie endlich vollständig beherrscht wurde. Das „Evangelium Johannis in Liedern" wird von der Kritik als eine „matte Paraphrase" verurtheilt, während die „Elegieen" dem Dichter die wärmste Sympathie vieler ähnlich gestimmten Gemüther gewannen.

Indessen war das für Fröhlich verhängnißvolle Jahr 1835 herangekommen. Mehr und mehr spannte sich das Verhältniß zwischen dem conservativen Professor der Kantonsschule und den radikalen Leitern des Staats. Zwar wurden gegen den Spätherbst dieses Jahres dem Vielangefochtenen noch zwei Genugthuungen zu Theil: die Universität Basel ließ ihm das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie überreichen und die abtretende Kantonsschuldirektion bezeugte ihm in einer warmen Zuschrift offiziell ihre Anerkennung und ihren Dank für seine Verdienste „um das Gedeihen der Schule und um die Erziehung der Söhne des Vaterlandes." Während dieses Schreiben vom 30. Oktober datirt war, traf die Regierung am 31. Oktober die Wahlen der Professoren der Kantonsschule und Fröhlich wurde nicht wiedergewählt. Er sah sich mit seiner Familie amt- und brodlos, weil er allzulaut seine Opposition gegen die herrschende Partei ausgesprochen hatte. Aus diesen Tagen datirt das bittere Epigramm:

„In unsrem Freistaat darf frei denken Jedermann,
„Doch denkt er nicht wie Wir, so denken wir ihm dran."

Man dachte ihm noch ferner daran. Er bewarb sich um die Pfarre Kirchberg bei Aarau, über welche anormaler Weise dem katholischen Stift Beromünster das Collaturrecht zustand. Die Stiftsherren designirten unsern Dichter; aber die aargauische Regierung verweigerte dieser Wahl ihre Bestätigung.

Eine angebotene Professur an der Kantonsschule in Chur und die gleichzeitig erfolgte Wahl zu einem Rector der Bezirksschule in Aarau, welche Stelle er einer Uebersiedelung nach Bünden vorzog, enthoben ihn zwar den dringendsten Nahrungs- und Familiensorgen. Aber der härteste Schlag war ihm noch aufgespart, — keine Unbill seiner politischen Gegner, sondern ein Schicksalsschlag, welcher ihn im innersten Herzen verwundete. Sein Bruder Theodor legte gewaltsam Hand an sein Leben....

Es war ein Brüderpaar gewesen, wie es nur selten vorkommt, welches nun auf eine so erschütternde Weise getrennt wurde. Theodor war dem ältern Abraham Emanuel in vielen Beziehungen Sohn, dann Freund, Lehrer und Kunstgenosse gewesen. Mit ihm ging ein Stück seines Herzens und eine mitarbeitende Hand zu Grabe. Zu allen Liedern, die des ältern Bruders Dichtergemüth entsprossen, wuchsen gleichzeitig aus des jüngern Bruders gleichgestimmter Seele die Melodieen. An dem Tage, wo unser Fröhlich die Unglücksbotschaft erhielt, legte sich ein Trauerflor über ihn, der sich niemals mehr lüftete, — den er bis zum eigenen Grabe trug. Wäre seine Natur nicht eine so gesunde und kräftige gewesen, er würde mitgestorben sein. Das geschah nicht; aber mit der Fröhlichkeit hatt' es ein Ende.

Von da an bieten die äußern Schicksale des Dichters wenig Bemerkenswerthes mehr dar. Die häusliche Lage des Bezirksschulvorstehers wurde durch eine zugetheilte Pfarrhelferstelle etwas verbessert. Im Sommer 1836 zog er in seine neue Amtswohnung, wo er von da an fast 30 Jahre lang sehr ruhige Tage spann, von denen nicht viel zu berichten. Um so voller strömte seine Dichterader, um so reicher war seine poetische Produktion. Aber was er jetzt hervorbrachte, war ein Anderes. Dem Stoff nach war es das Religiöse, das Kirchliche, was ihn fast ausschließlich ansprach; da mit dem gewaltsamen Tod des geliebten Bruders die lyrischen Saiten in seinem Gemüth gesprungen schienen, so wandte er sich nun mit Vorliebe der epischen Form zu. Die Helden zu seinen Epen suchte und fand er in den geistigen und geistlichen Kämpfen der Kirchenreformation.

Schon 1819, während den muntern Zeiten von Brugg, in jenen Tagen der Predigtritte nach Mönthal war ihm der zürcherische Reformator Zwingli als poetisch zu verherrlichende Persönlichkeit vorgeschwebt. Viele Jahre blieb dieß dichterische Samenkorn schlafend in seinem Gemüthe, bis es endlich zum Keimen und zur Entfaltung kam. Die ersten Strophen dieser Epopee schrieb er am 25. August 1838, die letzten den 25. Mai 1840. Sie erschien im Druck zu Ende des Jahres 1840.

Diese poetische Schöpfung fand viele Bewunderer. Ein Freundeskreis in Zürich ließ für den Dichter das auf der Stadtbibliothek befindliche Bild Zwinglis, gemalt von Asper, in Oel kopiren und bereitete ihm damit eine freundliche und aufmunternde Ueberraschung. Verschiedene Künstler überreichten ihm Zeichnungen einzelner Szenen aus dem Epos. Solche Aufmunterung mußte den Dichter veranlassen sich bald wieder einen ähnlichen Stoff zu wählen. Sein Held wurde dießmal **Ulrich Hutten**, der Bayard der deutschen Reformation, der nach seinem vielbewegten Leben endlich auf der stillen Insel Ufnau ein ruhiges Grab gefunden. Es war im Jahr 1842 wiederum am 25. August, als die ersten Verse des Hutten geschrieben wurden; und am 25. Merz 1845, während einem Besuch in Brugg, schrieb Fröhlich auf der dortigen Promenade die letzten Zeilen. Eine sachkundige und objektivgehaltene Kritik*) dieser beiden Epopeen sagt davon: „Der Dichter hat hier „die Helden der Reformationszeit nach seiner Art idealisirt und „sie der Gegenwart mehr in einer poetischen Reimchronik als „in wirklichen poetischen Kunstwerken vorgeführt. Es hindert „dieß nicht anzuerkennen, daß die beiden großen epischen Ge„dichte **Zwingli** und **Hutten**, von denen das erstere an „Mängeln in der Composition leidet, während Hutten durchsich„tiger und frischer ist, voll sind von herrlichen Stellen ächter „Poesie und daß sie eine Gewandtheit in der Handhabung der „Sprache beurkunden, die uns für den Dichter mit Hochach„tung erfüllt ...."

Es ist sich zu verwundern, daß ein Mann von so lebhaftem Temperament und entschiedener Parteinahme in jenen stürmisch aufgeregten Zeiten Ruhe und Sammlung finden konnte den Born seines dichterischen Schaffens so hell und durchsichtig fließen zu lassen. Waren ja die äußern Verhältnisse und Begebenheiten ganz dazu angethan selbst ein ruhigeres Wässerlein zu trüben Die poetische Bearbeitung Zwinglis fiel so ungefähr mit dem Zürcherputsch zusammen. Bald nach dem Erscheinen des Gedichtes, während den aargauischen Wirren vom Winter 1840/41 wurden dem Verherrlicher des großen Reformators als angeblichen Kloster- und Pfaffenfreund zu wiederholten Malen die Fenster eingeschlagen. Ulrich Hutten wurde begonnen und fortgeführt, während in Luzern die Jesuitenberufung im Gange war und vollendet, als gerade die Freischaaren sich im Aargau sammelten, um in den Kanton Luzern einzufallen. Und dem Sänger des kühnen rastlosen Gegners der römischen Hierarchie wurde in jenen Tagen ein Bild an die Hausthüre geheftet, welches einen am Galgen hängenden Jesuiten darstellte. Heute können wir es kaum als möglich fassen, daß dieser Mann, welchen gegenwärtig jeder Schweizer als eine der schönsten Zierden unseres geistigen Ruhmesgartens achtet, damals selbst auf offener Straße vor Insulten nicht sicher war.

Fröhlich war keineswegs mit einem solchen Taubengemüth begabt, daß er Hohn und Beleidigungen geduldig und unerwidert hingenommen hätte. Sein satyrischer Köcher war mit spitzen, widerhackigen Pfeilen reich versehen und er ließ sie schlossendicht gegen seine Feinde schwirren. Zwei epigrammatische Werke aus jener Zeit geben davon Zeugniß: „Der jungdeutsche Michel" und „Reimsprüche über Staat, Schule und Kirche".

Im nämlichen Jahr als „Hutten" vollendet wurde und im Druck erschien, zog bitteres Familienleid in des Dichters Haus. Kaum war sein Sohn von einem bösartigen Nervenfieber genesen, so wurde die einzige vielgeliebte Tochter von der nämlichen Krankheit befallen und starb. Auch die Schwester Katharina, die Genossin der fröhlichen Jugendtage von Brugg, stieg in die Grube. Der Tiefgebeugte rief die ernste Muse als Trösterin an, er versenkte sein Leid in die „Trostlieder", die er 1851 dem Drucke übergab. Der mehrerwähnte Kritiker nennt sie: „Wurzeln des Gemüthes, die Stamm und Krone „verloren haben und Blumen und Laub in's Moos treiben, „um damit die große Wunde zu stopfen, die der Tod allen „Lebendigen schlägt."

Er, der einst der Frohste unter den Frohen gewesen, ruft nun seinen Freunden zu:

„Daß ich selten mit euch halte,
„Da wo Scherz und Lieder gelten,
„Und ich lieber einsam bin:
„Ach, es ist nicht mehr das Alte
„Und ich bin in andern Welten,
„Ueberm Grabe ist mein Sinn.
„. . . . .
„Deren Stimme liebreich schallte,
„Dessen Lieder mich erhellten, —
„Sie und Er sind mir dahin ...."

Nur an der Arbeit hinderte ihn die Trauer nicht. Als Schulmann hatte er öfters 40 ja zuweilen bis 50 wöchentliche Unterrichtsstunden; dazu die Rectoratsgeschäfte und am Sonntag die gottesdienstlichen Verrichtungen und Predigten in seinem Pfarrhelferkreise.

Wir wundern uns, daß ob all diesen Berufsgeschäften die dichterische Ader nicht versiegt. Sie sprudelte fort und fort, nur nicht mehr mit dem muntern Plätschern früherer Zeiten. Zu Ulrich Zwingli und Ulrich Hutten mußte sich eine dritte Epopee gesellen: **Calvin**, in welchem Gedicht „er sich ganz der Verherrlichung der Kirche zugewendet." Dieß Gedicht wurde 1863 fertig, während Fröhlichs getreue langjährige Lebensgefährtin im Sterben lag.

Um eine solche Thätigkeit und Productivität möglich zu machen entzog sich Fröhlich, als er selber schon dem Greisenalter nahte, täglich früh vier Uhr der Ruhe und war den ganzen Tag unablässig an der Arbeit. Die so stark in Anspruch genommene Lebenskraft zu restauriren, ging er jährlich für ein Paar Wochen nach dem Hochthal Engadin. Seine liebste, fast einzige Erholung war das Anhören klassischer Musik. 1865 kam er krank von St. Moritz nach Hause Sein Sohn, Pfarrer in Gebenstorf bei Brugg, nahm ihn zur Pflege zu sich. Hier war der Einsame nun wieder im Kreise der Seinen. Mildernd wirkte auf sein Gemüth der herannahende Tod, den er bewußt und ruhig zu sich herantreten sah. In Brugg, wo er seine frohesten Tage verlebt, wollte er zu Grabe gesenkt werden, um den langen Schlaf zu schlafen. Dort ruht nun der Vielgeprüfte, Arggeschmähte, dem eine spätere Generation die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, welche seine Zeitgenossen ihm häufig versagten.

*) Kritische Einleitungen zur poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz von **Robert Weber**.





Amanz Greßly.

Es giebt Männer, welche in der Republik der Gelehrten hohe Würden bekleiden und eines großen wohlverdienten Ansehens sich erfreuen und im praktischen Leben stets unmündige Kinder bleiben; Männer deren Worten die wissenschaftliche Welt als Orakel lauscht und die von der Wiege bis zum Grabe der überwachenden Sorge einer Amme bedürfen. Zu dieser Sorte von Menschenkindern, deren Treiben trotz der Ehrfurcht vor ihrem gelehrten Wissen uns öfters ein unwillkührliches Lächeln abnöthigt, — zu diesen „wunderlichen Käuzen" gehörte der gründlichste Erforscher und Kenner des Juragebirges Amanz Greßly.

Greßlys Geburtshaus steht in einem engen abgelegenen Thale des solothurnischen Jura und gehört zu einer Häusergruppe, „Schmelze" genannt, weil sich dort im letzten Jahrhundert ein Hochofen befand. An die Stelle der eingegangenen Eisenschmelze war später eine Glashütte gekommen. Der Gründer dieses neuen Etablissements war unseres Greßly Großvater, der früh starb. Familienhaupt und Leiter in der neuen Industrie wurde nun dessen Wittwe, Greßlys Großmutter, eine Frau von rastloser Thätigkeit, seltener Geschäftseinsicht und großer Willenskraft. Diese Frau, über Kinder und Enkel ein patriarchalisches Regiment führend, übergab die erste Erziehung des künftigen Naturforschers (geb. 1814) ihrem Hauskaplan und später dem Pfarrer des nahgelegenen Röschenz. Diese beiden geistlichen Herren ermangelten nicht ihrem Unterricht eine streng kirchliche Richtung zu geben und die jugendliche Seele mit jener Milch der frommen Denkungsart groß zu ziehen, die später, gemengt mit den Lehren und Anschauungen der modernen Wissenschaft in eine gefährliche und verhängnißvolle Gährung gerathen sollte. Einen mächtigen Eindruck auf das Kindergemüth übte ohne Zweifel das wilde düstere Felsthal, in welchem der Knabe seine ersten Jahre verlebte; und seine Einbildungskraft mußte gewaltig aufgeregt werden durch die phantastischen Erzählungen und den mittelalterlichen Teufels- und Hexenglauben der noch keineswegs von der Gedankenblässe der modernen Kultur angehauchten Bewohner jenes von der civilisirten Welt weit abgelegenen Berggeländes. Hexen, Kobolde und Teufelsspuk hinderten den Knaben jedoch nicht seine Aufmerksamkeit der realen Wirklichkeit zuzuwenden und — gleichsam aus instinctiver Ahnung seiner künftigen Lebensaufgabe — Steine zu sammeln und nach ihrem äußeren Aussehen zu ordnen und zusammen zu stellen.

Im 12. oder 13. Altersjahre schickte ihn die Großmutter an das Collegium nach Solothurn, wo der Unterricht nach den Traditionen der alten, dem Namen nach aufgehobenen Jesuitenschule ertheilt wurde. Latein war da das Hauptfach, welches neun Zehntheile der Lernzeit der Schüler in Anspruch nahm. Greßly wurde ein tüchtiger Lateiner, nicht nur im Stande ein fehlerloses Distichon in der Sprache des Horaz und Virgil zu schmieden, sondern mit Hülfe des „Synonimum" in unglaublich kurzer Zeit ganze Seiten voll lateinischer Verse in beliebigem antikem Versmaß zu componiren. Sein Stern wollte es, daß sein Klassenprofessor, den er volle fünf Jahre behielt, zu den „Freisinnigen" und „Aufgeklärten" unter dem damaligen Lehrerpersonal zählte, — der sogar den verpönten Naturwissenschaften seine Aufmerksamkeit zuwendete und seinen Schülern das Wenige davon gewissenhaft mittheilte, was er selber wußte. Von diesem Unterricht wurde unser Greßly besonders angesprochen. Sogar naturhistorische Excursionen nach dem nahen Jura wurden unternommen und schon damals brachte der künftige Geologe jedesmal alle Taschen voll Steine mit nach Hause.

Im Jahr 1831 übersiedelte unser Student in's Lyceum nach Luzern, wo damals Pater Girard Philosophie docirte. Baumann, ein Schüler Okens, war Professor der Naturgeschichte und führte Greßly an kundigerer Hand eine fernere Strecke in das Studium der drei Reiche ein. Schon im folgenden Jahr ward Greßly an das Jesuitencolleg nach Freiburg versetzt. Sein naturwissenschaftlicher Sammeltrieb brachte ihn in einen komischen Conflikt mit den Vätern der Gesellschaft Jesu. Dieselben pflegten bei ihren in der Stadt wohnenden Schülern von Zeit zu Zeit unvermuthete Hausuntersuchung nach verbotenen Büchern zu halten. So geschah es auch bei Greßly, der in seinem Schranke eine lebendige Menagerie von Fröschen, Kröten, Schlangen und ähnlichen interessanten Geschöpfen hielt. Versteht sich, daß die Menagerie ununtersucht wieder geschlossen wurde und der Sammler einen Verweis erhielt.

Der Aufenthalt in Freiburg dauerte wiederum nur ein Jahr und von da zog Greßly als Studiosus der Medizin nach der Universität Straßburg.

Hier kam der junge Mann in das prädestinirte Fahrwasser in dem sein Lebensnachen über Klippen und Untiefen dahin schwankte bis an's Ende. Die Geologen der Universität, die Professoren Volz und Thirria, hatten bald heraus, daß der ungekämmte Schweizerstudent Holz von ihrem Holze sei. Sie zogen ihn ihren geologischen und paläontologischen Kränzchen bei; dort lernte er eine Anzahl begeisterter Jünger dieser Wissenschaft kennen. Gemeinschaftlich wurde geforscht, gemeinschaftliche Ausflüge nach den berühmten Petrefakten-Fundorten des Elsasses gemacht und das erbeutete Material gemeinschaftlich verarbeitet. Unter den Bekanntschaften von damals war unter andern Jüles Thurmann aus Pruntrut, mit welchem Greßly einen engen Freundschaftsbund schloß.

Es ist begreiflich, daß die medizinischen Fachstudien von der Geologie aus dem Felde geschlagen wurden. Doch besuchte er mit Fleiß und Nutzen die anatomischen und physiologischen Collegien, die geeignet schienen ihn in der eingeschlagenen neuen rein wissenschaftlichen Richtung zu fördern. Während seinem Aufenthalt in Straßburg fand daselbst ein Geologencongreß statt. Selbstverständlich wurde der junge Mann durch die da erhaltenen Anregungen mächtig bestärkt die einmal eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen.

Als Greßly nach einigen Jahren in das Familienhaus zur Schmelze zurückkehrte, war er kein „Doktor" geworden, welchem eine einträgliche Praxis in Aussicht stand, sondern ein Steinsammler. Letzteres Geschäft, nämlich das Steinesammeln, begann er erst jetzt recht mit Eifer und Leidenschaft zu betreiben. Der Jura, der Schauplatz seiner kindlichen Spiele, seiner ersten naturhistorischen Ausflüge sollte ihm seine Schatzkammern erschließen. Er klopfte mit dem Geologenhammer an den harten

Fels; und siehe da, der Fels öffnete sich und gleich wie aus einem übervollen Füllhorn rollten ungeahnte Schätze zu unseres Greßly Füßen. Es waren freilich keine Schätze, welche die Motten und der Rost fressen, weder Gold, noch Silber, noch Edelgestein. Es waren die Ueberreste einer vor hunderttausend Jahren untergegangenen Welt, — Hieroglyphen auf steinerne Blätter der Erdrinde geschrieben, aus denen der Kundige die Urgeschichte des Erdballs herauszulesen weiß, — steingewordene Muscheln und Schnecken, Korallen, Polypen, Schildkröten und Krokodile. Mit merkwürdig scharfsichtigem Forscherblick durchstöberte er die Schluchten und Schutthalden und Wasserrunsen. Wo ein anderer nichts als ordinäre Steine sah, entdeckte Greßly die merkwürdigsten seltsamsten Sachen. Schwer belastet kehrte er Tag für Tag nach der Schmelze zurück und stellte dort, nach wissenschaftlichem Systeme geordnet, seine gefundenen Schätze auf.

Agassiz, zu den ersten Naturforschern der Gegenwart zählend, wurde durch Freund Thurmann auf Greßly aufmerksam gemacht und fand sich veranlaßt von Neuenburg aus einen Besuch in der Schmelze zu machen. Was er dort sah, Greßly's selbst zusammengetragene Sammlungen bewogen ihn dem bisher ziemlich unbeachteten Geologen den Vorschlag zu machen, derselbe möchte sammt seinen versteinerten Urweltsthieren nach Neuenburg übersiedeln.

Agassiz war um jene Zeit mit der Bearbeitung eines Werkes über die Myaceen (Klaffmuscheln) beschäftigt. In der Vorrede zu demselben sagt der berühmte Gelehrte: „Gressly est „le nom de l'infatigable géologue à qui je dois la plupart „des matériaux de cette monographie, et qui m'a active„ment assisté dans l'étude comparative des espèces.“ — Zum Dank benannte er eine neuaufgefundene Gattung versteinerter Klappmuscheln „Gresslya“....

Um diese Zeit machte Greßly durch Vermittlung Agassiz die Bekanntschaft Desor's und Karl Vogt's, mit denen er bis zu seinem Tode in freundschaftlichen Beziehungen blieb. Durch diese Freunde aufgemuntert wagte sich der angehende Gelehrte an ein selbständiges Werk. Die *observations géologiques sur le Jura soleurois* erschienen in drei verschiedenen Bänden der Denkschriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Sie begründeten Greßly's wissenschaftlichen Ruf.

Der erste Abschnitt dieses Werkes behandelt die Entstehung der jurassischen Gesteinsarten als Ablagerungen im ehemaligen Meeresgrund. Eine Karte stellt das Meer dar, welches in jenen Zeiten die jetzigen Juragegenden bedeckte, mit den wenigen Koralleninseln, die daraus hervorragten. Anders mußten die Ablagerungen sein gegen das offene Meer, anders in den inneren ruhigen Buchten. Diese Verschiedenheit zeigt sich deutlich in den organischen Ueberresten, die sich in den Steinschichten vorfinden. Die Ehre dieser wissenschaftlichen Entdeckung (was die Gelehrten „Theorie der Faciesbildung“ nennen) gebührt unsrem Greßly. Im zweiten Abschnitt ist von der Entstehung des Juragebirges, seiner Hebung, die Rede. Der dritte Abschnitt handelt von den geognostischen Vorkommnissen nach der Hebung der Gebirgskette. Darin ist besonders die Theorie der Bohnerzbildung, jener Lager von Eisenerz, welche unsrer Eisenindustrie den Rohstoff liefern, neu; Greßly läßt dieselben aus eisenhaltigen Thermalquellen entstehen.

Diese wissenschaftliche Arbeit unseres Naturforschers erregte bei ihrem Erscheinen bei den Fachgenossen große Sensation und sicherte seinem Verfasser eine ehrenvolle Stelle in der Gelehrtenrepublik.

Nicht lange nach der Vollendung der „observations geologiques“ zeigten sich bei Greßly die beunruhigenden Symptome einer Geistesstörung. Uebermäßige geistige und physische Anstrengungen, eine durch die häufigen geologischen Excursionen bedingte gar zu unregelmäßige Lebensweise und vielleicht auch unangenehme Lebenserfahrungen waren die nächsten Ursachen dieser Krankheit. Der Widerstreit der modernen Wissenschaft mit dem der Kinderseele früh eingeimpften orthodoxen Kirchenglauben mochte ebenfalls das seinige dazu beitragen. Der Dämonenglaube der Sennen und Kohlenbrenner, deren Erzählungen Greßly während seinen Kinderjahren so häufig gelauscht, entflammten seine überbordende Phantasie. Während seinen Halluzinationen glaubte er sich von dem leibhaftigen Teufel angefochten, wähnte ihn zu sehen und mit ihm zu verkehren. Das müssen qualvolle Stunden gewesen sein. Zu den Zeiten der Scheiterhaufen wäre der arme kranke Gelehrte wahrscheinlich als Hexenmeister verbrannt worden. Den Bemühungen eines geschickten Arztes in Basel gelang es in verhältnißmäßig kurzer Zeit der Krankheit Meister zu werden. Ziemlich genesen, aber in seiner äußern Erscheinung verwildert und vernachläßigt wandte sich Greßly nach Solothurn, um dort seine geologischen Studien und Forschungen neuerdings aufzunehmen. Ein Freund entwirft ungefähr folgendes nach der naturgezeichnete und wohlgetroffene Portrait des äußerlich so unkultivirten Gelehrten: Ein Mann von mittlerer Statur mit struppig verwildertem Barte; der graue geknickte Filzhut ist nachläßig auf die krausen Haare gedrückt. Unterhalb der steilanstrebenden Stirne blicken unter schiefgelegten buschigen Augenbrauen zwei scharfbeobachtende Augen durch die Brille hervor; und das häufig um die Mundwinkel spielende freundliche Lächeln verräth eine harmlose kindliche Gutmüthigkeit. Die etwas nach vorn gebückte Haltung des Körpers und der schwerfällige Schritt sind die Kennzeichen eines Mannes der bessern Bescheid weiß auf den rauhen mühsamen Pfaden des Gebirges als auf dem glatten Parketboden der vornehmen Salons.... Aus der weiten Tasche des grauen, stets ungebürsteten, häufig zerrissenen Rockes schaut das Emblem seiner Wissenschaft, der Geologenhammer..... Zur Vervollständigung des Bildes gehören noch ein Paar schwielige Hände, die nur selten mit Wasser und Seife in Berührung kamen, ein Paar schwere nägelbeschlagene Bergschuhe und die brennende Cigarre im Mund....

Seine Kenntnisse und Arbeiten hatten ihm einen Namen eingetragen aber wenig Geld. Die neue Klappmuschelspezies „Greßlia“, mit welcher Agassiz ihn belehnt, warf keine Rente ab. Die obere Erziehungsbehörde des Kantons Solothurn traf mit ihm ein Abkommen, in Folge dessen er den Auftrag erhielt seine Sammlungen im Kantonsschulgebäude aufzustellen, wo dieselben als Lehrmittel vom Professor der Naturwissenschaften benutzt werden konnten. So erhielt der Genesende vorläufig angemessene Beschäftigung und verdiente sich bescheidenen Unterhalt. Da war er nun bald mit der Ordnung seines Greßlymuseums beschäftigt; bald machte er seinen Freunden ergiebige Besuche, wo er dann entweder seine Gebirgstheorien mit Kreide oder Bleistift, die er sehr gut zu handhaben verstand, erklärend illustrirte oder zur Lust der Kinder mit geschickter Hand allerlei komische Figuren aus Papier schnitt; bald wanderte er nach dem nahen Jura, seinem „unersättlichen Hunger nach Steinen“ zu fröhnen. Auf einem dieser Ausflüge geschah es, daß unser Naturforscher von einem Gewitterregen überfallen, seine Kleider auszog, dieselben unter einen Stein legte, in Adams Kostüm darauf saß und nach überstandenem Guß, vom Regenbad er-

frischt, wohlgemuth wiederum in die trocken gebliebene Hülle schlüpfte.

Nicht selten geschah es, daß bei praktischen Unternehmungen Greßly um seinen geologischen Rath befragt wurde. Graf v. B., ein bekannter Feinschmecker, zog ihn als Sachkundigen bei zu einer projektirten Salzbohrung. Als unser Greßly einst beim Herrn Grafen speiste, wurde dessen Leibgericht, eine Schüssel mit Trüffeln servirt. Greßly, wenig Unterschied zwischen Trüffeln und Kartoffeln machend, leerte in seiner Gelehrtenzerstreutheit die Schüssel auf seinen Teller und verspeiste ohne bemerkbare Gemüthsbewegung vor den Augen des stupefakten Feinschmeckers die ganze Portion, welche für ein Halbdutzend Gourmands ausgereicht hätte.

Der Aufenthalt in Solothurn wechselte je nach Umständen mit längeren oder kürzeren Besuchen in Pruntrut, Lausen, Rheinfelden. Im Jahr 1852 wurde in Gesellschaft Professor Langs von Solothurn der aargauische Jura geognostisch untersucht; es wurden zahlreiche Profile aufgenommen und die topographische Karte von Michaelis ward geologisch illuminirt. Während eines geognostischen Streifzuges in Baselland entdeckte Greßly in der Keuperformation von Schönthal die Knochen eines riesigen Sauriers, der von Professor Rütimeier in Basel den Namen „Gresslyosaurus ingens“ erhielt.

Einen wesentlichen und sehr wohlthätigen Einfluß auf unsern halbwilden Gelehrten übte neben Freund Lang — ungefähr von jener Zeit an — der treffliche E. Desor in Neuenburg. Nicht nur unterstützte er ihn in seinen wissenschaftlichen Forschungen und gewährte ihm in seinem Hause die liberalste Gastfreundschaft, sondern behandelte den Weltunerfahrenen mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt, denselben allmählig zu einem Menschen erziehend, der sich unter andern civilisirten Menschen sehen lassen durfte. Als hätte er es mit einem Kinde zu thun, hielt er ihn an sich größerer Reinlichkeit zu befleißen und ordentlich zu kleiden. Jedesmal, wenn Greßly von Neuenburg kam, wunderten sich seine Freunde über sein gutes Aussehen und sein ordentliches Betragen. Greßly, obwohl zuweilen über die zahlreichen vorgeschriebenen Waschungen seufzend, wußte die wohlgemeinten Räthe seines Mentors dennoch gut zu schätzen und hat demselben stets ein dankbares Andenken bewahrt, welches mit dem Gefühle kindlicher Pietät nahe verwandt war.

Epoche machend im Leben unseres Geologen war die zu Anfang der Fünfzigerjahre beginnende schweizerische Eisenbahnbauperiode. Als es sich darum handelte den damals fabelhaft langen Tunnel durch den Hauenstein zu graben, ward Greßly beauftragt, eine Untersuchung über die geognostischen Verhältnisse des Berges vorzunehmen, — gewissermaßen aprioristisch auf theoretischem Wege zu erforschen, was die Tunnelgräber im Innern des Berges finden würden.

Mit großem Fleiße und sicherem Blicke ging er an's Werk die Mächtigkeit und die Lagerungsverhältnisse der Gebirgsschichten, dort wo sie in der Umgebung des Hauensteins zu Tage traten, untersuchend. Dann entwarf er ein detaillirtes Profil der Gesteinslagen, wie dieselben auf der Tunnelsohle zum Vorschein kommen würden. Die Leiter der Arbeiten schauten mit etwas hochmüthigen Blicken auf den unscheinbaren Gelehrten, der nicht viel besser aussah, als der geringste ihrer Handlanger und dennoch besser wissen sollte wie es im Innern des Berges beschaffen sei, als die Herren Oberbauräthe und Oberingenieure. Es soll geschehen sein, daß unser Geologe zum begonnenen Tunnel hinausgewiesen wurde gleich einem müssigen überlästigen Gaffer.

Unbeirrt durch solche unwürdige Behandlung zeichnete Greßly seine Profile. Mit einsichtigem Blicke hatte er die vielfach verworfenen und mit zahlreichen Wasseradern durchzogenen Schichten auf der Nordseite erkannt. Aber die Worte des Gelehrten wurden von den Herren Praktikern unbeachtet gelassen und seine Zeichnungen bei Seite gelegt. Durch diese Mißachtung der Wissenschaft in ihrem unscheinbaren Jünger kam die Centralbahngesellschaft zu bedeutendem Schaden. Während jener mit einem sehr bescheidenen Honorare abgefertigt wurde, mußten Hunderttausende unfruchtbar verausgabt werden für Fehler und Verstöße, die man hätte vermeiden können, wenn man dem Geologenhammer größeres Vertrauen geschenkt haben würde. Als der Tunnel vollendet, zeigte sich, daß die Wirklichkeit den von Greßly aprioristisch konstruirten Profilen zu zwei Drittheilen der Tunnellänge ganz genau entsprach und im letzten Dritttheile nur ganz unbedeutende und unwesentliche Abweichungen vorkamen.

Durch diesen schließlichen Triumph erwarb sich Greßly den Ruf eines Gelehrten, der auch praktisch brauchbar sei. Er wurde nach Lenzburg berufen zur Begutachtung eines projektirten Tunnels durch den Schloßberg bei Wildegg. Von größerer Wichtigkeit war ein ähnlicher Auftrag betreffend die großartigen Tunnelarbeiten der Bahn des Jura industriel zwischen Chaux-defonds und dem Val-de-Rüz. Greßly fertigte mit großer Sachkenntniß und vieler Sorgfalt das Tunnelprofil in großem Maßstabe aus. Im Jahr 1855 wurde dasselbe dem Großen Rathe von Neuenburg vorgelegt und erhielt von dieser Behörde die verdiente Würdigung. Im Vertrauen darauf wurden die Arbeiten begonnen und ausgeführt. Der Erfolg zeigte, daß mit ganz wenigen Abweichungen die Schichtenlagerung im Innern des Berges den vom Geologen vorgezeichneten Schichtenserien genau entsprachen.

Mit Recht begrüßte die geologische Gesellschaft in London diese Uebereinstimmung der Theorie mit der Praxis als ein glänzender Triumph der Wissenschaft.

Auch noch in anderer Weise wurden Greßlys bezügliche Studien, welche sich über einen großen Theil des Kantons Neuenburg erstreckten, verwerthet: sie bildeten die Grundlagen eines von ihm in Verbindung mit seinem Freund und Mentor Professor Desor herausgegebenen Werkes: „Etudes géologiques sur le Jura neuchatelois.“

Jahrelang war Greßly mit diesen anstrengenden Arbeiten beschäftigt gewesen. Freund Desor fand eine Erholungsreise für ihn ersprießlich. Beide Geologen und Mitarbeiter unternahmen dieselbe gemeinschaftlich nach dem Süden Frankreichs, an die sonnigen lachenden Gestade des Mittelmeers. Es war im Jahr 1859. Greßly verband damit die wissenschaftliche Absicht die Muscheln, Schnecken und andere Meerthiere, die er bis dahin nur im versteinerten Zustande, wie sie in den Kalkstein- und Mergelschichten vorkommen, nun auch dort kennen zu lernen, wo sie des Lebens und rosigen Lichtes sich freuen. Das Studium der lebenden Thiere sollte ihm Aufschluß geben über manches ungelöste Räthsel der steinernen Hieroglyphen seines Juragebirgs.

Die Beschreibung dieser Reise ist im „Album de Combe-Varin“ niedergelegt. Sie ist uns ein Beweis, daß Greßly nicht nur Meister war in der Handhabung des Steinhammers sondern auch in der Führung der Feder. Ein schalkhafter Humor, eine liebenswürdige Gemüthlichkeit lacht aus jeder Zeile heraus. Sie zwingt uns den Mann, den wir bereits als Gelehrten achteten, wegen seinen Gemüthseigenschaften auch lieb zu ge-

winnen. Es sei gestattet einige Stellen dieser Reiseschilderung hier wörtlich anzuführen.

„...... Lebet wohl, ihr alten seit Olims Zeiten in den Schooß der Juraketten verbannten Schildkröten, Krokodile, Homo- und Hekterocerken, Schmelz-, Kamm- und Kreisschupper und alle andern im Jura versteinerten Haie und alten Hechte, lebet wohl, alle ihr im Lauf der Jahrtausende verknorzten kurz- und langschwänzigen Kruster, lebet wohl auf eine Weile, ihr Ammoniten und Belemniten, ihr Pholadomyen und Gryphiten, Echiniten und Crinoiden und alles andere im Schlamm der Weltalter versunkene Gelichter, ruhet sanft auf euern verlechzten Korallenbänken und entwässerten Muschelfeldern, nun zum starren Panzer der Juraketten verhärtet. Was ihr mir neidisch unter der Kruste von Stein und Mergel barget, was ihr hinter den Riegel verschollener Schöpfungen schobet, das will ich nun an den ewig jungen Ufern des Mittelmeers von neuen noch lebensrüstigen vielleicht weniger schweigsamen Stammgenossen erfahren .....“

Die erste Station machen die Reisenden in Montpellier, beim Direktor des botanischen Gartens, Hrn. Martins. Dann geht es weiter nach Cette. Da richtet sich der Naturforscher in einem der anspruchloseren Gasthöfe der Stadt zu seinen Studien und Beobachtungen ein. Es war die Absicht Untersuchungen und Experimente an lebenden Seethieren in verschieden gemischtem Salzwasser zu machen und wurde dazu das terassenförmige Dach des Hauses benutzt.

„.... Alle entbehrlichen Hohlwaaren des Gasthofes und der Nachbarschaft wurden zusammengetrommelt und zur Musterung in Reih und Glied auf der Terasse aufgepflanzt, nachdem sie im nahen Kanal von öfters mehrjährigem Roste befreit worden. Wer mag ihre Herkunft und ihre vormalige Stellung in der Gesellschaft wohl kennen, ihre verschiedenen Schicksale vom höchsten bis zum niedrigsten wohl erzählen? Stoff genug, nicht bloß zur aesopischen Fabel und didaktischem Jambus, sondern selbst zur Heroide und homerischem Hexameter. Genug, alle verkommenen Kerle aus Töpferhand hervorgegangen, aus aller Herren Länder, die Jahre lang die Wechselfälle der menschlichen Gesellschaft mitgemacht, trugen sich meinem Dienste an. Da eine riesige Amphora ächt römischer Abstammung aus einem Klosterkeller, da ein bauchiger Oelkrug, noch fetten Leibes, aus einem Waarengewölbe, dort einige altersmorsche Tönnchen, von der Sardinenjauche durchgebeizt, aus der Bude des Fischers, nicht mehr tauglich eine Reise um die Welt zu wagen; hier wieder plattere Waare von feinem Stoff und gutem Schnitt, meist noch bemüht ihre vornehme Herkunft von Faenza, Sevres und Wedgwood durch ihre Stempel und Titel zu beurkunden; einige berußte alte Töpfe von minderem Stoffe, vielleicht Bürger von Bonfol oder Thun, in ihren jungen bessern Tagen die Rhone hinunter auf gut Glück nach dem Süden ausgewandert, sahen lange genug Garneelen, Soolen, Merlane und Hummern in ihrem Bauche sieden und schmorren, bis sie ein Mißgeschick aus den Hallen des Apicius warf; endlich eine wunderliche Reihe Papenheimer, emerite Zöglinge der Häfelischule, die in ihren gebrechlichen Tagen noch wissenschaftlichen Zwecken dienen sollten .....“

Das waren sonnige Tage, die Tage in Cette! Aber nicht minder sonnig waren wohl jene von Combe-Varin, der grünen Waldeinsamkeit im Jurahochthale, wo unser Greßly als Gast seines Freundes und Reisegenossen in Gesellschaft einer Anzahl geistreicher Männer und Frauen jene Reiseschilderungen behaglich ausarbeitete, von denen eben eine kleine Probe vorgelegt wurde.

Nicht lange nach jener Reise nach dem Süden, im Jahr 1861, folgte eine andere größere nach dem hohen Norden. Greßly nahm Theil an der Expedition, welche von Dr. Berna ausgerüstet und unternommen das Nordkap, die Insel Jan-Meyen und Island besuchte. Eine Anzahl von Briefen giebt Zeugniß vom glücklichen Humor, welcher auch auf dieser Fahrt der treue Begleiter unseres Naturforschers blieb. Prof. Karl Vogt ließ eine ausführliche mit Illustrationen versehene Beschreibung dieser Reise erscheinen, in welcher unser Greßly zu wiederholten Malen in Situationen dargestellt ist, geeignet die harmlose Hilarität der Beschauer zu erregen. Auch auf dieser Reise fand er manigfachen Aufschluß über die Bildung seines Juragebietes und Bestätigung seiner genialen Theorieen über die einstigen Lebensbedingungen der zu Stein gewordenen Thiere der Urwelt.

Von dieser zweiten Forschungsreise zurückgekehrt unternahm Greßly 1862 als Haupt und Führer einer kleinen Gesellschaft schweizerischer und deutscher Geologen eine Juraexpedition, die sich vom Aargau bis nach den neuenburger Bergen erstreckte und die Erforschung einiger noch ungelöster geognostischer Fragen zum Zweck hatte. Bald darauf wurde seine Thätigkeit durch die Studien über ein Eisenbahnnetz für den Berner Jura in Anspruch genommen. Er entwarf die Tunnelprofile des Monto und des Gebirgszuges zwischen Dachsfelden und Sonceboz.

Aber allmälig vermochte der Körper des Naturforschers gegen das Uebermaß der ihm zugemutheten Strapatzen nicht mehr kräftig genug zu reagiren und unter den leiblichen Beschwerden litt auch der Geist. Es zeigten sich von Neuem die psychischen Störungen von denen er früher heimgesucht worden war. Der sorgfältigen Behandlung in der Heilanstalt Waldau schien die Krankheit weichen zu wollen, als ein Schlagfluß unerwartet dem Leben des Leidenden ein Ende machte. Die Autopsie wies eine ziemlich vorgeschrittene Hirnerweichung nach. Er starb im April 1865, 51 Jahre alt.

Greßly war nie verheirathet. Wie hätte der Gelehrte, der in allen Dingen des gewöhnlichen Lebens ein hülfsbedürftiges Kind geblieben, Familienhaupt werden können? Nicht an Weib und Kind hätte sich sein Herz gehängt, so wenig als an irdischen Mammon. Das Juragebirge mit seinen tiefinnersten Räthseln blieb sein Liebchen sein Lebenlang. Wahr und zutreffend ist die lateinische Grabschrift, die er in jungen Jahren schon für sich selbst verfaßt und welche in die Steinplatte gehauen wurde, die seine irdischen Reste deckt. Sie lautet in möglichst treuer Uebersetzung:

Hier liegt Greßly, der starb an seltsamer Lieb' zu den Steinen;
Die er gesammelt zu Hauf, stillten den Hunger ihm nicht.
Setzen wir diesen Stein. Vom Stein, straf' Gott mich, bedeckt ganz,
Ruhend zwischen Gestein, hat er nun Steine genug. *)

*) Gresslius interiit, lapidum consumtus amore; undique collectis non fuit hausta fames. Ponimus hoc saxum. Me hercle! totus opertus Gresslius hoc tumulo, nunc satiatus erit.





Theodor von Hallberg

Theodor Reding,

Generalkapitän von Catalonien.

Ganz mackellos ist nur jener Lorbeer, der im Kampfe für das Vaterland gewonnen wird. Lesen wir von den Kriegsthaten der Schweizer im Dienst und Sold fremder Fürsten, so beschleicht uns ein gemischtes Gefühl. Und dennoch schlagen unsre Pulse höher, wenn wir von den Männern hören, die in fremden Ländern Zeugniß von schweizerischer Tapferkeit und schweizerischer Pflichttreue ablegten. Dann besonders gewinnen sie unsre Sympathien, wenn ihre Kriegsthaten in einem Volkskampf gegen fremde Bedränger geschahen. Theodor Reding errang seinen Siegeslorbeer im Befreiungskriege des spanischen Volkes gegen die Franzosen. Die Schlacht bei Baylen, die er über die sieggewohnten napoleonischen Soldaten und Generale gewann, war der erste Axthieb, welcher den stolzen Baum napoleonischer Weltherrschaft an der Wurzel verwundete.

Theodor Reding ward 1755 zu Schwyz geboren, wo sein Vater die Würde eines Landeshauptmanns bekleidete. Derselbe hatte es in seiner Jugend in spanischen Diensten bis zum Oberstlieutnant gebracht. Sechszehn des Namens Reding hatten sich in verschiedener Herren Länder durch ihren Degen militärische Auszeichnung erworben und es bis zu den obersten Stufen militärischen Ranges gebracht. Was Wunders, daß auch der aufgeweckte thatendurstige Theodor so früh als möglich diese Laufbahn betrat. Erst sechszehn Jahre zählend verließ er sein bescheidenes Vaterland und ging als Hauptmann zum Regiment, welches seinen Familiennamen führte, nach Spanien.

Die romantischen Abenteuer des jungen Schweizers, der mit einem lebhaften unternehmenden Geist, einnehmenden Gesichtszügen und einem ausgezeichnet kräftigen Körperbau ausgestattet war, sind leider nicht aufgezeichnet worden. Der Phantasie ist freier Spielraum gelassen ihm durch den Orangenblüthenduft andalusischer Nächte unter die Balkone Granadas und Sevillas nachzugehen. Am historisch beglaubigten festhaltend sieht sich der Biograph genöthigt, jene romantische Jugendperiode zu überspringen. Zehn Jahre nach dem Beginn seiner militärischen Laufbahn, im Jahr 1781, treffen wir ihn mit seinem Regimente auf der Insel Menorka, wo er der Belagerung und Einnahme der Festung St. Philipp beiwohnt. Im folgenden Jahr ist er Oberstlieutnant und sechs Jahre später, erst dreiunddreißig zählend, Regimentsoberst.

1793, während dem Kriege Spaniens gegen die französische Republik, finden wir ihn in den westlichen Pyreneen, wo er sich durch Tapferkeit und militärische Kenntnisse auszeichnet, drei Wunden und den Grad eines Brigadier davonträgt. 1794 fällt er, an der Spitze einer Reiterabtheilung recognoscirend, in einen französischen Hinterhalt, schlägt sich jedoch mit den Seinen durch, nachdem er eigenhändig dem feindlichen Anführer den Kopf gespalten. Beim Rückzug der spanischen Armee, deckt er derselben bei Yrun den Rücken, wird gefangen, aber schon nach wenigen Stunden mit Hülfe biscaischer Soldaten wieder frei. Das Regiment Reding und sein Chef erhalten vom Obergeneral Alvarez besondere rühmliche Erwähnung, Reding die Beförderung zum Marschall und jeder Soldat ein Ehrenzeichen mit der Inschrift: Valor y constancia.

Im Feldzug von 1800—1801 gegen Portugal befehligte Reding die 4te spanische Division, besetzte die Provinz Alentejo und kommandirte dort bis zum Friedensschluß als Befehlshaber. — 1803 stand sein Regiment in Malaga als das gelbe Fieber (el vómito negro) daselbst ausbrach. Eben abwesend, eilte er sogleich dahin zurück, ward Mitglied des Gesundheitsausschusses, blieb unter allen seinen Kollegen allein von der Seuche verschont, hatte nun nebst den militärischen Pflichten die Geschäfte des Ausschusses allein zu besorgen, besuchte Spitäler und Lazarethe, rieth und half wo er konnte und erwarb sich die Liebe und Dankbarkeit der Bevölkerung.

Nach den unwichtigen kriegerischen Ereignissen von 1806 vor Gibraltar ernannte ihn Karl IV. zum Gouverneur von Malaga, wo er nicht nur dem Aerar längst entfremdete Einnahmsquellen wieder zuwandte und mit schweizerischer Ehrlichkeit strenge Gerechtigkeit walten ließ, sondern der Stadt durch Ableitung schädlicher Gewässer, durch Anlagen von neuen Straßen, Brunnen, Spaziergängen und öffentlichen Gebäuden wesentlichen Nutzen brachte.

Nun schon 36 Jahre in Spanien weilend, war dasselbe sein zweites Vaterland geworden. Das stolze Volk hatte sich daran gewöhnt den tapfern Sohn der Alpen zu den seinen zu zählen.

In politischer Beziehung walteten um jene Zeit jenseits der Pyreneen die allertrostlosesten Zustände. Das stolze Reich, welches Karl V. seinem Sohne Philipp hinterlassen hatte, das mächtigste und einflußreichste der europäischen Staatenfamilie, war durch eine lange Mißregierung tief heruntergekommen. Während die reichen Unterthanenländer jenseits der Meere auf das Gewissenloseste ausgesogen wurden, verstopften sich und versiegten die reichen Quellen des Nationalwohlstandes im Mutterland; und geistlicher Fanatismus, dessen letzter Ueberzeugungsgrund der Scheiterhaufen war, vernichtete die letzten Spuren alter arabischer Kultur und unterdrückte jede freie Geistesregung, aus welcher eine neue, auf christlicher Basis ruhende Civilisation hätte hervorgehen können. So war im Lauf von ein Paar Jahrhunderten aus den unternehmenden lebhaften, geistig aufgeweckten Spaniern ein träges, stumpfes, fanatisches Volk geworden, dem nichts geblieben war als sein Stolz.

Auf dem Throne Spaniens saßen zu Redings Zeiten der schwache geistlose Karl IV. und die sittenlose Luise Marie, eine geborne Prinzessin von Parma; regiert wurde das Land von Godoy, Herzog von Alcudia, einem ungebildeten, gewissenlosen Emporkömmling, dem Buhlen der Königin und Günstling des Königs, welchen sein Lautenspiel, seine bestechende Gestalt und die Fürsprache einer königlichen Kamerzofe zum Grande von Spanien und allmächtigen Minister gemacht hatte.

Vom spanischen Volke gehaßt, suchte Godoy, zubenannt „der Friedensfürst" einen Rückhalt an Frankreich und an dem aufgehenden Stern Napoleons. 1796 wurde das Bündniß Spaniens mit der französischen Republik abgeschlossen. Durch diese Allianz wurde der Günstling des Königspaares in Spanien noch unvolksthümlicher. Als 1806 Napoleon in einen Krieg mit Preußen gerieth, glaubte Godoy sich durch einen Bruch mit Frankreich populär machen zu können. Er erließ einen

Aufruf an das Volk sich zu waffnen. Aber Napoleon siegte bei Jena. Wiederum legte sich Godoy zu den Füßen des Imperators. Dieser hatte jedoch seine Zweideutigkeit durchschaut. Einen Feldzug gegen Portugal vorschützend, rückten die französischen Armeen in Spanien ein und besetzten einen Theil des Landes.

Da brach am 18. Merz 1808 ein Volksaufstand aus. Godoy wurde verhaftet, seine Paläste verwüstet, seine aufgehäuften Reichthümer confiscirt. Karl IV. wurde zur Abdankung gezwungen und an seine Stelle sein Sohn, der Prinz von Asturien, als Ferdinand VII. zum Könige ausgerufen.

Fast zu gleicher Zeit rückten die französischen Truppen in Madrid ein. Karl IV. wiederrief seine Abdankung. Ferdinand VII. verschmähte es nicht sich ebenfalls um Napoleons Gunst zu bewerben, sich mehr auf den fremden Dictator, als auf die Treue seines Volkes verlassend. Ein unwürdiges Intrigenspiel des Sohnes gegen den Vater, der Mutter gegen den Sohn begann. Napoleon sah sich von beiden Gegenkönigen als Mediator angerufen.

Napoleon beschied den Vater und den Sohn vor sich. Sie wurden sammt der Königin und dem Friedensfürsten auf französischen Boden nach Bayonne gelockt. Als alle beisammen waren, erklärte sie Napoleon als Gefangene, ließ sich die Rechte auf die spanische Krone abtreten, sandte dann die Ermajestäten in's Innere Frankreichs und ließ — nachdem sein Bruder Ludwig sich geweigert — seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien ausrufen.

Der Kaiser hatte sich auf die Trägheit und Verkommenheit des spanischen Volkes verlassen. Er irrte. Es unterwarf sich dasselbe keineswegs dem Gewaltakt des Dictators. Am 27. Mai 1808, am Feste des heiligen Ferdinand, brach der allgemeine bewaffnete Aufstand gegen die fremden Unterdrücker aus. In allen Provinzen und größeren Städten bildeten sich Junten, was wir heutzutag Widerstandskomites nennen würden, welche — im Namen Ferdinand VII. — den Volkskrieg gegen die Franzosen organisirten. Jede Junte handelte für sich, keine Oberleitung, keine Unterordnung, kein allgemeiner übersichtlicher Plan des Widerstandes war vorhanden. Nur in einem war man eins, — im glühenden Fremdenhaß.

So mußten die spanischen Patrioten einerseits von vornherein darauf verzichten die sieggewohnten französischen Armeen und ihre kriegsgeübten Generale durch einige gut kombinirte große Schläge zum Lande hinaus zu werfen. Andererseits wurde es den Fremden zur Unmöglichkeit den Aufstand, der sich in keinem Mittelpunkt concentrirte, rasch zu unterdrücken. Hatten sie da oder dort eine Stadt oder Provinz bezwungen, so loderte die Flamme an zehn andern Orten wieder auf. Ihre vereinzelten Siege halfen ihnen wenig. Hatten sie irgendwo eine Guerillasbande zersprengt, so saßen ihnen bald wieder zehn andere im Nacken.

Beim Ausbruch des Aufstandes befand sich Reding in Malaga. Es gelang seinem Ansehen und dem Zutrauen, welches die Bevölkerung ihm schenkte, in dieser Stadt die blutigen Gräuel zu verhindern, welche an so manchen Orten die fanatische Menge gegen Alles ausübte, was einer Hinneigung zu den Franzosen und ihren Grundsätzen verdächtig war.

Im Juni 1808, wenige Wochen nach dem Beginn der Volkserhebung, ertheilte die Junta des Königreichs Granada dem Schweizer den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte dieser Provinz und den Auftrag dieselben zu organisiren. Diese Truppen wurden sodann der Armee von Andalusien einverleibt, welche dadurch auf etwas mehr als 30,000 Mann anwuchs und in fünf Divisionen eingetheilt ward. Reding erhielt den Befehl der ersten Division von 8000 Mann, unter denen sich unter andern auch das von seinem Vetter Nazar kommandirte Schweizerregiment befand, welches seinen Familiennamen führte.

Während Bessières im Nordwesten bei Rio Secco einen Theil der spanischen Armee schlug und auseinander sprengte, sollte General Düpont über die Sierra Morena in Andalusien eindringen. Er eroberte Cordova, plünderte diese Stadt und schickte sich an, von seiner Beute beschwert, weiter gegen Süden vorzurücken. Da traf ihn jene Niederlage, welche um so wunderbarer und unerhörter war, als dem napoleonischen Feldherrn und seinen sieggewohnten Soldaten ein zum größten Theil des Kriegshandwerks ungewohntes Volksheer gegenüber stand. Den niederschmetternden Streich führte der Schweizer Theodor Reding und ihm gebührt der Siegeslorbeer, wenn gleich — nach dem Kampf — andere Unberechtigte sich denselben aneigneten.

Die französischen Generale Düpont und Vedel rückten, nachdem sie die Sierra Morena, jenen Gebirgszug, welcher das Flußgebiet der Guadiana von jenem des Guadalquivir trennt, überschritten, — den Ufern des Guadalquivirs folgend mit einer Armee von ungefähr 20,000 Mann langsam vor.

Reding wurde mit seiner Division der französischen Armee entgegen geschickt, um ihren Vormarsch in der Front aufzuhalten oder je nach Umständen ihr den Rückzug durch die Sierra Morena abzuschneiden.

Die erste Waffenthat geschah am 3. Juli, wo Oberst Nazar Reding mit seinem Schweizerregiment, bloß von einigen Banden spanischer Bauern (Guerillas) unterstützt, den festen Platz und die Stadt Jaen, am linken Ufer des Guadalquivir, erstürmte.

Am 16. Juli traf die Division Reding bei Mengibar auf die französische Division Vedel. Nachdem Reding eine Verstärkung von der 2ten Division an sich gezogen, was die Stärke seines Korps auf ungefähr 11,000 Mann brachte, griff er den Feind an. Bei der Furt del Rinco drängte er die Franzosen über den Guadalquivir zurück, setzte selbst über den Fluß, eroberte die festen Positionen am andern Ufer und nöthigte den Feind zum Rückzug bis gegen Baylen.

Die Verluste in diesem Gefecht waren auf beiden Seiten beträchtlich. Die Vortheile des Sieges konnten von Reding nicht vollständig ausgebeutet werden, weil seinen Leuten die nöthige Verpflegung fehlte, und Viele von ihnen dem Durst und der Erschöpfung erlagen. Dennoch waren die Folgen von großer Wichtigkeit: das Kraftgefühl und Selbstvertrauen der Spanier wurde unendlich gehoben, während sich der französischen Armee, die sich für unbesiegbar gehalten hatte, Bestürzung bemächtigte. Das strategische Resultat war die Trennung der französischen Armee und die Unterbrechung der Verbindung zwischen den Generalen Düpont und Vedel.

Während Vedel sich vor Reding und der mit demselben vereinigten 2ten von Coupigny befehligten Division auf der Madriderstraße durch die Sierra Morena zurückzog, stand Düpont mehr westlich bei Andujar, von den übrigen Divisionen der andalusischen Armee unter ihrem Oberbefehlshaber Castannos beobachtet. Reding und Coupigny erhielten von Castannos Befehl sich mit ihm zu vereinigen, der dann mit seiner Gesammtmacht die Franzosen anzugreifen gedachte. Aber Düpont kam dieser Absicht zuvor, indem er in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli Andujar mit seinen Truppen verließ um sich in der Sierra Morena mit Vedel zu vereinigen.

Um 4 Uhr Morgens am 19. Juli stießen Düpont und Reding bei dem Dorfe Baylen aufeinander. Die Artillerie begann den Kampf. In kurzer Zeit gelang es den Spaniern dem Feind 14 Kanonen unbrauchbar zu machen. Dieses geschah bei Anbruch des Tages. Als es ganz helle geworden war, ließ Düpont die Angriffskolonnen bilden, in der Hoffnung die kriegsungewohnten Spanier mit leichter Mühe niederzuwerfen; aber der Widerstand war ein unerwarteter. Unverrichteter Sache mußten sich die Franzosen unter den Schutz ihrer Kanonen zurückziehen. Dreimal wurde der Angriff wiederholt; wenn gleich die spanische Schlachtlinie zu wiederholtenmalen von dem Ungestüm der Franzosen durchbrochen wurde, so gelang es doch jedesmal den Feind wieder zurückzutreiben und die Lücken zu schließen. So wogte der Kampf von Tagesanbruch bis Mittags. Da entschloß sich Düpont, alle Kräfte aufbietend, einen letzten Versuch zu machen. Er stellte sich mit seinen Oberoffizieren an die Spitze der Kolonnen und warf sich mit aller seiner Kraft auf die Spanier. Es gelang ihm nicht durchzubrechen. Selber verwundet, in der Front von den siegreichen Divisionen Redings und Coupignys nun seinerseits angegriffen, im Rücken von Castannos und dem Rest der andalusischen Armee bedroht, sah er sich genöthigt einen Parlamentär an Reding abzusenden, der demselben den Antrag einer Capitulation überbrachte. In diese Capitulation sollte auch das Armeekorps des Generals Vedel inbegriffen sein, welcher — während der Kampf ein Paar Stunden weiter nördlich stattfund — bei dem Dorfe Guarroman in Unthätigkeit geblieben war. Während den Unterhandlungen unternahm nun Vedel unversehens einen Angriff auf eine Abtheilung des spanischen Heeres, welche sich bald von den Franzosen umringt sah und bedeutenden Verlust erlitt. Reding ward genöthigt seinen — trotz dem abgeschlossenen Waffenstillstand angegriffenen — Leuten Hülfe zu bringen. Erst jetzt kam Vedel den Befehlen Düponts nach und stellte die Feindseligkeiten ein, behielt sich jedoch — ziemlich unbotmäßig — den Abschluß einer besondern Capitulation vor.

Das Armeekorps Düponts erlitt an diesem Tage nach eigenem Geständniß einen Verlust von 2000 Todten nebst einer entsprechenden Anzahl Verwundeter. Die Spanier hatten nach ihren offiziellen Kontrollen ungefähr 1500 Todte, Verwundete und Vermißte. Der Rest von Düponts Korps, 7800 Mann, blieb kriegsgefangen. Die unter den Befehlen Vedels stehenden 2 Divisionen, welche eine besondere Capitulation abschlossen, mußten die Waffen niederlegen und Andalusien zu Schiffe verlassen, um nach Frankreich transportirt zu werden.

Im Vergleich mit den Riesenkämpfen jener Zeit erscheint die Schlacht bei Baylen, wo auf jeder Seite nicht vielmehr als 20,000 Mann sich gegenüberstanden, von denen kaum die Hälfte am Kampfe thätigen Antheil nahmen, eine kleine, kaum berücksichtigenswerthe Episode zu sein. Und dennoch war dieselbe von großer weltgeschichtlicher Bedeutung. Alle spanischen Provinzen, die bisher noch schwankend gewesen waren, schlossen sich an den Aufstand an; König Joseph verließ (am 1. August) Madrid, wo er kaum eine Woche lang sich seiner Herrschaft gefreut hatte; in der frei gewordenen Hauptstadt des Reiches bildete sich eine Central-Junta, wodurch die Volkserhebung einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt erhielt, von welchem aus der Befreiungskampf nach einem einheitlichen Plane weitergeführt werden konnte; ganz Spanien bis an den Ebro wurde von den Franzosen gesäubert; das Wichtigste von Allem jedoch war, daß Europa und die Welt den Glauben an Napoleons Unüberwindlichkeit für immer verlor. Schon am 1. August landete Wellesley (der spätere Herzog Wellington) mit einer englischen Armee in Portugal, schlug den General Jünot, Herzog von Abrantes, und zwang ihn nebst seinen 20,000 Mann zur Capitulation, wie Reding die Armee Düponts zur Capitulation gezwungen hatte. Vorbei für immer war es mit dem Nimbus, welcher bis dahin die kaiserlichen Adler Frankreichs umgeben hatte.

Frägt sich: wem gebührt von Rechts wegen der Lorbeer dieses bedeutungsvollen Sieges?

Der Oberbefehlshaber der andalusischen Armee war der Spanier Castannos; aber weder nahm derselbe thätigen Antheil an den vorbereitenden Gefechten vom 16. Juli bei Mengibar, noch an der Schlacht vom 19. Juli bei Baylen. Ebenso geht aus dem Hergang des Kampfes hervor, daß derselbe keineswegs nach den Dispositionen des Generals Castannos stattfand, sondern es wurden die erste und zweite Division der andalusischen Armee auf dem Marsche zu Castannos Truppen von den Franzosen unversehens überfallen; und mußten die Divisionschefs ihre Dispositionen nach eigenem Gutdünken treffen. In öffentlichen Aktenstücken und in der spanischen Presse von dazumal wird feierlich anerkannt, daß es Reding war, welcher den Sieg bei Baylen davon trug. Wie Castannos zum Ehrentitel eines „Herzogs von Baylen“ kam, mögen diejenigen erklären, die ihm denselben ertheilten.

Vorbeigehend mag noch bemerkt werden, daß das Schweizerregiment Reding in der Schlacht bei Baylen verhältnißmäßig die meisten Todten und Verwundeten, dagegen eine nur kleine Anzahl „Vermißte“ hatte, was ebenfalls als ein rühmlicher Beweis schweizerischer Tapferkeit gelten mag.

Zuerst in Sevilla und dann in Madrid wurden glänzende Siegesfeste veranstaltet. Es gelang jedoch gewissen spanischen Großen, es zu veranstalten, daß Reding weder da noch dort denselben beiwohnte. Diejenigen feierten den öffentlichen Triumph und ließen sich den Weihrauch der Bevölkerungen jener Städte behagen, welche auf dem Schlachtfelde gar nicht dabei gewesen. Ein Ersatz für diese Zurücksetzung, war der ebenso herzliche als feierliche Empfang, welchen die Stadt Malaga ihrem rückkehrenden Gouverneur zu Theil werden ließ. Die Glocken aller Kirchen der Stadt wurden geläutet, weltliche und kirchliche Behörden begrüßten ihn mit pathetischen Anreden, das Volk jauchzte „dem Sieger von Baylen,“ dem „Befreier Spaniens“ begeistert entgegen. Einige werthvolle Geschenke sollten dem General die sichtbaren Zeichen des Dankes der Stadt Malaga sein. Sie bestanden in einem kostbaren, künstlich gearbeiteten Säbel, geschmückt mit dem Bildniß des Königs und auf den Sieg bei Baylen bezüglichen Inschriften; aus einem Stock mit goldenem Knopf und Diamant; endlich aus einer Generalsuniform nebst Schärpe. Alle diese Gegenstände werden als theure Reliquien von der Familie Reding mit schuldiger Pietät aufbewahrt. In Berücksichtigung der Vorliebe des Generals für die Reitkunst und seiner Eigenschaft als ausgezeichneter Reiter fügte die Stadt jenen Geschenken noch einen Hengst von tausend Thalern an Werth bei, einen jener feurigen Andalusier, deren Abstammung sich von den edeln arabischen Wüstenrossen herleiten läßt. Dieses Pferd wurde der getreue Schlachtenbegleiter Redings; der ungemeinen Kraft und Schnelligkeit desselben verdankte er es während seinem spätern Feldzug in Catalonien, daß er nicht in französische Kriegsgefangenschaft gerieth.

Diejenigen, welche in Sevilla und Madrid sich mit entlehnten Lorbeeren geschmückt hatten, vergönnten es dem Schweizer nicht, seine wackern Truppen, die unter seiner Anführung

die Bluttaufe erhalten, auf der Siegeslaufbahn weiter zu führen. Er erhielt den Befehl nach Malaga zurückzugehen und dort eine neue Armee auszuheben und zu organisiren. So kränkend diese Erfahrungen sein mochten, so vermochten sie dennoch nicht Redings wohlwollende Gemüthsart zu verbittern und die Hingebung zu erschüttern, mit welcher er sein Leben und all seine Kräfte für die Befreiung seines Adoptivvaterlandes einsetzte.

Mit gewohnter Energie und Gewissenhaftigkeit lag nun Reding während einigen Monaten in Malaga der Aufgabe ob, dort eine neue Armee auf die Beine zu stellen, zu organisiren und zu instruiren. Da erhielt er zu Anfang Oktobers von der Centraljunta den Befehl mit seinen sämmtlichen Truppen aufzubrechen und dieselben in Eilmärschen nach der Provinz Catalonien zu führen, welche von den Franzosen hart bedrängt wurde. Dort sollte er unter General Vives als Zweitkommandirender dem Feinde die Spitze bieten. Der Marsch der Truppen Redings, von dem Volke als die Befreier Spaniens betrachtet, glich einem Triumphzug. Ihr Führer wich diesen antizipirten Ovationen aus, indem er seiner Armee auf anderem Wege voraus eilte.

Der Beginn des Feldzugs war ein günstiger. Die Franzosen wurden bis unter die Mauern von Barcelona und weiter zurück gedrängt. Aber im November erschien Kaiser Napoleon persönlich an der Spitze eines Heeres von 300,000 Mann um die widerspäustige Halbinsel zu bezwingen, während Spanien dieser gewaltigen Macht eine weniger zahlreiche und weniger geübte Armee mit nur wenigen guten Führern und ohne Oberbefehlshaber entgegenzustellen hatte. Strahlenförmig ergossen sich die französischen Heeressäulen über das Land; an der Spitze einer jeden einer der schlachtengewohnten napoleonischen Marschälle. Es lag dem Kaiser daran die Scharte von Baylen wieder auszuwetzen. An der Spitze der Armee, welche Catalonien unterwerfen sollte, stand General St. Cyr.

Am 16. Dezember stießen die Franzosen und Spanier bei Llinas, nordwärts von Barcelona aufeinander. Vives befehligte den linken spanischen Flügel, Reding an der Spitze seines Schweizerregiments den rechten. Während hier mit Standhaftigkeit den Franzosen die Stirn geboten wurde, kam auf einmal der Erstkommandirende vom linken Flügel hergeritten mit dem jammernden Bericht, er wisse sich nur noch durch die Flucht zu retten. Gesagt, gethan. Selbst sein Pferd zurücklassend suchte Vives das Meer zu erreichen, schiffte sich ein und entrann dem Bereiche der mörderischen Kugeln. Auf dem linken Flügel entblößt sah auch Reding sich genöthigt den Rückzug anzutreten. Dieses erste Mißgeschick machte auf das catalonische Heer den schlimmsten Eindruck. Selbst weit hinten stehende Truppenkörper ergriffen, von panischem Schreck erfaßt, die Flucht. Nur mit Mühe gelang es unserm Reding die aufgelöste Armee wieder zu sammeln.

Endlich erschien Vives wieder bei den Truppen, wurde wieder von den Franzosen geschlagen und wiederum ward Reding die Aufgabe den Rückzug des Heeres zu decken. In Tarragona, wo sich die Spanier sammelten, brach unter Truppen und Volk eine Meuterei gegen den feigen Vives aus. Reding wurde zum Oberkommandirenden ausgerufen. Aber dieser fand es unvereinbar mit seinem militärischen Pflichtgefühl; selbst der obersten Junta von Catalonien gab er einen ablehnenden Bescheid und erst als Vives, gefährlich erkrankt, Catalonien verließ und die Centraljunta in Madrid seinen ihm übertragenen Titel als „General-Capitän des Fürstenthums und der Armee von Catalonien" bestätigte, nahm er diese neuen Würden und den Oberbefehl an.

Bis zum Februar 1809 traten keine bedeutende kriegerische Ereignisse ein. Am 26. dieses Monats überfiel St. Cyr mit einer bedeutenden Uebermacht bei Valls, zwischen Barcelona und Tarragona, die Spanier, welche es — gegen den Rath Redings — versäumt hatten, unter günstigern Verumständungen den Franzosen die Schlacht zu bieten. Nach tapferster Gegenwehr und mit fünf Wunden bedeckt mußte sich Reding in das von ihm wohlbefestigte Tarragona zurückziehen. Auch die Franzosen erlitten an diesem Tage so große Verluste, daß sie wieder bis Barcelona zurückzugehen sich veranlaßt fanden.

Dieß sollte die letzte Waffenthat des tapfern Schweizers sein. Sobald Redings Wunden so weit geheilt waren, daß er wieder zu Pferd steigen konnte, beeilte er sich in oft geübter Weise die Spitäler von Tarragona zu besuchen, wo seine verwundeten und kranken Soldaten lagen. Sein geschwächter, durch Wunden und außerordentliche Strapatzen erschöpfter Körper vermochte nicht, wie sonst, der Ansteckung des Lazarethfiebers zu widerstehen. Er erkrankte und starb nach eilf Tagen am 23. April 1809.

Die ganze spanische Nation betrauerte den treuen Kämpfer für Spaniens Befreiung. —

Mit Stolz und Befriedigung verfolgten wir die Laufbahn des schweizerischen Soldaten, der pflichtgetreu, tapfer und anspruchslos an den Ufern des Guadalquivir nicht minder als auf den catalonischen Feldern dem Schweizernamen Ehre erwarb. Nur müssen wir bedauern, daß seine Dienste einem Fürsten zu gut kamen, welcher sich nicht scheute die edelsten Freiheitshelden jener Zeit und Mitgenossen Redings im Kampf gegen napoleonische Unterdrückung später — da die Umstände sich verändert hatten — als Revolutionäre auf das Blutgerüst oder in's Exil zu schicken. Reding ist glücklich zu preisen, daß er diese Folgen seines Sieges nicht mehr erleben mußte.





William Waldemand.

William Haldimand.

Einer der vielen Besucher der Villa Denantou bei Ouchy sagte einst zu deren Besitzer: „Sie sind ein Philantrop.“ — „Wer gibt Ihnen das Recht mir einen solchen Titel an den Kopf zu werfen?“ — erwiederte Haldimand erzürnt und wendete dem Verblüfften Sprecher den Rücken.

Der Mann, welcher mit mehr als fürstlicher Freigebigkeit und unermüdlicher Ausdauer nicht minder den einzelnen Bedürftigen, als ganzen Völkern ein Helfer in der Noth war und der sich die Förderung mildthätiger und gemeinnütziger Werke zur eigentlichen Lebensaufgabe machte, — er war kein „Philantrop“, der durch seine guten Thaten sich einen Ruhmessockel aufbauen will.

Diese wenigen Worte mögen den Beweis leisten, daß Haldimand kein Mensch vom gäng und gäbem Schlage war, sondern zu den Originaltypen gehörte, welche, was sie thun, anders thun als andere Leute.

Es frägt sich: haben wir das Recht diesen Sonderling unter den Menschenfreunden, diesen Verschwender unter den Geldfürsten einen Schweizer zu nennen? Unbedingt ja! Wenn schon Haldimand in England geboren wurde und während einer längern Periode seines Lebens seine Rechte als Bürger Englands ausübte, so ist nicht weniger festgestellt, daß er ächtschweizerischer Herkunft war und sichs gefallen ließ, daß sein schweizerisches Bürgerrecht förmlich wieder erfrischt und erneuert wurde.

Der Biograph Haldimands, W. de la Rive, läßt dessen Familie waadtländischer Herkunft sein, längst in Yverdon niedergelassen. Verfolgen wir den genealogischen Faden noch weiter, so führt er uns — worauf schon der Name deutet — nach einem der Dörfer des bernischen Emmenthals, jenen wohlbekannten Schauplätzen der Dorf- und Bauernromane des Jeremias Gotthelf.

Von der Mitte des verflossenen Jahrhunderts an scheinen die meisten Mitglieder der Familie ihr Glück in der Fremde gesucht zu haben, — gerne jedoch nach dem Neste zurückkehrend, von dem sie ausgeflogen, ihre Weiber in der Schweiz holend und ihre alten Tage dort schließend. Unseres Haldimand Großvater gründete ein Handelshaus in Turin; sein Großonkel ergriff in England die militärische Laufbahn, brachte es bis zum General und bekleidete die wichtige Stelle eines Gouverneurs von Kanada. Der alte General kam nach seiner Geburtsstätte zurück, daselbst zu sterben. Kinderlos, hinterließ er sein Vermögen seinem Neffen, der von Turin aus nach London übersiedelte, sich dort verehlichte, Mitglied der Kaufmannschaft der City wurde und sich bald an der Spitze einer der geachtetsten Firmen jener weltberühmten Handelsgilde sah.

Er ward Vater von zwölf Kindern von denen die meisten frühe starben; das zweitletzte, geboren zu London den 9. September 1784, wurde William getauft. Dieser Knabe wuchs auf und wurde erzogen in der Athmosphäre der City zwischen Kaufmannsbüchern und Waarenballen, schon von der Wiege an bestimmt ein Mitglied jener Zunft zu werden, welche von ihrer düstern Schreibstube an der Themse aus ihre Fäden nach allen vier Welttheilen spinnt und den großartigen Verkehr aller Nationen und Völker vermittelt, welchen wir Welthandel nennen. Sein Vater fand es für gut, ihm nur jene Bildung zukommen zu lassen, deren der Kaufmann zur Betreibung seines Geschäftes bedarf; nach dessen Ansichten hätte es ihn von seinem Lebensberufe abwendig machen können, würde er einen Vers von Homer oder Horaz verstanden haben. Die klassischen Studien waren also vom Unterricht ausgeschlossen.

Dieser allzuausschließlichen realistischen Richtung bildete der Umgang mit einer ältern Schwester das Gegengewicht, welche den eindrucksfähigen Geist des Jünglings auch für ideale Interessen empfänglich zu machen wußte.

Mit sechszehn Jahren trat William Haldimand in das Geschäft seines Vaters. Aber die düstere Schreibstube ließ ihn keineswegs ganz auf die Vergnügen der Welt verzichten. Im Gegentheil. Es kam eine Zeit, wo die Weltfreuden ihn stärker in Anspruch nahmen als die Handelsoperationen des Vaters, obwohl er mit großem Fleiß und seltenem Verständniß die eingeschlagene Laufbahn verfolgte. Er war jung, von der Natur mit einem bestechenden Aeußern begabt, von geistreichem Gesichtsausdruck, ein angenehmer Gesellschafter und liebenswürdiger Plauderer. Was Wunders, daß er in den Salons von London, von denen ihm viele offen standen, eine bedeutende Rolle spielte und ebenso gerne dort gesehen wurde, als er sie gerne besuchte! Um so größer wird unser Erstaunen sein, wenn wir sehen, daß der junge Lebemann, der zwar die Geschäfte versteht, aber dennoch mehr für Bälle als für die doppelte Buchhaltung zu schwärmen scheint, kaum 25 Jahre alt, zum Mitglied des Raths der Bank von England ernannt wurde. Vielleicht war es eben jene scheinbare Geschäftssorglosigkeit, die ihm dazu verhalf. Die Direktoren der Bank von England, ein Kollegium, welches sich selber ergänzte, mochten glauben der junge Weltmann werde ihnen keineswegs mit ernstlicher Opposition in den Weg treten. Sie irrten sich. Bald zeigte es sich, daß William Haldimand in seiner neuen einflußreichen Stellung keineswegs ein bloßer Jasager sein wollte.

Im Jahr 1797 hatte das Parlament unter Einfluß des toristischen Ministeriums ein Gesetz erlassen, welches den Noten der englischen Bank Zwangskurs verlieh. Dieses Gesetz verschaffte England die Hülfsmittel seinen zwanzigjährigen Krieg gegen das republikanische und imperialistische Frankreich zu führen. Versteht sich, daß die Bank selber, welche ihre Pfundnoten zu vielen Millionen fort und fort fliegen ließ, nicht schlecht dabei fuhr. Kaum war Haldimand Mitglied der Direktion der Bank, so begann er für Wiederaufnahme der Baarzahlungen zu arbeiten. Denn der Zwangskurs des Papiergeldes war in seinen Augen schon an und für sich eine volkswirthschaftliche Sünde; und vom Standpunkte seiner politischen Denkweise aus war auch der so hartnäckige Krieg gegen die französische Revolution und ihre Folgen ein ungerechtfertigter. Deßhalb scheute er sich nicht, trotz seiner Jugend, seinen Kollegen kühn entgegen zu treten, welche das papierene Zeitalter in's Unendliche fortdauern zu lassen gesonnen waren.

Im Parlament kam die Sache 1810 zur Sprache und wurde die Wiederaufnahme der Baarzahlungen beantragt. Die entgegengesetzte Ansicht siegte. Nach geschlossenem Frieden im

Jahr 1815 wurde der Antrag wieder aufgenommen. Vom Parlament wurde eine genaue Untersuchung der Frage angeordnet und Haldimand vor die Schranken der damit beauftragten Kommission beschieden. Dort hatte er die Fragen sowohl der Gesinnungsgenossen als der Gegner zu beantworten. Die einen wie die andern mußten der Klarheit und Bestimmtheit seiner Antworten, der Richtigkeit seiner Schlußfolgerungen und seiner vollkommenen Kenntniß des Gegenstandes Anerkennung zollen. Seine Aussagen übten einen großen Einfluß auf die endliche Lösung der Frage, welche — wenn auch erst im Jahr 1819 — zu Gunsten des nationalökonomischen Prinzips der Verkehrsfreiheit erfolgte und den Zwangskurs der Banknoten aufhob. Zu männiglicher Verwunderung erfolgte weder Staatsbankrott, noch verminderte sich der Kredit des Landes; und es fuhren die Aktionäre der Bank von England fort alljährlich ihre fetten Dividenden zu ziehen.

Im darauf folgenden Jahre 1820 wurde Haldimand von dem kleinen Wahlflecken Ipswich zum Parlamentsmitglied erwählt. Seine parlamentarische Laufbahn bietet nichts besonders hervorstechendes. Er saß auf den Bänken der Whigs. Doch neigte er sich noch mehr zu den radikalen Prinzipien eines Bentham. Vor allem hielt er darauf seine Unabhängigkeit sich zu wahren. Als großer Redner trat er niemals auf. Eines Theils trat ihm eine gewisse angeborne Schüchternheit in den Weg, andrerseits das Bewußtsein des Mangels jener klassischen Bildung, welche den Schmuck aller großen Staatsmänner und Parlamentsredner Englands bildet.

Bei den nächstfolgenden Wahlen, 1826, fand er vor den Wählern von Ipswich wiederum Gnade. Aber seine Wahl wurde von der Gegenpartei angefochten. In jener Zeit, wo der Gewählte, der mit einer Rechnung von 100,000 Fr. davon kam, sich als ziemlich ungeschoren betrachten durfte, während gewisse Ehrgeizige ihren Parlamentssitz mit einer Million und darüber bezahlten, waren Klagen wegen Wahlbestechung nicht besonders selten, noch für denjenigen, gegen welchen sie gerichtet waren besonders ehrenrührig. Dagegen war es mit übermäßigen Kosten verbunden den Prozeß gegen den Kläger zu führen. Haldimand fand es für besser den Kampf nicht aufzunehmen, sondern freiwillig zurückzutreten. Mit diesem Rücktritt schied er aus dem politischen Leben, um nie wieder diese Laufbahn zu betreten.

Seit dem im Jahr 1817 erfolgten Tode des Vaters war Haldimand einer der Chefs der Handelsfirma gewesen, die jener gegründet hatte. Bald nach seinem Austritt aus dem Parlamente begann er auch sein Kaufmannsgeschäft zu liquidiren. Er verließ die Geschäfte mit einem Vermögen, welches ihm nicht nur gestattete nach seinem ziemlich einfachen Geschmacke zu leben, sondern auch seinem Hang zur Ausübung einer großartigen Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit zu folgen.

Schon seit Jahren besaß Haldimand eine Villa in prachtvoller Lage nahe bei Lausanne am Genfersee. Dorthin pflegte er sich zurückzuziehen, wann er von den Parlamentssitzungen oder dem Geschäftsleben der City ermüdet der Ruhe und Erholung bedurfte. Als er im Jahr 1828 sowohl der politischen als der kaufmännischen Wirksamkeit entsagt hatte, verließ er London um seinen bleibenden Wohnsitz am rebenbekränzten Schweizersee aufzuschlagen. Es theilt diese Uebersiedelung nach der Schweiz sein Leben in zwei grundverschiedene Hälften. In London war Haldimand Welt-, Geschäfts- und Staatsmann; in Lausanne bloß noch Menschenfreund. Während jener ersten Hälfte seines Lebens erwarb er sich die Mittel, um während der zweiten mit fürstlicher Großartigkeit Gutes thun zu können.

Damit will nicht gesagt werden, daß er in jener ersten Periode ein Knicker und bloßer Geldmacher gewesen wäre. Dieß lag außerhalb Haldimand's Natur. Er hatte schon damals eine offene Hand.

Als zu Anfang der Zwanzigerjahre das Griechenvolk gegen seine muselmännischen Unterdrücker aufstand und für dasselbe die Christenheit oder vielmehr die liberale Menschheit ihre Pfenninge zusammenlegte, war Haldimand unter den ersten, der bedeutende Summen zeichnete. Seinem Neffen, der als Philhellen nach Griechenland ging, gab er 25,000 Franken zu Handen der aufständischen Regierung mit, womit dieselben die meuterischen Palikaren zu bezahlen in den Stand gesetzt wurde, welche gedroht hatten auf Rechnung ihrer Soldrückstände die Stadt Athen zu plündern. Der Befehl über eine in Marseille ausgerüstete griechische Flotte war dem kühnen Abenteurer Lord Cochrane übertragen worden. Haldimand traf mit demselben in jener Stadt zusammen. Lord Cochrane weigerte sich in See zu stechen, bevor ihm die ausbedungenen 20,000 Pfd. ausbezahlt würden. Haldimand leistet baar so viel er kann und steht für den Rest der Zahlung gut. Da wird der Wind günstig und der englische Parteigänger lichtet die Anker. „Es handelt sich um 500,000 Fr.“, — sagt er beim Abschied zum griechenfreundlichen Bankier. „Ich weiß“, — erwiedert Haldimand so ruhig lächelnd, als ob es ein Paar Pfenninge gewesen wären. Würde einer diese Freigebigkeit des Citykrämers in den Zeitungen ausposaunt haben, so hätte ihm Haldimand wenig Dank gewußt. Seine größte Freude war das Wohlthun, sein größter Aerger das Lob der Menge.

Von Lausanne aus besuchte Haldimand aus Gesundheitsrücksichten die Bäder von Aix in Savoyen. Der Anblick armer Kranker, die dort gleich ihm Heilung suchten, gab ihm den Gedanken ein, daselbst einen Spital für die Armen zu stiften. Derselbe wurde vollständig auf Kosten des Gründers gebaut und ausgestattet, welcher dessen Verwaltung einem Lokal Comite übertrug und nur allein die Bestimmung feststellte, daß bei den Aufnahmen keine Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß genommen werden dürfe. Diese Stiftung erhielt den Namen „Spital Haldimand“ und wurde im Sommer 1829 eingeweiht. Einige Jahre später besuchte die Königin Hortense mit ihrem Sohn die Bäder von Aix. Auf ihrer Rückreise besuchte sie Haldimand in seiner Villa und bat ihn ihr zu gestatten, an seinem guten Werke theilzunehmen und einige Bette in seinem Armenspital stiften zu dürfen. Jener, welchem vor Allem das Wohl der Bedürftigen am Herzen lag, gab mit Freuden seine Zustimmung. Als dreißig Jahre später Savoyen vom Sohne der Königin für Frankreich annexirt wurde, ließ die speichelleckende Ortsbehörde den Namen „Haldimand“ über der Eingangsthüre ausmerzen und setzte dafür „Hortensia“. Der Gemeinderath von Aix beabsichtigte damit kaum eine Dankbezeugung für den Wohlthäter seiner Armen; und dennoch läßt sich sagen, daß er kaum etwas hätte thun können, welches dem Menschenfreund besser hätte entsprechen können, der stets das Gute thun wollte ohne genannt zu werden... Größerer Ruhm ihm als ihnen.

Seinen politischen Anschauungen und Ueberzeugungen gemäß begrüßte Haldimand die Julirevolution mit Jubel, obwohl sie ihn der Hälfte seines Reichthums beraubte.

Man sagt die Thaler seien conservativ. Diejenigen Haldimands waren es nicht, sondern im Gegentheil entschieden

liberal. Nach der Julirevolution, als nach dem ersten Schreck das ganze legitime Europa gegen die Regierung des Bürgerkönigs aufstehen zu wollen schien, wurde der Börsenmarkt mit französischer Rente überfüllt. Lauter Verkäufer und keine Käufer. Eine Baiße in's Unendliche hinunter schien ihren Anfang genommen zu haben. Haldimand trat — keineswegs als Spekulant, sondern als Parteimann — in die Bresche. Er kaufte mehr als je ein umsichtiger Kaufmann, welcher er doch war, hätte thun sollen, — mehr als sein großes Vermögen erlaubte. Hätte er gekauft um zu behalten, so würde er ein glänzendes Geschäft gemacht haben. Aber weil er mehr französische Staatsrenten erwarb, als seine Mittel zu behalten ihm erlaubten, wurde das Geschäft zum Börsenspiel, in welchem er große Summen verlor. Seiner politischen Ueberzeugung, welcher die Julirevolution als der Beginn einer neuen Aera des Fortschritts erschien, brachte er gern dieß Opfer. Es blieb ihm ja noch viel mehr übrig, als seine sehr bescheidenen persönlichen Bedürfnisse erforderten; und so viel als er zum Wohlthun hätte sein eigen nennen mögen, hatte er ja niemals besessen und niemals erwerben können.

Bevor wir weitergehen, den Meilenzeigern der Menschenliebe folgend, welche Haldimand in geringen Zwischenräumen auf seinem Lebensgange errichtete, ist es nöthig eine Bemerkung vorauszuschicken. Nicht nur im Großen war er wohlthätig, sondern ebensosehr im Kleinen. Nicht nur ganzen Völkern und Menschenklassen sprang er bei, sondern auch Unzähligen Einzelnen. Aber wenn je von Einem der evangelischen Vorschrift nachgelebt wurde: die Linke dürfe nicht wissen, was die Rechte thut, so ward dieses Gesetz von unsrem Haldimand beobachtet, der selbst bei seinen großen philantropischen Schöpfungen das Lob der Menge verschmähte. Sein Biograph muß über das Kapitel seiner Privatwohlthätigkeit schweigen und zwar aus zwei Gründen: erstens weil schon die Rücksicht auf die Sinnesart Haldimands es verlangt; und zweitens weil diese Privatwohlthätigkeit so sehr im Verborgenen geübt wurde, daß gewöhnlich Niemand etwas davon erfuhr, als der Geber und der Empfänger. Nur so viel dürfen und können wir sagen: daß Haldimand keineswegs blindlings gab, sondern bei jeder Gabe die Umstände genau untersuchte und abwog. Mancher Unwürdige ging unbeschenkt von ihm. Dort aber, wo er Hülfe am Platz fand, half er reichlich, ja wenn immer möglich so ausreichend, daß der Unterstützte keinen andern Helfer mehr anzurufen genöthigt war. Dieses vorausgeschickt, gehen wir wieder zur Betrachtung der großartigen Werke öffentlicher Wohlthätigkeit über, welche Haldimand mit dem Ueberresten seines Reichthums schuf.

Es war für ihn ein Herzensbedürfniß, dort, wo seines längern Weilens gewesen war, bleibende Spuren seiner Anwesenheit zurückzulassen. In'sbesondere that er es dort, wo er für seine geschwächte Gesundheit Heilung, oder für seine körperlichen Leiden mindestens vorübergehende Linderung gesucht hatte. Wir haben weiter oben vom Armenspital zu Aix in Savoyen gesprochen, welcher heute den Namen der Königin Hortense trägt. Nicht überall konnte seine Wohlthätigkeit so großartig sein. Da gründete er eine Schule; dort ließ er eine Straße bauen; jene dürre, wasserarme Gegend beschenkte er mit einem fließenden Brunnen. Diese kleinen Werke der Barmherzigkeit übergehend, kommen wir zur größten und wichtigsten Schöpfung der Nächstenliebe, welche Haldimand entstehen ließ.

Diese Schöpfung ist das Blindenasyl bei Lausanne. War es ein äußerer Anlaß, irgend ein zufälliger Umstand, welcher unsern Haldimand bewog, sich jener Unglücklichen ganz besonders anzunehmen, welche ewige Nacht umdüstert? Oder war es eine plötzlich in seiner Seele auftauchende Inspiration? Oder endlich die Frucht langen überlegten Nachdenkens? Wir wissen es nicht. Es steht fest, daß jene Armen, denen keine Farbe lächelt, die hülflos in Mitten des Wirbels des Lebens stehen, angewiesen auf das Mitleid der Andern, preisgegeben der Fühllosigkeit des großen Haufens, ganz besondern Anspruch auf unser Mitgefühl haben. Unter den vielen Hülfsbedürftigen, welche in Denantou anklopften, fanden sich gewiß auch solche, denen das Augenlicht fehlte, und ließen die bei Haldimand so empfindliche Seite des Mitgefühls noch stärker vibriren als gewöhnlich. Den Blinden Lebensbedingungen verschaffen, welche ihr Dasein, wenn auch nicht in ein freudiges, so doch in ein sanftes und ruhiges umwandeln möchten; denselben Mittel an die Hand geben, welche sie zur Arbeit befähigen und dadurch in nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft umwandeln könnten: dieses schien unserm Menschenfreund ein Ziel, würdig genug große Mittel darauf zu verwenden.

Im Jahr 1842 ging er an's Werk. Ein geeigneter Platz am grünen Abhang, an welchem Lausanne liegt, nicht weit von der Stadt, wurde dazu ausgewählt, dort ein geräumiges, solidgebautes Haus in einfachem aber geschmackvollem Styl errichtet und im Jahr 1844 zu seiner Bestimmung eingeweiht, einerseits als Unterrichtsanstalt andererseits als Zufluchtsstätte für Menschen jeden Alters, die des Augenlichtes beraubt waren. Haldimand machte keineswegs den Anspruch der alleinige Stifter dieser wohlthätigen Anstalt zu sein; mit Freuden nahm er die kleinsten Gaben entgegen, welche zu diesem Zecke dargebracht wurden; aber diese Quelle floß nur spärlich, da Jedermann wußte, daß Einer da sei, welcher unter allen Umständen die nöthigen Mittel herschaffen werde; und weil jeder seine Gabe als unbedeutend betrachten mußte, wenn er sie mit dem verglich, was von Haldimand geleistet wurde. Auf den Bau und die Einrichtung verwendete derselbe aus seinen Mitteln 600,000 Fr.; in seinem Testamente bedachte er das Blindenasyl mit ferneren 500,000 Fr. —

Die Direktion wurde einem ebenso eifrigen und unermüdlichen als sachverständigen Mann übergeben, welchem ein ausgezeichneter Augenarzt zur Seite stand. Zur Oberaufsicht bildete Haldimand aus einigen seiner Bekannten ein Verwaltungskomite. Er selbst machte sichs zur Aufgabe seines Lebens über seiner Stiftung zu wachen. Täglich verfügte er sich zu seinen Pfleglingen, um sich mit ihnen zu unterhalten, sie aufzumuntern, dem Unterrichte beizuwohnen und öfters selber als Blindenlehrer aufzutreten. Dem Stifter, dem Direktor Hirzel und dem Arzte Recordon verdankt Haldimands Blindenasyl einen Ruf, der weit über die Grenzen der Schweiz hinausgeht.

Es liegt uns ob nun noch von einer bescheidener Schöpfung des großen Menschenfreundes zu sprechen. Ein Nationalökonom hat den Bildungsgrad und das Glück der Völker nach ihrem Seifenverbrauch zu taxiren versucht. Je geringer der Seifenverbrauch, um so größer die Unreinlichkeit, um so geringer der Volkswohlstand und um so roher und unzivilisirter die Bevölkerung. Diese Anschauung mochte Haldimand wohl theilen, als er nach seinen Plänen und aus seinen Mitteln in Mitte der Stadt Lausanne ein öffentliches Waschhaus gründete. In demselben wurde der weniger bemittelten Einwohnerschaft gegen eine äußerst geringfügige Taxe alles zur Verfügung gestellt,

was zur Pflege der Reinlichkeit nöthig und zweckmäßig ist. Haldimand suchte damit nicht sowohl einem bestehenden Bedürfniß zu begegnen, als ein noch nicht bestehendes hervorzurufen. Anfangs wurde das öffentliche Waschhaus nur wenig benutzt und Haldimand hatte alljährlich zur Bestreitung der Verwaltungskosten von dem Seinigen zuzusetzen. Allmälig fand die Arbeiterklasse mehr Geschmack an der Sache, die Einnahmen mehrten sich und es zeugt für den wachsenden Reinlichkeitssinn der Bevölkerung von Lausanne, daß nach einigen Jahren die Einnahmen und Ausgaben des öffentlichen Waschhauses sich ausglichen und keine neuen Zuschüsse aus Haldimands Börse mehr nöthig wurden. —

Bevor wir das Kapitel über die hauptsächlichsten Handlungen der Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit Haldimands schließen, liegt uns noch zu bemerken ob, daß er sich auf generöse Weise auch bei solchen Werken betheiligte, welche nicht aus seinem Kopfe entsprungen und für welche er nach seiner Lebensanschauung nur ein geringeres Interesse haben konnte, bescheidenerweise seine eigene Denkungsart bei solchen Gelegenheiten denen Anderer unterordnend. So trug er zum Bau der anglikanischen Kirche bei Ouchy, die er wenig besuchte, nicht weniger als 75,000 Franken bei.

Das Letztgesagte führt uns auf den Umstand, daß Haldimand während einem großen Theil seines Aufenthalts in der Schweiz, trotz seines schweizerischen Ursprungs und trotz des Ehrenbürgerrechts von Lausanne, welches ihm die dortige Bürgerschaft ertheilt hatte, darauf bestand als Engländer zu gelten. Der Grund davon war keineswegs die Mißachtung des Landes und Volkes in deren Mitte er lebte, sondern vielmehr die politischen Parteikämpfe, welche damals in den meisten Kantonen und so auch im Waadtland walteten und denen fern zu bleiben sein Bestreben war.

Endlich kam dann doch der Tag, da es ihm nach seiner Meinung zur Pflicht wurde, seine Rechte als Schweizerbürger geltend zu machen und für kurze Zeit in die politische Arena herunterzusteigen. Den Anlaß boten ihm die Verfolgungen, welchen die religiösen Dissidenten nach der waadtländischen Revolution von 1845 ausgesetzt waren. Eines Tages las man in den bedeutendsten öffentlichen Blättern Europas eine Preisausschreibung: „für die beste Volksschrift über die Verordnungen „und Handlungen, durch welche im Kanton Waadt die religiöse Freiheit beeinträchtigt wird und über die Folgen der „religiösen Verfolgungen bezüglich der öffentlichen Moral und „der allgemeinen Interessen des Volkes.“ Diese Preisausschreibung trug die Unterschrift Haldimands. Wir dürfen uns nicht wundern, daß diese wenigen Zeilen dem Verfasser die heftigsten Angriffe und Beleidigungen von Seite der radikalen Waadtländer Presse zuzog. Dafür erhielt er eine Beistimmungsadresse, unterschrieben von mehr als 700 stimmfähigen Bürgern des Wahlkreises Lausanne.

Es ist wohl zu bemerken, daß Haldimand keineswegs etwa selber zu den Dissidenten oder sogenannten Momiers gehörte, sondern im Gegentheil zu den Freidenkern sich zählte. Er that also jenen Schritt, nicht aus besonderer Sympathie für die sogenannte église libre, sondern einzig und allein im Interesse der liberalen Grundsätze und der religiösen Duldsamkeit.

Haldimand war während seiner Jugend ein lebenslustiger Weltmann gewesen. Auf seiner Villa am Genfersee führte er keineswegs das Leben eines Kopfhängers. Wenn gleich Junggeselle, übte er daselbst eine ausgedehnte und herzliche Gastfreundschaft aus. Am liebsten empfing er unter seinem Dach die Mitglieder seiner Familie, mit denen er stets auf gutem Fuße stand. Nicht minder gastfreundlich erwies er sich gegen seine englischen und seine schweizerischen Landsleute und gegen die ausgezeichneten Fremden, welche längere oder kürzere Zeit in Lausanne verweilten. So wurde die Villa Haldimand der Mittelpunkt eines ausgewählten Kreises, in welchem das Bedürfniß nach geistreicher Unterhaltung vollständig befriedigt werden konnte.

Aber auch von dem größern Publikum schloß er sich nicht streng ab; sein herrlicher schattiger Park, seine schönen Gärten standen dem Publikum offen; und wenn etwa hie und da eine allzulüsterne Hand vor seinen Fenstern eine seltene Blume brach, so wendete er sich — um den Frevel nicht zu sehen — bei Seite....

Mit dem zunehmenden Alter stellten sich auch bei ihm die damit verbundenen Gebrechlichkeiten ein. Eine — Jahre zum voraus sich durch besondere Leiden anmeldende — Rückenmarkslähmung fesselte ihn schließlich für Lebenszeit an den Krankensessel. Freudeloser und einsamer wurde es allmälig in Denantou. Die Besuche der Freunde ermüdeten den Leidenden, wurden seltener und kürzer und selbst die Spaziergänge im kleinen Rollwagen mußten zuletzt unterbleiben. Dennoch blieb Haldimands Geist heiter und sein Wohlwollen gegen die Menschheit erlitt keine Minderung. In diesen Tagen, die für Andere Tage der Trübsal gewesen wären, sagte er einst zu einem Freund: „Ich weiß nicht, wie's kommt, aber ich habe mich nie glücklicher gefühlt als eben jetzt.“

Im Herbst 1862, nachdem er das hohe Alter von 78 Jahren erreicht, schloß Haldimand die müden Augen. Er ruht auf dem Friedhof von Ouchy.

Die Eröffnung seines letzten Willens geschah öffentlich vor einer großen Menge von Neugierigen. Seine großartige Wohlthätigkeit hatte die Meinung entstehen lassen, er sei ein Krösus mit unerschöpflichen Schätzen. Man wunderte sich, als ein den Erwartungen keineswegs entsprechender Nachlaß zum Vorschein kam. Der größte Theil davon fiel dem Blindenasyl zu. Haldimand war nie verheirathet. Seine Liebe umfaßte die leidende hülfsbedürftige Menschheit; seine Familie waren die Armen.





Ulrich Hegner.

Es ist das Schicksal der meisten schweizerischen Schriftsteller und Dichter, daß ihr Leben innert den engen Schranken bürgerlicher Ehrbarkeit und prosaischer Pflichterfüllung dahinfluthet. Kein Körnchen romantischer Abenteuerlichkeit, welche der derben Hausmannskost ihres Dasein etwelchen Hochgeschmack verleihen könnte. So floß auch der Lebensbach **Ulrich Hegners** zwischen angenehmen und fruchtbaren aber flachen und eintönigen Ufern. Seine Biographie dürfte sehr kurz werden: Er ward geboren, bildete sich zu einem brauchbaren Menschen, nahm ein Weib, erfüllte ohne Aufsehen seine Bürgerpflichten, schrieb einige treffliche Bücher, wurde alt und starb. Bedünkt es uns etwa einmal ein ungewohntes Rauschen und Plätschern zu hören und forschen wir nach einem geheimnißvollen Wirbel auf der glatten Fläche, so ist Alles längst vorbei und dahingeflossen und trotz aller Mühe keine Möglichkeit eine zurückgebliebene Spur zu entdecken. Wir müssen sagen: Wurzel, Stamm und Laub aus denen sich Hegners poetische Blüthen entwickelten, waren nur unscheinbar und keineswegs in die Augen fallend. Beschäftigen wir uns deßhalb so wenig als thunlich mit jenen und halten uns an den Blumen, die einst duftspendend und farbenreich in weiten Kreisen Lob und Ruhm errangen.

Hegner erblickte das Licht zu Winterthur im Jahr 1759, dem Geburtsjahr Schillers. Sein Vater war daselbst Stadtarzt. Der Sohn sollte dem nämlichen Lebensberufe folgen und Medizin studiren. Zu diesem Zwecke besuchte er im Jahr 1776 die Universität Straßburg.

Hier hören wir einen jener geheimnißvollen Wirbel rauschen, von denen wir gesprochen haben. Wie anmuthend erscheint uns das Straßburg jener Zeit, von wo aus Göthe ein halbdutzend Jahre zuvor seine Friderike von Sesenheim besuchte. Der Kandidat der Arzneikunde aus Winterthur, — so sagen die biographischen Skizzenzeichner dunkel und räthselhaft, — „führte hier, ganz seiner Phantasie und Neigung folgend, ein sonderbares Leben“..... Was trieb er dann? Was zeigte sich als sonderbar und ungewöhnlich in seinem Leben? Wir fragen umsonst nach. Die trockene Antwort lautet: „Er erwarb sich dort **dennoch** 1781 die medizinische Doktorwürde.“

Der neugebackene „Herr Doktor“ stürzte sich keineswegs von der Hochschule kopfüber in die Praxis. Er ging auf Reisen, durchstreifte Deutschland, hielt sich in Dresden auf, in dessen reichen Sammlungen ihm das Verständniß der bildenden Künste aufging. Begeistert von den Meisterwerken, die er sah, beschloß er das Studium der Kunst zu seiner Lebensaufgabe zu machen.

In Winterthur verstand man jedoch das Leben anders und urtheilte über den Beruf des Menschen von einem viel hausbackneren bürgerlicheren und zugleich praktischern Standpunkte aus. „Was ist Beruf?“ so etwa mag der Herr Stadtarzt zu seinem heimkehrenden Sohne gesprochen haben. „Was Brod und gutes Ansehen verschafft. Magst du die Fußstapfen deines Vaters nicht betreten, so steht dir eine andere Carriere offen. Seit Alters her hat unsre Familie die Landschreiberstelle der Grafschaft Kyburg inne, die ist zufällig vakant. Da kannst du dich nützlich machen und wirst dein Brod nicht umsonst essen“.... Und so geschah's. Ulrich Hegner wurde Landschreiber von Kyburg und blieb es, bis die französische Invasion von 1798 und die helvetische Republik den Grafschaften und Landvogteien und mit ihnen auch den Landschreibereien, die sich in den Familien vererbten, für immer ein Ende machten.

Der Doktor, Kunstenthusiast und mediatisirte Landschreiber, wurde durch die Helvetik zum Appellationsrichter befördert, was ihn veranlaßte nach Zürich überzusiedeln. Dort wohnte er im Hause des berühmten Physiognomikers Lavater. Der Drang, das neue Babel zu sehen, veranlaßte ihn im Jahr 1801 zu einer Reise nach Paris und diese Reise zu einem ersten schriftstellerischen Versuch, zu der Schrift: „**Auch ich war in Paris.**“

Aber dieser Seitensprung riß unsern Hegner nicht von den bürgerlichen Pflichten los, welche die Republik ihren Söhnen auferlegt. Im Jahr 1805 wurde er in seiner Vaterstadt Mitglied des Stadtraths und Friedensrichter; 1812 sogar Mitglied der Regierung des Kantons Zürich. Das Regieren behagte ihm nicht besonders. Schon im folgenden Jahre legte er die Würde und die Bürde nieder und kehrte in die Vaterstadt zurück. Von da an — er zählte nun schon 54 Jahre — widmete er sich ausschließlich seinen literarischen Arbeiten; erst von da an erschienen in ziemlich rascher Reihenfolge die Werke, welche ihm nicht nur auf dem schweizerischen, sondern selbst auf dem großen deutschen Parnasse einen ehrenvollen Platz erwarben.

Nach dem der Schriftsteller längst verstummt, leuchtete demselben noch während vielen Jahren ein freundlicher Lebensabend. Hegner starb 1840 in seinem 81ten Lebensjahre.

Nebst jener Schrift: „Auch ich war in Paris“ nennen uns die Bibliographen und Literarhistoriker die Titel folgender Werke, welche unter Hegners Namen erschienen sind:

- **Die Molkenkur.** Zürich 1812.
- **Saly's Revolutionstage.** Winterthur 1814.
- **Suschens Hochzeit.** Zürich 1819.
- Leben Hans Holbeins, des Jüngern. Berlin 1828.
- Gesammelte Schriften. 5 Bände. Berlin 1828.

Hegners erstes größeres Werk, welches seinen Namen bald in der Schweiz und in Deutschland bekannt machte und ihm wohlverdiente Lorbeeren eintrug, ist „**die Molkenkur**“, welcher sich später als Fortsetzung „**Suschen's Hochzeit**“ anschloß.

Ein invalider Oberst aus Norddeutschland von altem Adel und mit wohlgefüllter Reiseschatulle, krank an den Füßen, gesund im Kopf, ein gutmüthiger Brummbär, welchen sein Podagra zum Hypochonder zu machen droht, soll nach Vorschrift seines Arztes zu Gaiß im Appenzellerland eine Molkenkur machen. Er wird von seiner Nichte Clotilde und deren Gesellschafterin und Kammerzofe Suschen begleitet, zwei jungen Frauenzimmern von sehr gutem Naturell, die etwas von der in jener Zeit regierenden hyperromantischen Modekrankheit angegriffen sind. Diese drei nebst dem Bedienten Tobias,

dem Repräsentanten der hausbackenen Prosa und Unromantik, bilden den Mittelpunkt der Erzählung.

Hierum gruppiren sich mehrere Bekannte sowohl ältern Datums als solche, die sich unter den „Schottentrinkern" von Gaiß als mehr oder minder sympathische Figuren angeschlossen haben. Unter den letztern spielt eine besonders hervorragende Rolle der gelehrte Professor der Philologie aus Zürich, welcher trotz seiner Gelehrsamkeit ein ächter und würdiger Repräsentant des verständigen, etwas kühlen aber zuverlässigen, bescheidenen aber seines Werthes tiefbewußten Schweizerthumes ist. Einen andern nicht minder ehrenwerthen Schweizertypus lernen wir im ehemaligen französischen Gardehauptmann aus Innerrhoden kennen. Der romantischen Clotilde schließt sich eine junge an Geist und Körper gesunde Schweizerdame an. Ein junger Prediger aus dem Rheinthal wird bald der erklärte Anbeter Suschens, des Zöschens. Aus der Ferne ragen die Schatten zweier Männer in das Gemälde, von denen man ahnt, daß sie später um des Obersten schöne Nichte zu rotiren bestimmt sind. Der eine ist ein norddeutscher Predigerssohn und der andere ein junger Bernerpatrizier: eine artige Gruppe von Leuten, die sich da um die gelblichgrüne Molkennymphe zusammengefunden haben; daraus kann ein gewandter Novellist einen Roman zusammen zimmern, der sich gewaschen hat. Und dieß hat dann auch der Dr. Hegner auf die liebenswürdigste, anständigste und geistreichste Weise der Welt zu vollbringen verstanden.

Dem zur Molkenkur verurtheilten Obersten passirte, was schon gar Vielen vor und nach ihm wiederfuhr. Er hielt seinen Einzug in Gaiß bei Regenwetter, — ein Umstand, der keineswegs geeignet war seine Laune zu erheitern. „Mein Gott, ist denn das die liebliche Schweiz?" ruft er aus, Angesichts der grauen Wolken und der verschleierten Landschaft. Endlich einmal eines Abends ruft ihn Clotildchen in ihr Zimmer, von dessen Fenstern die Berge zum erstenmal sichtbar sind: „Nun ja", — findet er, — „hoch sind sie, und voll Schnee auch, und die Sonne scheint schön darauf, das ist Alles..... Unförmliche kahle Felsenmassen, Schneeflecke, die daran kleben, schwarze Tannenwäldchen am Fuße derselben, können an sich keinen angenehmen nicht einmal einen malerischen Anblick gewähren; aber im hohen Sommer, wann die Thäler durchglüht sind und die Sonnenstrahlen von den erhitzten Wänden zurückprallen, schmachtet der Wandrer nach Kühlung und nach dem Schatten der Wälder; er eilt den Lüften der Höhen entgegen und sein Auge träumt Seligkeit dort oben in blauer Ferne. Der Eindruck bleibt, weil er Geist und Leib trifft, der Wandrer nimmt denselben in seine Heimat zurück und seine Erzählung wird, wie von allem Gewaltigen, anziehend. Nun kommen die Nachempfinder und wollen den Eindruck ebenfalls haben und täuschen sich selbst, wie jeder der nach fremder Empfindung hascht. Aber sie wollen auch erzählen, auch Theilnahme erregen und suchen durch vornehme Redseligkeit oder studirte Phantasie zu ersetzen, was ihnen an wirklicher Empfindung abgeht. So entstehen dann die sublimirten Naturschilderungen, deren Farben nicht glühend genug aufgetragen werden können; und so entstand nach und nach die ganze Phraseologie der Alpenempfindsamkeit, fader Wortschaum, die Untiefen des Verstandes zu bedecken derer, die keine Gedanken haben und mit Gefühlen imponiren wollen....."

So urtheilt sehr verständig aber durchaus kühl der alte podagrische Kriegsoberste. Ebenso skeptisch spricht er von seiner Kur: „Auf diesem schattenlosen Boden (dem Dorfplatz) trinkt man des Morgens die Ziegenmolken.... und bratet dabei an der Sonne... Doch auch dieses Braten und Schmelzen wissen die Aerzte vortheilhaft zu deuten und sagen, die Hitze befördere die Ausdünstung, welche die Molkenkur nothwendig erfordere. Hingegen, als es kalt war, sagten sie, das rühre von der Höhe des Ortes her, weil da die Luft reiner und schärfer sei; eben diese Luft aber sei dem, der aus der Tiefe komme, gesund. Ein Anderer erklärt den auffallenden Stallgeruch, den Manche gleich beim Eintritt in dieses Milchland bemerken wollen, für heilsam. Wer kann daraus klug werden und wie mag Reinheit der Luft und jener Geruch nebeneinander bestehen?...."

Nicht geringere Mühe kostet es den Herrn Baron, obschon er im Grunde genommen zu den Aufgeklärten und Freisinnigen seiner Kaste gehört, sich in die bürgerliche Ordnung dieser kleinen Demokratie zu finden, wo Keiner von Geburt mehr gilt als der Andere und sonst Niemand befehlen darf als die Gemeinde.

Aber ganz allmählig geht eine Umwandlung in den Ansichten und Empfindungen des alten Herrn vor sich, die sehr natürlich und richtig motivirt ist. Er fühlt sich nämlich von Tag zu Tag gesunder und munterer; da findet er allmählig denn doch die Gebirgsnatur ganz erträglich schön, die Gebirgsluft wohlthätig und die Gebirgsleute trotz ihrer rauhen Schaale brav und verständig. Selbst mit den demokratischen Anschauungen beginnt er nach und nach sich zu versöhnen.

Indessen treiben die Frauenzimmer, nämlich Clotilde und ihre schweizerische Freundin und Suschen, welches in der demokratischen Athmosphäre zur Gesellschafterin avancirt, allerlei romantisches Zeug. Sie schwärmen für alemannische Poesie und Botanik, schlafen gelegentlich auf dem Heu u. s. w. Zu ihnen gesellt sich eine deutsche Stiftsdame, deren Anwesenheit die Wogen der Romantik noch viel höher fluthen läßt. Wir hegen starken Verdacht unser Hegner habe dieser philantropisch und religiös schwärmenden „Chanoinesse" die bekannte Frau von Krüdener als Modell sitzen lassen, welche zu seiner Zeit auch in der Schweiz ihr Wesen trieb.

Diese Chanoinesse geräth unter anderm auch mit einem alten appenzellischen Schulmeister in Konflikt. Sie spricht ihm von dem, was das oberste Erziehungsgesetz sei, nämlich: „Bewußtsein: du sollst wissen, was du thust, wann du schreibst, liesest, rechnest."

Er: Weiß das nicht jeder?

Sie: Keineswegs. Dazu gehört das Selbstauffinden der Formen nach erschöpfender Ansicht, in Anschauung der Zahlenverhältnisse, in Entwickelung des Sprachunterrichts durch Organübungen und Auflösen der Wörter in ihre Laute und Zusammensetzen der Wörter aus Lauten.

Der anwesende Pfarrer bemerkt schüchtern, der alte Schulmeister werde Mühe haben die Rede des Stiftfräuleins zu verstehen, welches sich jedoch nicht abschrecken läßt. „Zum Rechtlesen und Rechtschreiben", — fährt sie fort, — „gehört die Zeichen- und Buchstabenlehre, die Erforschung der Elemente der Form und Größe, so daß die Kinder kein „Ee" sollten schreiben lernen, ohne zu wissen, wie viel und was für Linien? wie viel und was für Winkel? wie hoch und wie breit jede Linie und das ganze Schriftzeichen?"

Er. Das muß langsame „Ee" geben! Und am Ende schreiben dann wohl diese Gelehrten noch unleserlicher als wir.

Dem Kopfschütteln des alten Mannes erwiedert die Chanoinesse: „Hätte Er, mein Freund, so viel Lust als ich Geduld habe, wir wollten uns über die Sache bald verstehen. Er würde in eine neue Welt der Erkenntniß eingeführt und aus seiner kümmerlichen Schule sollte eine Pflanzstätte jugend-

licher Denkkraft, Gesundheit, Einfalt und Unschuld, ja ein Tempel des heiligen Geistes werden."

Hier stand der alte Schulmeister mit Würde auf, nahm sein Käppchen ab und sprach dem Sinne nach Folgendes: „Die neue Welt der Erkenntniß werde ich nicht mehr da finden, wohin ihr mich weisen wollt; sie liegt etwas höher. Ihr mögt es gut meinen, junge Frau, aber ich glaube Ihr habt euch von der Eitelkeit bethören lassen. Ihr sprecht viel zu neu über eine alte Sache. Laßt mich in Gottes Namen mit meinen Kindern walten, ich will Euch bei den Eurigen auch nicht einreden."

Der Pfarrer mußte ihn belehren, daß eine Chanoinesse keine Kinder habe.

„Und will doch über Erziehung sprechen.... Bald werden uns die Jungfrauen vom Ehestand erzählen!...... Voriges Jahr war Einer hier, der glaubte, es würde weniger kalt in der Schweiz sein, wenn man den Schnee aus den Bergen wegschaffte, man dürfe zu diesem Endzwecke nur die unbrauchbaren Waldungen in den Bergklüften anzünden. Ihr macht es noch ärger, Ihr schafft das Brauchbare auf die Seite und werdet ebensowenig den Schnee zum Schmelzen bringen...."

So schlug der appenzellische Schulmeister die überspannte Menschenbeglückerin aus dem Felde.

Der Oberst befindet sich von Woche zu Woche besser; und je größer sein physisches Wohlbehagen, um so mehr Gefallen findet er an Land und Leuten.

Suschen ist nun wirklich mit dem Pfarrer aus dem Rheinthal verlobt. Der Oberst will die Hochzeit ausrichten, wozu sämmtliche befreundete Molkentrinker eingeladen werden. Zu diesem Zweck soll ein Landhaus im Rheinthal gemiethet und eingerichtet werden. Unterdessen wird eine größere Schweizerreise mit und zu der befreundeten Bernerin gemacht. Bei derselben bleibt Clotilde vorläufig auf Besuch. Der Oberst macht sich jedoch bald mit Suschen, der glücklichen Braut, und dem Sancho Pansa Tobias auf den Weg nach dem für den Sommer gemietheten Schloß Grünenstein. Nahe bei Schaffhausen gehen die Pferde durch, Tobias fällt vom Bock und verwundet sich, man ist genöthigt in dieser Stadt einige Zeit Rast zu machen, um die Herstellung des alten Dieners abzuwarten.

Da trifft es der Zufall, daß Suschen einem jungen Manne begegnet, den sie kaum hier zu finden geglaubt hätte. Es ist Gustav, der Sohn des Predigers auf des Obersten Rittergut. Gustav ist die heimliche Flamme Clotildens und Suschen längst die Liebesbotin. Davon läßt sich freilich der Oberst nichts träumen: wie dürfte der Predigersohn, sonst ein ganz lieber Junge, sein Auge nach dem Edelfräulein erheben. Er ladet ihn zu Suschens Hochzeit nach Grünenstein.

Unterdessen, vom Aufenthalt in Schaffhausen nichts wissend, reist Clotilde in Begleitung ihrer bernischen Freundin und eines jungen Vetters derselben, Hrn. von Simmenthal, auf anderem Wege nach Grünenstein. Es ist nicht schwer zu errathen, daß Hrn. von Simmenthals Herz trotz der kurzen Bekanntschaft sehr warm für Clotilde schlägt. In Grünenstein ist Papa Oberst, den man längst dort in Thätigkeit glaubt, noch nicht eingetroffen. Töchterliche Angst. Simmenthal schwingt sich auf's Pferd, die Verlornen aufzusuchen. In Rorschach trifft man zusammen. Gustav und Simmenthal erkennen sich als Universitätsfreunde. Alles begiebt sich in's Rheinthal nach Grünenstein.

Bald merkt Simmenthal, daß Gustav sein Nebenbuhler sei, der von Clotilde wiedergeliebt werde. Er entfernt sich ohne Abschied vom Schloß, stößt auf einen jungen Engländer, mit welchem Gustav vor kurzem in Streit gerathen. Simmenthal schlägt sich an Gustavs Stelle mit dem Engländer, zerhaut demselben das Gesicht und trägt selbst eine leichte Wunde davon. Dieses Abenteuer, welches die Gesellschaft auf Grünenstein lebhaft berührt, ist mittelbar die Ursache, welche den Obersten auf die Entdeckung des Verhältnisses zwischen Clotilde und Gustav führt. Sein Standesbewußtsein ist verletzt; Szene zwischen dem Obersten, Gustav und Clotilde. Der Professor der Philologie aus Zürich, dessen Herz Gustav durch seine Vorliebe für das Griechische gewonnen, sucht umsonst zu vermitteln. Gustav reitet blutenden Herzens bei Nacht und Nebel von dannen. —

Eine ziemlich unliebenswürdige Tante des jungen Pfarrers, die „Frau Amtsräthin", hatte eben für sämmtliche Grünensteiner Gäste ein großes Festmal bereitet. Nun fehlt der Oberst, der seinem betrübten Clotildchen aus den Augen geritten, — es fehlt Gustav. Auch die andern Gäste sind nicht bei besonderer Laune. Zu allem kommt noch der Klang der Feuerglocke um das Fest zu stören. Es ist eine wohlverdiente Strafe für die anmaßende Unliebenswürdigkeit der Amtsräthin. Zugleich bietet aber das ausgebrochene Feuer dem jungen Pfarrer Gelegenheit zu zeigen, daß er nicht nur ein eifriger Seelsorger, sondern auch ein tüchtiger Mann sei; er rettet nämlich mit Lebensgefahr einen alten Mann aus den Flammen, was ihm die erhöhte Hochachtung und Sympathie nicht nur seiner Gemeinde sondern des Lesers erwirbt.

Schon wieder eine Hiobspost. Gustav, in seinem Herzeleid achtlos durch die Nacht reitend, ist mit sammt dem Pferd in den Rhein gestürzt und liegt nun zwischen Leben und Tod in einem nahen Dorfe. Clotilde vergeht, der Oberst schreibt seiner Barschheit das Unglück zu und bereut schon halb und halb, daß er zwischen die Liebe der jungen Leute getreten. Das Zureden des alten verständigen Philologen und der Chanoinesse, die von Amtswegen als angehende alte Jungfer das Liebespaar protegirt, thut das Uebrige. Wenn nur Clotildens Mutter nicht wäre, eine adelstolze vornehme kränkliche Dame, die keine demokratische Molkenkur gemacht, sondern bei ihren pommerschen Junkern geblieben ist. Da kommt ein Brief mit schwarzem Siegel. Die Frau Baronin ist zu den Ahnen versammelt worden. Schmerzliche Thränen werden ihr nachgeweint. Aber mit ihr ist das letzte Hinderniß zwischen Clotilde und dem langsam genesenden Gustav, der inzwischen mit dem durch Simmenthal gezeichneten und in sich gegangenen Engländer Freundschaft geschlossen, weggeräumt.

Suschens Hochzeit geht nicht mit der einst vom Obersten gehofften lauten Fröhlichkeit von statten, sondern wegen der Familientrauer in sinniger Stille. Aber nebst dem Brautpaar sitzt ein zweites Paar an der Tafel, dessen Glück durch Thränen stiller Wehmuth lächelt. Und noch andre sind dabei, deren ehelosen Stand zu ändern vom Himmel beschlossen worden. Die Frau Amthsräthin hat Herz und Hand einem reichen und vornehmen Herrn v. X verschrieben; der Engländer mit der Narbe im Gesicht nähert sich sehr ernsthaft einem flachshaarigen Cousinchen des Pastors; und selbst das Cölibat der Chanoinesse wird in Frage gestellt durch den wackern Hauptmann aus Innerrhoden; während in der Küche der prosaische Tobias dem neuen Zöfchen Clotildens, einem niedlichen Bernermädchen, seine Flamme gesteht.

Dieß Alles ist die glückliche Folge einer Molkenkur. Denn wäre der norddeutsche adeliche Oberst kein Schottentrinker gewesen, so würde Suschen, an deren Ehrentag sich so viel Erfreuliches entwickelte, niemals Frau Pastorin im Rheinthal geworden sein. Und hätte der Oberst mit den Ziegenmolken von Gaiß nicht auch etwas demokratisches Ferment durch seinen Umgang mit dem Züricher Philologen und andern Republikanern in sich aufgenommen, so würde er kaum je die Verbindung seiner Nichte mit dem Pastorssohn zugestanden haben. So kam also durch die heilsame Wirkung der Molken Alles zu erfreulichem Abschluß.

Wagen wir es nun aus dem Werke einige Schlußfolgerungen auf den Verfasser zu ziehen.

Zuerst leuchtet hervor, daß derselbe ein guter Schweizer und Republikaner war, was man einen „liberalen Mann" zu nennen pflegt. Sonst hätte er nicht den demokratischen über die Standesvorurtheile hinweggehenden Grundsätzen dem starren Junkerthum gegenüber den schließlichen Sieg verliehen.

Des fernern müssen wir schließen, daß Hegner ein Mann von sorgfältigster innerer und äußerer Reinlichkeit gewesen; denn so wie seine Schreibart klar und durchsichtig dahin fließt, so ist auch im Inhalt seines Romans kein einziges zweideutiges Wort, kein unlauterer Gedanke. Gleich keusch und sauber sind Form und Gehalt. Der Mann, welcher so reinlich schreiben konnte, muß ohne Zweifel auch eine saubere zierliche Handschrift gehabt haben. Wir wagen noch ein Mehreres zu vermuthen: er muß nicht minder an seiner Person sehr säuberlich gewesen sein. Unser geistiges Auge sieht ihn mit sorgfältig gepudertem Kopfe, schneeweißer Hemdekrause und glatt gezogenen Zwickelstrümpfen unter seinen Kniehosen von frischgewaschenem Nankin....

Unzweifelhaft war Hegner ein fein- und vielseitig gebildeter Mann mit kerngesundem Urtheil. Dafür giebt Zeugniß, was er durch den Mund des Obersten, des Professors, des Hauptmanns, des Schulmeisters über Natur, Kunst, Sitte, Gesellschaft, Politik, Religion, Philosophie, Erziehung sagt. Ueberall blickt die hausbackene schweizerische Verständigkeit durch, die — wenn auch vielfach verschrieen — am Ende doch über alle Ueberschwänglichkeiten den Sieg davon trägt.

Aber unser Hegner ist deßhalb nicht etwa ein lederner Pedant. Die Szene zwischen der Chanoinesse und dem alten appenzellischen Schulmeister, von welcher wir ein Bruchstück mitzutheilen uns erlaubten, leistet den Beweis, daß der Verfasser der Molkenkur über ein gut Theil, wenn auch trocknen, so doch sehr gesunden und liebenswürdigen Humors zu verfügen hat. Seine satyrische Ader läßt sich jedoch nicht allein an dem Stiftsfräulein aus, sondern persiflirt auf eine ebenso witzige als harmlose Weise den naturphilosophischen Schwulst des deutschen Arztes, der die Tafelmusik zu Gaiß „ein Beförderungsmittel der Selbstanschauung des organischen Wesens" und den Tanz der Appenzellerbauern „eine Gymnastik des ästhetischen zeitlichen Daseins" nennt; — oder den gespreizten Philisterdünkel der Frau Amtsräthin; — oder die Halbbildung des Kammerzöfchens, welches den ehrlichen Tobias frägt, ob er auf den weiten Reisen, die er im Gefolge des Obersten gemacht, auch auf die Insel gekommen sei, wo jene wilden Frauenzimmer wohnen, von denen sie im Telemach gelesen? Unserem Bilde Hegners darf also auch das schalkhafte Lächeln auf dem sauberrasirten freundlichen Gesichte nicht fehlen......

Hegners Style merkt man die durchleuchtende Nähe der klassischen Periode des deutschen Parnasses an. Insbesondere scheint er Göthe zum Vorbild genommen zu haben; und wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, daß er dessen kristallhelle Durchsichtigkeit, dessen antike Kraft und Einfachheit zuweilen zu erreichen gewußt hat. Die ersten Schriftsteller aus unsern Tagen dürften bezüglich der Correktheit und ruhigen Klarheit des Styls bei dem von ihnen vielleicht kaum gekannten Hegner in die Schule gehen.

Eine gewisse Sentimentalität, eine Krankheit der Zeit, in welcher Hegner schrieb und lebte, klebt auch seinem sonst klassisch zu nennenden Romane an. Dann verletzt es uns einigermaßen, daß die Heldin der Erzählung, die romantische Clotilde, bloß durch den Tod ihrer Mutter glücklich werden konnte. Endlich giebt es für unsern Geschmack am Schlusse des Buches der Hochzeiten mehr als genug; und will es uns beinahe vorkommen, als ob der Verfasser durch diesen Schluß, wo sich Alles und Alles so glücklich paaret, die unziemlichen Anforderungen des großen Lesepublikums an den Romanschreiber habe persifliren wollen.

So viel steht fest, daß wir Schweizer an Hegners „Molkenkur" eine klassische Erzählung besitzen, welche wir keck dem Vikar von Wakefield an die Seite stellen dürfen.

Hegner schrieb nebst diesem nach eigenen Erlebnissen und Anschauungen einen historisch-politischen Roman: „Saly's Revolutionstage". Es ist eine in Dichtung gekleidete, jedoch dem Wesen nach wahre Darstellung der revolutionären Ereignisse des Schicksalsjahres 1798. Dieser Roman ist ein Bruchstück geblieben, weil der Verfasser die Kühnheit oder Rücksichtslosigkeit nicht hatte, dem Sturme Trotz zu bieten, welche die nichtauszuweichende Berührung wirklicher Persönlichkeiten und geschichtlicher Thatsachen erregen mußte.

Kunststudien veranlaßten unsern Winterthurer Dichter zu einem Werke anderer Gattung; wir sprechen von dem „Leben Hans Holbein's, des Jüngern", des genialen Malers des Basler Todtentanzes, des lustigen Bruders und fröhlichen Lebemanns, welcher — nachdem er in Basel und anderswo Wirthsschilde gemalt — am Hofe Heinrich VIII. von England zu hoher Gunst und großem Ansehen gelangte. Diese biographische Schrift, welche 1827 in Berlin herauskam, war die Frucht zwanzigjähriger Vorarbeiten und ist uns ein Beweis mit welchem Fleiß, welcher Ausdauer und Gründlichkeit unser liebenswürdige Novellenschreiber sich einem Gegenstande widmen konnte, wenn derselbe dessen würdig war.

Ulrich Hegner von Winterthur widerlegt die Behauptung, daß auf unserm republikanischen Boden und in unsrer demokratischen Luft den Musen keine Tempel gebaut werden könnten. Nur müssen sich's die Musen gefallen lassen, daß man ihnen darin auf demokratische und republikanische Weise opfere.





Paul Vital Troxler.

Professor Troxler war ein Ritter vom Geiste, stets zum Kampfe gerüstet, stets zum Kampfe aufgelegt, an jedem Tag und zu jeder Stunde, sei es mit der Rede scharfem Schwert oder mit der spitzigen Lanze, seiner schreiblustigen und schreibgewandten Feder. Aber am Liebsten griff er in seinen polemischen Zweikämpfen zur wuchtigen Streitaxt, den Gegner nicht nur als Besiegten in den Sand zu werfen, sondern ihn zu zerschmettern und zu zernichten.

Was die äußere Gestalt unseres streitbaren Ritters anbelangt, so gehörte sie keineswegs zu den hochragenden. Er war eher klein von Statur, aber kräftig und untersetzt. Unter der starkentwickelten, zurückgebogenen Stirn und unter den scharfblickenden Augen ragte eine kecke, keineswegs kleine Habichtsnase. Es war der scharf ausgeprägte Typus eines stets kampfbereiten und kampflustigen geistigen Gladiators, der sich eher in Stücke hauen ließe als dem Gegner einen Fuß breit zu weichen.

Troxler erblickte das Licht im Jahr 1780 zu Münster im Kanton Luzern, im Schatten und Bereich des uralten Collegiatstiftes Beromünster, unter dessen Jurisdiction der ansehnliche Marktflecken Jahrhunderte lang gestanden und dessen mächtiger Einfluß noch heute trotz allen Wandelungen der Zeit daselbst sich fühlbar macht. Es wird dieser Umstand hier deßhalb betont, weil der Weihrauchduft des Hochstiftes sogar aus unseres Troxlers Leben und Denken nicht ganz verschwunden ist. Die Lebensverhältnisse, die seine ersten Jahre umgaben, waren sehr bescheidene. Sein Vater zählte zum ehrsamen Gewerbe der Schneider, gab sich jedoch leidenschaftlicher mit Bücherlesen als mit der Nadel ab. Wir haben ihn im Verdacht zu den Freidenkern und Enzyklopädisten Münsters gehört zu haben. Zum Glück führte die Mutter das Regiment im Hause, welche dem Vater das Bücherlesen an Werktagen verpönte, das Hauswesen musterhaft führte und den Sohn, den Enzyklopädisten zum Trotz, mit jener Milch der frommen Denkungsart tränkte, die im Weichbilde Beromünsters nur sehr selten in das Drachengift gottloser Aufklärung umschlug.

Die ersten Anfangsgründe gelehrten Wissens erhielt Troxler an der Stiftsschule seines Heimatortes, wo unter anderem auch Latein gelehrt wurde. Wir glauben bestimmt annehmen zu dürfen, daß der angehende Lateiner und spätere Philosoph damals nicht selten als Ministrant hinter dem Priester am Altare stand. Die Mutter hätte es nicht anders gethan. Es war so Sitte in frommen Häusern, daß die Knaben „Messe dienten"; es war ein frommes Werk und ließen sich ein Paar Kreuzer dabei verdienen. Bei der nicht besonders geistreichen Lehrmethode von damals ist es dem Knaben nicht zu verdenken, wenn er weniger durch sein Sitzleder in der Schule sich auszeichnete, als seine Fortschritte vielmehr seinem guten Gedächtniß und seiner leichten Fassungskraft zu verdanken hatte.

Als der Alumnus an der Stiftsschule nichts mehr lernen konnte, ward ihm von den Eltern gestattet das Gymnasium in Solothurn zu besuchen, wo er die Klassen der Grammatik und Syntax durchmachte. Von da ging er, in die Klasse der Rhetorik hinaufsteigend, an das Gymnasium nach Luzern. Professor der Rhetorik war in Luzern der Exjesuit, Pater Franz Regis Krauer, ein Mann von Geist und origineller Pädagog, welcher sich des jungen Troxler besonders annahm, und keinen geringen Einfluß auf dessen bildsames Gemüth ausübte.

Unterdessen war die Windsbraut der französischen Revolution auch über die alte Eidgenossenschaft gegangen und hatte dieselbe für kurze Zeit in eine helvetische Republik umgewandelt. Der Exaristokrat Vinzenz Rüttimann wurde Regierungsstatthalter des Kanton Luzern und der Exjesuit Krauer empfahl demselben den Exrhetoriker Troxler als Sekretär. So ward der junge Mann, kaum 18 Jahre alt, auf die politische Laufbahn geworfen. Zwei Jahre blieb er an seiner Stelle ohne besonderen Geschmack daran zu finden. 1800 schüttelte er die Fesseln des Staatsdienstes von sich und zog als freier Musensohn nach Jena, wo damals Schelling mit seinen philosophischen Vorlesungen debütirte, während das benachbarte Weimar durch die beiden Dioskuren Göthe und Schiller zur deutschen Musenstadt par exxellence geworden war.

Es war damals unter den jungen Schweizern, besonders unter jenen, die in beschränkten ökonomischen Verhältnissen standen, nicht Sitte die Universität zu besuchen, ohne ein bestimmtes Fach- und Brodstudium zu betreiben. Troxler ließ sich als Mediziner immatrikuliren, hörte jedoch mit Vorliebe Schellings naturphilosophische Kollegien und wurde dessen bevorzugter Zuhörer.

Trotz dieser Vorliebe für philosophische Disciplinen brachte es sein Fleiß und seine leichte Fassungskraft so weit, daß er schon im dritten Jahr als Doktor der Medizin und Chirurgie promoviren konnte. Mit dem Doktorhut ging er 1803 nach Göttingen; als jedoch der Kriegslärm in der Nähe dieses Musensitzes bald zu laut wurde, siedelte unser Doktor nach Wien über. In dieser großen Stadt traf er nicht nur die Hülfsmittel und Anstalten, sich in seinem künftigen Lebensberuf, der Arzneiwissenschaft, weiter auszubilden, sondern er fand dort auch ein Herz, welches das seinige zu fesseln verstand. Er lernte in Wien Fräulein Wilhelmine Polborn aus Potsdam kennen, ein Mädchen von ebenso großen äußern Reizen als geistiger Kraft und Schärfe. Wir wissen nichts vom Liebesfrühling zu melden der damals im Gemüthe des jungen Philosophen gewiß nicht minder üppig aufblühte als im Herzen eines andern gewöhnlichen Menschenkindes. So viel steht fest, daß er 1806 nach der Schweiz zurückkehrte, gleich nach seiner Heimkehr eine ansehnliche ärztliche Praxis erwarb, bald darauf mit den Sanitätsbehörden Luzerns in Fehde gerieth, denselben eine stachlichte Druckschrift an den Kopf warf und in Folge dessen — um der Maßregelung der Behörden auszuweichen — Praxis und Vaterland wieder verlassend — nach Wien zurückkehrte, wo er sich schriftstellerischer Thätigkeit widmete und endlich im Oktober 1809 seine Braut an den Altar führte, um einen Bund zu schließen, welchen der Tod erst nach fünfzig Jahren wieder löste.

Die ersten Jahre seiner Ehe verlebte Troxler ebenfalls in Wien. Ein solcher längerer mehr als zehnjähriger Aufenthalt in Deutschland konnte nicht anders als auf die äußeren Formen des Mannes seinen Einfluß ausüben. So sehr er in

seiner Gesinnungsweise ein Schweizer und Republikaner blieb, so war er doch während jener langen Zeitfrist im Aeußern ein Deutscher geworden und hatte auch sein schweizerisches Idiom, den Dialekt, den man zu Münster an der Wyn spricht, für immer abgelegt, um fürderhin jenes Deutsch zu sprechen, welches er in Jena und Göttingen seinen Professoren, in Wien den schönen Lippen seiner Braut abgelauscht hatte. Trotz dem zog ihn das Schweizerheimweh und der Wunsch seiner Mutter etwa um's Jahr 1811 oder 12 nach der Heimat zurück. Er hatte gehofft die Empfindlichkeit eines hochweisen luzernischen Sanitätskollegiums möchte sich unterdessen gelegt haben. Da hatte er jedoch ohne den Wirth gerechnet. Die ehrwürdigen ärztlichen Perücken, die darin saßen, hatten den Backenstreich des jungen Kollegen noch lange nicht vergessen. Troxler heimgekehrt, wurde zur Haft gesetzt, nur gegen Bürgschaft wieder daraus entlassen und mußte — was für ihn das Bitterste war — der beleidigten Behörde schriftliche Abbitte leisten. Dieß geschah nicht etwa zur verschrieenen Restaurationszeit, sondern unter der Herrschaft der liberalen Mediationsverfassung. Wer sich darüber wundern sollte, daß der streitbare Troxler sich solche Behandlung gefallen ließ, dem ist zu bemerken, daß es aus Pietät für seine über Alles verehrte Mutter geschah, welcher das Verbleiben des geliebten Sohnes in der Heimat zum Lebensbedürfniß geworden war.

Die Maßregelung, die ihm von Seiten seiner Oberbehörde zu Theil geworden, schadete dem jungen Gelehrten und Arzte in der öffentlichen Achtung keineswegs; es trat im Gegentheil — wie es in der Regel zu geschehen pflegt — ein Rückschlag nach entgegengesetzter Richtung ein. Der Verfolgte wurde als Arzt und Mensch nur um so populärer. Es spannen sich ihm Tage des Glückes, während welchen er ungetrübten Geistes seiner ärztlichen Praxis und seinen philosophischen Forschungen oblag. Die Frucht der letzteren war die geistreiche, von den Männern der Wissenschaft mit freudigem Lob begrüßte Schrift: „Blicke in das Wesen des Menschen" (Aarau 1812). —

Die großen politischen Ereignisse von 1814 rissen unsern philosophischen Arzt aus seinem gedeihlichen Stillleben heraus. Die durch den Sturz der Mediationsverfassung bedingte staatliche Umgestaltung der Schweiz und ihrer Kantone veranlaßte ihn mit einem kecken Sprung wiederum das Gebiet der Politik zu betreten. Eine Flugschrift, betitelt: „Ein Wort bei der Umbildung eines Freistaates", beschäftigte sich speziell mit seinem Heimatskanton Luzern. Darin trat Troxler den neuauflebenden und im Sonnenschein der siegreichen Reaktion sich breitmachenden Ansprüchen der auf ihre Vorrechte pochenden Hauptstadt und ihres Patriziats entgegen. Es ist zu bemerken, daß er sich keineswegs auf die Höhe der reinen Volkssouveränität und allgemeinen Gleichheit der Rechte stellte, sondern nur den kleinern Municipalstädten als der Vertreter der Intelligenz in dem nicht zur souveränen Hauptstadt gehörenden Volke größere politische Rechte vindicirte. Diese Flugschrift wurde den maßgebenden Größen jener Tage in die Hände gespielt, aber von denselben als Elucubration eines kannegießernden Arztes vornehm ignorirt. Merkwürdig, daß es anderthalb Jahrzehnte später eben jene kleinen Municipalstädte waren, welche faktisch den souveränen Kantonshauptstädten das Regiment entwanden und während einer kürzern oder längern Uebergangsperiode die rückhaltlose Anerkennung der reinen Volkssouveränität und politischen Gleichheit aller Staatsbürger vorbereiteten. Eine zweite Flugschrift Troxlers: „Die Freiheiten und Gerechtsame der Kantonsbürgerschaft Luzerns" wurde nicht ignorirt. Da man sie in Zusammenhang mit einer staatsgefährlichen Denkschrift vermuthete, die dem neuen Großen Rathe eingereicht worden, ward der Verfasser verhaftet, eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, aber derselbe bald wieder freigelassen.

Als dann die Geschicke Europas und auch jene der Schweiz und ihrer Kantone in der Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates entschieden werden sollten, glaubte sich Troxler berufen, seinen langen Aufenthalt in Wien und seine Bekanntschaft mit einigen einflußreichen Persönlichkeiten zu Gunsten der liberalen Sache geltend zu machen. Von Freunden aufgemuntert begab er sich in die Kongreßstadt. Wer die maßgebenden Gesichtspunkte kennt, nach welchen damals Europas Geschicke geregelt wurden, wird sich nicht wundern, daß die Stimme des philosophischen Doktors im Gewimmel der Diplomaten und dem rauschenden Lärm ihrer üppigen Feste sehr unberücksichtigt verhallte. Durch den Gedanken unverrichteter Dinge heimkehren zu müssen etwas gedrückt, langte er, nachdem die schweizerischen Geschicke ohne ihn entschieden worden, in der Heimat an, von der Politik der weniger spröde sich erzeigenden Wissenschaft sich wiederum zuwendend.

In Verbindung mit einigen Freunden gründete er 1816 die Zeitschrift „Neues schweizerisches Museum" und 1817 das mit seinem speziellen Berufsfache in näherm Zusammenhang stehende „Archiv für Medizin und Chirurgie."

Selbst unter den patrizischen Kreisen Luzerns fanden sich liberale Männer, welche Troxlers Eigenschaften zu würdigen wußten. Vor allem war es Eduard Pfyffer, Mitglied der Regierung und des Erziehungraths. Bei seinen Bemühungen die höhere Lehranstalt in Luzern neu zu gestalten, warf er seine Blicke auf den philosophischen Doktor von Münster. Demselben ward der Lehrstuhl der Philosophie, dem gelehrten Geschichtsforscher Eutych Kopp jener der klassischen Philologie zugedacht. Es lag jedoch ein großes Hinderniß im Weg. Bis anhin hatten sämmtliche Professoren des Gymnasiums und Lyzeums dem geistlichen Stande angehört. Welche Religionsgefahr, wenn nun ein Laie, gar noch ein solcher mit einer jungen hübschen Frau, sich einschmuggeln würde! Eduard Pfyffer wandte sich in seiner Verlegenheit an den vielvermögenden Schultheißen Vinzenz Rüttimann, der seinen Sekretär aus der Zeit der helvetischen Republik noch in gutem Andenken hatte. Dessen gewichtigem Einfluß gelang es jene beiden Gelehrten (auch Kopp war Laie) als Professoren an die Lehranstalt berufen zu lassen.

Im Spätherbst 1819 begann Troxler seine Laufbahn als Docent. Die luzernische Lehranstalt war damals nebst jener in Solothurn die einzige in der Schweiz, wo katholische Jünglinge deutscher Zunge eine gelehrte Bildung erhalten konnten. Die Frequenz aus der Urschweiz, St Gallen und dem Aargau war eine bedeutende. Die Berufung Troxlers und Kopps erwarb derselben einen neuen Glanz und den Ruf der Freisinnigkeit, welche zwar eine sehr relative war, aber dennoch alle liberalen Elemente unter der studirenden katholischen Jugend der Schweiz dahin zog. Sogar von deutschen Universitäten her kamen junge Leute Troxlers Philosophie zu hören.

Derselbe entwickelte eine erstaunliche Thätigkeit den gehegten Erwartungen zu entsprechen. Seine eigenthümliche Auffassung und Behandlung der Philosophie erlaubte ihm nicht sich an irgend ein Lehrbuch anzulehnen, sondern nöthigte ihn über die meisten philosophischen Disciplinen eigene Compendien zu schreiben; so über Logik, Anthropologie, Ethik, philosophische Rechtslehre, Metaphysik und Aesthetik. Diese Compendien wurden nicht dictirt, sondern von den Studirenden zu Hause abgeschrieben und die Lehrstunden dazu verwendet in freiem

Vortrage lebendige und klare Erläuterungen der geschriebenen Hefte mitzutheilen.

Schlug unter Troxlers Auspizien das geistige Leben am luzerner Kollegium höhere Wellen, so rauschte und brauste auch das gesellige Leben der jungen Leute in ungewohntem Maaße. Akademische Sitten begannen sich einheimisch zu machen, die nicht wenig mit den niedergeschlagenen Blicken und den langen Röcken der frühern Jesuitenschüler contrastirten. Der gefeierte Professor der Philosophie war keineswegs ein Förderer und Freund dieses sogenannten „burschikosen“ Wesens, welches mehr dem Bierverbrauch als dem ernsten Studium zu gut kam. Deßungeacht mußte der „Zerfall der Disciplin“ den Gegnern Troxlers und denjenigen, welche den höhern Unterricht nur mit Verdruß der Geistlichkeit entzogen sahen, zur Handhabe dienen.

Eine fernere Handhabe bot sich, als Troxler im Jahr 1821 die politische Schrift „Fürst und Volk nach Buchanans und Millers Lehre“ veröffentlichte, in welcher dem Selbstconstituirungsrecht des Volkes das Wort geredet wurde. Das war zur Blüthezeit der Restauration ein keckes Wagniß. Die Schrift wurde als staatsgefährlich denunzirt, Maßregeln des Auslandes in Aussicht gestellt und die luzerner Regierung so sehr in's Bockshorn gejagt, daß der Rath am 17. September 1821 dieser Angelegenheit eine außerordentliche Sitzung weihte, in welcher der demagogische Professor ungehört abgesetzt wurde. Der stets kampfbereite Polemiker ließ sich das Wort nicht entziehen; er schrieb einen „Nachtrag zu Fürst und Volk“, was jedoch seine Sache in den Augen der Regenten keineswegs gut machte, sondern ihm einen Preßprozeß an den Hals zog.

Diese Maßregelung schloß ihm nicht den Mund. Da nach seiner Entfernung die Lehranstalt wieder vollständig in ultramontanes Fahrwasser gerieth und deren beabsichtigte Neugestaltung aufgegeben wurde, schnitt er sich seine Feder noch spitzer, tauchte sie in die schärfste kritische Lauge und schrieb (1823) das Pamphlet „Luzerns Gymnasium und Lyzeum.“ Diese Polemik, welche hauptsächlich gegen die ultramontane Fraction der luzerner Geistlichkeit gerichtet war, brachte unsern Troxler, obwohl von Muttermilch her ein positiver Christ und guter Katholik, in den schlimmsten Ruf der Häresie. Kein Wunder, daß seines Bleibens im katholischen Vororte nicht mehr war. Er siedelte 1823 nach Aarau über, wurde dort mit offenen Armen aufgenommen, fand im sogenannten „Lehrverein“, einer Unterrichtsanstalt, welche das der dortigen Kantonsschule abgehende Lyceum ersetzen sollte, einen angemessenen Wirkungskreis und fühlte sich bald so heimisch, daß er sich ein zunächst der Stadt am linken Aarufer gelegenes Landgut erwarb und dort sich haushäblich niederließ.

Aarau, obwohl klein und erst seit wenigen Jahren zum Rang eines Kantonshauptortes erhoben, war zu jener Zeit keineswegs der geringsten eine unter den Städten Israels.

Der Bürgermeister Herzog führte ein mildes aufgeklärtes Regiment. Zschokke, zugleich populärer Zeitungsschreiber, Novellist, Andachtsschriftsteller und manches Andere mehr, war für Aarau was einst Göthe in etwas höherer Potenz für Weimar gewesen. Mehrere, wegen ihrer liberalen Gesinnung von jenseits dem Rhein vertriebene deutsche Gelehrte, unter ihnen Wolfgang Menzel und Follen hatten daselbst ihren zeitweiligen Aufenthalt. In dieser von geistigem Sauerstoff reichlich gesättigten Athmosphäre fand Troxler ein Medium, in welchem ihm behaglich war. Er spann da während einer Reihe von Jahren äußerlich ruhige aber dennoch geistig bewegte Tage. Während er im „Lehrverein“ seine philosophischen Vorlesungen hielt, verfolgte sein Blick alle Vorgänge des öffentlichen Lebens in der Nähe und Ferne, nahm lebhaften Antheil an den gegen Ende der Zwanzigerjahre stattgefundenen Verfassungskämpfen in seinem Heimatkanton und schrieb zugleich einige gewichtige philosophische Werke. Die Titel der letztern sind: „Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik — Aarau 1828“; — „Logik, die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniß — 2 Bde., Stuttgart und Tübingen 1829“; endlich „Geschichte der Logik — ebendaselbst 1830.“ —

Diese philosophischen Schriften in denen er — insbesondere in der „Logik“ — der hegel'schen Philosophie mit großer dialektischer Schärfe zu Leibe ging, trugen das ihrige bei seinen Ruhm in der wissenschaftlichen Welt zu mehren. Basel, zu allen Zeiten und besonders in jenen Tagen darauf bedacht seiner alten Universität neuen Glanz zu verschaffen, warf seine Blicke auf unsern Troxler und berief denselben im Herbst 1829 als Professor der Philosophie an seine Hochschule, wo schon einige Jahre zuvor die gehetzten deutschen Demagogen und gelehrten Männer Wilhelm Snell und De Wette Zuflucht und Schutz gefunden hatten. Mit Freude nahm er den ehrenvollen Ruf an und hielt im Juni 1830 seine Antrittsrede. Schon sah er die Universität Basel als eidgenössische Hochschule zu einem geistigen Focus werden, der seine Lichtstrahlen, die Völker aufklärend und zur Freiheit heranbildend, weithin senden sollte. Da kam schon nach wenigen Wochen die Pariser Julirevolution und lockte den neuen Hochschullehrer wiederum auf das politische Feld.

Zuerst war es sein Heimatskanton, dem er seine Aufmerksamkeit zuwandte. Die halbliberale Luzernerverfassung von 1829 hatte niemals seinen Beifall gehabt. Jetzt wurde er der Wortführer derjenigen, welche sie durch eine entschieden freisinnigere zu ersetzen strebten. Getragen von der Strömung der Zeit, drang er durch. Ein Verfassungsrath wurde bestellt, in welchem Troxler zwar nicht selber saß, wo jedoch seine Freunde und Schüler die Troxler'schen Grundsätze zur Geltung bringen konnten.

Bald traten die Kämpfe jener Zeit noch näher an ihn heran. Es entspann sich der Streit zwischen Baselstadt und Baselland. Von ganz objektivem Standpunkt ausgehend sprach sich Troxler offen für die Gleichberechtigung aller Bürger aus, zugleich jedoch seine Erwartung nicht verhehlend, daß das intellectuelle Uebergewicht der Stadt über die Landschaft sich faktisch dennoch geltend machen solle und werde. So objektiv blieb keine der Parteien, sondern es griffen dieselben nach unfruchtbaren Deklamationen und Diskussionen bald zur ultima ratio, — zu den Waffen. Troxler wurde für 1831 als Nachfolger seines Freundes Wilhelm Snell zum Rector der Universität erwählt. Wenige Tage nach dem Antritt seiner Würde brach der Bürgerkrieg aus. Der neue Rector warnte die Studirenden am Kampfe gegen die Landschaft theilzunehmen. Man legte diesen Schritt als eine Feindseligkeit gegen die Stadt, als eine Begünstigung der landschaftlichen Empörer aus; und wie in so aufgeregten Zeiten die Phantasie bald Alles in's Ungeheuerliche steigert, so ward Troxler beschuldigt mit Wilhelm Snell Mitglied eines geheimen leitenden Revolutionskomite zu sein. Es wurde gegen ihn eine Untersuchung angehoben; Verhaftung, Haussuchung, Stadtarrest waren die Folgen. Schließlich kam, wie zu erwarten, nichts dabei heraus. Nichtsdestoweniger wurde er seiner Rectorswürde und seiner Professur entsetzt. Er siedelte, so bald als möglich, nach seinem Landsitz bei Aarau über. Basel wurde das Ziel einiger seiner schärfsten publizistischen Pfeile.

Die Flut des Liberalismus stieg in der Schweiz höher und höher. Der Nachen des Märtyrers Troxler wurde von

den rollenden Wellen hochgehoben. Nie war sein Name populärer als gerade in jenen Tagen. Die Gemeinde Wohlenschwyl im aargauischen Freienamt schenkte dem „alten Löwen an der Aar" das Bürgerrecht und gleich darauf wurde er zum Mitglied des Großen Rathes gewählt.

Im Aargau entbrannten am frühesten und heftigsten die Kämpfe der radikalen Staatsgewalt gegen den sogenannten Ultramontanismus. Die aargauischen Klosterstürmer glaubten in dem freisinnigen Philosophen einen gewaltigen Vorkämpfer gefunden zu haben. Aber nun trat zu Tage, daß Troxlers Wiege nicht umsonst im Schatten des Kollegiatstiftes von Beromünster gestanden. Nicht nur trat er der absoluten Staatsgewalt in kirchlichen und Schulangelegenheiten entgegen. Er ging soweit, dem Bischof die Gutheißung der Lehrbücher für katholische Schulen zu vindizieren. Und als bald darauf die sogenannten Badener Artikel als Kriegsmaschine gegen die Hierarchie zwischen einigen Kantonen vereinbart wurden, trat er denselben im aargauischen Großen Rathe entschieden entgegen.

Seine Freunde suchten ihn von der politischen Arena wieder auf ein ruhigeres wissenschaftliches Thätigkeitsfeld zu versetzen. Ein Versuch ihn — an des abgehenden Pater Girards Stelle — zum Professor der Philosophie nach Luzern berufen zu lassen, mißlang. Da eröffnete am 15. November 1834 Neuhaus auf feierliche Weise die bernische Universität, die Pflanzschule künftiger freisinniger Staatsmänner. Wilhelm Snell erhielt das Rectorat und Troxler den Lehrstuhl der Philosophie, welchen er von da an beinahe zwanzig Jahre lang inne hatte.

Es wird hier nicht am unrechten Orte sein ein kurzes Wort über den Inhalt der troxler'schen Philosophie zu sprechen. Einer seiner gelehrten Freunde sagt von derselben: „In „ihr finden die dualistischen und monistischen Systeme, der Ma„terialismus und Spiritualismus, der Realismus und Idealis„mus ihre befriedigenden Lösungen ..." Wie sollen diese für das Ohr eines Laien sehr räthselhaften Worte verstanden werden? Wir wollen den kecken Versuch einer freien Uebertragung wagen: Troxler bildete sich eine Welt- und Gottanschauung, durch welche die Anforderungen seiner skeptischen Vernunft mit dem positiven Glauben, den er mit der Muttermilch eingesogen, in beruhigenden Einklang gebracht wurden..... Es bekräftigt uns diese Wahrnehmung den Satz, daß die beruhigende Ueberzeugung in den höchsten Dingen keinem Selbstdenkenden von Außen octroirt werden, sondern daß er sie nur in seinem eigenen Innern finden kann. Troxler fand diese Beruhigung in seinem nach Jakobi und Schelling konstruirten Systeme. Auf absolute Wahrheit hat dasselbe kein größeres Recht Anspruch zu machen als die Systeme Spinozas, Kant's, Fichtes oder des von ihm so scharf bekämpften Hegel. Die neueren Philosophen legen ihm, als längst überholt, wohl nur noch einen antiquarischen Werth bei. Unsrem Weisen von Beromünster dürfen wir es aber nicht weniger als seinen ältern und jüngern Kollegen zu gut halten, wenn er, wie die andern, seine Weltanschauung für die allein seligmachende hielt.

Troxler wurde durch seine neuen akademischen Pflichten keineswegs abgehalten an den Gährungen im Staatsleben jener Zeit den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Insbesonders thätig war er als polemischer Zeitungskorrespondent. Er war es, welcher die vorgeschrittene freisinnige Partei, welcher er angehörte, zuerst die „radikale" nannte, um sich in nicht langer Zeit von diesem seinem Pathenkinde loszusagen. Es geschah letzteres bei Anlaß des zürcherischen Straußenhandels und der aargauischen Klösteraufhebung, wo er entschieden auf die kirchliche Seite sich stellte. Auch mit dem Vorgehen der radikalen Zwölfermehrheit gegen den Sonderbund war er nicht einverstanden; es war dieß in seinen Augen nur ein Versuch mehr der Unterwerfung der Kirche unter die absolute Staatsgewalt... Dürfen wir uns wundern, daß dieser noch in so später Zeit merkbar werdende beromünstersche Weihrauchduft in jener leidenschaftlich bewegten Zeit ihm den Vorwurf der Apostasie zuzog? —

Um so einverstandener finden wir ihn mit der Bundesreform von 1848. Von lange her schien es ihm eine Lebensaufgabe der Schweiz zu sein, ihre Bundesverfassung mit den regenerirten Kantonsverfassungen in Einklang zu bringen. Als Vorbild für jene schwebte ihm die amerikanische Verfassung vor. Als die Tagsatzung nach Auflösung des Sonderbundes das schwierige Werk an die Hand nahm, stand Troxler mit Schrift und Wort für seine Ueberzeugung ein. Er fand die Genugthuung, daß im Schooß der Behörde eine gewichtige Persönlichkeit für seine Ansicht in die Schranken trat, Josef Munzinger von Solothurn. Das Zweikammersystem nach amerikanischem Vorbild wurde angenommen.

Allmälig zum Greis geworden, begann der sonst so Unermüdliche das Bedürfniß nach Ruhe zu fühlen. Die Regierung von Bern entsprach im Jahr 1853 seinem Wunsche durch eine ehrenvolle Entlassung und anständige Pension. Er übersiedelte wieder nach seinem Landgut in Aarau. Es wurde nun zwar allmälig einsam um ihn; denn seine Altersgenossen und Mitkämpfer starben weg; und es erstand ein neues Geschlecht, welches andere Wege ging. Dennoch wurde sein Alter noch von einigen hellen Sonnenblicken umglänzt. Nachdem er fünfzig Jahre seinen Doktorhut getragen, sandte zur Jubelpromotion die Universität Jena ein neues Ehrendiplom „dem unermüdlichen Vorkämpfer des öffentlichen Wohles Helvetiens." — Im Jahr 1858 reiste dann der Jubelgreis zur Feier des 300jährigen Bestehens der Universität Jena selber noch nach der Musenstadt und nahm, als einer der Aeltesten der Alten, die wohlverdiente Huldigung entgegen....

Zwei öffentliche Ereignisse sollten noch die Laune des Greises trüben: die Aufhebung des Klosters Rheinau und der französische Handelsvertrag. Ein „Neujahrsgruß für 1866 an die schweizerischen Eidgenossen", war die letzte polemische Schrift, der Schwanengesang, des 86jährigen Mannes. Darin zog er gegen die sieben vorgeschlagenen Revisionsartikel der Bundesverfassung scharf zu Felde und zwar vom Gesichtspunkt derjenigen aus, welche darin eine „Entchristlichung des Staates" erblickten. So finden wir einen der Hauptbeförderer der schweizerischen Regeneration, den Freund und Mitkämpfer Wilhelm Snells, am Ende seiner Tage in Reih und Glied mit den Mitgliedern des Piusvereins. Nicht er war es, der anders geworden, sondern die Dinge um ihn.

Nachdem Troxler als katholischer Christ sich die Sterbesakramente hatte reichen lassen, ging er den 6. Merz 1866 aus dem Kampf des Lebens zur ewigen Ruhe ein.





Hans von Reinhard.

Hans von Reinhard.

Während zwei wichtigen Wendepunkten der neueren Schweizergeschichte war der Einfluß des zürcherischen Staatsmanns, dessen Lebensgeschichte zu skizziren hier versucht wird, ein maßgebender: zuerst als der erste Konsul Bonaparte durch die von ihm oktroirte Mediationsverfassung der helvetischen Mißregierung und eingerissenen Anarchie in der Schweiz ein Ende machte; und dann als nach dem Sturze Napoleons die Diplomaten des Wienerkongresses den zwieträchtigen Kantonen einen Bundesvertrag auferlegten, welchen selbst zu vereinbaren diese leider nicht im Stande waren. Diese zwei Seiten der Schweizergeschichte gehören nicht zu den glänzenden. Aber darum gebührt dem Staatsmann, der in trüben mißlichen Zeiten dem Vaterland unbeirrt seine Dienste weiht, nichtsdestoweniger die verdiente Anerkennung.

Der Bürgermeister von Zürich und Landammann der Schweiz Hans von Reinhard wurde geboren im Jahr 1755. Sein Vater war in seiner Jugend Offizier in einem Schweizerregiment in Holland gewesen und hatte sich dann dem zürcherischen Staatsdienste geweiht. Seine Mutter, eine geborne Greuther, war die letzte eines mit ihr aussterbenden bürgerlichen Geschlechtes der Stadt Zürich.

Den Erstgebornen Hans schickte der Vater in seinem 12ten Jahre in die damals berühmte Erziehungsanstalt von Planta und Resemann in Haldenstein. Nach fünfjährigem Aufenthalt in diesem Institute, dessen Hauptzweck es war republikanische Staatsmänner im damaligen Sinne des Wortes heranzuziehen, kehrte der junge Reinhard in's väterliche Haus zurück. Dort bereitete er sich mit dem Beistand bedeutender zürcherischen Gelehrten auf den Besuch der Hochschule vor.

Im Jahr 1773 bezog er, 18 Jahre alt, die Universität Göttingen. Er besuchte mit großem Fleiß die Kollegien über Politik, Staatswirthschaft und Rechtswissenschaften. Zwischen 5 Uhr Morgens und 9 Uhr Abends erlaubte er sich bloß drei Feierstunden; die übrige Zeit nahmen entweder die Kollegien oder die Repetitionen in Anspruch. Seine einzige Zerstreuung war die Reitbahn. Von seinen damaligen Studiengenossen, die sich später einen berühmten Namen machten, seien hier nur die spätern preußischen Minister von Stein und Hardenberg genannt.

Dem verständigen Vater war es wohl bewußt, daß zu einem Staatsmann nicht nur Schulweisheit, sondern auch Weltbildung noth thue. Deßhalb schickte er nach absolvirten Studien seinen Sohn auf Reisen.

Dessen erstes Ziel war Berlin, wo damals der große Friedrich nach gewonnenen Siegen die Werke des Friedens pflegte, le roi philosophe, für welchen die aufgeklärte Jugend der ganzen civilisirten Welt in Bewunderung schwärmte. Während seines Aufenthalts in Berlin erhielt der Jüngling bereits eine kleine diplomatische Mission. Der Fürst von Anhalt-Bernburg-Schaumburg hatte die evangelischen Stände der Schweiz zur Taufe seines Sohnes zu Pathen gebeten. Hans von Reinhard erhielt vom Vorort Zürich den Auftrag den Einbund, eine Dose von ungefähr 1000 Thalern an Werth, dem Fürsten zu überreichen, was er mit Geschick und Anstand vollführte. — Von Berlin ging's nun über Hamburg nach Holland, wo zwei seiner Brüder als Offiziere in den Schweizerregimentern dienten und ein intimer Freund seines Vaters, General Heß, einen hohen militärischen Rang bekleidete. Der junge Zürcher wurde dem Prinzen-Statthalter und seiner Gemahlin vorgestellt und von ihnen freundlich empfangen.

Von da gieng es nach Paris, unter dessen unterwühltem Boden in verborgener Tiefe damals schon die Elemente der nicht lange nachher ausbrechenden Weltkatastrophe unheimlich gährten. Seine Empfehlungen öffneten ihm viele der tonangebenden Salons der Hauptstadt, unter andern jenes des Vaters der Frau von Stael, der eben damals daran war den Staatszügel zu ergreifen. Necker erwies dem jungen Manne viel Freundschaft. Als sie eines Tages miteinander eine Ausfahrt machten, fuhr ihre Equipage gegen den Wagen des Ministers Sartine, welchen Necker kurz darauf ersetzen sollte, und hätte ihn beinahe umgeworfen; — ein ominöser Zufall, dessen später öfters gedacht wurde.

Als vollendeter Weltmann kehrte der junge Zürcher 1777 in die Heimat zurück und beschritt bald darauf die erste Staffel der zu besteigenden Ehrenleiter, indem er die Stelle eines zweiten Rathssubstituten erhielt, d. h. die vierte Stelle in der Staatskanzlei nach der damaligen zürcherischen Beamten-Hierarchie.

Der angehende Staatsmann hatte nun die gewisse Aussicht, langsam aber sicher von Stufe zu Stufe hinanzusteigen auf seiner politischen Lebensbahn; und er hätte mit ziemlicher Bestimmtheit eine Wahrscheinlichkeitsberechnung machen können, nach wie manchem Jahrzehnt er bei der Würde eines ersten Magistraten der Republik angelangt sein werde. Er konnte damals noch nicht wissen, welche gähnende Kluft sich unversehens in Folge der großen Welterschütterung in Frankreich zwischen ihm und seinem Ziel öffnen würde.

Neben den Kanzleigeschäften erhielt Reinhard in diesem Jahre einige episodische Missionen, welche das Einerlei seiner Beschäftigungen unterbrachen und wobei sich etwas lernen ließ. Während sein Vater (1778 und 79) Landvogt im Thurgau war, wurde er berufen daselbst interimistisch die Stelle eines „evangelischen Landammanns" zu versehen, — ein untergeordnetes Amt, welchem einige richterliche und administrative Verrichtungen oblagen. Einige Jahre später begleitete er als Legationssekretär die zürcherischen Abgeordneten nach Genf, denen die Aufgabe oblag, mit den Repräsentanten Berns die dort ausgebrochenen bürgerlichen Zwiste zu vermitteln. Von Bern aus nahm Steiger an dieser Mission theil, der fast zwei Jahrzehnte später als letzter Schultheiß des alten Bern auf fremder Erde ein tragisches Ende fand.

Von Genf zurückgekehrt dachte Reinhard daran seinen eigenen Herd zu gründen. Er verheirathete sich 1783 mit Martha Henriette Heß, einer Dame, welche sich nicht minder durch ihre körperliche Schönheit, als durch einen muntern, geselligen Charakter und die soliden Eigenschaften einer guten Hausfrau auszeichnete. Vorgreifend wollen wir an dieser Stelle mittheilen, daß dieser Ehe nach einem Jahr die Geburt eines Töchterchens folgte, welches eine um so sorgfältigere Erziehung

erhielt, als es das einzige Kind seiner Eltern blieb. Zur blühenden Jungfrau heranwachsend, erlag die vielgeliebte Tochter 1800 einer Pockenepidemie. Reinhards Gattin, durch diesen Verlust tief ergriffen, blieb von da an kränkelnd und die sonst glückliche Ehe kinderlos. —

Im Jahr 1795 bewarb sich Reinhard um die Stelle eines Landvogtes zu Baden und erhielt dieselbe.

Baden gehörte dazumal zu den schweizerischen Unterthanenländern oder sogenannten gemeinen Vogteien, denen die souveränen Stände in einer bestimmten Reihenfolge und auf eine in der Regel kurze Amtsdauer Statthalter setzten. Das Amt eines Landvogtes zu Baden war nicht besonders lucrativ, aber dennoch in Zürich sehr begehrt. Obschon Reinhard seine Amtsgeschäfte mit gewissenhaftester Pünktlichkeit besorgte, nahmen sie doch nur einen beschränkten Theil seiner Zeit, etwa vier Tage in der Woche, in Anspruch. Die übrigen drei Tage konnten den persönlichen Angelegenheiten, dem Genusse des Landlebens, der Jagd, die er eifrig betrieb, und den Freuden der Gesellschaft gewidmet werden. Es war dieß vielleicht die friedlichste, ruhigste Periode, während dem langen Geschäftsleben des zürcherischen Staatsmanns, — eine Ruhe, welche der Stille vor dem Sturm zu vergleichen ist. Unter dem westlichen Horizont sammelte sich das Ungewitter, welches bald über die Schweiz losbrechen und das friedliche Land für viele Jahre zu einem Schauplatz der Unruhe, fremder Unterdrückung, des Bürgerzwists und der Anarchie machen sollte, zu deren endlicher Bändigung es leider eines fremden starken Armes bedurfte.

Als nach zweijährigem amtlichen Stillleben, der Orkan losbrach, — als nach Berns Fall, die Unterthanenländer als frei erklärt und die helvetische Republik proklamirt wurde und die Halbbrigaden des französischen Direktoriums auch die östlichen Theile der Schweiz zu überziehen begannen, da schloß der Landvogt seine Rechnungen, berichtigte die Kassen, übertrug die provisorische Leitung der Geschäfte dem Landesausschusse, und reiste nach der Vaterstadt Zürich zurück. —

Auch da stürzte der Revolutionssturm die alten Einrichtungen. Die Landschaft Zürich wurde ein Departement der helvetischen Republik und die Angelegenheiten der von ihrer Souveränität heruntergestürzten Stadt einer Municipalitäts-Verwaltung übertragen. Reinhard ward zum Mitgliede derselben bezeichnet. Er gehörte mit zu den Abgeordneten, welche bei den französischen Generalen und den Kommissären des französischen Direktoriums gegen die unerschwinglichen Brandschatzungen Protest einlegen mußten, womit auch die sogenannten Oligarchen von Zürich belegt wurden. Es gelang die geforderten drei Millionen auf 1,200,000 Franken herunter zu markten.

Als im Kriege von 1799 das Glück den österreichischen Waffen anfangs zu lächeln schien, beschloß die helvetische Regierung die Aushebung von Geißeln in den aristokratisch gesinnten Städten. Auch Reinhard gehörte zu denselben und wurde mit seinen Schicksalsgenossen nach Basel transportirt. Nach fünf Monaten, kehrten die Meisten aus eigener Machtvollkommenheit nach Hause zurück. Reinhard trat unbelästigt wiederum in seine Stellung eines Mitgliedes der Municipalität und erhielt im Merz 1800 den Vorsitz in dieser Behörde.

Als gegen Ende des Jahres 1801, in Folge eines Umschwungs der unstäten Verhältnisse, Aloys Reding und seine Gesinnungsgenossen in den helvetischen Behörden die Oberhand gewannen, wurde Reinhard zum Regierungsstatthalter, dem obersten Vollziehungsbeamten des Kantons Zürich, ernannt. Aber nur kurze Zeit konnte sich Reding auf der schwankenden Spitze halten. Er wurde von seinen Gegnern gestürzt. Bonapartes Politik, Talleyrands Schlauheit zogen für kurze Zeit die französischen Truppen aus der Schweiz. Sobald der äußere Druck nachließ, entstand eine Erhebung des Volkes gegen die verhaßte Helvetik, der Bürgerkrieg brach aus, eine schweizerische Tagsatzung versammelte sich in Schwyz, während die helvetische Regierung nach Lausanne flüchtete. Das war der Moment, den der erste Konsul Frankreichs vorbereitet hatte um sein „quos ego“ zu rufen.

Wiederum rückten die französischen Halbbrigaden über die Grenzen. Eine Anzahl angesehener Männer der sogenannten Aristokratenpartei, Gegner Frankreichs, wurden in die Festung Aarburg gefangen gesetzt. Dann berief Bonaparte schweizerische Notabeln, zum Theil nach seiner Wahl, zum Theil Vertreter der helvetischen Regierung und der verschiedenen Landestheile, nach Paris um als Consulta unter seiner maßgebenden Leitung eine Vermittlung zwischen den in den Eingeweiden des schweizerischen Vaterlandes wühlenden Parteien zu berathen.

Unter diesen Notabeln befand sich Reinhard, als einer der Vertreter der Stadt Zürich, welcher die Intervention des mächtigen Corsen unter den waltenden Umständen als ein Glück für die Schweiz, die sich nicht mehr selbst zu helfen wußte, anzuschauen genöthigt war.

Zur Berathung des wichtigen Vermittelungswerkes fanden sich nicht weniger als 63 Abgeordnete in Paris ein. Davon gehörten beinahe drei Viertheile, nämlich 45 zu den sogenannten „Unitariern“ oder Anhängern der einen und untheilbaren helvetischen Republik; und nur 18 zu den Föderalisten, welche dem centralisirten Gemeinwesen einen schweizerischen Bundesstaat vorzogen. Der helvetische Minister in Paris hatte seiner Regierung unter der Hand den Rath ertheilt die Theilnahme recht vieler ihrer Anhänger an der Consulta zu bewirken; von den Häuptern der Föderalisten saßen viele gefangen in Aarburg. Wäre nach der Kopfzahl abgestimmt worden, so hätten die Unitarier weit aus die Oberhand gewonnen; aber es war ein maßgebender Wille da, der sich nicht majorisiren ließ. Reinhard zählte als guter Stadtzürcher zu den Föderalisten und sollte unter ihnen bald eine hervorragende Stelle einnehmen.

Schon beim Anbeginn der Verhandlung notificirte der erste Konsul den schweizerischen Abgeordneten schriftlich seine Ansichten über die Grundlagen der neuen schweizerischen Verfassung; als Grundzüge wurden von ihm hervorgehoben: die Gleichheit der Rechte zwischen den Kantonen; die Verzichtleistung der patrizischen Familien auf ihre Privilegien; eine föderative Organisation, welche jedem Kanton erlaube sich nach seinen besondern Eigenthümlichkeiten einzurichten. Das Verhältniß der Schweiz zu Frankreich, wie es sich der Vermittler dachte, war unter anderm in folgenden Worten ausgesprochen: „Euer erstes Interesse, euere erste Politik, euere erste Pflicht soll darauf gerichtet sein, nichts auf euerm Boden zu dulden, das den Interessen, der Ehre, dem Vortheile des französischen Volkes mittelbar oder unmittelbar nachtheilig sein könnte“..... „Es ist Frankreichs erste unerläßlichste Pflicht zu wachen, daß kein feindseliges System bei euch aufkomme; keine seinen Feinden ergebenen Personen an die Spitze euerer Angelegenheiten gesetzt werden“...... „Wir müssen die Ueberzeugung erhalten es werde, im Fall euere Neutralität durch Uebermacht verletzt würde, der gute Geist euerer Regierungen und das Interesse euerer Nation euch eher auf die Seite Frankreichs als seiner Gegner führen“....

Die Abgeordneten mochten hieraus die niederschlagende Ueberzeugung schöpfen, es werde die Unabhängigkeit der Schweiz der Politik Frankreichs aufgeopfert werden. Die Schweiz war gebunden auf Gnade und Ungnade zu den Füßen des gewaltigen Corsen.

Auf Bonapartes Wunsch sollte ein Ausschuß von fünf Mitgliedern mit ihm die Umrisse der Vermittelungsverfassung entwerfen. Der helvetische Minister Stapfer bezeichnete als Mitglieder dieses Ausschusses neben den Unitariern Rüttimann, Müller-Friedberg und Kuhn die Föderalisten d'Affry und Reinhard.

Am 12. Dez. 1802 wurde die Deputation in St. Cloud dem ersten Konsul vorgestellt, wobei derselbe eine höfische Pracht entfaltete, welche die republikanische Einfachheit bereits ganz abgestreift hatte. Dessen Anrede enthielt wesentlich das nämliche, was seine schriftliche Mittheilung bereits gesagt hatte. Doch lohnt es sich wohl der Mühe noch einige pikante Stellen besonders hervorzuheben. Bezüglich der äußern Stellung der Schweiz: „Euere Berge könnet ihr nicht mit marschiren machen „und außer denselben bedeutet euer Milizwesen nicht viel"…. „Euch blieb ein einziges Mittel um Antheil an den Groß„thaten unserer Zeit zu nehmen, nämlich die Vereinigung mit „Frankreich…. Die Natur verweigert euch aber auch diesen „Ausweg. Große Bergketten scheiden euch von dem Tyrol, „von Italien und von Frankreich ab. Ihr sollt keine thätige „Rolle in Europa spielen. Ihr bedürft der Ruhe, der Unab„hängigkeit und einer von allen euch umringenden Mächten „anerkannten Neutralität. Seitdem Wallis von euch getrennt „und der Simplon für Frankreich offen ist, steht diesen Er„fordernissen nichts mehr entgegen"….

Bezüglich der Vorzüge einer Föderativverfassung vor einem Einheitsstaate: „Wie wolltet ihr eine Central-Regierung bilden? „Dazu besitzt ihr zu wenig ausgezeichnete Männer. Schon „einen tüchtigen Landammann zu finden würde euch schwer „genug fallen. Glückliche Ereignisse haben mich an die Spitze „der französischen Regierung berufen und doch würde ich mich „für unfähig halten die Schweizer zu regieren…." „Solltet „ihr aber auch alles Erwünschte finden und ich würde etwas „von euerm Landammann fordern, was er mir nicht gewähren „wollte, so würde ich ihm mit der Absendung von 20,000 „Mann drohen und er müßte gehorchen. Muß ich mich hin„gegen an den einzelnen Kanton wenden, so wird der Entscheid „von einer Behörde zur andern geschoben…. Zuletzt muß „die Tagsatzung einberufen werden, dazu bedarf es zweier „Monate Zeit und während diesem Verschube zieht das Ge„witter vorüber und ihr seid gerettet. Hierin liegt die wahre „Politik der Schweiz…."

Die Ansichten des Vermittlers über die künftige Gestaltung der Eidgenossenschaft zeigten sich als so bestimmte, daß es den Abgeordneten bald klar werden mußte, daß daran nicht viel zu rütteln und zu ändern sei. Sie beschäftigten sich, die einzelnen Kantonsverfassungen zu entwerfen. Reinhard verwendete sich nebenbei auf Ansuchen der früher von ihm verwalteten Landschaft, für Gründung eines besonderen Kantons Baden, aber umsonst, denn Badens Inkorporation in den Kanton Aargau war bereits eine beschlossene Sache. Glücklicher war er bei der Befürwortung des Wunsches von Appenzell, vom Kanton Säntis wiederum getrennt zu werden.

Schon am 29. Januar 1803 waren die Verfassungsarbeiten soweit gediehen, daß in feierlicher Sitzung die Ausschüsse der Föderalisten und Unitarier unter Vorsitz des ersten Konsuls selbst das Mediationswerk im wesentlichen abschließen konnten. Es blieb eben im Großen und Ganzen bei den Vorschriften Bonapartes. Reinhard war für diese Gelegenheit als Sprecher der Föderalisten bezeichnet worden. Die Verhandlungen dauerten volle sieben Stunden. Die von Bonaparte an den Tag gelegten Orts-, Zeit- und Personalkenntnisse, so wie seine praktische Weisheit erregten nach Reinhards Geständniß das Erstaunen sämmtlicher schweizerischen Abgeordneten. Das Resultat war die sogenannte Mediationsverfassung, unter welcher die Schweiz, nach Innen liberaler Institutionen sich erfreuend, erhaltene Wunden allmälig verschmerzend, nach Außen jedoch ganz von Frankreich und dem mächtigen Protektor abhängig, während einer Reihe von Jahren verhältnißmäßig glückliche Tage spann; allerdings mit dem keineswegs erhebenden Gefühle, daß nicht nur ihr Wohlbefinden, sondern selber ihr Dasein von der Laune und Gnade eines rücksichtslosen Despoten abhing.

Am 19. Februar fand die feierliche Uebergabe der Mediationsurkunde statt. Ein unwürdiges Taschenspielerkunststück, durch welches die alten Kantone in ihren materiellen Interessen verkürzt worden wären, wurde nach dem Banket dieses Tages vom französischen Kommissär Röderer in Scene gesetzt, die Einschaltung eines anders lautenden Blattes in die unterzeichnete Urkunde. An der Geistesgegenwart und Festigkeit Reinhards scheiterte die unredliche List, wodurch dem Kanton Zürich allein eine Million Gulden gerettet wurden.

Jedes Mitglied der Consulta erhielt beim Abschied vom ersten Konsul eine goldene Dose. Reinhard schenkte die seine der Stadtbibliothek in Zürich.

Während den nun folgenden eilf Jahren, welche die Schweiz unter der Herrschaft der Mediationsverfassung verhältnißmäßig glücklich verlebte, war Reinhard der einflußreichste und angesehenste Staatsmann der Eidgenossenschaft. 1804 gehörte er zur Ehrengesandtschaft, welche nach Paris abgeordnet wurde, um den allmächtigen Mediator bei seiner Kaiserkrönung zu beglückwünschen. 1807 wurde er als erster Bürgermeister von Zürich Landammann der Schweiz. Als 1809 der Kriegsschauplatz sich den schweizerischen Grenzen näherte, ward er in das französische Hauptquartier (nach Regensburg) abgeordnet. Napoleon äußerte damals die Absicht Tyrol mit der Schweiz zu vereinigen, was Reinhard aus Rücksichten der Staatsklugheit entschieden ablehnte und dann vom Kaiser trocken entlassen wurde. Aus Anlaß der Geburt des Königs von Rom (1811) wurde er wiederum zur Beglückwünschung des Kaisers als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt. Persönlich mit großer Gewogenheit aufgenommen, konnte er doch seine politischen Zwecke nicht erreichen, nämlich die Entfernung der italienischen Truppen aus Tessin, welche dasselbe ohne Veranlassung widerrechtlich besetzt hatten.

Im Jahr 1813 wurde Reinhard zum zweitenmal Landammann der Schweiz. Napoleon soll damals mit dem Gedanken sich getragen haben, demselben diese Würde auf Lebenszeit zu übertragen, worauf unser Republikaner wohl schwerlich eingegangen wäre. Es erfolgte das welterschütternde Ereigniß der Schlacht bei Leipzig. Der Stern Napoleons erbleichte mehr und mehr. Sachsen, Schweden, Bayern, Würtemberg, Baden fielen von ihm ab. Die gegen Frankreich verbündeten Heere näherten sich mit ihrem linken Flügel bei Basel der Schweizergrenze.

Reinhard that das Mögliche um auf diplomatischem Wege die Neutralität der Schweiz zu wahren. Es wird ihm vorgeworfen, daß er nicht zugleich die erforderlichen militärischen

Maßregeln getroffen habe, um einer gewaltsamen Verletzung Gewalt entgegen setzen zu können. Am 20. Dezember 1813 rückten die Oesterreicher bei Basel über den Rhein. General von Wattenwyl, der den Landammann der Schweiz umsonst um Verstärkung angegangen war, mußte sein unzulängliches Truppenkorps zurückziehen und dann entlassen. Unrühmlich, ohne Widerstand zu leisten, ließ die Schweiz sich Gewalt anthun.

Zur Entschuldigung Reinhards muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß demselben weder Geld noch Lebensmittel, weder Waffen noch genügende Mannschaft zu Gebote standen, um nur einigermaßen wirksamen Widerstand leisten zu können. Heroischer wäre es freilich gewesen, sich der Uebermacht dennoch entgegenzuwerfen; aber der Staatsklugheit angemessener war es, gleich dem Schilfrohr vor dem Sturmwind sich zu beugen. Daß es nicht bloß eine zu weit getriebene Sorge für die Staatsfinanzen war, welche, wie Einige vorgaben, den guten Haushalter abhielt, eine genügende Truppenmacht an die Grenze zu stellen, dieses geht aus den Verhältnissen jener Zeit hervor.

Beim Jahreswechsel blieb Zürich — entgegen den Bestimmungen der Mediationsverfassung — unter allgemeinem Einverständnisse Vorort und sein Bürgermeister der oberste Leiter der schweizerischen Angelegenheiten.

Während durch den Pariser-Frieden die alten Bourbonen wiederum auf den Thron Frankreichs gelangten, hatte in Zürich die sogenannte „lange Tagsatzung" begonnen, der die schwierige Aufgabe gestellt war im Sturm der Zeiten einen neuen Bundesvertrag zu vereinbaren. Himmelweit gingen die Ansprüche und Meinungen auseinander. Während die Einen Alles was seit 1798 geschehen, mit dem nassen Schwamme auszuwischen gedachten, steiften sich die Andern auf den Errungenschaften der Revolution; namentlich waren die neuen Kantone keineswegs geneigt, ihre junge Existenz zu Gunsten ihrer früheren Herren preiszugeben. Reinhard that nach besten Kräften um zu vermitteln und die Interessen auszugleichen. Endlich kam ein Nothbehelf zu Stand, eine Bundesverfassung, welcher das Wichtigste fehlte, die Bestimmung des Territorialbestandes der Kantone.

Reinhard wurde nebst Montenach von Freiburg und Wieland von Basel nach Wien abgeordnet, um am dortigen Fürstenkongresse die Interessen der Schweiz zu wahren, ihre Unabhängigkeit nach Außen aufrechtzuerhalten und die Rückerstattung sicherer natürlicher Grenzen auszuwirken.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Wienerkongreß sich sehr viel und einläßlich mit der Schweiz beschäftigte, deren ungefährliche Zwischenstellung das künftige Auseinanderplatzen der großen Nationen verhindern sollte. Unermüdlich war die Thätigkeit der schweizerischen Gesandtschaft, namentlich Reinhards, der hauptsächlich darauf ausging, einestheils die Einmischung der Mächte in die innern Angelegenheiten der Eidgenossenschaft zu hindern, anderntheils ihr alle jene Gebiete wieder zu erringen, welche vor der Revolution schweizerisch gewesen waren.

Aller Thätigkeit und allem guten Willen zum Trotz, kamen weder die schweizerischen Angelegenheiten noch die übrigen Geschäfte des Kongresses vom Fleck, bis eines kühlen Morgens die Nachricht der Rückkehr Napoleons von Elba wie eine Bombe unter die Diplomaten fiel. Möglichst schnell wurde nun in Wien aufgeräumt, die Schweizerfrage erledigt und die Gesandten konnten, den sogenannten „Fünfzehner Vertrag" in der Tasche, nach Hause kehren. Am 10. April erstattete Reinhard der noch immer versammelten Tagsatzung Bericht, welche durch einmüthigen Beschluß erklärte, die Gesandtschaft habe auf ehrenvolle Weise ihren Aufträgen Genüge geleistet. Den 7. August wurde der neue Bundesvertrag feierlich beschworen und bald darauf ging die „lange Tagsatzung", welche einige Monate über ein Jahr gedauert, endlich auseinander.

Die Berathung der Mediationsverfassung in Paris und die Regelung der Schweizerangelegenheiten am Wienerkongresse waren die zwei großen Staatsaktionen an denen Reinhard thätigen und einflußreichen Antheil nahm und wo er seinem Vaterlande die wesentlichsten Dienste leistete. Wir können den Rest seiner politischen Laufbahn nur noch mit kurzen Worten skizziren.

Auch während der Restaurationsperiode gehörte Reinhard zu den angesehensten Staatsmännern der Schweiz. Noch dreimal — in den Jahren 1816, 1822 und 1828 — stand er als Vororts- und Tagsatzungspräsident an der Spitze der Eidgenossenschaft. Dem Beitritt der Schweiz zur sogenannten „heiligen Allianz" stimmte er nach einigem Bedenken — im Einverständniß mit seinem Kollegen, Staatsrath Usteri, — bei. Die Einführung des Jesuitenordens in Freiburg (1818) erfüllte ihn mit tiefem Bedauern und schweren Sorgen für die Zukunft Bei der Flüchtlingshetze, welche zu Anfang der Zwanzigerjahre stattfand, suchte er die Würde der Schweiz, die Anforderungen der Humanität und die Pflichten, die man nach seinem Dafürhalten den Nachbarn schuldete, in Einklang zu bringen. In allen handelspolitischen Fragen war er ein warmer Anhänger der Verkehrsfreiheit. Die Bewegungen, welche in der Schweiz 1830 ihren Anfang nahmen, schienen ihm überstürzt und über das Ziel hinausschießend. Er verstand die neue Bewegung der Geister nicht mehr, — Demokratie war ihm gleichbedeutend mit Demagogie. Im Merz 1831 verließ er freiwillig den Bürgermeisterstuhl, den er während drei Jahrzehnten innegehabt, und überließ das Steuer des zürcherischen und schweizerischen Staatsschiffes andern Kräften, welche mit den neuen Strömungen vertrauter waren als er. —

Reinhard war von Körperbeschaffenheit kräftig und gesund, ein fast leidenschaftlicher Jäger bis in sein hohes Alter. Von politischer Gesinnung war er ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes. Ein hervorragender auswärtiger Staatsmann nannte ihn „ein geborness politisches Genie." Obwohl er für keine Nachkommen zu sorgen hatte, besorgte er den Staatshaushalt mit fast übertriebener Sparsamkeit. In seinem Hause war er gastfrei. Mit Napoleon, mit den Kaisern von Oesterreich und Rußland, mit dem Könige von Preußen und vielen andern hochstehenden Personen hatte er häufigen persönlichen Umgang gepflogen und dabei die republikanische Würde, die Ehre seines Vaterlandes niemals außer Acht gelassen. In politischen Stürmen fand er das Biegen unter dem Drucke des Unvermeidlichen für besser als nutzlosen Widerstand.

Er starb, 81 Jahre alt, um Weihnachten 1835.





Wilhelm Martin Leberecht de Wette.

Nachdem am 18. Oktober 1817 die begeisterte akademische Jugend Deutschlands auf der Wartburg in Thüringen über die giftigsten Feinde deutscher Freiheit Gericht gehalten; — und nachdem bald darauf der Schwärmer Karl Sand den russischen Staatsrath und frivolen Schriftsteller Kotzebue in Mannheim erdolcht hatte: begann in gesammten deutschen Bundesstaaten jene frostige Reaktion gegen den Völkerfrühling, der 1813 und 14 mächtig aufgeblüht war; und auf die Freiheitskriege folgte die sogenannte Demagogenhetze. Unter den Männern, die damals als staatsgefährliche Volksverführer von oben gemaßregelt wurden, gehörte unter andern auch Professor de Wette in Berlin, welcher als Theologe wegen seiner freien kritischen Forschung bei den Muckern längst als Ketzer anrüchig war; zudem hatte er das Verbrechen begangen, der Mutter Karl Sands, der als Opfer seiner fanatischen Schwärmerei auf dem Schaffote gefallen, einen Trostbrief zu schreiben. Er wurde seines Lehramts entsetzt; und als ihn die Bürgerschaft von Braunschweig zum Prediger erwählt, versagte ihm die dortige Regierung ihre Bestätigung.

Zu jener Zeit öffnete die alte Universität Basel ihre Thore und bot zur Freude aller Freisinnigen einer Anzahl von gemaßregelten deutschen Gelehrten, ihrem Demagogenrufe zum Trotz, in ihren Hörsäälen ein Asyl. Darunter befand sich neben Wilhelm Snell und Andern auch Professor de Wette. Sein Kommen wurde in der alten Schweizerstadt am Rhein nicht ohne einiges Mißtrauen begrüßt: den Strenggläubigen galt er als Ketzer, den Konservativen als Revolutionär. Des Menschen Wesen ist ein schwankes Schifflein auf dem Meer des Lebens; es wurzelt nicht, sondern schaukelt hin und her und folgt den Strömungen der unsteten Elemente, welche unbemerkt es treiben; und manchmal wissen wir nicht: ist es das Schifflein, das sich bewegt, oder sind es die Ufer, die an ihm vorüberziehn. Hätte Einer 25 Jahre später in Basel nachgefragt, so würde man ihm den alten Theologen als das Gegentheil eines Freigeistes und eines Demagogen geschildert haben. Vielleicht löst uns ein Blick auf sein Leben das Räthsel: ob es de Wette war der sich von seinem Platze bewegte; oder ob die Welt um ihn anders wurde, während er stehen blieb; oder ob weder er noch die Welt stabil blieben, sondern beide den geheimen Strömungen folgten, denen zu widerstehen vergeblich ist.

Die Familie de Wette stammt aus den Niederlanden, von wo sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, um religiösen Verfolgungen zu entgehen, nach Deutschland auswanderte. Der Beruf des Landpredigers scheint in derselben erblich gewesen zu sein. In langer Reihe folgten Vater auf Sohn als Pastoren in den thüringischen Landen. **Wilhelm Martin Leberecht de Wette**, wurde 1780 zu Ulla, einem Dörfchen zwischen Weimar und Erfurt geboren, wo sein Vater Johann Augustin auf schlichte Weise als geistlicher Hirte seine Heerde weidete. Von dort siedelte die Predigerfamilie je nach dem Willen eines hohen Consistoriums bald nach diesem bald nach jenem Dorf Thüringens, um das Wort Gottes zu predigen, Kinder zu taufen und Ehen einzusegnen. Wie dürften wir uns wundern, daß der junge Leberecht schon als kleiner Knabe einen gewissen pastoralischen Ernst an sich trug, der sonst diesem Alter nicht eigen zu sein pflegt! Schon früh wurde er von seinem Vater in die Geheimnisse lateinischer und griechischer Grammatiken eingeweiht. Später besuchte er das Gymnasium zu Weimar. Ein Blick in das idillische Stillleben des Gymnasiasten wird uns einen Begriff der ärmlichen Beschränktheit seiner äußern Lebensumstände geben: sein Studierzimmer war das Wohnstübchen einer stillen Handwerkerfamilie, die ihm des Abends auch den matten Schein ihrer Ampel nicht vorenthielt, um welche dann gemeinschaftlich gearbeitet wurde, da mit der Hand, dort mit dem Kopf. Die frugalen Mahlzeiten trugen die Schwestern aus dem väterlichen Pfarrhaus, das etwa eine Stunde von Weimar entfernt sein mochte, dem gelehrten Bruder täglich im Körbchen zu. Das frische rege Geistesleben, welches damals in Weimar blühte, konnte nicht anders als anregend und erhebend auf den Jüngling wirken. Freilich mochten für den Gymnasiasten die großen Koryphäen der deutschen Dichtkunst, ein Göthe und Schiller, gleich Olympiern in unnahbarer Ferne bleiben. Mit Herder und andern, die den Gymnasialunterricht leiteten, ward ihm vergönnt in etwas nähere Verbindung zu kommen. Als Repetitor eines jungen Franzosen kam de Wette im Winter 1798/99 nach Genf. In demselben Jahre bezog er die Universität Jena, wo er zuerst Rechtswissenschaft studirte. Später jedoch warf er sich mit großem Eifer auf die Theologie, nicht so wohl um sich zum praktischen Seelsorger auszubilden, als um sich für die Laufbahn eines akademischen Lehrers vorzubereiten.

Diesem kühnen Flug des Sohnes vermochten die eingewurzelten Ansichten des Vaters nicht zu folgen. Nach dessen Meinung hätte Leberecht sein Staatsexamen machen und gleich ihm, dem Großvater und dem Urgroßvater in irgend einem Dorfe Thüringens Pastor werden sollen. Statt dessen hielt derselbe im Semester 1805/6 in Jena als Privatdozent seine ersten Vorlesungen, für welche er ein dankbareres Publikum zu finden hoffte, als seinen kanzelrednerischen Versuchen zu Theil geworden war. In den Augen des praktischen Vaters gipfelte sich zudem der schwindelhafte Leichtsinn seines Sohnes, als er im nämlichen Jahr mit Eberhardine Boye aus Baireuth sich vermählte, deren Vorzüge eher solche des Geistes und Gemüthes als des Körpers waren. Hatte ja der Kandidat der Theologie kaum für seine eigene Person die nöthigsten Subsistenzmittel und wollte bereits eine Familie gründen! Als gar nach der Schlacht bei' Jena seine geringen Habseligkeiten geplündert worden, kamen seine ökonomischen Verhältnisse den Grenzen der Dürftigkeit und Entblößung sehr nahe. Eine so ideale Natur als diejenige des jungen Gelehrten berührten jedoch solche irdischen Sorgen nur wenig. Er verfolgte unentwegt seine wissenschaftliche Laufbahn als Kritiker der biblischen Schriften, hauptsächlich des alten Testamentes. Sogar der Tod seiner geliebten Eberhardine, der schon 1806 erfolgte, vermochte nicht seine wissenschaftlichen Arbeiten zu unterbrechen. Eine Reihe von gelehrten Schriften, welche er um jene Zeit herausgab, geben Zeugniß davon und erwarben ihm eines Theils einen Namen unter den gelehrten Theologen; anderntheils aber erweckten sie durch die kecke Kritik, die darin zu Tage trat, das

Mißtrauen und den Argwohn der Orthodoxen. Der erfreuliche praktische Erfolg dieser Wirksamkeit war die Berufung des Verfassers zum außerordentlichen Professor der Theologie mit 500 Gulden Gehalt an die Universität Heidelberg.

De Wettes Aufenthalt an der badischen Landesuniversität am Neckar dauerte nur drei Jahre. Dennoch war derselbe sowohl für sein wissenschaftliches als für sein häusliches Leben von nicht geringer Bedeutung. Neben seiner Thätigkeit als Docent entwickelte er während jener Zeit eine nicht gewöhnliche Fruchtbarkeit als Schriftsteller. Davon geben Zeugniß: eine metrische Uebersetzung der Psalmen, die nicht minder als vier Auflagen erlebte; ein Kommentar dieser biblischen Dichtungen; und endlich die Bibelübersetzung, die er damals gemeinschaftlich mit seinem Freunde Augusti begann und welche — die meisten Bücher des alten Testamentes umfassend — 1814 vollendet wurde.

In Heidelberg lernte der 29jährige Professor eine 35jährige Kaufmannswittwe kennen, Frau Beck, geborne Frisch, deren unfreundliche Lebensverhältnisse sein Mitgefühl erweckten, welches sich bald in eine wärmere Empfindung verwandelte Er verehlichte sich mit dieser Frau, die ihm einen eilfjährigen Stiefsohn zubrachte im Herbst 1809.

Trotzdem war sein Lebenspfad in Heidelberg nicht nur mit Rosen, sondern mitunter auch mit Dornen bestreut. Es bildete sich gegen den jungen geistesfrischen Theologen unter den Orthodoxen eine feindselige Partei, welche unsern de Wette — gewiß nicht mit Recht — des Unglaubens bezüchtigte und nach Kräften zu verketzern suchte. Solche unverdienten Verfolgungen verursachten ihm ohne Zweifel manchen trüben Augenblick. In einer solchen Stunde der Trübsal erhielt er — im Juli 1810 — ein Schreiben aus Berlin, welches ihm seine Berufung an die dortige, erst kürzlich gegründete Universität anzeigte und zwar als ordentlicher Professor, mit einem Jahrgehalt von 1500 Thalern und reichlicher Vergütung für die Umzugskosten. Das war ein Sonnenblick des Glücks zu rechter Zeit. Durch diesen ehrenvollen Ruf stieg de Wette rasch zur Mittagshöhe seiner Lebensbahn hinan, von welcher er ebenso unversehens nach etlichen Jahren wieder heruntersteigen sollte.

Von Heidelberg nach seinem neuen Bestimmungsort Berlin reisend, versäumte de Wette nicht über Mannstedt bei Weimar seinen Weg zu nehmen, wo sein Vater noch immer als Pastor fungirte. Schon die Berufung des Sohnes nach Heidelberg hatte den alten Pfarrer von dem Wahn geheilt, sein Sohn hätte besser gethan den Fußstapfen der Vorfahren zu folgen. Was sollte er jetzt erst zu dem Berliner Professor sagen mit dem Jahrgehalt, so groß, daß es die Phantasie eines Landpfarrers kaum zu erfassen vermochte! Zudem wurde jener anererbte Stand und Beruf von der Familie keineswegs etwa hintangesetzt; den drei Schwestern Leberechts war es bereits gelungen als Thüringische Pfarrersfrauen unter die Haube zu kommen! Vater und Mutter und Geschwister, so wie nicht minder die drei wohlehrwürdigen Herren Schwäger, empfingen freudig aufgeregt den Hochfliegenden im bescheidenen Pfarrhaus zu Mannstedt; und die ganze Ortschaft fand sich geehrt durch den Besuch des Jugendgenossen, der es so weit gebracht... Die Idille des Besuches in Mannstedt blieb auf Lebenszeit für de Wette eine der freundlichsten Erinnerungen.

Die Universität Berlin ward gestiftet, nachdem Halle von Preußen losgetrennt und dem Königreich Westphalen zugetheilt worden. Aber nicht nur sollte die neue Hochschule an der Spree an die Stelle der alten an der Saale treten; sondern die weisen Rathgeber des Königs hielten ein weiteres wichtigeres Ziel im Auge. Berlin sollte durch seine Universität zum Focus der deutschen Intelligenz werden; Preußen — so meinten sie — sollte auf geistigem Gebiete wieder erringen, was es an äußerer Macht und an Umfang durch die napoleonischen Spoliationen verloren hatte. Für die Lehrstühle aller vier Fakultäten wurden die ersten Koryphäen der Wissenschaft zu gewinnen gesucht. Ein intensives Geistesleben erblühte aus dem dürren Sande der Mark.

Unter den Theologen, den Collegen de Wettes ist besonders Schleiermacher zu erwähnen, dessen Ruf als freisinniger Gottesgelehrter und ausgezeichneter Kanzelredner gerade damals sich auszubreiten begann. So verwandt die Gesichtspunkte beider waren, indem beider Bestreben war die reine Wissenschaft und den Glauben in Einklang zu bringen, so gingen doch beide zuerst ihre besondern Wege; bald fand sich jedoch de Wette durch die eben so liebenswürdige als gewaltige Persönlichkeit Schleiermachers hingerissen und es entspann sich ein schönes Verhältniß persönlicher Freundschaft und gemeinschaftlichen geistigen Ringens, welches erst durch den Tod gelöst werden konnte.

Während seines Aufenthalts in Berlin war de Wette als theologischer Schriftsteller nicht weniger fruchtbar, als er es in Heidelberg und Jena gewesen. Seine Sonne war noch immer im Steigen. Die Universität Breslau verlieh ihm das theologische Doktordiplom honoris causa. Sein Ruf verbreitete sich mehr und mehr in den Kreisen der protestantischen Gottesgelehrten. Auch seine häuslichen Angelegenheiten gestalteten sich dem Kriegsschrecken zum Trotz besser. Wenn schon seine zweite Gattin die erste in seinem Herzen nicht zu ersetzen vermochte, so ließen ihm doch die zwei Kinder, die sie ihm schenkte, diese Lücke nicht schmerzlich empfinden.

Erwähnenswerth aus dieser Periode seines Lebens ist das Gutachten, welches de Wette dem Unterrichtsministerium einreichte, als es sich um die Berufung eines Professors der Philosophie handelte. Mit größter Entschiedenheit sprach er sich in demselben gegen die Berufung Schellings sowohl als Hegels aus. Beide perhorreszirte er als „Naturphilosophen". Hegels zugestandener „Tiefsinn" bezeichnete er als „in die Bodenlosigkeit unlogischen Denkens versunken"... Diesem wirft er überdieß vor: „daß sein Kathedervortrag nicht nur noch dunkler und verworrener als seine Schreibart, sondern auch im höchsten Grade ängstlich und verlegen sei." Ob diese harte Beurtheilung in dem natürlichen Umstande ihren Grund hatte, daß Theologen und Philosophen ex professo sich überhaupt nicht gut vertragen können; oder aber in der Freundschaft de Wettes zu Fries, dessen Berufung er gern veranlaßt hätte, müssen wir dahingestellt lassen. So viel steht fest, daß trotz dieses Gutachtens des gelehrten Theologen Hegel dennoch nach Berlin berufen wurde und das Meiste dazu beitrug, Berlin zu der ersten Hochschule Deutschlands zu machen. Als Nachfolger Hegels bestieg auch Schelling daselbst den philosophischen Lehrstuhl; aber erst nach einer langen Reihe von Jahren, nachdem de Wette schon längst von den Erzengeln der Reaktion aus dem Gelehrtenparadiese an der Spree vertrieben worden war.

Die nächste Ursache dieser Katastrophe im Leben unseres de Wette war eine höchst zufällige. Derselbe unternahm eines Tages eine Reise nach dem Rhein, um dort seine Frau abzuholen, welche bei Verwandten auf Besuch war. In Jena, wo de Wette bei Freund Fries einsprach, machte sein ihn begleitender Stiefsohn Bekanntschaft mit einem Studenten Namens Sand und erhielt von demselben einen Brief, in Wunsiedel

an dessen Mutter abzugeben. Die Reisenden erhielten durch Vermittelung dieses Briefes im elterlichen Hause Sands freundliche Aufnahme und Bewirthung; insbesondere fand sich de Wette durch das geistreiche Wesen der Mutter angezogen, so daß sich in kürzester Frist ein angenehmes freundschaftliches Verhältniß gestaltete.

Nicht lange nach dieser Reise wurde Europa durch die Nachricht erschreckt, daß der Student Sand den bekannten Schriftsteller Kotzebue in Mannheim erdolcht habe. De Wette, dem Impulse seiner freundschaftlichen Gesinnungen folgend, schrieb an die hart getroffene Mutter einen Trostbrief, in welchem Sands That als ein Ausfluß guter Ueberzeugung und höchster Aufopferungsfähigkeit eher entschuldigt als verurtheilt wurde. Eine Antwort der armen Frau erfolgte. De Wette beging die Unvorsichtigkeit diese Antwort einem Kreise von Freunden mitzutheilen. Die Polizei einer Regierung, welche sich vor dem eigenen Volke fürchtet, hat ihre Ohren überall; sie erfuhr bald genug davon, sandte ihre geheimen Agenten aus, welche unter der Maske freundlicher Theilnahme in der Familie Sand sich Eingang verschaffen und der Mutter den Brief des berliner Professors abzulocken wußten. Es erfolgte daraus, daß de Wette durch Kabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 2. Oktober 1819 seines akademischen Lehramtes enthoben wurde.

War auch die nächste Ursache dieses Schicksalsschlages eine rein zufällige, so ist doch eben so gewiß, daß der Sturz de Wettes von gewisser Seite längst vorbereitet war und mit heimlicher Schadenfreude begrüßt wurde. Seine Feinde in Berlin waren die Mucker. Der Theologe, welcher den Glauben mit der Wissenschaft zu versöhnen sich bestrebte, war nicht ihr Mann, denn die Leuchte des Wissens erschien ihnen schon an und für sich als ein Gräuel; und damit in die düsteren Tiefen ihrer Mystik leuchten zu wollen, kam ihnen vollends als Tempelschändung vor. Sie hatten schon vorher versucht ihm eine Grube zu graben. Ein öffentliches Wort Schleiermachers an und für de Wette hatte damals vermocht, die gegen ihn gesponnene Intrige zu zerreißen. Dießmal verwendete sich der akademische Senat für den Gemaßregelten bei dem Könige, aber umsonst.

Auch bei den Reaktionären hatte sich der Professor sein Spiel verdorben. Nicht nur hatte er in die Begeisterung laut mit eingestimmt, welche die deutsche Jugend am Wartburgfeste erfüllte; sondern er hieb — in seiner „Die Sünde wider den heiligen Geist" betitelten Abhandlung — mit scharfer Geißel auf das unredliche heuchlerische Treiben damaliger tonangebenden Größen, welche darauf ausgingen das deutsche Volk um alle seine wohlberechtigten, mit dem eigenen Blute erkauften Hoffnungen zu betrügen.

Trotz seiner 1500 Thaler Gehalt war de Wette noch nicht dazugekommen Schätze zu sammeln, welche ja doch nur von den Motten und dem Rost zerfressen werden. Nach seiner Absetzung sah er sich gerade so weit, als da er angefangen. Die Haushaltung mußte sich trennen. Die Frau begab sich mit den Kindern in ihre Heimat nach Heidelberg und lebte von da an bis zu ihrem im Jahr 1825 erfolgten Tode getrennt von ihrem Manne. Er selbst kehrte ebenfalls nach dem Vaterlande zurück und ließ sich in Weimar nieder, wo er als Privatgelehrter durch schriftstellerische Thätigkeit seinen Unterhalt und die Subsistenzmittel, die er der Gattin zukommen lassen mußte, zu erwerben trachtete. Nicht wenig wurde er darin durch die Liberalität seines Freundes und Verlegers, des Buchhändlers Reimer in Berlin, unterstützt.

Während seines Aufenthalts in Weimar gelang es ihm zwar nicht die besondere Gunst des Herzogs Karl August zu erwerben. Dafür entschädigte ihn die Gnade der Herzogin Louise und der freundschaftliche anregende Umgang mit seinen hier lebenden Jugendfreunden.

Um diese Zeit schrieb de Wette den theologischen Roman: „Theodor, oder des Zweiflers Weihe". Er mochte wohl in diesem Buch der poetischen Form sich bedienen, um sein eigenes geistiges Ringen, den Kampf in seinem Innern zwischen Zweifel und Glauben, zur Darstellung zu bringen. Zugleich legte er darin seine Urtheile und Ansichten über die theologischen Zeitkämpfe, über Sitte und Natur, dramatische Kunst, Musik, Malerei, kirchliche Architektur und anderes mehr nieder. Von der Schaar junger Theologen, die in ähnlichen Kämpfen des Wissens und Glaubens begriffen waren, wurde „Theodor, der Zweifler" mit Enthusiasmus begrüßt. Die Wortführer der extremen theologischen Richtungen zeigten sich freilich weniger begeistert für den gelehrten Roman: Die Rationalisten witterten darin einen Umschlag zum Mysticismus; die entgegengesetzte Partei fand es unschicklich, daß kirchliche Fragen in so frivolem Kleide sich auf dem Markte zeigten und zog die „Weihe" Theodors sehr in Zweifel, weil ihm das wahre Bewußtsein der Sündhaftigkeit abgehe. Ein namhafter Theologe (Tholuk) fand sich veranlaßt, eine Gegenschrift herauszugeben, „Die wahre Weihe des Zweiflers". Bei alledem gewann der abgesetzte Professor mindestens so viel, nicht todtgeschwiegen und vergessen zu werden.

Sein Streben ging nach einem doppelten Ziele: entweder sollte ihm eine akademische Anstellung wiederum Gelegenheit geben als Lehrer aufzutreten; oder dann möchte sich ihm ein Wirkungskreis öffnen, wo er sich als praktischer Seelsorger bethätigen könnte. Zu diesem Zweck versuchte er sich — seit seinen Studienjahren zum erstenmal wieder — als Prediger. Er wählte dazu eine ganz kleine Dorfgemeinde aus und betrat die Kanzel, gedenkend des einst erlittenen Fiasco, mit großer Zaghaftigkeit und Beklommenheit. Der Erfolg war ein unerwartet gelungener.

Bald darauf erhielt er von der Gemeinde der Katharinenkirche in Braunschweig die Einladung zu einer Gast- und Probepredigt. Mehr als 6000 Menschen fanden sich ein, um den politischen Märtyrer predigen zu hören und der Tag wurde für de Wette ein wahres Triumphfest. Fast einstimmig wählte ihn die Gemeinde zu ihrem Pfarrer. Aber die Regierung, welche die braunschweigischen Länder verwaltete, konnte sich trotz dem empfehlenden Gutachten der Fakultäten von Jena und Leipzig nicht zu so hohem Heroismus erschwingen, die Wahl eines Mannes zu bestätigen, welcher dem König des mächtigen Nachbarstaates unangenehm sein dürfte. Dieser braunschweigischen Bedenklichkeit hat es Basel zu verdanken, eine der Hauptzierden seiner Universität gewonnen zu haben.

Es war zu Anfang der Zwanziger-Jahre, als der Bürgermeister Johann Heinrich Wieland in Basel es unternahm, die dortige Universität, die einst in so erfreulicher Blüthe gestanden, dann langsam gekränkelt und endlich dem Verfall nahe gekommen war, durch Herbeiziehung vorzüglicher Lehrkräfte wieder zu fröhlichem Gedeihen zu bringen. Diesem klugen und erfahrenen Staatsmann war es wohl bewußt, daß das behäbige Gemeinwesen, an dessen Spitze er stand, noch etwas anderes zu seinem dauernden Flor bedürfe als Gelderwerb und Mäklerthum. Dieses Dritte sollte das lebendige Interesse an den ideellen geistigen Strebungen der Menschheit, die liebevolle und

uninteressirte Pflege der Wissenschaft sein. Und dieses — noch mehr als das Heranbilden von jungen Theologen, Juristen und Medizinern — war nach seiner Ansicht die Hauptaufgabe der alten Hochschule. Ein Freund unseres de Wette, Chorherr Hirzel in Zürich, machte in Basel auf den in Ruhestand versetzten Berliner Professor aufmerksam. Im Jahr 1822 erhielt derselbe von dort aus einen Ruf als Dozent der Theologie und besann sich unter obwaltenden Umständen nicht lange, denselben anzunehmen.

Die Berufung de Wettes veranlaßte im orthodoxen und zähconservativen Basel manches bedenkliche Kopfschütteln. Der Ruf, der ihm vorangegangen, mochte manchen ehrbaren Bürger dieser Stadt wähnen lassen, de Wette sei ein Erzrevolutionär; war er ja wegen seiner Connexionen mit Kotzebues fanatischem Mörder in Berlin entlassen worden. Mit dem Glauben stehe es auch nicht am Besten bei ihm; habe er sich doch in Deutschland mit den festesten Kirchensäulen in Zwiespalt befunden und gehöre zu Denen, welche in Religionssachen mit der Vernunft zu klügeln sich anmaßen wollen.

Einer solchen mißlichen Stimmung gegenüber betrat der Angezweifelte zu Pfingsten 1822 zum ersten Mal als Prediger in Basel die Kanzel. Sein äußeres Auftreten verfehlte nicht, einen guten Eindruck hervorzubringen: „Er war von mäßiger, „wohlgebauter Gestalt", — so beschreibt ihn einer seiner Biographen*), — „blasser Gesichtsfarbe, besaß ein geistvolles, „tiefschauendes Auge und eine sonore Stimme. Sein Geberdenstiel und seine Gesten, vielleicht etwas todt und gemessen, „waren würdevoll. Ueber sein ganzes Wesen verbreitete sich „der Ernst eines Mannes, welcher die Aufgabe und Bedeutung „seines Lebens fühlt, ohne doch von derselben so beschäftigt „zu werden, daß er düster und in sich gekehrt die Umwelt von „sich abgestoßen hätte. Ueberstrahlt gleichsam wurde seine Person „von einer erhabenen Ruhe, welche seine Stirne umzog...." Wie hätte ein Mann von so würdigem, ja salbungsvollem Aussehen ein Jakobiner und Freigeist sein können? Auch der Inhalt der Predigt, die er hielt, beschwichtigte die ängstlichen Gemüther und mochte als Beleg entgegengenommen werden, daß man es mit keinem Ketzer oder Gottesläugner zu thun habe.

Was war denn aber eigentlich de Wettes Theologie? Wir lassen für uns einen bekannten protestantischen Gottesgelehrten**) antworten.

..... „Unser de Wette gelangte bald zu der Einsicht, „daß weder das naturalistische noch das supranaturalistische „System den Anforderungen der Zeit genüge und ihn nennt „die Wissenschaft neben Schleiermacher als einen Hauptver- „treter der neuern Theologie, die eine Vermittlung der Gegen- „sätze suchte von einem höhern, diese Gegenstände beherrschen- „den Standpunkte aus ...."

Nach unsrer unmaßgeblichen Anschauung als ungelehrter Laie scheint es uns, de Wettes religiöse Anschauung sei vom Standpunkte des Zweiflers und Freidenkers ausgegangen (während seinen Jugendjahren und beim Beginn seiner Wirksamkeit als Docent); dann habe er durch Vermittlung der fries'schen Philosophie eine Concordanz des Wissens und Glaubens gesucht und für sich gefunden (in Berlin und Weimar); endlich (in Basel) sei er, ohne seinen wissenschaftlichen Standpunkt aufzugeben, doch mehr und mehr den Orthodoxgläubigen nahe getreten. Oder mit andern Worten: während er in seinen Jugendjahren in den vordersten Reihen der theologischen Reformer kämpfte, wurde er im Lauf der Zeit von jüngern Kräften und entschiedenern Systemen überholt und sah sich schließlich — ohne seinen Platz wesentlich verändert zu haben — in der gottesgelehrten Phalanx ziemlich weit hinten stehen. —

Nach den stürmischen gewitterschwülen Frühlings- und Sommertagen begann für de Wette in Basel frühe schon der ruhige Lebensabend. Mit Beifall und Erfolg las er seine Kollegien und zog manchen jungen Theologen aus den protestantischen Kantonen der Schweiz nach Basel. Nicht weniger fleißig als bisher war seine Feder; eine ganze Reihe theologischer Schriften zeugen davon. Als Mitglied des Kirchen- und Schulrathes erfüllte er gewissenhaft seine republikanische Bürgerpflicht. Nachdem er die priesterliche Ordination erhalten, ließ er es sich nicht nehmen, auch als Prediger und Seelenhirte zu wirken. Er war es, welcher in Basel die löbliche Sitte öffentlicher wissenschaftlicher Vorlesungen vor einem gemischten gebildeten Publikum einführte. Er erhielt das basler Bürgerrecht im Jahr 1829.

Nicht wie dasjenige anderer seiner Kollegen, welche gleich ihm an der basler Hochschule eine Zuflucht gefunden, war sein Betragen, als nach der Julirevolution die bekannten Stürme über Basel hereinbrachen. Er wandte nicht gleich Jenen der gastlichen Stadt den Rücken, um zu ihren Feinden überzugehen. De Wette war trotz seinem Briefe an Sands Mutter nie eine revolutionäre Natur gewesen, sondern viel eher von Haus aus conservativ. Er hielt es in jenen Tagen, aus Dankbarkeit nicht minder als aus Neigung, zur Stadt Basel.

Seine zweite Gattin hatte ihn nicht nach seiner neuen Heimat begleitet, sondern war bis zu ihrem 1825 erfolgten Tod in Heidelberg geblieben. Im Jahr 1833 vermählte sich de Wette zum drittenmal, diesmal wiederum mit einer Wittwe von bereits bestandenen Jahren, Frau von Mai, geborne Streckeisen, welche ihm eine Tochter aus früherer Ehe zubrachte. So umstanden ihn an seinem Lebensabend zwei Kinder und zwei Stiefkinder, zwei Söhne und zwei Töchter; auch ward ihm das Glück bescheert, fünf Enkel, die Kinder seiner in Basel verheiratheten Tochter, auf den Knieen zu schaukeln.

Die sich einstellenden Beschwerden des Alters mahnten ihn allmählig an die Hinfälligkeit alles Irdischen. In einem Gedicht, welches er einer seelenverwandten Freundin nach Deutschland schickte, sprach er unverholen seine Todesahnungen aus. Der blasse Freund trat an ihn heran den 16. Juni 1849.

Dem Adoptivsohn der Schweiz sei die freie Schweizererde leicht! —

*) E. Thölden.

**) Professor Dr. Hagenbach.





Alessandro Cattaneo.

Alexander Calame.

Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wanderte ein armer Maurer aus dem Neuenburgischen in der Welt herum nach Arbeit und Brod. Bald fand er den spärlichen Lebensunterhalt für sich und seine Familie in den benachbarten Schweizerkantonen, bald in den angrenzenden französischen Departements. Ums Jahr 1810 ward ihm in einer elenden Hütte zu Vivis ein Knabe geboren. Der wandernde Maurer hieß Calame; sein Söhnlein erhielt bei der Taufe den stolzen Namen Alexander; wer dachte wohl dazumal, daß unter dem niedern Dach einer der ersten Maler der Neuzeit in den Windeln liege?

Von Vivis zog der wandernde Maurer nach Genf, wo ihm die vielen Neubauten einen bessern Verdienst in Aussicht stellten. Er sah sich dort in seinen Hoffnungen betrogen; er verlor dort — nicht durch eigene Schuld — seine geringen Ersparnisse, sah sich ruinirt und starb nach kurzer Zeit.

Mildthätige Leute nahmen sich der hülflosen Wittwe und ihrer Kinder an; namentlich war es der Banquier Diodati, welcher die arme Familie werkthätig unterstützte. Der junge Alexander schien viel zu schwächlichen Körperbaues zu sein, als daß er, gleich seinem Vater, dem Handwerkerberuf sich hätte widmen können. Da überdieß Herr Diodati in dem Knaben geistige Anlagen zu entdecken glaubte, so nahm er ihn in sein Comptoir auf, um ihn zu einem tüchtigen Commis heranzubilden.

In der düstern Schreibstube der Cité an sein Pult geschmiedet, verschmierte der angehende Handelslehrling das Papier, auf welches er Kaufmannsbriefe oder Contocurrente hätte copiren sollen, mit Bäumen und Felsen, die er aus dem Gedächtniß zeichnete. Diese Allotrien zogen ihm manchen strengen Wischer von seinem wohlmeinenden Prinzipal zu, der ihm ernstlich zuredete, solchen brodlosen Künsten zu entsagen. Der junge Calame vermochte es nicht. Aber um den Beweis zu leisten, daß jene Künste nicht so ganz brodlos seien, ließ er sich von einem Kunsthändler brauchen zum Coloriren von Bildern, was er in seinen Freistunden oft bis tief in die Nacht hinein betrieb. Diese Arbeit trug ihm manchen Batzen ein, welcher dem Haushalt der Mutter zu gut kam. Als Hr. Diodati zur Ueberzeugung gelangte, daß sein junger Commis vom Zeichnen und Malen nicht lassen könne, entließ er ihn aus dem Comptoir und schickte ihn in Diday's Atelier.

Zur Zeit, da Calame als Anfänger bei ihm eintrat, war Diday bereits ein berühmter Künstler. Es wurde damals — wie auf vielen andern Gebieten, so auch auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei — der Kampf der Naturwahrheit gegen den klassischen Schnürleib gekämpft. Diday war einer der Fahnenträger in diesem Kampfe und wurde als solcher der Gründer der Genfer Landschaftsmalerschule. Seine Bewunderer behaupteten: besser könne die Gebirgsnatur nicht wieder gegeben werden; er habe in der Landschaftsmalerei das Höchste erreicht. Anders dachte der unscheinbare schwächliche Schüler, den Niemand beachtete, während er mit rastlosem verzehrendem Eifer zeichnete und malte, des Tages in des Meisters Werkstätte um zu lernen, des Abends zu Hause um Geld zu verdienen. Er sagte später von jener Zeit: „Es ging in mir die Ahnung auf, daß auch ich ein Maler werden könnte."

Seine ersten Versuche wurden von der Kritik nicht besonders günstig aufgenommen. Als er an einer Ausstellung zu Anfang der dreißiger Jahre drei Bilder ausgehängt hatte, erlaubte sich ein geistreich sein wollender Feuilletonist in seiner Berichterstattung zu sagen: „Ein Calame, zwei Calame, drei Calame, — ach welche Calamität!"

Etwas später trat eines Tages der Geschichtsmaler Hornung in Calames Werkstatt. Eben hatte derselbe ein Bild von mäßigem Umfang vollendet: ein dunkler, sturmgepeitschter Himmel, senkrechte Felsen von Tannen gekrönt, wolkenumzogene Berggipfel, eine enge Schlucht, aus welcher ein Gebirgsbach herausbricht, schäumend zwischen heruntergestürzten Felsblöcken... „Mein Lieber", rief da Hornung, „Sie malen ja einen Salvator! Wie schade, daß das Bild so klein; wenn nur die Ausstellung nicht schon in 14 Tagen eröffnet würde..." Des andern Tages stand Calame vor einer Leinwand von sechs Fuß, die er mit fiebrischer Hast bearbeitete. In vierzehn Tagen war das Bild fertig, groß, gewaltig ergreifend, vom düstern Hauch der Gebirgseinsamkeit überweht. Es wurde das schönste Gemälde der Genfer Ausstellung von 1835. Diday begann zu begreifen, daß er einen Nebenbuhler gefunden. Aber fern von kleinlichem Neide, war er der erste dem ehemaligen Schüler Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ihm Beifall zu spenden und Glück zu wünschen.

Wie manchem andern Landschaftsmaler, wurde die Gebirgswelt des Berner Oberlandes das gelobte Land unseres Calame, wohin zu pilgern er nicht müde wurde. Lauterbrunnen, Brienz, Meiringen machte er zu seinen Standquartieren. Einst wurde er beim Handeckfall von einem Gewitter überfallen. Die düstere Wildheit der Gebirgsnatur, während dem entfesselten Kampfe der Elemente machte einen gewaltigen Eindruck auf sein Künstlergemüth. Es entsprang daraus jenes große Gemälde von so feierlich erhabener Wirkung, welches Eigenthum der Stadt Genf wurde und im Musée Rath zu sehen ist: „Das Gewitter bei der Handeck." Der geistreiche Töpffer sagt bei Gelegenheit dieses Bildes: „Calame, die Manier und die hergebrachten Ueberlieferungen der Werkstätte von sich schüttelnd „um den Weg der Künstler zu gehen, welche schöpferische Kraft „in sich fühlen, schafft sich nach und nach seine eigene Mache, „und findet für die neuen und verschiedenartigen Gegenstände, „die er darstellen will, eine neue Art zu malen, die ihnen „angemessen ist..."

Dem wachsenden Ehrgeiz des jungen Malers genügte es bald nicht mehr an den kleinen Ausstellungen Genfs sich Ruhm zu holen. Die großen Mittelpunkte der europäischen Civilisation sollten das erhaltene Lob bestätigen, dem Lorbeer des Künstlers ihren Stempel aufdrücken. 1840 sandte Calame drei Gemälde an die Londoner Ausstellung. Der Berichterstatter der „Times" spricht sich über eines derselben folgendermaßen aus: „Der Maler dieses wahrhaft bewunderungswürdigen „Bildes hat in großartigem Style der Majestät der Alpen „Ausdruck gegeben. Es ist die wirkliche Natur, die Natur „im Augenblick, wo der Sturm sich legt. Es ist eine Scene „der Trostlosigkeit, und dieser Charakter ist durch Züge wieder„gegeben voll der höchsten Poesie..."

Zwei Jahre später stellte Calame eine seiner Gebirgslandschaften in Paris aus: „Umgegend des Vierwaldstättersees." Dieses Bild und ein „Brienzersee" von Diday fesselten alle Blicke. Ein bewährter französischer Kritiker sagte bei jener Gelegenheit über Calame: „Der Maler dieses Bildes hat „vortrefflich die in Unordnung gerathene Natur dargestellt, „deren so trauriger Anblick dennoch der Erhabenheit nicht „entbehrt. Diese Baumschläge von einem feuchten Winde gepeitscht, eine gewisse durchdringende Kälte, welche eine besondere Luftfärbung bedingt, all diese Zufälligkeiten sind vom „Künstler vortrefflich erfaßt worden, der überdieß sich als sehr „geschickter Maler erwiesen hat." So lebhaft der von der Mehrzahl gezollte Beifall war, so konnten es doch manche Pariser Künstler und Kritiker nicht verwinden, daß es zwei Schweizer waren, die solchen Ruhm davontragen sollten. Sie halfen sich mit einem Witzwort und behaupteten, die Gipfel der Alpen seien ebenso unzugänglich den Künstlern als den Touristen. Die Menge, die früher bewundert hatte, klatschte jetzt diesem bon mot Beifall zu. Calame war gegen Lob und Tadel nicht unempfindlich; er konnte sich von da an nur selten mehr entschließen die französischen Ausstellungen mit seinen Bildern zu beschicken. Nicht als ob er der Kritik ihre Berechtigung abgesprochen hätte; denn man sah ihn zuweilen die Arbeit mehrerer Tage wieder verwischen, wenn er tadelnde Bemerkungen gegründet fand. Nur verlangte er ein ernsthaftes mit Gründen belegtes Urtheil über seine Werke.

Calame war kein Anhänger der klassischen Schule; er neigte viel mehr zu Ruysdael und Hobbema. Allen Theilen seiner Bilder widmete er die gleiche Sorgfalt; man erkennt jeden seiner Bäume an der Gestalt des Stammes und dem Ausschnitt des Blattwerkes. Die Vordergründe besonders sind mit einer Sorge gemalt, die sich auf's Kleinste erstreckt, ohne daß diese Vollendung des Einzelnen dem Eindruck des Ganzen störend in den Weg trete. Man sah ihn Stundenlang an der heißen Mittagsonne stehen um die Lichtreflexe auf den Kieseln im Grund eines Baches zu studiren.

Die Alpenwelt war für ihn keineswegs die ganze Natur, aber doch der Theil derselben, den er am besten verstand, den er über Alles liebte und den er am vortrefflichsten darzustellen wußte. Wer wird wohl, wenn er es je gesehen hat, das herrliche Bild des Monte Rosa wieder vergessen, welches die Stadt Neuenburg zu besitzen das Glück hat. Hier hat der Künstler die ganze Pracht und überwältigende Majestät des Hochgebirges darzustellen gewußt: die zahllos hintereinander sich erhebenden scharf zugeschnittenen Gebirgsspitzen, die sich grell vom dunkelblauen Azur des Himmels lösen; die vom rosigen Abendlicht übergossenen Schneefelder und Gletschermeere; die düstern Schatten in den tiefeingeschnittenen Schluchten; die schwindelhaft senkrecht emporstrebenden himmelhohen Felswände. Und dann der Gegensatz all dieses Ueberwältigenden, die Lieblichkeit des Vordergrundes: das herrliche Grün der Alpenweiden und die Felder blühender Gentianen und Alpenrosen!... Kein Wunder, daß der Künstler dieses außerordenliche Bild fünfmal wiederholen mußte. Diese Wiederholungen sind keineswegs sklavische Nachbildungen geworden; wenn schon die Hauptmassen dieselben bleiben mußten, so versagte sich dagegen der Maler nicht die episodischen Parthieen des Vordergrundes in jedem Bilde anders zu machen.

Dem „Gewitter bei der Handeck" und dem „Monte-Rosa" reiht sich würdig ein drittes Gemälde an, welches sich in Paris befindet, das letzte Werk welches Calame (im Jahr 1863) vollendete. Es stellt das Wetterhorn vor Ausbruch eines Gewitters dar. Wir führen die Worte eines französischen Kritikers (de la Borde in der Revue des deux mondes) über dieses Bild an, der sonst keineswegs geneigt ist, unsern Calame mit übermäßigem Lob zu überschütten..... „Im Hintergrund „erhebt sich das Wetterhorn, dessen Gipfel aus einem Ozean „von Schnee emporzutauchen scheinen, um die über ihnen zu„sammengeballten dunkeln Gewitterwolken zu zerreißen. Ein „Riß in diesen Wolken läßt einen blassen Lichtstrahl durch, „dessen Reflex wir im kochenden Gewässer eines Gebirgsstromes „sehen. Außer dieser düstern Beleuchtung nicht die Spur von „einem andern Lichteffekt. Die Tannengruppe in der Mitte „des Gemäldes, die Felsen zu beiden Seiten der Tannen, Alles „ist von düstern Schatten umwallt; Alles, mit Ausnahme des „Gießbachs, der sich mit Wuth in die Tiefe stürzt, ist be„wegungslos und seufzt gleichsam unter dem Druck des schweren „Gewölkes, aus welchem der Blitzstrahl hervorzubrechen droht. „Es würde schwer halten die bange Ruhe, die stumme Angst „der Natur, welche dem Ausbruch des Ungewitters vorherzu„gehen pflegt, besser wiederzugeben; es würde schwer halten „kecker mit den Hindernissen zu spielen, welche die äußerste „Kargheit der malerischen Elemente, die Eintönigkeit einer „vegetationslosen Gegend, eines lichtlosen Himmels und eines „kahlen Bodens dem Künstler entgegenstellen..."

Es möge das Angeführte genügen um anzudeuten, welches die Gegenstände waren, welche Calame zu malen liebte und welches der Geist war, der seine Bilder durchwehte: es war der strenge oft düstre, wunderbar poetische, über Alles erhabene, uns bis in's Innerste durchrieselnde und erfrischende Hauch, der von unsern Hochgebirgen hernieder weht. Wenn die Pariserkritik nicht nachläßt uns zuzurufen, diese erhabenen Naturscenen seien keine Stoffe für den Landschaftsmaler, der seine Motive zu suchen habe, wo runde harmonische Formen walten und tiefe Ausblicke nach einem fernen Horizont den Beschauer auf weichen Fittigen träumerisch in's Weite tragen, so antworten wir derselben mit Calames eigenen Worten: „Man muß die „Hochgebirgsnatur vor Allem verstehen und lieben und dann „sie mit Ausdauer studiren, da man sonst Gefahr läuft in die „Uebertreibung der Formen wie der Farben zu verfallen; und „es fällt mir nicht schwer zu glauben, daß wenn die alten „großen Meister (Poussin, Guaspre, Salvator Rosa) in unsern „Alpen gelebt hätten statt in Italien, die Alpenmalerei schon „längst geschaffen wäre und ihre Adepten erhalten hätte. Alles „Große, Edle, Poetische wird von auserwählten Künstlern „verstanden, für welche die Schwierigkeiten die sich entgegen„stellen, den Reiz des Unternehmens nur vermehren." — Calame selber war ein solcher Auserwählter.

In Italien, wohin unser Künstler im Jahr 1845 seine Pilgerfahrt machte, fühlte er sich weniger heimisch. Die „Ruinen von Pästum", die er dort malte, — so bemerkenswerth dieses Gemälde sonst sein mag, ist eher eine Ausgeburt seiner Einbildungskraft als die verschönerte aber treue Darstellung der wirklichen Natur. Die gedehnten fliehenden Wellenlinien, die fernen Horizonte, die Farbenspiele des südlichen Himmels übten keinen verführerischen Reiz auf ihn aus.

Wir dürfen Calame nicht nur als vereinzelten Künstler in's Auge fassen. Er war zugleich eines der Häupter und einer der Fahnenträger einer Schule, der sogenannten genferischen Landschaftsmalerschule, deren Dasein und Berechtigung wohl nur vom einseitigen und beschränkten Standpunkt der Pariser Kunstkritik aus in Abrede gestellt werden kann. —

Im Verlaufe des XVIII. Jahrhunderts hatte sich die Landschaftsmalerei so wenig als alle andern Künste der Zeitströmung entziehen können, welche wir mit dem Namen „Rococo" bezeichnen. Auch in der Landschaftsmalerei, wie in der Poesie, der Musik, der Mode und den geselligen Umgangsformen herrschte eine gewisse nicht zu läugnende Zierlichkeit, verbunden mit conventioneller Unnatur. Die Landschaftsmaler sollten Wald und Feld und Luft und Wasser nicht so darstellen, wie sie wirklich sind, sondern so wie sie ein wunderlicher baroker Zeitgeschmack idealisirt zu haben glaubte. In seinen Briefen über Landschaftsmalerei empfahl der Idyllendichter Salomon Geßner nicht sowohl das Studium der wirklichen Natur, sondern der Naturschilderungen der Dichter. Wie bedaure ich, sagt er, den gefühllosen Landschaftsmaler, den die Gesänge Tompsons nicht begeistern. Hier, in dessen so manigfaltigen Schilderungen, soll der Maler seine Motive suchen..... So wurde denn Wald und Feld durch die Herren vom Pinsel mit Puder, Schminke und Schönpflästerchen aufgeputzt.

Kein Baum, hinter welchem nicht eine Dryade hervorguckte, kein Quell, an dessen Rand nicht ein Damon oder Corydon die Flöte blies. Jedes bescheidene Gebirgsthal sollte ein Tempe sein. Kaum näher der Natur trat die Vedutenmalerei, die um jene Zeit in der Schweiz in Schwung zu kommen begann. Verschwommene Zeichnung, süßliche Grazie oder entlehnte übertriebene Erhabenheit charakterisiren jene Kunstprodukte.

Da geschah es um's Ende des XVIII. Jahrhunderts, daß ein Genfermaler den Versuch wagte, die Natur etwas weniger akademisch aber natürlicher darzustellen. Er begann Landschaften zu malen ohne dieselben nach biedermaierscher Manier mit antiken Tempeln und Altären auszustaffiren; er scheute sich nicht einen Weiher darzustellen, darin statt Ledas Schwan ein Paar ordinäre Enten herumschwammen und an dessen Bord statt Leda selber eine Stallmagd sich die Füße wusch. Doch war auch er noch allzusehr in den klassischen Vorurtheilen befangen, um in der Komposition, in der Anordnung der Linien irgend eine kecke Neuerung zu wagen und irgend etwas zu unternehmen, was dem akademischen Coder zuwider gewesen wäre. Nichts destoweniger müssen wir dem Maler de la Rive das Verdienst zuerkennen, daß er zuerst die Landschaftsbilder von jenen pedantischen Zuthaten und unwahren Staffagen befreite, daß er vom frischen rothbäckigen Gesicht Schminke und Schönpflästerchen mit reinigendem Schwamme entfernte. In so fern dürfen wir ihn den ersten Vorläufer der neuern Genferschule nennen.

Einen Schritt weiter gieng Töpffer, der Vater des liebenswürdigen Humoristen und Verfassers der „Genfer Novellen". Derselbe, ein Schüler de la Rive's, schüttelte noch entschiedener das Joch der Traditionen und der Schulen von sich ab. Seine ländlichen Scenen hauchen uns mit ihrer naiven Natürlichkeit gleichsam wie frischer Erdgeruch an. Abgesehen von den Figuren und als bloße Landschaften betrachtet stehen sie weit über Allem was zu Ende des letzten und zu Anfang unseres Jahrhunderts in Genf geleistet wurde. Auf erhabene Großartigkeit dürfen sie freilich weder dem Gegenstand noch der Ausführung nach Anspruch machen.

Dieß war den Werken Didays vorbehalten, welcher wie seine genannten Vorgänger mit dem Conventionellen in der Landschaftsmalerei keck brach, um seine eigenen Wege zu gehen, aber — kühner als jene — die großartigen Scenen der Alpenwelt zur malerischen Darstellung zu bringen suchte. Die neue charakteristische nationale Richtung war da. Zur neuen Malerschule fehlten nur noch die Schüler.

Siehe da trat der arme schwächliche Commis des Banquier Diodati, Alexander Calame, in Didays Atelier, und bald wuchs der Schüler dem Meister über den Kopf. Kecker, sicherer, großartiger als dieser verfolgte er die neuen Bahnen und verbreitete durch seine landschaftlichen Darstellungen der großartigen Natur des Hochgebirges den Ruhm der Genfer Malerschule in der ganzen civilisirten Welt.

Werfen wir einen Blick auf den zahlreichen talentvollen Nachwuchs der beiden Meister, so dürfen wir wohl mit Lächeln die Behauptung des mehrerwähnten französischen Kunstkritikers dahinnehmen: es sei eine eitle Ueberhebung von einer Genferschule der Landschaftsmalerei zu sprechen, welche man viel eher als eine Gruppe von einigen Männern bezeichnen sollte, welche im Begriffe ständen einem gewissen Fortschritt in der Kunst auf die Spur zu kommen. Wir möchten der vornehmen Pariserkritik Calames Bilder entgegenhalten und die Worte des Baumeisters des Berner Münsters zurufen: „Mach's nach".

Wir haben gesehen, daß Calame in wenig glänzenden Verhältnissen aufwuchs; seinen Kinderjahren war die Dürftigkeit viel öfter ein Gespiele als der Ueberfluß. Schulden waren das Erbe, welches ihm sein Vater hinterließ. Wir dürfen uns deßhalb nicht darüber wundern, daß er bestrebt war Geld zu verdienen. Seine ersten Schritte auf der Künstlerlaufbahn zielten dahin. Die Zeichnungen, die er als Knabe verfertigte verkaufte er seinen Spielkameraden; dann kolorirte er Landschaften für die Bilderhändler. Er verließ erst dann das Comptoir des Banquier, als er versichert war mit dem Pinsel ebensoviel verdienen zu können als mit der Feder. Dürfen wir diesen Erwerbstrieb verdammen? Wir glauben mit nichten. Denn seine ersten Ersparnisse wurden dazu verwendet, seine mit dem Mangel kämpfende Mutter zu unterstützen. Dann gieng sein Bestreben dahin die Ehre des Vaters zu retten, indem er dessen hinterlassene Schulden bezahlte. Wir können solches nicht Habgier oder Geldgeiz nennen.

Oder ist es zu verdammen, wenn Calame, als er ein berühmter Maler war, den Goldregen, der auf ihn niederströmte weise zu sammeln und beisammen zu halten suchte? Er hatte den Druck der Dürftigkeit in seiner Jugend herb gefühlt. Nun, da das Glück sein Füllhorn über ihn ausleerte, war er bestrebt sich und seiner Familie eine behagliche Existenz zu gründen. Es ist gewiß ein Vorurtheil, daß jeder Künstler ein Lump sein müsse. Es wäre Neid, wenn wir dem Maler das schöne comfortable Haus mißgönnen wollten, welches er aus den Erträgnissen seines Pinsels am Grand-Quai in Genf zu erbauen vermochte. Calame ließ sich nie dazu verleiten, den errungenen Künstlerruhm in Geld umzuprägen und mit dem Geleisteten kaufmännisch zu spekuliren auf Kosten künftiger Fortschritte und den bessern Leistungen, die er noch hervorzubringen bestrebt war.

Es ist das Schicksal ausgezeichneter Menschen, daß ihnen oft Vorwürfe der entgegengesetztesten Art gemacht werden, von denen man voraussetzen sollte, daß sie sich gegenseitig ausschließen. Während die Einen die einfache Lebensweise und den großen Fleiß des Genfermalers als Geiz auslegten, warfen ihm Andere schroffe Vornehmheit und Stolz vor. Den Anlaß dazu bot die häusliche Zurückgezogenheit, in welcher er zu leben pflegte. Wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß dieses Fliehen vor der Welt und den anstrengenden geräuschvollen

Gesellschaftsfreuden durch die schwache physische Constitution des großen Künstlers bedingt war.

Galt es die Kunst, galt es der Natur in den unzugänglichsten Gebirgswinkeln ihre malerischen Geheimnisse abzulauschen, so war unserm Calame keine Strapatze zu groß, was er dann freilich häufig durch wochenlange Krankheit büßen mußte. Aber zu Hause lebte er nur seiner Familie und seiner Kunst. Er hatte schon früh, bevor er ein berühmter Maler geworden, eine liebenswürdige Frau aus guter Familie heimgeführt. Sie war dem armen Künstler gegeben worden im Vertrauen auf sein Genie und seinen Charakter. Bei ihr fühlte und fand er Erholung von der angestrengten Arbeit des Tages, — nicht in sogenannter „lustiger Gesellschaft“ Prunkhafte Feste und durchschwärmte Nächte waren nicht nach seinem Geschmack.

Die Welt liebt es nicht, wenn man anders ist als andre Leute; dagegen liebt die Welt — auch in Genf — den Klatsch. Je höher Einer über die Mittelmäßigkeit emporragt, um so eher wird er zur Zielscheibe für schlimme Zungen. Sie bestrebten sich dem Künstler, den sie erst vergöttert, weil er sich von der Menge fern hielt, nicht nur Hochmuth und Stolz vorzuwerfen, sondern sein Thun und Lassen mit allerlei boshaften Arabesken zu illustriren. Dieß war die Rache, welche die Neider ausübten.

Unterdessen wuchsen sein Ruhm und seine Glücksgüter und mit ihnen sein Eifer zur Arbeit. Nebst seinen vielen großen Oelbildern, die kaum begonnen schon verkauft waren und den Museen und Sammlungen aller civilisirten Länder zur Zierde dienen, zählen seine Zeichnungen und Aquarellen, letztere so kräftig und warm in Farben, zu Hunderten. Noch zahlreicher sind seine Kupferstiche in Aetzmanier, welche zu den Meisterstücken dieser Kunst gehören. Nebstdem hat Calame unzählige Lithographien gezeichnet, die das ihrige dazu beitrugen, diesen Zweig der Kunst auf eine höhere Stufe zu bringen.

Während kleinliche Klatschsucht zu Hause ihren Zahn an ihm übte und die „Hauptstadt der Civilisation“, Paris, sich möglichst dagegen sperrte seinem Verdienste die volle Anerkennung zu zollen, wurde der große Maler von den verschiedensten Orten her mit Ehrenbezeugungen gleichsam überschüttet.

Im Alter von 25 Jahren hatte er — vom König von Preußen — die erste Würdigung in Form einer goldenen Medaille zweiter Klasse erhalten, welcher zwei Jahre später eine solche erster Klasse folgte. 1840 ertheilte ihm Ludwig Philipp das Kreuz der Ehrenlegion; die Könige von Belgien und Holland schickten ihm ihre Orden. Dann ward ihm der Orden der Krone von Würtemberg verliehen, womit die Erhebung in den Adelsstand verbunden war. Bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung erhielt er die große goldene Medaille. Auch Genf verlieh ihm eine Ehrendenkmünze. Im Jahr 1857 ward ihm vom Kaiser von Rußland der St. Annenorden ertheilt, während gleichzeitig die Großfürstin Marie eine mit Diamanten reich verzierte Tabaksdose und eine prächtige Malachitvase ihm zum Geschenke machte.....

Den Anstrengungen fast übermäßiger Arbeit vermochte der schwache Körper Calame's in die Länge nicht zu widerstehen. Eine Brustkrankheit, deren Keim längst in ihm lag, nahm überhand. Er mußte vor der eisigen Bise, die so oft über die Quais und durch die Gassen Genfs rast, nach den milden Gestaden der Riviera, nach der Zufluchtsstätte der Lungenkranken, Mentone, entfliehen; aber schon lag der Keim des Todes in ihm.

Die religiöse Gemüthsrichtung, welche in seiner Natur lag, kam während seiner Krankheit zu mächtigerer Entfaltung. Die Arbeit seiner letzten Tage war die Dichtung eines Kirchenliedes.

Er starb in Mentone im Merz 1864.



Joh. Joseph Müller

Johann Joseph Müller von Wyl.

Es begegnet uns zuweilen, daß uns zufällige Verhältnisse mit einem öffentlichen Charakter genauere Bekanntschaft machen lassen, welcher im Kampf der Parteien arg mitgenommen wurde; einem vielgescholtenen Manne, dessen wir nur mit einem heimlichen Grausen zu gedenken vermochten. Und siehe da: dieser Gelästerte, Gebrandmarkte ist aus der Nähe betrachtet ein ganz liebenswürdiger Mensch; seine Ansichten und Grundsätze sind nicht halb so schroff, als man sich's dachte, man kann mit ihm sprechen, wie mit andern Leuten. Du wirst schließlich der Freund dessen, den du hassen und verabscheuen zu müssen glaubtest.

Nachfolgende Zeilen sollen das Leben eines Mannes skizziren, der während Jahren bei den liberalen Schweizern als ein Ultramontaner, Jesuitenfreund, Dunkelmann, Feind des Fortschritts, Heuchler und Schalk, ja nahezu als ein Vaterlandsverräther angeschwärzt wurde. Wir hoffen dem geneigten Leser zu zeigen, daß dieser einst so schlimm Angeschriebene ein Schweizer war, der sein Vaterland aufrichtig liebte, ein warmer Anhänger unsrer demokratischen Staatsformen, wenn auch ein eifriger Katholik, so doch tolerant gegen Andersdenkende und Andersglaubende und dazu eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit; wenn auch nicht zu läugnen, daß auch er seine Fehler und Schwächen hatte, daß auch er, wie jeder schwache sterbliche Mensch, nicht immer den rechten Weg ging im Irrgarten des Lebens.

Johann Joseph Müller, geboren 1815, war der Sohn eines angesehenen Mannes aus dem Toggenburg im Kanton St. Gallen, der um jene Zeit in dem Dorfe Mosnang als Gastwirth ansäßig war. Unser Müller war der älteste einer rasch sich vermehrenden Geschwisterreihe. Zu den jüngsten zählte der in jugendlichen Jahren schon berühmt gewordene, früh verstorbene Architekt Georg Müller. Wenn schon der Vater ein heller Kopf und aufgeklärter Mann war, so herrschte doch im Müller'schen Hause, wie in jener ganzen Gegend, eine strenge katholische Kirchlichkeit, insbesondere von der Hausmutter gepflegt. Das liebste Spielzeug des Erstgebornen wurde das kleine Kirchengeräthe, das ihm der Vater einst von Einsiedeln gebracht. Er errichtete sich einen Altar, schnitt sich Kirchengewänder zurecht und hatte seine kindliche Freude am Messelesen. Im jungen Herzen keimte frühe der Wunsch geistlich zu werden, von der Mutter unterstützt, vom Vater keineswegs unterdrückt. Die erste Folge davon war, daß der junge Hanssepp studiren durfte.

Zehn Jahre alt kam er in die lateinische Lehre zu Pfarrer Grämiger in Untereggen am Bodensee. Ein Jahr später trat er in das Pensionat des katholischen Gymnasiums in St. Gallen, wo er „umgeben von meist geistlichen Lehrern unter strenger Aufsicht und beinahe klösterlicher Zucht" nicht weniger als fünf Jahre verweilte und sämmtliche Gymnasialklassen durchmachte. Diese Erziehung war selbstverständlich dazu angethan den Stempel der Kirchlichkeit dem weichen Knabengemüth unauslöschlich aufzuprägen. Sonst ist wenig aus dieser Periode zu melden, als daß der 14jährige Jüngling auf den Rath eines seiner Lehrer, des spätern Bischofs Mirer ein Tagebuch anlegte, welches er mit ungewöhnlicher Ausdauer und großer Ausführlichkeit bis an sein Lebensende fortsetzte.

Eine bedeutende Einwirkung auf das impressionable Gemüth übten die politischen Ereignisse von 1831 aus, indem sie dem aufdämmernden Ehrgeiz ein anderes Ziel in der Ferne zeigten, als die Stola des Priesters; nämlich den Lorbeerkranz, welchen er einst zufällig um das Bildniß des Zürchers Paul Usteri geschlungen sah und den, nach seiner jugendlichen Ansicht, dem republikanischen Staatsmann zu erringen nicht schwer fallen sollte.

Mit 16 Jahren übersiedelte der junge Müller nach Luzern um dort das Lyzeum zu besuchen. Welcher Gegensatz! Dort die dumpfen klösterlichen Räume des Pensionates, hier die heitere Stadt am See mit ihrer fröhlichen Bevölkerung; dort die strenge mönchische Zucht, hier das freie nur durch den eigenen Willen beschränkte Leben....

Unter den dortigen Lehrern zogen ihn besonders Kasimir Pfyffer und Augustin Keller an, denen die Fächer der Rechts- und Staatslehre und der Literaturgeschichte zugetheilt waren, vor allen andern aber der milde Philosoph in der Franziskanerkutte, Pater Gregor Girard. Mißklingen dagegen mußten im durch und durch religiösen Gemüthe die pantheistisch gefärbten Vorträge über Naturlehre des Professors Baumann.

Im übrigen wurde mancher Freundschaftsbund hier auf etwas überschwengliche Weise geschlossen, die blaue Blume der Poesie, der er sich schon im Pensionat zu St. Gallen als Gärtner geweiht, sorgsam gepflegt, auch der Tonkunst, besonders der Kunst des Gesanges nicht vergessen, viel gelesen und excerpirt — wofür sieben eingebundene Bände zeugen — und das Tagebuch mit schreibseliger Ausführlichkeit fortgesetzt. Nicht sowohl aus ökonomischen Gründen, als weil es bei den ältern Studirenden so Sitte war, ertheilte er sogenannte Instructionen, nämlich Privatunterricht; so unter anderen auch zweien Fräulein, den Töchtern seines Kostherren. Aus dem Tagebuch zu schließen, beschäftigten zwar diese Mädchen die Phantasie des Jünglings in ziemlichem Maaße, vermochten jedoch nicht sein Herz zu rühren. Mit instinktivem weiblichem Scharfblick wußten diese Fräulein den jungen Müller zu beurtheilen, als sie ihm einst scherzweise vorhielten, er sei mit zwei Fehlern behaftet, die man sonst vorzugsweise dem Frauengeschlechte aufzuheften beliebe: Neugier und Geschwätzigkeit. Eine andere verwandte Schwachheit, welche nicht selten aus den Tagebuchblättern jener Zeit herausleuchtet ist die Eitelkeit: .... „Ich spreche dem „Sänger Tiburs die Worte nicht nach, wenn er sagt: wie süß „ist's, wenn man mit Fingern auf mich zeigt und spricht: „Der ist's".... Aber er dachte ihm's nach.

Im Verlauf seines Aufenthaltes in Luzern wurden zwei Brüder Troxler seine Hausgenossen, mit denen er sich bald eng befreundete. Ein Besuch in deren Elternhaus in Münster wurde verhängnißvoll für Müller: er sah dort ihre Schwester Therese, die später seine treue Lebensgefährtin wurde.

Diese Herzensangelegenheit verhinderte den Jüngling nicht sich neben seinen Studien angelegentlich mit der vaterländischen Politik zu beschäftigen. Er zählte sich zu den Liberalen, las mit Vorliebe die Zeitungen dieser Färbung und brannte häufig vor Begierde seine jugendlichen Ansichten als Zeitungskorrespondent oder Redner öffentlich auszusprechen und dem Schweizervolk an's Herz zu legen. Es blieb jedoch beim stillen Gelüsten.

Solche Beschäftigungen, solche Wünsche und Gefühle brachten allmälig eine Umwandlung in der Grundstimmung seines Gemüthes zu wege. Es war nicht mehr der Beruf des Priesters, der ihn anzog. Er sah eine Bahn vor sich, die seinem Ehrgeiz besser entsprach. Er wollte Staatsmann werden. Während einer abendlichen Fahrt mit seinem Vater eröffnete er demselben zagend seine Sinnesänderung. Da derselbe sich damit einverstanden zeigte, war es bald eine ausgemachte Sache: Johann Joseph sollte Rechtswissenschaft studiren, um auf dem üblichen Wege des Advokatenberufs später zum Staatsmann vorzurücken.

Seine Universitätsstudien begann Müller in München und setzte sie in Heidelberg fort. Wir können mit kurzen Worten über diese Lebensperiode (vom Oktober 1833 bis zum Merz 1836) hinweggehen.

Der angehende Jurist war ein fleißiger Student und schrieb übungsgemäß seine Kollegien nach. An den geselligen Vergnügen, die sich ihm boten, nahm er mit Freuden Theil. Sein Umgang beschränkte sich meist auf Schweizer. Dem sogenannten „Korpsleben", den Studentenduellen und was damit zusammenhängt, war er aus Grundsatz abhold. In der Fremde steigerte sich seine Vaterlandsliebe; in den monarchischen Ländern wurde er ein um so feurigerer Republikaner. Auch die Dichtkunst zu pflegen wurde nicht unterlassen und im Kränzchen mit gleichbesaiteten Gemüthern die Produkte der Muse mit Behagen vorgelesen und gegenseitig gelobt. In der Politik hielt es Müller fortwährend mit den Liberalen, was ihn nicht hinderte ein frommer Katholik zu bleiben und die Kirche häufiger zu besuchen als die meisten seiner Commilitonen. Es war eine Folge seiner ersten Erziehung und ein Bedürfniß für sein religiöses Gemüth, die gewohnten Andachtsübungen nicht zu versäumen.

Es ist zu melden, daß der junge Rechtsgelehrte neben seinen Juristen in München unter anderen auch den Philosophen Schelling hörte. In Heidelberg waren seine Lieblingsprofessoren Zachariä und Thibaut, dann Mittermaier, Morstadt und Rau. Unter seinen Heidelberger Freunden ist Eduard Schnyder von Sursee zu erwähnen, der später sein Schwager wurde und ihm zur Zeit der Freischaarenzüge und als Gefangener des siegwartischen Regimentes manche sorgenvolle Stunde bereitete, wovon dazumal der junge Student sich noch nichts träumen ließ.

Als Müller im Frühling 1836 in die Heimat zurückkehrte, fand er seine Eltern nach Wyl übergesiedelt und seinen Vater im Begriff die neueingerichtete Wirthschaft „zum Schönthal" zu eröffnen. Diese hübsch ausgestattete Wirthschaft wurde bald ein beliebtes und vielbesuchtes Vergnügungsort. Wenn Noth an den Mann kam, konnte sich auch der junge Rechtsgelehrte, so wenig als die andern Geschwister, der Pflicht entziehen, den Eltern bei der Bedienung der Gäste behülflich zu sein. Das Tagebuch sagt: „An Dienstagen trifft mich gewöhnlich das Loos... Für den Vater wirthe ich gern, für mich möchte ich es nicht thun."

Diese heterogene Beschäftigung dauerte nicht lang. Zur Erholung von einer Krankheit, die er in Heidelberg durchgemacht, wurde ihm eine Kur in Gais verschrieben. Im September reiste er dann zur Vollendung seiner Bildung auf die sogenannte Löffelschleife nach Genf und zwar in Begleitung seines jüngern Bruders Johann Baptist, der sich dem Handelsberufe widmen sollte.

Wie in Luzern, in München und Heidelberg, schloß das freundschaftsbedürftige Herz wieder eine Menge Bekanntschaften unter den Altersgenossen; wiederum fand sich ein Dichterkränzchen zusammen, welches ihn in seinem Vorsatz bestärkte, als lyrischer Dichter vor das Publikum zu treten. Eine besondere Liebhaberei Müllers, die ihm sein Leben lang nachging, bestand darin, Vereine zu stiften und Vereinsstatuten zu entwerfen. So wurde er in Genf der Gründer einer Vereinigung von jungen Schweizern aus den verschiedenen Kantonen, welche den Namen „jeunesse fédérale" erhielt und entwarf diesem Verein seine Statuten. Im Uebrigen suchte er sich bestmöglichst die französische Sprache anzueignen; auch ging sein Bestreben dahin, Land, Leute und Verhältnisse kennen zu lernen. Er besucht den Gottesdienst und die Versammlungen der Methodisten und anderer religiösen Sekten und das Tagebuch urtheilt sehr vorurtheilslos und unbefangen über das, was er sieht und hört.

Nach Genf kommt Lausanne an die Reihe, wo Müller die ersten Monate des Jahrs 1837 zubringt und sich als thätiges Mitglied des Zofingervereins erweist. Die Lehrjahre sind nun abgelaufen. Im April reist Müller nach Wyl zurück, um — wie man sagt — Philister zu werden und seine bürgerliche Carriere zu beginnen.

In der vorstehenden flüchtig skizzirten Jugendgeschichte Müllers erkennen wir den Unterbau aus welchem sich folgerichtig das Leben und die Schicksale des spätern Staatsmanns entwickeln mußten. Müller wäre auch als Staatsmann gern liberal geblieben, hätten nicht die antikirchlichen Tendenzen der Radikalen sein religiöses Gemüth in das Lager der Konservativen hinübergetrieben. Seine öffentliche Laufbahn konnte nicht einer geraden Linie gleichen, dazu war er viel zu sehr Gefühlspolitiker. Er ging nicht seinen eigenen festen Gang, sondern schloß sich stärkern Naturen an, denn sein Charakter war mehr weiblich anschmiegend als männlich straff. Mit der einen Partei, in deren Arme ihn die Verhältnisse warfen, hielt er's offen und laut; dazu trieb ihn sein Ehrgeiz und sein Drang sich auszuzeichnen. Aber er ging nicht mit den Extremen, er stimmte nicht mit den Rücksichtslosen, sondern sein milder wohlwollender, zuweilen vielleicht sogar furchtsamer Sinn suchte, wenn möglich, zu dämpfen und zu vermitteln. So erwarb er sich mit Recht den Namen „mitigator", welchen ihm ein Parteigenosse im Scherz einst öffentlich ertheilte.

Den jungen Mann, der sich schon vor seinem Abgang nach der Universität einer lieben Braut, seiner Therese in Münster an der Wyn, verlobt hatte, drängte es sich so schnell als möglich eine bürgerliche Existenz, einen eigenen häuslichen Herd zu gründen.

Ohne weitere Zögerung eröffnete er nach seiner Rückkehr aus der welschen Schweiz in Wyl ein Advokatiebüreau. Mit Behagen schreibt er der Braut von seiner heranwachsenden Praxis. Die Erholungsstunden brachte er unter den Seinen im Schönthal zu. Seine bürgerliche Laufbahn hätte sich sehr glücklich angelassen, hätte nicht der bald erfolgende Tod der Mutter einen Schatten darauf geworfen. Dieser Verlust zeigte sich für die Familie um so empfindlicher, als der Hang des Vaters zu gewagten Spekulationen und Unternehmungen, die seine Kräfte überstiegen, den zurückhaltenden Zügel verlor.

Wiederum suchte und fand er Trost in der Poesie. Ein längst gehegter Wunsch wurde zur That. Kurz nach dem Tode der Mutter verließ ein Bändchen Gedichte die Presse, welches den Titel „Jugendklänge" trug und als deren Verfasser sich Johann Joseph Müller nannte. Professor Henne führte in einer Vorrede den Debütanten beim Publikum ein. Wir

führen über diese erste und letzte poetische Veröffentlichung Müllers ein Urtheil aus Gersdorfs Repertorium an: „Die „Muse des Dichters ist nicht die, welche mit wahrhaft gött„licher Begeisterung von den Höhen der Unerreichbarkeit herab „Strahlen der Poesie auf die verschmachtende Erde sendet, sie „ist ein rothbäckiges, blauäugiges Mädchen, das bald im „Kreise der Gespielinnen weilt, bald auf den vaterländischen „Bergen ihr schmucklos herztiches Liedlein singt. Epoche werden „die vorliegenden Gedichte freilich nicht machen, aber sie werden „Gemüthern, die für Religion, Freiheit, Vaterland, Familien„leben und Naturschönheit empfänglich sind, lieb und heimisch „erscheinen."

Als Schlußstein der jugendlich-poetischen Lebensperiode Müllers mag seine endliche Vertauschung des langen Brautstandes, der gleich dem des Erzvaters Jakob sieben Jahre dauerte, mit dem Ehestand gelten. Im Frühling 1839 erschien ihm seine bürgerliche Existenz gesichert genug, um die geliebte Therese Troxler aus dem Bereich des Hochstiftes Beromünster nach Wyl in die neugegründete Häuslichkeit des jungen Advokaten zu versetzen.

Fast gleichzeitig ist der Eintritt Müllers in's Staatsleben. Er wurde im Mai 1839 vom Wahlbezirk Oberbüren zu einem Mitgliede des Großen Rathes von St. Gallen gewählt.

Müller hatte seine Wahl den Liberalen zu danken. Doch zweifelt bereits unmittelbar nach der Wahl der konservative Wahrheitsfreund, „ob die Radikalen durch die Wahl des jungen „Herrn Fürsprech Müller den vermeintlichen Succurs gewonnen „haben...." Alle Parteien rechneten auf ihn und suchten ihn zu gewinnen. Die Konservativen halfen ihn bei seinem ersten Erscheinen in der Behörde zum Interimssekretär machen. Im „katholischen Kollegium" (der katholischen Hälfte des Großen Raths) wurde er für die gleiche Stelle von den Radikalen portirt. Er selbst glaubte sich unabhängig erhalten und des Sprüchleins eingedenk bleiben zu können:

Rothe Mützen, rothe Strümpfe
Führen alle uns in Sümpfe.

So viel steht fest, in den beiden brennenden Fragen jener Tage: über Gründung eines besondern St. Gallischen Bisthums und Trennung von Chur; und über die Aufhebung des Kloster Pfäffers stimmte er — wie das Tagebuch sagt „mit voller Ueberzeugung" in radikalem Sinne.

Eine dritte brennende Frage war der sogenannte „Direktorialhandel", nämlich die Frage ob das Verfügungsrecht über gewisse bedeutende öffentliche Fonds dem kaufmännischen Direktorium der Stadt St. Gallen oder aber dem Staat zugehöre. Auch in dieser verwickelten Frage hielt es Müller zuerst mit den Radikalen. Die nämliche Angelegenheit brachte später unsern angehenden Staatsmann mit dem ältern und viel entschiedenern Baumgartner in Berührung, welcher ihm mit einem schriftlichen „offenen politischen Bekenntniß" entgegen kam. Müller antwortete mit einem ähnlichen „Bekenntniß". Nicht lange so hatte die natürliche Wirkung der Gravitation den weichern und biegsamern Müller zum gewaltigern und energischeren Baumgartner hinübergezogen. Trotzdem war Müller damals noch immer im guten Glauben von beiden Parteien unabhängig bleiben zu können.

In der aargauischen Klosterfrage stand er entschieden auf Seite der katholischen Opposition. Als beginnender Publizist korrespondirte er vorzugsweise mit liberalen Zeitungen, unter andern mit dem Erzähler von St. Gallen und der Neuen Zürcher Zeitung.

Dieses Inderinmittestehenwollen ersparte ihm begreiflich weder Gehäßigkeiten noch Angriffe. Seine politische Verträglichkeit wurde als Heuchelei und Sesseljägerei ausgelegt.

Dagegen erzählt Müller seinen Schwiegereltern in einem Briefe nicht ohne durchscheinendes Selbstgefühl: nach dem Austritt Baumgartners aus der Regierung hätte man an ihn gedacht, denselben zu ersetzen, wenn er nicht um drei Jahre zu jung gewesen wäre. Man mußte damals in St. Gallen volle dreißig zählen, um Mitglied der Regierung sein zu können.

Je älter der Vater wurde, um so intensiver wurde dessen industrielle Unternehmungslust, — um so großartiger wurden seine Pläne und Projekte. Um die Ausführung derselben zu ermöglichen verlangte er von seinen Söhnen, daß sie mit ihrer ganzen Persönlichkeit und allen ihren Kräften dafür einstehen sollten. So kam es, daß auch unser Johann Joseph seinen Advokatenberuf aufgab um als thätiger Compagnon in die Baumwollweberei einzutreten, welche der Vater unter der Firma „Müller und Söhne" um's Jahr 1844 in Wyl gründete.

Dieser Berufswechsel hinderte unsern Müller nicht einen Theil seiner Aufmerksamkeit dem Staatsleben zuzuwenden. Im April desselben Jahres gründete er ein neues Blatt, die „St. Gallische Volkszeitung" und versuchte mit demselben seine vermittelnde Stellung zu behaupten. Bald genug sollte er erfahren, daß die Zeit der Vermittlung in St. Gallen vorüber sei. Die radikale Presse fiel bitterer über das neue Blatt und dessen Herausgeber her, als über die entschiedensten Gegner. Man nannte seine Tendenz: „eine süßelnd und hochtrabend-empfindsame Empfindelei," „Sophistik", „Advokasserie"; und ihn selbst: einen „Achselträger", „Allerweltsdiener" u. s. w.

Trotz alledem ernannte der Große Rath den Redaktor der Volkszeitung zu seinem Präsidenten, zu einem Mitgliede der Instruktions- und staatswirthschaftlichen Kommission und des Kassationsgerichtes; und endlich sogar neben dem radikalen Näff zum zweiten Tagsatzungsgesandten.

Als solcher vertheidigte er an der Tagsatzung die St. Gallische Instruktion zu Gunsten der aargauischen Klöster. Der thurgauische Gesandte nahm es über sich den „Grünschnabel", der es wagte so entschieden aufzutreten, in die Pfanne zu hauen; aber Müller führte mit seiner geschliffenen St. Galler Zunge so scharfe Hiebe, daß sein parlamentarischer Gegner aus dem Thurgau bald wehrlos auf dem Sande lag. Unser Müller hatte seine Sporen auf der eidgenössischen Arena verdient.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Müller mehr und mehr aus seiner Mittelstellung heraus und in das konservative, beziehungsweise ultramontane Lager hinübergedrängt wurde. Im Herbste dieses Jahres finden wir ihn bereits aus einem Gegner des St. Gallischen Bisthums zu einem Befürworter desselben geworden.

Diese Frage trat jedoch bald in den Hintergrund um brennenderen den Vorrang zu lassen. Nach dem ersten Freischaarenzuge gegen Luzern tauchte die Jesuitenfrage auf und dann kam die blutige aufregende Katastrophe des zweiten Freischaarenzuges. Durch diese Ereignisse wurde Müller auf zwiefache Weise näher berührt. Wiederholt mußte er als zweiter Gesandter an den Tagsatzungen, wo diese Angelegenheiten die Haupttraktanden bildeten, seinen Kanton vertreten. Als Privatmann nahmen sie ihn schmerzlich in Anspruch, weil die Verwandten seiner Therese meist zur luzernischen Freischaarenpartei gehörten und sein Freund und Schwager Eduard Schnyder als Freischäärler gefangen saß und demselben eine Kapitalstrafe drohte.

Diesen Familienverhältnissen zum Trotz stand Müller nun entschieden auf der konservativen Seite. Wenn er auch auf der Tagsatzung in der Jesuitenfrage zu vermitteln suchte, so finden wir in ihm eher einen Bewunderer als einen Tadler des siegwartischen Regiments. Und als sich der St. Gallische Große Rath in zwei völlig gleiche, sich schroff gegenüberstehende Hälften theilte, hielt er sich unentwegt zu den 75 „Ultramontanen". Als Publizist half er an der Stelle der eingehenden „Volkszeitung" das „Freie Wort" gründen, welches den Radikalen nicht weniger verhaßt war.

Dem zum Industriellen gewordenen Staatsmann und Juristen lag die Handelspolitik nicht fern vom Wege; wie denn sein Gesichts- und Standpunkt ein höherer war, als der eines ordinären Kaufmanns. Er sprach sich in Denkschriften und Referaten warm für Handelsfreiheit aus und begrüßte das Auftauchen der Eisenbahnfragen, die um jene Zeit in der Schweiz laut zu werden anfingen, mit Freuden. Im Sommer 1846 machte Müller eine langere Geschäftsreise nach Norddeutschland. Aber allem guten Willen zum Trotz wurde er im neuen Berufe nicht heimisch; er war nicht vom Holze, aus welchem man Fabrikanten und Handelsleute macht. Und schon zu Ende dieses 1846ger Jahres schreibt er in sein Tagebuch: „Nach langem Kampfe mußten mein lieber Bruder und ich einsehen, daß ich nicht in der rechten Sphäre sei."

Um die Mitte des folgenden verhängnißvollen 1847ger Jahres zeigte ein Circular der Firma „Müller und Söhne" den förmlichen Austritt Johann Josephs aus dem Geschäfte an.

Unterdessen war der Kampf der politischen Parteien in St. Gallen immer grimmiger geworden. Die Maiwahlen von 1847 gaben den Radikalen ein Uebergewicht. Umsonst vertheidigte Müller bei Gelegenheit der Tagsatzungsinstruktion den Standpunkt der konservativen Opposition in der Bundesrevisions-, Jesuiten-, Kloster- und Sonderbundsfrage mit beredten Worten. Das Votum St. Gallens entschied für die gewaltsame Lösung durch das Schwert.

Da wegen zufälliger Abwesenheit Baumgartners nun Müller als der Führer der „Rothstrümpfe" oder sogenannten „Krautstirzler" galt, so ergoß sich die volle Fluth des Hasses und der Erbitterung der Radikalen über ihn. Zum Schiffbruch seiner Partei gesellte sich der Kummer wegen dem drohenden Bankbruch des Handelsgeschäftes, an welchem er zwar nicht mehr aktiv Theil nahm, in dem jedoch noch immer sein kleines Vermögen, das er sich als Advokat erworben, und seine Aussicht auf ein väterliches Erbe steckte.

Mitten in dieser Trübsal siedelte er, um seine juristische Praxis wieder aufzunehmen, im September 1847 von Wyl nach St. Gallen über. Die nun folgenden letzten Monate des Jahres wurden zu den sorgenvollsten und kummerreichsten seines Lebens: Verfolgungen seiner Gegner, Waffenlärm und Bürgerkrieg und der drohende Ruin der Familie! —

Das Jahr 1848 wurde dann aber zum Wendepunkt, wo sich Müllers Angelegenheiten wieder zum Bessern wandten. —

Er galt als einer der besten Rechtsanwalte der Ostschweiz; und als der ärgste politische Sturm ausgetobt hatte, entwickelte sich seine Geschäftspraxis auf die erfreulichste Weise. Er stimmte in guten Treuen zur neuen Bundesverfassung und suchte sich möglichst dem politischen Treiben fern zu stellen; so begannen dann auch seine politischen Feinde sich versöhnlicher zu zeigen. Abgesehen von wiederholter Familientrauer (dem Tode des Vaters und des jüngern Bruders Georg, jenes genialen Architekten, der die Lerchenfelderkirche in Wien baute) können diese Jahre und die folgenden zu den glücklichen in Müllers Leben gezählt werden.

Zudem hatte er die Satisfaktion das Fabrikationsgeschäft unter der Leitung des Bruders Johann Baptist wieder aufblühen zu sehen. — Eine Versammlung von Betheiligten bei der schweiz. Nationalvorsichtskasse in Bern präsidirte er mit großem Geschick und erwarb sich dabei manchen auswärtigen Freund. Schließlich wurde er dann doch wieder auf das stürmische Meer der Politik hinausgetrieben.

Es handelte sich in St. Gallen vorzüglich um die Autonomie der katholischen Bevölkerung: ob derselben die Disposition über die ehemaligen Klostergüter verbleiben oder dieselben zu allgemeinen Staatszwecken zu verwenden seien; ob die Katholiken ihre besondern Schulen beibehalten oder mit den Protestanten gemeinsam haben sollten. Müller stellte sich entschieden auf den katholischen Standpunkt. Nicht nur verfocht er seine Sache der entschiedenen Mehrheit des radikalen Großen Rathes gegenüber, sondern half ein neues konservatives Blatt gründen, das „Neue Tagblatt für die östliche Schweiz." Aber trotz seiner nunmehrigen entschieden kirchlichen Färbung konnte er doch nicht dem Rathe des Genfers Fazy beistimmen, der ihm einst in Bern sagte: „Savez vous, ce que les Catholiques de St. Gall doivent faire pour l'emporter? Il les faut laisser devenir radicaux"

Wiederum suchte er zu versöhnen und zu vermitteln; wiederum ergoß sich über ihn nur um so giftiger der Zorn und Haß der Extremen unter der Gegenpartei. Landammann Steiger, der früher einer seiner heftigsten Gegner gewesen, half ihm dießmal an der Brücke bauen, welche über den Abgrund führen sollte, der die zwei Hälften des St. Gallischen Volkes auseinander hielt. Wenn auch Müller nicht mithelfen konnte den Schlußstein zu setzen, indem seine Erkrankung ihn zwang von den Staatsgeschäften zurückzutreten, so hatte er doch die Satisfaktion aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers das Gelingen des Friedenswerks von ferne zu sehen. Mit Recht dürfte das St. Gallische Grundgesetz von 1861, entstanden aus gegenseitigen Zugeständnissen, die „Müller'sche Verfassung" genannt werden.

Eine andere Satisfaktion für den Mann, welchem die Anerkennung seiner Mitbürger keineswegs gleichgültig erschien, war ihm geworden durch seine im Jahr 1856 erfolgte Wahl in den Nationalrath. Auch im Bundespalast zu Bern hielt er zu den Konservativen; nichtsdestoweniger erwarb er dort, wie überall, unter allen Parteien aufrichtige Freunde.

Eine organische Herzkrankheit hatte schon längst Müllers Gesundheit unterwühlt. 1860 erkrankte er ernstlich. Eine Kur in Kissingen brachte zwar Erleichterung aber nicht Gesundheit. Ebenso im folgenden Jahre eine Kur in Appenzell. Je mehr seine körperlichen Kräfte schwanden, umsomehr entwickelte sich in ihm seine angeborne und anerzogene Religiosität. Sie wurde der Stab, an welchem seine mehr schmiegsame als straffe Natur sich aufrecht hielt. Am 10. November 1861 schrieb er die letzten Zeilen in sein Tagebuch. Am 11. schloß er dem irdischen Lichte für immer die Augen.

Er ruht in der Müller'schen Familiengruft zu Wyl.



Johann Kaspar Lavater.

Während den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts lebte kein Schweizer, dessen Person berühmter gewesen, dessen Name öfter genannt worden wäre, als jene des zürcherischen Pfarrers zu St. Peter Johann Kaspar Lavater. Unserer heutigen Generation ist es wohl noch dunkel bewußt, daß dieser Mann zu den Celebritäten gehört habe, aber sie weiß kaum mehr warum. Den Wenigsten ist bekannt, daß Lavater einst zu den gefeierten Dichtern zählte, ein berühmter Gottesgelehrter war und als der Entdecker einer neuen Wissenschaft glänzte. Und gäbe sich Einer die Mühe den Verdiensten des Mannes oberflächlich nachzuforschen, so würde er uns wahrscheinlich achselzuckend berichten, Lavater sei als Dichter ein gewöhnlicher Reimschmid, als Theologe ein sentimentaler Mystiker und als Gelehrter ein Phantast gewesen. Dieses Urtheil wäre ungerecht, weil es unsere modernen Anschauungen zu seinem Maßstab genommen hätte. Wollen wir einen Mann richtig beurtheilen, so dürfen wir ihn nicht aus der Zeit herausreißen, in welcher er lebte. Um dem zürcherischen Pastor gerecht zu bleiben, hat sich der Verfasser dieser Blätter die Aufgabe gestellt, ihn nach den Schilderungen eines seiner geistreichsten Zeitgenossen darzustellen. Er hat die Mühe nicht gescheut, die zahlreichen Bände der Götheschen Werke durchzublättern und nachzusuchen, was darin über Lavater steht. Diese Aussagen Göthes bilden das Hauptmaterial zur nachfolgenden biographischen Skizze.

Es war zu Anfang der siebziger Jahre, als Lavater, damals etwa 30 Jahre alt und Diakon an der Waisenhauskirche in Zürich, nach Frankfurt kam und den jungen Göthe, mit welchem er seit längerer Zeit in Briefwechsel stand, besuchte. Göthe schildert im dritten Theil von „Dichtung und Wahrheit" den Besuch und den Besucher auf folgende Weise:

„Unser erstes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns auf's freundlichste und ich fand ihn gleich, wie mir ihn so manche Bilder schon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir.....

„Die tiefe Sanftmuth seines Blickes, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt, und wie manches andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen..... Wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe...."

Von Frankfurt reiste Göthe mit unserm Lavater nach Ems.

„...... Ein schönes Sommerwetter begleitete uns. Lavater war heiter und allerliebst. Denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig und mochte das Gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er einem auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges „bisch guet" zur Sitte aufzufordern....."

Im Bade Ems trafen Lavater und Göthe mit dem philantropischen Pädagogen Basedow zusammen. Alle drei fuhren dann gemeinschaftlich den Rhein hinunter bis Köln. Diese Reise feierte der übermüthige junge Göthe in dem bekannten Gedicht „Diné zu Koblenz":

„Zwischen Lavater und Basedow
„Saß ich bei Tisch des Lebens froh.
„Herr Helfer, der war gar nicht faul,
„Setzt sich auf einen schwarzen Gaul,
„Nahm einen Pfarrer hinter sich
„Und auf die Offenbarung strich,
„Die uns Johannes, der Prophet,
„Mit Räthseln wohl versiegeln thät;
„Eröffnet die Siegel kurz und gut,
„Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
„Und maß mit einem heiligen Rohr
„Die Cubusstadt und das Perlenthor
„Dem hoch erstaunten Jünger vor.
„Ich war indeß nicht weit gereist,
„Hatte ein Stück Salmen aufgespeist.

„Vater Basedow unter dieser Zeit
„Packt einen Tanzmeister an seiner Seit,
„Und zeigt ihm, was die Taufe klar
„Bei Christ und seinen Jüngern war;
„Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
„Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
„Drob ärgert sich der andre sehr
„Und wollte gar nichts hören mehr
„Und sagt, es wüßt ein jedes Kind,
„Daß es in der Bibel anders stünd.
„Und ich behaglich unterdessen
„Hätt' einen Hahnen aufgefressen.

„Und, wie nach Emaus, weiter ging's
„Mit Geist- und Feuerschritten,
„Prophete rechts, Prophete links,
„Das Weltkind in der Mitten."

Lavater, von dessen Persönlichkeit und eigenthümlichem Wesen uns sein Zeitgenosse Göthe in den angeführten Zeilen eine so malerische Schilderung gibt, war eines Arztes Sohn und 1741 in der Stadt Zürich geboren. Wie auf Göthe, war auch auf Lavater mehr von der Natur der Mutter als des Vaters übergegangen. Deren hervorstechende Geisteseigenschaften wurden auch die seinen: vorwiegende Einbildungskraft, unersättliche Neu- und Wißbegierde, ängstliche Gewissenhaftigkeit und die Sucht Pläne zu machen und sie hartnäckig durchzuführen; dazu eine gewisse Eitelkeit, welcher es gar nicht gleichgültig war, was die Leute von ihm hielten und über ihn sagten.

Die etwas streng gehandhabte häusliche Erziehung schüchterte den schwächlichen Knaben ein, so daß seine geistige Entwicklung nur langsam zu Tage trat. Erst in den obern

Schulklassen begann seine Intelligenz die Fittige zu entfalten, wo er die bekannten Gelehrten Bodmer und Breitinger zu Lehrern hatte. Ein Zug des Herzens zog ihn zum Studium der Theologie; es waren jedoch keineswegs die streng wissenschaftlichen Disciplinen der Gottesgelahrtheit, die ihn besonders ansprachen, sondern vielmehr die Aussicht auf die praktische Wirksamkeit des Seelenhirten. Hiezu qualificirten ihn ganz besonders der eigenthümlich wirkende Zauber seiner Persönlichkeit, seine pathetische Rednergabe und sein liebevolles Gemüth.

Kaum hatte er seine theologischen Studien absolvirt, so trat er durch einen, in jenen Tagen ziemlich kühnen Schritt in's öffentliche Leben handelnd ein. Ein Despot in Duodezformat, ein kleiner Geßler in gepuderter Perrücke, der zürcher'sche Landvogt Grebel, ließ sich damals beikommen, die ihm untergebenen Unterthanen auf eine tyrannische Weise zu maßregeln, ohne daß dieselben zu klagen wagten; denn genugsam bekannt war das zähe Zusammenhalten der herrschenden Stadtbürger, den beherrschten Landbewohnern gegenüber. Der junge Kandidat der Theologie wagte es — in Verbindung mit einem Freund — als Ankläger gegen Grebel aufzutreten. Der ungerechte Beamte wurde zur Strafe gezogen. So sehr wir der muthigen That Beifall zollen müssen, so war sie doch nicht nach dem Geschmack der Mehrzahl der Mitbürger Lavaters.

Göthe äußert sich über dieses Debüt seines spätern Freundes in folgenden Worten: „Die Bedrückungen eines Land„vogtes lagen offenbar vor den Augen der Bürger, schwerer „waren sie vor Gericht zu bringen. Lavater gesellt sich einen „Freund zu und beide bedrohen, ohne sich zu nennen, jenen „strafwürdigen Mann. Die Sache wird ruchbar, man sieht „sich genöthigt sie zu untersuchen. Der Schuldige wird bestraft, „aber die Veranlasser dieser Gerechtigkeit werden getadelt, wo „nicht gescholten. In einem wohl eingerichteten Staate soll „das Rechte selbst nicht auf unrechte Weise geschehn...."

So viel steht fest, daß Lavater unmittelbar nach jener That (1763) mehr oder weniger freiwillig eine Reise in's Ausland unternahm, in Leipzig sich mit Gellert, in Berlin mit Mendelsohn und Ramler befreundete, in Pommern ein Schüler des gelehrten Theologen Spalding wurde, in Quedlinburg Klopstoks Bekanntschaft machte und von da an ein getreuer Nachahmer von dessen schwungvoll pathetischer Schreibart blieb.

Bald nach seiner Rückkehr von dieser Reise trat Lavater in den Ehestand. Göthe, der etliche Jahre später das Ehpaar in Zürich besuchte, spricht sich im 2ten Theil von „Dichtung und Wahrheit" in folgenden Worten über Lavaters Gattin, eine geb. Schinz, aus: „Mit ihren etwas sonderbaren, aber „friedlichen, zart frommen Zügen, stimmte sie völlig, wie alles „Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise."

In die gleiche Zeit fällt Lavaters Eintritt in die „helvetische Gesellschaft", welche um jene Zeit die edelsten und strebsamsten Geister der Schweiz zu ihren Mitgliedern zählte. Einer im Schooße dieser Gesellschaft stattgehabten Anregung verdanken die „S c h w e i z e r l i e d e r" ihre Entstehung, welche Lavater in Zeit von 14 Tagen dichtete und deren Tendenz dahin ging, den patriotischen Sinn im Schweizervolk zu wecken.

Vor dem kritischen Richterstuhle der Jetztzeit könnte diese patriotische Lyrik schwerlich bestehen; es ist eine eigenthümliche Mischung von derber Bänkelsängermanier und schwülstigem Pathos; und einzelne Wendungen und Wortfügungen können nicht umhin — so ernst sie gemeint sind — ein humoristisches Lächeln zu erregen, z. B. wenn Tell auf dem Marktplatz zu Altorf dem Landvogt Geßler zuruft:

„Knirsch immer, du Tyrannenzahn! — Wer frei ist bleibet frei...", oder wenn unser Dichter die drei Stifter des Schweizerbundes mit dem Ausdruck „Patriotenklee" bezeichnet.

Nichtsdestoweniger steht fest, daß diese „Schweizerlieder" nicht nur im Schooße der helvetischen Gesellschaft, sondern in der ganzen Schweiz eine begeisterte Aufnahme fanden. „Die Lieder erlebten viele Auflagen, wurden überall mit Begeisterung gesungen, drangen tief in's schweizerische Volksleben ein und bildeten im vorigen Jahrhundert bis in das unsrige hinüber neben den poetischen Büchern des alten Testaments, die poetische Hauptnahrung des Schweizervolkes"....*) Im Dankschreiben, welches Professor Füßli im Namen der helvetischen Gesellschaft an den Verfasser richtete, heißt es er habe — „nicht „nur in denen seltenen Gesellschaften von Frauenzimmern, die „sich's nicht zur Schande rechnen Bürgerinnen zu sein, sondern „auch im Geheim Frauenzimmer am Nährahmen belauscht, „die den Liedern Lavaters mehr Melodie gaben, als vielleicht „kein Komponist"......

Da wir vom Dichter Lavater sprechen, so müssen wir auch seiner religiösen Poesien erwähnen: „Im Kirchenliede „lehnte er sich an Klopstok und Kramer an, daher seine geist„lichen Lieder, wie die Vorzüge so auch die Fehler dieser „Dichtweise theilen. Der größere Theil seiner „christlichen „Lieder" ist zu lang, schleppend, rednerisch, voll müssiger „Ausrufungen; der Grundgedanke wird selten festgehalten und „klar durchgeführt; der Dichter springt immer wieder auf „Nebengedanken ab..... Gleichwohl ist ein Theil dieser Lieder „christliches Gemeingut geworden....**)

Leider finden wir in Göthes Werken, wo so oft von Lavater die Rede ist, keine Beurtheilung desselben als Dichter.

In den Briefen Göthes an Lavater***) äußert sich derselbe auf freundliche Weise über die poetische Bearbeitung der Offenbarung Johannis, die der zürcherische Theologe 1780 in 24 Gesängen herausgab. Diesen freundschaftlichen Aeußerungen im intimen Briefverkehr ist der Werth eines kritischen Urtheils jedoch keineswegs beizumessen.

Bald nach den „Schweizerliedern" erschienen die „Aussichten in die Ewigkeit", ein wunderliches, phantastisch-mystisches Buch, welches sich die Ergründung des Zustandes der Seele nach dem Tode zur Aufgabe gesetzt hat. Einige Kapitelüberschriften mögen genügen, einen Begriff vom Inhalt zu geben. Der sechzehnte Abschnitt z. B. handelt von der Sprache, die im Himmel geredet wird; der siebzehnte von den gesellschaftlichen Freuden des Himmels! Göthe, so sehr er ein Freund Lavaters war, konnte nicht umhin eine scharfe kritische Lauge über dieses wunderliche Geisteswerk zu gießen.

Die persönliche Gottanschauung des Züricher Theologen charakterisirt Göthe, indem er sie mit derjenigen des Fräuleins von Klettenberg paralellisirt, welchem frommen Gemüth der Dichter des Wilhelm Meister bekanntlich seine „Bekenntnisse einer schönen Seele" nachschrieb: „Sehr merkwürdig und folgereich," — heißt es im 3. Theil von Dichtung und Wahrheit, — „waren mir die Unterhaltungen Lavaters und der Fräulein „von Klettenberg. Hier standen nun zwei entschiedene Christen „gegeneinander über, und es war ganz deutlich zu sehen, wie „sich ebendasselbe Bekenntniß nach den Gesinnungen verschie„dener Personen umbildet........ Fräulein von Klettenberg „verhielt sich zu ihrem Heiland wie zu einem Geliebten, dem

*) R. Webers poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz.

**) Mörikofer, schweiz. Literatur des 18. Jahrhunderts.

***) Herausgegeben von Heinrich Hirzel (Leipzig 1833).

„man sich unbedingt hingibt, alle Freude und Hoffnung auf „seine Person legt und ihm ohne Zweifel und Bedenken das „Schicksal des Lebens anvertraut, Lavater hingegen behandelte „den seinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll „nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hochpreist und eben „deßwegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist. Welch „ein Unterschied zwischen beiderlei Richtung, wodurch im All„gemeinen die geistigen Bedürfnisse der zwei Geschlechter aus„gesprochen werden!"

Ein gelehrter Theologe, ein Mann des Katheders war Lavater nicht und wollte es nicht scheinen. Göthe sagt: „In „spätern Jahren, da sich seine Kenntnisse, seine Einsichten „unendlich weit ausgebreitet hatten, sprach er doch im Ernst „und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt sei; und „gerade einem solchen Mangel von eindringendem Studium „muß man zuschreiben, daß er sich an den Buchstaben der „Bibel, ja der Bibelübersetzung hielt."

Was Lavater als Theologe und Geistlicher anstrebte, war der unmittelbare persönliche Einfluß auf das seelische Leben derjenigen, mit denen er in Berührung kam. Darin kam ihm ein gewisser Zauber, der in seiner Persönlichkeit lag und selbst von seinen Gegnern nicht geläugnet wird, mächtig zu Hülfe. Dazu ein von Liebe und Wohlwollen zu seinen Nebenmenschen überströmendes Gemüth und die Gabe pathetischer Beredsamkeit. Was Wunders, daß er seine Umgebung in weiten Kreisen geistlich beherrschte. Als er dann noch ein berühmter, in ganz Europa vielbesprochener Mann geworden war, so dürfen wir uns auch darüber nicht wundern, daß der zürcherische Pastor von den entlegensten Ländern aus, wo es bange zweifelnde Gemüther gab, als Gewissensrath befragt und seine geistliche Leitung begehrt wurde.

In seinen phantastischen Vorstellungen über religiöse Gegenstände, in seinem sehr weitgehenden Wunderglauben, der zuweilen sogar in Leichtgläubigkeit ausartete, war er ein ächtes Kind seiner Zeit. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß gerade jene Kulturperiode, welche den Gottesläugner Voltaire und die Encyklopädisten hervorbrachte, dem Grafen St. Germain und dem Schwindler Cagliostro eine Menge von wundersüchtigen Gläubigen zuführte.

Seine amtliche Laufbahn als Seelsorger begann unser Lavater 1769 in seinem 28. Altersjahr als Diakon der Waisenhauskirche. Sechs Jahre später rückte er zum Pfarrer seines Kirchsprengels vor. 1778 vertauschte er diese Stelle mit derjenigen eines Diakons zu St. Peter, einer der Hauptkirchen der Zwinglistadt. Im Jahr 1786 endlich wurde er zum Pfarrer daselbst ernannt.

Nicht durch seine Dichtungen, nicht durch seine Gottesgelahrtheit wurde Lavater eine der ersten Berühmtheiten seiner Zeit, sondern durch seine Physiognomik.

Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte der Neapolitaner della Porta Vergleichungen zwischen gewissen menschlichen Gesichtsbildungen und Thierköpfen angestellt und aus den herausgefundenen Aehnlichkeiten auf bestimmte Charaktereigenschaften geschlossen. Dieselbe Idee wurde später durch den deutschen Maler W. Tischbein weiter ausgeführt. Die Zeit, um welche sich Lavater mit seinen physiognomischen Studien zu beschäftigen begann, mag ungefähr mit seiner ersten Anstellung als Seelsorger zusammenfallen.

Lavater war eine sehr mittheilsame Natur. Wir dürfen uns nicht wundern, daß in immer weitern Kreisen sich die Kunde verbreitete, daß sich in Zürich Einer mit der Begründung einer neuen Wissenschaft beschäftige, der Wissenschaft: „Durch das Aeußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen." Diese Nachricht ermangelte nicht eine ungeheure Sensation zu erregen und die ganze gebildete Welt in die größte Aufregung zu versetzen. Es sollte also möglich sein, auf des Menschen Gesicht wie in einem offenen Buche zu lesen, in welchem die geheimsten Leidenschaften, die verborgensten Triebe in leicht entzifferbarer Schrift geschrieben waren! Welcher pikante Reiz in die tiefsten Geheimnisse seiner Nächsten dringen zu können und welches unheimliche Bangen zugleich, bei dem Bewußtsein, von jedem forschenden Blicke selbst durchschaut und enträthselt zu werden! Eine Zeit, die sich ebensosehr durch ihre Leichtgläubigkeit als durch ihre Frivolität und Freigeisterei auszeichnete; eine Generation, welche in der Naturforschung nicht jene exakte Wissenschaft anerkannte, deren Atribute das Meßinstrument und die Waage sind, sondern vielmehr in ihr eine gewisse mystische Geheimlehre zu ahnen glaubte; — waren vollkommen geeignet, für die neue physiognomische Wissenschaft und ihren Entdecker auf den Gipfelpunkt des Enthusiasmus sich hinauf zu schwindeln.

Der nüchternen Zweifler gab es nur eine kleine Minderzahl. Hören wir wiederum, was Göthe über die Anfänge des physiognomischen Treibens unseres Lavater sagt; es ist von jener Zeit die Rede, wo beide noch nicht persönliche Bekanntschaft gemacht hatten, dagegen bereits in lebhaftem Briefwechsel miteinander standen.

..... „Er (Lavater) machte so eben Anstalten zu seiner „größern Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das „Publikum gelangt war. Er forderte alle Welt auf ihre „Zeichnungen, Schattenrisse, besonders aber Christusbilder zu „schicken; und ob ich gleich so gut als gar nichts leisten konnte, „so wollte er doch von mir ein für allemal auch einen Heiland „gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorstellte...."

...... „Er hatte sich bei einem nicht ungeschickten Maler „in Frankfurt die Profile mehrerer namhaften Menschen be„stellt. Der Absender erlaubte sich den Scherz Bahrdts Por„trait zuerst statt des meinigen abzuschicken, wogegen eine zwar „muntere aber donnernde Epistel zurück kam, mit allen „Trümpfen und Betheurungen, daß dies mein Bild nicht sei, „und was Lavater sonst Alles zu Bestätigung der physiogno„mischen Lehre bei dieser Gelegenheit mochte zu sagen haben...."

Lavater war so sehr von der Richtigkeit seiner Lehre überzeugt, daß er auch eine Menge anderer davon überzeugte. Insbesondere waren es die Frauen, die einestheils durch das Imponirende und Einnehmende seiner äußern Erscheinung angezogen, andererseits durch das außergewöhnliche an's Wunderbare streifende der neuen Wissenschaft bestochen wurden. Bei Vielen galt der Züricher Pastor als ein Heiliger und Prophete. Andern erschien dann doch seine physiognomische Kunst als etwas unheimliches. Göthe sagt davon: „Hiernach will ich denn „nicht läugnen, daß es in Lavaters Nähe gewissermaßen bäng„lich war; denn indem er sich auf physiognomischem Wege „unsrer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unter„redung Herr unsrer Gedanken, die er im Wechsel des Ge„sprächs mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte...."

Als Probe zugleich von Lavaters Styl, als von seinem physiognomischen Verfahren sei es erlaubt ein kurzes Fragment aus seinem großen physiognomischen Werke hier anzuführen. Es ist die Beurtheilung eines Portraits seines Freundes Göthe!

„Steinern nach Stein gearbeitet, aber äußerst charakteri„stisch für den Physiognomiker. Immer Larve eines großen

„Mannes, der das Kreditiv seiner Vollmacht auf die Menschheit „zu wirken auf seinem Gesichte hat, sogar auf der harten Larve „seines Gesichtes. Auch ohne das blitzende Auge, auch ohne „die geistlebendige Lippe, auch ohne die blaßgelbliche Farbe, „auch ohne den Anblick der leichten, bestimmten und alltreffenden, „allanziehenden und sanftwegdrängenden Bewegung, ohne alles „das, welche Einfachheit und Großheit in diesem Gesichte! In „der Stirn bis zu den Augenbrauen heller, richtiger, schneller „Verstand. Sehr zwar wird der Eindruck dieser Stirn wieder „verwischt durch den zu gedehnten und gewölbten Vorbug von „den Augenbrauen bis zu der Wurzel der Nase.

„Das Auge hier hat bloß noch im obern Augenliede „Spuren des kraftvollen Genies. Der Augapfel selbst ist in „aller Betrachtung unerträglich.

„Die Nase voll Ausdruck von Produktivität, Geschmack, „Liebe, d. h. von Poesie.

„Uebergang von Nase zum Mund, besonders die Oberlippe, „grenzt an Erhabenheit, und abermals kräftiger Ausdruck von „Dichtergefühl und Dichterkraft.

„Die Unterlippe ist zu rund abgeschliffen und contrastirt „dadurch sehr mit der viel delikatern Oberlippe.

„Das Kinn trefflich, besonders der Kinnball; nur um ein „Haar zu kleinlich.

„Der mächtige Zug von Aug und Mund herab unwahr, „voll Ernst und Stolz.

„Im aufwärtsgehenden Kinn vom Halse her Adel und Stolz.

„Im Ganzen Festigkeit und Bewußtsein seiner eigenen „unadoptirten Kapitalkraft..."

Vorstehende Zeilen sind ein Auszug aus Lavaters Hauptwerk, welches unter dem Titel: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" — in 4 Bänden von 1775 bis 1778 zu Leipzig und Winterthur erschien. Ungemein war das Aufsehen, welches dasselbe erregte und nicht geringer die Berühmtheit die der Verfasser dadurch errang. Aber nicht lange, so traten gewichtige Gegner auf, welche den physiognomischen Propheten vorzugsweise mit den Waffen des Humors und der Satyre bekämpften. Lichtenberg schrieb seinen witzigen Aufsatz: „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen." Musäus persiflirte die neue Wissenschaft in seinen „Physiognomischen Reisen." Von Knigge erschien als Parodie einer Lavater'schen Triumphreise die „Reise nach Fritzlar" und von einem Anonymus „Satyrisches Freudenlied der Jünger Lavaters." Selbst Göthe wandte sich, — wenn auch ohne Feindseligkeit — vom „zürcherischen Propheten" ab. Der Nimbus, welcher als blendende Aureole die physiognomische Wissenschaft umstrahlt hatte, erblaßte fast ebenso plötzlich als er enstanden war. Bald wandte sich das wundersüchtige, nach pikanten Unbegreiflichkeiten lüsterne Publikum von Lavater ab, um einem Meßmer und Gall zuzujauchzen. Und nach wenigen Jahrzehnten wurde all' dieß Spielzeug für müßige Geister überfluthet und weggeschwemmt von den dahinrollenden Wogen der französischen Revolution.

Nicht anders als alle andern edeln und uneigennützigen Geister seiner Zeit begrüßte Lavater die ersten Anfänge der großen Staatsumwälzung mit Begeisterung. Um so tiefer fand sich sein Gerechtigkeitssinn verletzt durch die Verurtheilung und Hinrichtung Ludwigs XVI. und der schuldlosen Königin Marie-Antoinette; um so schmerzlicher litt sein menschenfreundliches, liebendes Gemüth bei den blutigen Orgien der Schreckensherrschaft. — Als die Emanzipationsgelüste der zürcherischen Landleute 1795 mit Gewalt unterdrückt wurden und die sogenannten Rädelsführer ihre Freiheitsbestrebungen im Zuchthaus büßen mußten, nahm sich Lavater eifrig der politischen Märtyrer an und benutzte seinen Einfluß ihr Loos zu erleichtern.

Wenn schon Lavater von der Nothwendigkeit einer politischen Reorganisation der Schweiz durchdrungen war, und diese Ueberzeugung offen (in einer gedruckten Predigt) ausgesprochen hatte, so wurde dennoch sein patriotisches Gefühl durch die französische Invasion im Jahr 1798, durch die vom französischen Directorium oktroirte helvetische Einheitsverfassung, die blutige Unterdrückung der Urkantone und die unaufhörlichen Brandschatzungen der französischen Generale und Agenten auf das tiefste empört. Furchtlos lieh er seinem Unwillen Worte in einem offenen Briefe an dasjenige Mitglied des französischen Directoriums, welches der Schweiz am feindlichsten gesinnt war, — an den beutegierigen Elsäßer Reubel. Dieses muthvolle Auftreten mag wohl die Veranlassung gewesen sein, warum Lavater nebst einer Anzahl anderer sogenannten Aristokraten im Jahr 1799 von der helvetischen Regierung nach Basel abgeführt und dort als Geißel während einigen Monaten gefangen gehalten wurde.

Von dort kehrte er wieder nach Zürich zurück und versah nach wie vor mit Eifer seine Pflichten als Pfarrer zu St. Peter. Als am 26. September 1799 in der Umgegend und in den Straßen Zürichs Franzosen und Oesterreicher um den Besitz der Stadt kämpften, ließ sich Lavater nicht abhalten den Verwundeten, die da und dort auf dem Pflaster lagen, geistlichen und leiblichen Beistand zu leisten. Während der Ausübung dieses menschenfreundlichen Werkes erhielt er — von einem französischen Soldaten — einen Schuß in die Seite. Die Kugel tödtete ihn nicht, aber ließ ihn langsam dahinsiechen. Nicht weniger als fünfviertel Jahre dauerte sein Todeskampf. Er starb nach qualvollen Leiden am 2. Januar 1801. —

Lavaters erstes öffentliches Auftreten war die furchtlose Entlarvung eines kleinen Despoten; sein letztes das Hinopfern seines Blutes und Lebens im Dienste der Humanität. Zwischeninnen mag mancher Irrthum, manche Schwäche liegen; im Großen und Ganzen ist es das Wirken und Leben eines ungewöhnlichen Geistes, eines edeln Patrioten und eines stets liebevollen Menschenfreundes, dessen Andenken zu ehren unsre Pflicht ist.



Louis d'Affry

Ludwig von Affry.

Die Wurzeln des Stammbaumes des edeln Geschlechtes von Affry reichen hinunter bis zur Zeit wo die Herzoge von Zähringen im Jahr 1178 die Stadt Freiburg im Uechtland gründeten. Es gehörte zu jenem schweizerischen Adel, welcher sich schon bei Zeiten den kräftig sich entwickelnden Genossenschaften der freien Städte anschloß, um im Verein mit denselben den Uebergriffen Oesterreichs um so erfolgreicher widerstehen zu können. Bei dem freiburgischen Zuzug, welcher unter Bubenberg bei Murten gegen Karl den Kühnen kämpfte, standen zwei Brüder Adam und Wilhelm von Affry.

Als die Schweizer nicht mehr genöthigt waren, mit den mächtigen Nachbarn um ihre Freiheit und nationale Existenz zu kämpfen und die thatenlustige Jugend über die Grenze lief, um gegen guten Sold, Ruhm und Beute die Händel fremder Herren auszufechten, da mochte auch das ritterliche Geschlecht derer von Affry nicht zu Hause bleiben, sondern ging hin sein altes Kriegshandwerk auf auswärtigen Schlachtfeldern zu betreiben. Franz Ludwig von Affry war 1635 Oberst eines Schweizerregiments in französischen Diensten, bevor er Schultheiß seiner Vaterstadt und Gubernator von Neuenburg wurde. Franz von Affry kämpfte zu Anfang des letzten Jahrhunderts im spanischen Erbfolgekrieg und wurde zum Lohn für seine Tapferkeit vom Könige von Frankreich zum Rang eines Generallieutenants erhoben. Er fiel 1734 auf dem Schlachtfeld bei Guastalla. Sein Sohn Ludwig Augustin, 1713 in Versaille geboren, betrat die militärische Laufbahn schon 1725 in seinem dreizehnten Jahr. Im Dienste des Königs von Frankreich focht er in Italien, in den Niederlanden und am Rhein und erwarb sich Ruhm und Ehren. In der Schlacht von Fontenoi 1745 kommandirte er als Oberstlieutenant ein Regiment Schweizergarden. Im Jahr 1756 ertheilte ihm Ludwig XV. den Grafentitel. Bald darauf vertauschte er die militärische Laufbahn mit der diplomatischen und wurde als außerordentlicher bevollmächtigter Minister Frankreichs nach den Niederlanden gesandt. Nachdem seine diplomatische Geschicklichkeit den Erfolg gehabt beim damals ausbrechenden siebenjährigen Krieg die Zusicherung der Neutralität der Niederlande auszuwirken, erhielt er den Rang eines königl. Botschafters. 1767 wurde er wirklicher Oberst bei den Schweizergarden und 1771 Generaloberst über sämmtliche Schweizer in französischen Diensten. Nachdem er am 10. August 1792 das französische Königthum hatte fallen sehen, zog er sich nach der Schweiz zurück, wo er schon im folgenden Jahre starb, unfähig die alte Zeit, die für ihn eine Zeit des Ruhms und der Ehren gewesen war, zu überleben.

Dessen Sohn **Ludwig August Philipp**, im Jahr 1743 zu Freiburg geboren, ward in einer verhängnißvollen Zeit mit fast dictatorischer Gewalt an die Spitze der Schweiz gestellt. In Folgendem soll versucht werden dessen Lebensskizze zu zeichnen. —

Schon im zehnten Jahre mußte der Knabe seine Vaterstadt verlassen, um nach dem Willen des Vaters in Paris seine Erziehung zu vollenden. Er begleitete den Vater, da derselbe als französischer Gesandter nach dem Haage ging. Im Jahr 1765 treffen wir ihn als Aidemajor bei den Schweizergarden, wo er kurz darauf eine Kompagnie erhielt. In rascher Reihenfolge durchlief er alle militärischen Grade bis zum Generallieutenant, als welcher er während den ersten Jahren der französischen Revolution ein Armeekorps am Oberrhein befehligte. Der 10. August 1792 schloß seine militärische Laufbahn, wie jene seines Vaters; und auch er zog sich in sein Vaterland zurück.

Es ist hier hervorzuheben, daß Ludwig von Affry gegen die Sturmfluth der Neuzeit, gegen die Revolution, welche ihn aus der ehrenvollsten und angenehmsten Lebensstellung herausgeworfen, keineswegs einen verbißnen Ingrimm im Herzen trug, wie die meisten seiner Standes- und Schicksalsgenossen. Seinem Scharfblick hatte die innere Fäulniß der französischen Zustände in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wohl nicht entgehen können; und er mußte die Sündfluth kommen sehen, die ja selbst der entnervte Ludwig XV. geahnt, als er das leichtfertige frevle Wort aussprach: „après nous le déluge." Deßhalb mochte ihm wohl die Revolution mit ihren Schrecken gleich einem nothwendigen Naturereigniß erscheinen, welches die Welt von faulen Miasmen reinigen sollte und das der schwache Mensch über sich wegbrausen lassen mußte. Der ganzen Handlungsweise Ludwig von Affrys — vom Zeitpunkt seiner Rückkehr in's Vaterland an — scheint diese Anschauung der großen Weltereignisse seiner Zeit zu Grunde gelegen zu haben.

Als die Revolution auch in der Schweiz zum Ausbruch zu kommen drohte, als die Waadt gegen die gnädigen Herren von Bern sich empörte und die Soldaten des französischen Direktoriums bereit standen, den Empörern zu Hülfe zu kommen, ward Affry zum Befehlshaber der freiburgischen Truppen ernannt. Aber er sah bald, daß er auf seine Milizen nicht zählen könne, da mehr als die Hälfte derselben — alle französisch redenden — mit den revolutionären Waadtländern sympathisirten. Deßhalb bestrebte er sich durch Mäßigung und Vermeidung gewaltsamen Widerstandes gegen das Unausweichliche mindestens die Gräuel des Bürgerkrieges zu verhüten. So kam es, daß die Stadt Freiburg, von einer Abtheilung Franzosen, Waadtländern und eigenen Landsleuten bedroht, am 2. März 1798 ohne Schwertstreich kapitulirte. Wir können nicht läugnen, daß durch diese Kapitulation dem Feind die Wege nach dem verbündeten Bern geöffnet wurden. Aber wäre auch Ludwig von Affry mit seinen paar Hundert Deutschfreiburgern den Tod des Leonidas gestorben und hätte seine Vaterstadt Freiburg in einen Trümmerhaufen verwandeln lassen, so würde dadurch der Untergang der alten Eidgenossenschaft nicht abgewendet worden sein. Unserm Affry war eine andere Aufgabe vorbehalten, die dankbarere Aufgabe beim Aufbau einer neuen Eidgenossenschaft aus den Trümmern der alten einen der ersten Grundsteine legen zu dürfen.

Die nächste Folge der Zertrümmerung des Bundes der dreizehn Kantone, war die Ausrufung der einen und untheilbaren helvetischen Republik, welcher das französische Direktorium eine Verfassung nach eigenem Muster oktroirte.

Die Ausplünderung der Schatzgewölbe und Zeughäuser der Kantone, in'sbesondere des reichen Schatzes der gnädigen

Herren von Bern, gab dem General Bonaparte die Mittel den Feldzug von Aegypten zu unternehmen und jene glänzenden Schlachten zu schlagen, auf welche von den Piramiden vierzig Jahrhunderte hernieder schauten. Aus Aegypten zurückkehrend, warf Bonaparte das unfähige Direktorium, welches während seiner Abwesenheit alle Früchte seiner italienischen Siege aus den Händen hatte gleiten lassen, bei Seite und ließ sich zum ersten Konsul ernennen, die erste Stufe beschreitend, die den korsischen Emporkömmling zum Kaiserthron führen sollte.

Es ist begreiflich, daß dem ersten Konsul wenig an der Verfassung der helvetischen Republik gelegen war und noch weniger an den helvetischen Direktoren, dem ungelungenen Abklatsch jenes französischen Direktoriums, welches er selber zum alten Eisen befördert hatte. Dem Mann, in dessen ehrgeizigem Hirn der Gedanke schon geboren war, auf dem Fundamente neugeordneter staatlicher Zustände eine neue Dynastie zu gründen, diente die ungemüthliche Anarchie, welche in der helvetischen „Einen und Untheilbaren" herrschte, nicht in den Kram. Ebenso konnte es ihm keineswegs gleichgültig sein, ob die Schweiz für oder gegen ihn, — für oder gegen Frankreich Partei ergreife. Deßhalb mußte er ihr eine Stellung zu schaffen suchen, welche sie zum getreuen Alliirten Frankreichs machte und die zugleich den Wünschen und dem Wohlbefinden der Mehrzahl der schweizerischen Bevölkerung möglichst entsprach. Aus diesem Verhältnisse der Schweiz zum ersten Konsul Frankreichs entwickelten sich mit Naturnothwendigkeit die Geschicke der Schweiz während dem Zeitraum der nächsten Jahre.

Die föderalistische Reaktion gegen die Helvetik, welche 1801 den Landammann Aloys Reding von Schwyz an die Spitze brachte, wäre an und für sich dem ersten Konsul keineswegs unwillkommen gewesen. Um so weniger paßte es in seine Pläne, daß die Tonangeber meist Freunde seiner Feinde und Anhänger Oesterreichs und Englands waren. Reding, der seinen Nacken vor dem ersten Konsul nicht zu beugen verstand, wurde durch eine heimlich von Frankreich begünstigte Contrereaktion gestürzt. Die Helvetik trat für eine kurze Zeit wieder auf die Schaubühne. Da entzog Bonaparte derselben die stützenden Bajonette. Der sogenannte Stecklikrieg brach los. Die große Mehrheit des Volkes stand mit Knitteln bewaffnet gegen die verhaßte Einheitsregierung auf, welche sich mit ihren wenigen Treugebliebenen nach Lausanne zurückzog, um im verhältnißmäßig günstig gesinnten Waadtland den Entscheidungskampf zu wagen.

Da trat Bonaparte als Vermittler, dem nicht widersprochen werden durfte, zwischen die feindlichen Brüder und Ney besetzte neuerdings mit französischen Halbbrigaden das Land.

Das war die Lage, welche der erste Konsul durch seine politischen Schachzüge, durch das Vorschieben und Zurückziehen seiner Halbbrigaden, schaffen wollte. Die Schweiz sollte zur Erkenntniß kommen, daß sie durch sich selbst, aus eigenen Kräften, nicht zum Frieden und gedeihlichen geordneten Zuständen gelangen könne. Sie sollte diese Gaben mit Dank und Erkenntlichkeit als Geschenke aus seiner Hand entgegennehmen; und diese sollten das Band sein, welches ihre Geschicke unlöslich an die Geschicke Frankreichs und den Willen seines Beherrschers knüpfen würden.

Es geht aus Allem hervor, daß Bonaparte die neue Verfassung der Schweiz, welche seinen Absichten und Interessen am besten entsprach, damals schon in petto hatte. Es war also wohl mehr eine Sache des Anstandes und der äußern Form, als er gegen das Ende des Jahrs 1802 die bekannte „Consulta" von schweizerischen Notabeln aller Parteien nach Paris berief, um eine neue Verfassung zu berathen.

Wie es kam, daß Ludwig von Affry sich unter der Zahl dieser nach Paris berufenen Notabeln befand, wüßten wir nicht zu sagen; da sich derselbe in den Parteikämpfen, die von 1798 bis 1802 fortwährend gewaltet, gar nicht hervorgethan, sondern sich stets im bescheidenen Hintergrunde gehalten hatte. Wir müssen annehmen, daß Bonapartes scharfer, Nieren und Herz durchdringender Blick bereits auf diese Persönlichkeit, als eine geeignete zur Durchführung seiner Pläne, gefallen war. So viel steht fest, daß Affry Mitglied des Fünferausschusses wurde, der mit Bonaparte und dessen Kommissarien den ersten Entwurf der beabsichtigten Vermittlungsverfassung feststellen sollte.

Es ist bekannt, daß zum Erstaunen des Fünferausschusses und der ganzen Consulta dieser Entwurf gleich einer gewaffneten Minerva aus dem Haupt des Gewaltigen sprang; daß im Verlauf der Berathungen kaum einige Nebensachen daran sich verändern ließen; und daß zum großen Verdruß der Anhänger der Einheitsrepublik, welche sich in der berathenden Versammlung sowohl, als im Ausschuß die überwiegende Mehrheit zu verschaffen gewußt hatten, durch die neue Verfassung die Schweiz wiederum in einen Bundesstaat umgewandelt wurde.

Nachdem die Vermittlungsurkunde den Vertretern der Schweiz vom ersten Konsul feierlich übergeben worden war, handelte es sich darum, die neue Verfassung in's Leben einzuführen. Es war dieß eine schwierige Aufgabe. Denn alle staatliche Ordnung war durch die herrschende Anarchie der letzten Jahre gründlich zerstört worden; die entgegengesetztesten Interessen und Ueberzeugungen standen sich noch immer feindlich gegenüber; alle Verwaltungszweige befanden sich in erbärmlichstem Zustande, insbesondere waren die Finanzen durch die französischen Spoliationen völlig zu Grunde gerichtet; auch die Zeughäuser waren von den Franzosen geleert worden. Bonaparte hatte sich vorbehalten, die Persönlichkeit zu bezeichnen, welche all dieses in ein erträgliches Geleise bringen sollte. Zum ersten Landammann der Schweiz, mit außerordentlichen dictatorischen Vollmachten, ernannte er den gewesenen Obersten in Ludwigs XVI. Schweizergarde, Ludwig von Affry.

Der schweizerische Staatsmann und Geschichtschreiber Anton von Tillier entwirft folgendes Bild von dem Mann, welchen Bonapartes Genie als den geeignetsten unter allen Schweizern auserlesen hatte, die oben angedeutete schwierige Aufgabe auf sich zu nehmen:

.....„Mit den liebenswürdigen, gesellschaftlichen Formen „eines altfranzösischen Hofmanns verband er den schweizerischen „und kriegerischen Biedersinn, so wie den zum Geschäftsleben „nothwendigen Ernst und die in dieser verhängnißvollen Zeit „unbedingt nothwendige Verschlossenheit. Seine Mäßigung, die „Würde und Ruhe seines ganzen Wesens und die Gewandtheit seines Benehmens in den Formen höherer französischer „Geselligkeit, so wie seine Vorliebe für das Land, in welchem „er einen so glücklichen und glänzenden Theil seines Lebens „zugebracht, empfahlen ihn dem gewaltigen französischen Machthaber als Vollzieher des schwierigen Werkes mit ausgedehnten „Vollmachten. Freilich mochte auch Niemand den Geist der „neuen Schöpfung, so wie er nicht nur aus dem Buchstaben „der Vermittlungsurkunde, sondern aus den mündlichen Belehrungen des mit ihm befreundeten Talleyrand und des ersten „Konsuls selbst, ja aus der ganzen Lage der Dinge in der

„Schweiz, Frankreich und dem übrigen Europa hervorging, so „richtig aufgefaßt haben, wie der neue freiburgische Landam„mann der Schweiz, der, wenn auch bereits ein Mann von „sechzig Jahren, dennoch die sich ihm weniger noch von der „bevormundenden Nachbarmacht als von den sich durchkreuzen„den Interessen und Leidenschaften der Schweizer entgegen„stellenden Hindernisse mit eben so richtigem Urtheil als feinem „Takt und rastloser Thätigkeit beseitigte."

Unter den von Tillier angeführten Gründen, warum Bonaparte sein Auge auf keinen andern als auf Affry geworfen, möchten wir einen ganz besonders accentuiren, nämlich den, daß derselbe, in Frankreich erzogen und aufgewachsen, den größten Theil seines Lebens in diesem Land zugebracht hatte, so daß vorauszusetzen, dessen Sympathien würden diesem Lande eher zugewendet sein, als England oder Oesterreich; besonders dann, wann dieses Frankreich wieder seinen Hof haben würde, ebenso stattlich und glänzend, als derjenige des letzten Bourbonen, an welchem Affry einen Theil seiner Jugend verlebt.

In seiner ersten Proklamation „an die Einwohner der neunzehn bundesgenössischen Kantone" betonte der neue „Landammann der Schweiz" vorzüglich die glückverheißende Rückkehr zu einer föderativen Staatsform und den Segen des Friedens, der Ruhe und Ordnung, der nun hoffentlich nach fünfjähriger Anarchie wieder zurückkehren werde; schließlich empfahl er auf das Dringlichste die Wahl rechtschaffener und erfahrener Männer für die kantonalen Behörden.

Den Verlauf der Begebenheiten rechtfertigte seine Voraussetzung einer friedlichen Entwicklung der Dinge. Nach den verderbenbringenden Stürmen der letzten Jahre war der großen Mehrheit des Schweizervolkes nichts willkommener als Frieden, Ruhe und Ordnung. So kam es, daß sich die neunzehn Kantone ohne wesentliche Störungen konstituiren konnten und Landammann von Affry keine Gelegenheit fand von der ihm ertheilten dictatorischen Gewalt Gebrauch zu machen, sondern dieselbe unberührt wieder niederlegen konnte, als die oberste Behörde des neuen Schweizerbundes, die Tagsatzung der neunzehn Kantone, im Juli 1803 sich zum erstenmal in Freiburg versammelte.

.... „Morgens zwischen 8 und 9 Uhr verkündeten „die Kanonen die Eröffnung des feierlichen Zuges. Zuerst „kamen einige Geharnischte, deren Hauptmann, Herr von „Dießbach-Torny, mit einem vergoldeten Helm bedeckt, die in „blauem Sammt und reichlich mit Gold gestickt eingebundene „Originalvermittlungsurkunde vorantrug. Hierauf folgte der „Landammann, auf ihn die neunzehn Kantone mit ihren alten „und neuen Standesfarben, endlich die Regierung von Frei„burg. Den Schluß bildeten ungefähr 50 Geharnischte. In „der Mitte der Franziskanerkirche war ein erhöhter Sitz für „den Landammann, zur Rechten einer für den französischen „Gesandten Ney, zur Linken einer für den spanischen Minister „Caamanno. In einem halben Kreise um den Landammann „saßen die Ehrengesandten, hinter ihnen ihr Gefolge. Sobald „die schweizerischen Gesandtschaften sich gesetzt hatten, erschienen „der französische und spanische Gesandte und, nachdem auch „diese Platz genommen, erhob sich der greise Vorsteher der „Bundesversammlung mit würdevollem Anstand, um die an„wesenden Vertreter des Schweizervolkes zu begrüßen." *)

Nicht ohne ein selbstbewußtes Lächeln der Befriedigung mögen wir auf diesen etwas steifen Pomp mit seinem Aufwand von Helmen und Harnischen zurückschauen, dem Abglanz der antikisirenden offiziellen Feste der Konsulatszeit, welche Talma, der Schauspieler, und David, der Maler, arrangiren und drapiren halfen; und wir dürfen uns glückwünschen für die seither gemachten Fortschritte in der republikanischen Einfachheit.

Sein politisches Glaubensbekenntniß legte der Landammann in jene Stelle seiner Begrüßungsrede, wo er die Vertreter der alten Kantone ermahnt, in der neuen Schweiz nicht mehr die alten vorrevolutionären Anschauungen zur Geltung bringen zu wollen; und die Vertreter der neuen Kantone warnt, eine Forsetzung der Zustände anzustreben, wie sie unter der Helvetik Platz gegriffen. Wie hätte der erste Magistrat der Vermittlungsperiode eine andere als eine vermittelnde, versöhnende und mäßigende Politik befolgen dürfen?

Nach dem Landammann sprach der französische Gesandte, General Ney, um die Schweiz des protegirenden Wohlwollens Frankreichs und des großen Vermittlers zu versichern und um ein Bündniß nebst Militärkapitulation in Aussicht zu stellen.

Die Schweiz war durch die natürliche Wirkung der Schwerkraft zu einem der Satelliten des glänzenden Sterns geworden, der während einer kurzen Reihe von Jahren Alles, was ihn umgab, auf seiner Bahn mit sich riß, um dann gleich einem flüchtigen Meteor plötzlich sprühend zu zerplatzen.

Am 1. Januar 1804 übergab Affry auf feierliche Weise unter Entfaltung militärischen Pompes und unter Beisein des diplomatischen Korps an der Sensenbrücke bei Neuenegg, dort wo das alte Bern vor 6 Jahren siegend untergegangen war, dem ersten Magistraten des neuen Bern, dem Landammann von Wattenwyl, die oberste Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten. Affry verließ seine hohe Stellung, den wohlverdienten Ruhm eines einsichtsvollen, besonnen und vaterländisch gesinnten Staatsmannes mit sich nehmend, der das hohe Vertrauen glänzend gerechtfertigt hatte, welches der Scharfblick des Mediators ihm erwiesen.

Wenn nun schon Ludwig von Affry von seiner hohen Ehrenstelle heruntergestiegen war, so konnte und wollte er sich dennoch nicht des gänzlichen dem Dienste des schweizerischen Vaterlandes entziehen. Als der mächtige Vermittler, der „bon ami, allié et confédéré", wie er sich in seinen Briefen an die schweizerischen Landammänner zu nennen beliebte, den republikanischen Titel eines ersten Konsuls mit demjenigen eines Kaisers der Franzosen vertauschte, war es eine nicht zu vermeidende Sache der Schicklichkeit von Seite der Eidgenossenschaft eine außerordentliche Gesandtschaft nach Paris zu schicken, um der Majestät zu ihrer Thronbesteigung Glück zu wünschen. Zugleich sollte diese Gesandtschaft einige für die Schweiz wichtige Angelegenheiten, bezüglich Handelserleichterungen, Militärkapitulationen u. s. w. zu vergnüglichem Ziele zu bringen suchen. Diese „Großbotschaft" zählte nicht weniger als sieben Mitglieder und an ihre Spitze wurde, als die in Paris am besten gelittene Persönlichkeit, der Altlandammann von Affry gestellt.

Es erging dieser schweizerischen Gesandtschaft, wie es schon so vielen andern geschah, welche zur vorrevolutionären Zeit an die bourbonischen Könige geschickt worden: sie erhielt freundliche Worte, die Zusicherung fernerer Protektion und persönliche Auszeichnungen; im übrigen war sie nicht im Fall viel ausrichten zu können, sondern reiste wiederum nach Hause, ohne daß einer der wichtigsten ihrer Aufträge, die Rückerstattung Biels und des Erguels an die Schweiz, auch nur eines Wortes hätte erwähnt werden können.

*) Tilliers Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte.

Als im folgenden Jahre (1805) der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich neuerdings ausbrach, beschloß die nach Solothurn berufene Tagsatzung die schweizerische Neutralität mit gewaffneter Hand aufrecht zu erhalten. Nicht sehr übereinstimmend mit dieser Neutralität war die zudringliche Einmischung, welche sich der bon ami et allié an der Seine erlaubte, als es sich darum handelte dem schweizerischen Armeekorps, welches zur Deckung der Grenzen aufgestellt wurde, einen Oberanführer zu geben. Nicht nur verwahrte sich Napoleon förmlich gegen die Ernennung des Generals Bachmann, sondern ließ insinuiren, daß ihm keine andere Wahl angenehm sein würde, als jene des alt-Landammann von Affry. Diese Insinuationen wurden vom französischen Gesandten Vial auf eine so verletzende Weise in's Werk gesetzt, daß sie die entgegengesetzte Wirkung hatten. Dem persönlichen Ansehen und der großen Popularität Affrys zum Trotz wählten die versammelten Tagherrn mit entschiedenem Mehr den bernischen alt-Landammann von Wattenwyl und scheuten sich nicht dadurch den allmächtigen Vermittler gewaltig zu erzürnen. Affry selbst erwies sich bei diesem für ihn so peinlichen Anlaß als ächter Republikaner, der das Wohl und die Würde des Vaterlandes höher hält, als persönliche Ehre und Auszeichnung.

Diese republikanische Charakterstärke bewies Affry in noch höherem Maße, als er selber den heiklen Auftrag übernahm, den wegen der Nichtbeachtung seiner Wünsche und der Ernennung Wattenwyls zum General empfindlich gekränkten Kaiser zu beschwichtigen. Er wurde zu diesem Zwecke, in das Hauptquartier nach Straßburg abgeordnet, aber von Napoleon, der in schlechtester Laune sich befand, auf so heftige Weise angefahren und mit einer solchen Fluth von Vorwürfen über das Betragen der schweizerischen Behörden überschüttet, daß er es für gerathen fand, ohne eine zweite Audienz abzuwarten, nach der Schweiz zurückzukehren. Der „bon ami et allié“ fand für gut dieser Mißstimmung auch noch schriftlichen Ausdruck zu verleihen, indem er unterm 29. September 1805 von Straßburg aus an Landammann Glutz nach Solothurn schrieb: „Très cher et grand ami, allié et confédéré, Mr. d'Affry m'a remis votre lettre. En m'envoyant Mr. d'Affry, vous avez pensé qu'il me serait plus agréable que toute autre personne. Ce ne peut pas être par la même raison que vous ne l'avez pas nommé au commandement des troupes de la Confédération .....“

Die blitzartig aufeinanderfolgenden Siege der französischen Waffen, die sich bei Austerlitz gipfelten, der Einzug in Wien und der bald darauf folgende Friede von Preßburg waren wohl geeignet die Laune des Imperators aufzuheitern und den kleinen Verdruß wieder vergessen zu lassen, welchen ihm die in Solothurn versammelten schweizerischen Tagherren bereitet hatten. War ihm ja nach solchen Siegen, welche ein gewaltiges Kaiserreich niedergeschmettert, der maßgebende Einfluß auf die kleine Alpenrepublik gewiß genug.

Am 1. Januar 1809 wurde Freiburg zum zweiten Mal Vorort der Eidgenossenschaft und Affry wiederum Landammann der Schweiz, dießmal jedoch nicht mehr mit außerordentlichen dictatorischen Vollmachten ausgerüstet. Seine erste Regierungssorge war ein Geschäft, welches den Unterschied zwischen den damaligen Anschauungen und den heutigen recht grell charakterisirt. Ueber einen Streit zwischen dem Abt des Klosters St. Urban und der Regierung von Luzern hatte der Kanzler der Eidgenossenschaft Mousson einen Zeitungsartikel zu Gunsten des Abtes geschrieben. Gewaltiger Zorn der Luzerner Regierung, Prozeß gegen Mousson und angedrohte Verhaftung; Einmischung des Landammanns und des französischen Gesandten. Selbst der Kaiser in Paris nimmt Notiz von der Sache. Schließlich feierliche Abbitte des Kanzlers mit dem Geständniß seines Unrechts über Gegenstände sich eine öffentliche Meinungsäußerung erlaubt zu haben „welche seiner Person und den Verrichtungen seiner Stelle gänzlich fremd ....“

Nur mit Mühe gelang es dem Landammann von Affry den Handel zwischen dem Kanzler Mousson und der Regierung von Luzern auf die angedeutete Weise auszugleichen.

Und doch waren der wichtigen Ereignisse genug, welche die öffentliche Aufmerksamkeit von solchen Kleinlichkeiten hätten ablenken dürfen. Nicht nur schlugen im fernen Spanien die Völker auf einander, wo ein Schweizer den glänzenden Sieg bei Baylen über die für unüberwindlich gehaltenen napoleonischen Soldaten errang. Sondern es brach auch wieder der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich aus; wobei nur mit knapper Noth die schweizerische Neutralität gewahrt werden konnte, da — zwar noch vor dem Ausbruch des Krieges — ein französisches Reiterregiment mir nichts dir nichts die Brücke zu Basel benutzte, um an das rechte Rheinufer zu gelangen. Die raschen französischen Siege bewahrten auch dießmal die Schweiz vor dem Unglück zum Kriegsschauplatz zu werden. Es ward dem greisen Landammann vergönnt die Leitung des Steuers der Hand seines Nachfolgers zu übergeben, ohne daß das schweizerische Fahrzeug in den überstandenen Stürmen einen bedeutenden Schaden gelitten.

Im nun anbrechenden Jahre 1810 sehen wir Ludwig von Affry zum letzten Mal dem schweizerischen Vaterland seine Dienste weihen. Kaiser Napoleon hat die Tochter des besiegten Kaisers Franz zu seiner Braut gemacht. Es schickt sich, daß die Eidgenossenschaft dem mächtigen Vermittler seine Glückwünsche darbringe. Vielleicht gelingt es bei dieser Gelegenheit für verschiedene Beschwerden und Wünsche in Paris ein geneigt Gehör zu finden. Wiederum fällt die Wahl eines Gesandten auf die bei Napoleon beliebteste Persönlichkeit. Trotz seiner schwankenden Gesundheit unterzieht sich der Greis. Ungefähr Mitte Jahres kehrt er zurück und bereitet sich vor seinen Schlußbericht über die Erfolge seiner Gesandtschaft persönlich und mündlich der versammelten Tagsatzung zu erstatten. Da trifft ihn am 26. Juni, am Tage nach seiner Rückkehr von Paris, der Schlag und verschließt ihm auf ewig den Mund. Die Gruft, die umstanden von den Abgeordneten der höchsten Behörden und vom laut wehklagenden Volke den Leichnam empfing, begrub auch das Geheimniß der Eröffnungen Napoleons über die künftigen Schicksale die er der Alpenrepublick zugedacht. Bangend blickten alle schweizerischen Patrioten in die Zukunft, mit dem Gefühle, daß das Fortbestehen des Vaterlandes von einer Laune, einem Machtwort des allgewaltigen Selbstherrschers abhange, — nicht ahnend daß sein Stern den Scheitelpunkt erreicht und von da an mit wachsender Schnelligkeit seinem Niedergang entgegen gehe.



Melchior Würsch.

Das Nidwaldnerländchen, so eingeengt zwischen dem tiefen See und den hohen Bergen, so primitif in seinen bürgerlichen Einrichtungen und den Sitten seiner Bewohner, hat schon so manchen tüchtigen Künstler hervorgebracht, daß viel größere und in der Kultur weit vorgeschrittenere Länder darüber neidisch sein dürften. Das Nidwaldnerländchen vereinigt innerhalb seiner engen Grenzen so liebliche und so großartige Naturszenen; es lebt in den grünen Thälern im Schatten der gewaltigen Nußbäume ein so schöner Menschenschlag und bewegt sich in so naturwüchsiger Anmuth; die Tracht der Weiber und Mädchen ist so kleidsam, die Häuser so harmonisch bunt und zierlich und die Kirchen so stattlich: — daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn da häufiger als anderswo der Sinn für schöne Formen und für Farbe energisch sich entwickelt. Unter den Künstlern Nidwaldens gehört in die vorderste Reihe der Maler Melchior Würsch. *)

Er ward 1732 geboren zu Buochs, jenem freundlichen, nußbaumbeschatteten, von grünen Matten umgebenen Dorf, das in den blauen See gleichsam wie in einen Spiegel blickt, während drei gewaltige Riesen, der Bürgen, das Stanzer- und Buochserhorn es bewachen. Sein Vater war keineswegs der Geringsten einer in Israel, sondern Rathsherr, Gesandter an der schweizerischen Tagsatzung und sogar einmal regierender Landvogt in Bellenz. Trotz alledem dürfen wir uns den Vater Würsch nicht als einen großen Herrn vorstellen. Die Rathsherren in Nidwalden leben und lebten meist auf sehr bescheidenem und anspruchslosem Fuß und schämen sich nicht ihr Heu selber zu mähen und mit eigener Hand ihre Kühe zu melken. Mögen sie dabei bleiben; es hat schon mancher Rathsherr Schlimmeres gethan.

Der junge Würsch, des würdigen Rathsherrn und Landvogts Sohn, zeigte schon als Knabe eine große Vorliebe für Zeichnungsstift und Pinsel. Hätte er andere Neigungen und Anlagen geäußert, so würden ihn die Eltern vielleicht zu einem Gevatter Schneider, oder zum Tischler oder Zimmermann in die Lehre gegeben haben. So aber schickten sie ihn zu Maler Suter nach Luzern um dort die Kunst — oder das Handwerk — zu lernen. Dieser Suter muß kein Rafael gewesen sein; denn sein Schüler brachte es trotz seinem Talente in drei Jahren nicht sehr weit. Würsch verließ ihn, um bei Franz Anton Kraus aus Augsburg, welcher vom Kloster Einsiedeln beschickt worden war, die prächtige Kirche auszumalen, ein Mehreres zu lernen. Dieser Meister war keineswegs ungeschickt. Er hatte sich in Italien ausgebildet, in Venedig sich die zierliche Rococomanier seines Lehrers Piazetta angeeignet und bemühte sich nun diese Manier seinem Schüler zu übertragen.

Dem Franz Anton Kraus ist das Verdienst nicht abzusprechen, daß er es war, welcher unserm Würsch zuerst den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk ahnen ließ. Als ihm dieser Unterschied recht deutlich geworden war, zog es ihn unwiderstehlich über die Alpen nach dem schönen Italien, um dort die Geheimnisse der Malerei an der Quelle zu studiren. Er überschritt den Gotthard und zog geradewegs nach Rom.

Es heißt der Anblick der ewigen Stadt und ihrer herrlichen und gewaltigen Kunstwerke habe zuerst sehr niederschlagend auf den naiven Kunstjünger aus Nidwalden gewirkt. Er sei nach dem Anschauen von so viel Unerreichbarem nahe daran gewesen den Pinsel und die Palette von sich zu werfen und dafür die Muskete zu ergreifen, um der päbstlichen Guardia die Pforten des Vatikans bewachen zu helfen. Sein Glück führte ihn noch rechtzeitig einem Künstler von ächtem Verdienst und gleichgroßer Bescheidenheit in den Weg, der von da an sein kundiger Führer wurde, dem Maler Gaetano Lapi. Später ließ er sich in die französische Malerakademie in Rom aufnehmen, woher ein Anflug von französischem Geschmack rühren mag, der sich besonders in Würsch's spätern historischen Bildern findet. Von Rom ging derselbe nach Neapel und arbeitete dort noch eine Weile in dem Atelier des Espagnoletto. Obschon sein ganzer Aufenthalt in Italien nur wenig über ein Jahr dauerte, so dürfen wir doch sagen, daß er nach dieser Zeit als ein tüchtig durchgebildeter Künstler nach Hause zurückkehrte.

Als Würsch von seiner Kunstreise in Italien wieder zu Hause eintraf, mochte er nicht viel über zwanzig Jahre zählen. Er fühlte bald das Bedürfniß einer größern Wirksamkeit in seinem Fach, als ihm die beschränkten Verhältnisse seines Heimatorts und engern Vaterlandes bieten konnten. Wir treffen ihn in den Jahren 1754 und 55 als Portraitmaler in Zürich, wo er sich bald in diesem Genre einen bedeutenden Ruf erwarb. Er arbeitete sehr rasch und gewandt und wurde in unglaublich kurzer Zeit mit einem Bildniß fertig, aus welchem Umstand die große Zahl der von ihm gemalten Portraits sich erklären läßt, die er während seiner Künstlerlaufbahn in seiner nidwaldischen Heimat, in Luzern, Zürich, Solothurn und Besançon und vielen andern Orten — neben seinen großen Kirchenmalereien — hervorbrachte. Als hervorstechende Vorzüge seiner Portraitmalerei werden neben der frappanten Aehnlichkeit noch angeführt: das geistige Durchdringen der äußeren Formen durch glückliche Auffassung und Darstellung des individuell Charakteristischen; die korrekte Zeichnung, die kräftige Modellirung und die Wärme des Kolorites.

Aber auch zu größern Kompositionen bot sich unserm Künstler schon zu jener Zeit hie und da Gelegenheit; davon giebt unter Anderem Zeugniß die „Flucht nach Egypten", welche Würsch für eine der Kirchen von Stans malte. Dieses Gemälde trägt die Jahreszahl: 1760.

Während dieser „Flucht nach Egypten" mag er die Bekanntschaft seiner Frau, Maria Barbara Kaiser aus Stans, gemacht haben, der Tochter einer angesehenen Familie, die er ungefähr um diese Zeit heirathete und dann mit ihr nach Solothurn übersiedelte.

Wie lange der Aufenthalt Würsch's in dieser Stadt dauerte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ausmitteln: so viel steht fest, daß eine Menge Arbeiten desselben, sowohl Kirchenbilder als

*) Der Künstler schrieb während seines längern Aufenthaltes in Frankreich seinen Namen „Wyrsch", richtiger aber ist „Würsch", da dieß die landesübliche Schreibart ist.

Portraits, sich dort und in der Umgebung befinden, welche von einer langandauernden Wirksamkeit Zeugniß geben. Die früheste Jahreszahl auf einem Schultheißenbild im solothurnischen Rathhaus ist 1765; die späteste, ebenfalls auf einem Schultheißenbild, 1783, zu welcher Zeit jedoch sich unser Künstler schon längst in Besançon befand und dort in amtlicher Stellung und Wirksamkeit stand. Es läßt sich hieraus der Schluß ziehen, daß Würsch von Besançon aus häufige Besuche in Solothurn machte; da denn diese Schweizerstadt um jene Zeit in sehr regem geselligem Verkehr mit der Hauptstadt der ehmaligen Freigrafschaft stand.

Eine Rundschau auf die Bilder von Würsch, welche sich noch jetzt in Solothurn und Umgebung befinden, wird uns einen Begriff von der Thätigkeit des Künstlers während der Lebensperiode geben, die er in jener Stadt zubrachte, oder während welcher er in regem Verkehr mit derselben stand.

Kirchenbilder:

Johannes der Täufer in der Wüste taufend (Altarbild in einer Hauskapelle).

Die Steinigung des hl. Stephanus (Choraltarbild in Unterbach).

Petrus und als Lünette der hl. Hieronymus (in der Kirche zu Büßerach).

Der Tod des hl. Joseph und als Lünette der hl. Mauritius (ebendaselbst).

Ein Madonnenbild mit der Lünette: die fünf Wunden Christi, (ebendaselbst; das Madonnenbild wurde bei einer versuchten Restauration verdorben).

Der hl. Sebastian (im Besitz des soloth. Kunstvereins).

Eine hl. Familie (im Privatbesitz).

Zwei knieende Engel (im Privatbesitz).

Portraits. Von solchen befindet sich eine ziemliche Anzahl in Solothurn, welche sowohl von dem Fleiß als von der Beliebtheit des Künstlers Zeugniß ablegen. Besonders hervorzuheben sind zwei sehr schöne Schultheißenbilder im Rathhaus und ein Bildniß Paolo Pisonis, des Erbauers des St. Ursusmünsters, der Sammlung des solothurnischen Kunstvereins einverleibt.

Würsch wohnte in der sog. Adlerapotheke an der Hirschengasse. Ein Zimmer des zweiten Stockwerks dieses Hauses war durch den Pinsel unseres Künstlers ausgeschmückt worden. Das Plafondbild ist noch erhalten und stellt einen schwebenden Merkur vor. Auf den Wänden, welche jetzt übertüncht sind, hatte Würsch auf der einen Seite einen mit Arzneibereitung beschäftigten Apotheker, auf der andern Seite einen Gehülfen dargestellt, der einen Mörser handhabt. Auch die beiden Schließläden der Apotheke sollen von der Hand des Malers mit pharmazeutischen Trophäen verziert gewesen sein. *)

Wir kommen nun zur wichtigsten Lebensperiode Würschs, während welcher einerseit sein Künstlerruhm den Gipfelpunkt erreichte, andrerseits seine bürgerlichen Verhältnisse sich am befriedigendsten gestalteten. Es ist dieß die Zeit des Aufenthalts unseres Malers in Besançon.

Die Gründe, welche denselben bewogen haben mögen von Solothurn nach der Hauptstadt der Freigrafschaft überzusiedeln, sind nicht bekannt. Ebensowenig läßt sich mit Sicherheit die Zeit dieser Uebersiedelung ausmitteln. Es ist eher zu vermuthen, daß dieselbe erst zu Ende der Sechzigerjahre geschah, wie es Kaspar Füßli in seiner Künstlergeschichte angiebt, als schon 1763, wie es Francis Wey, der französische Biograph Würschs, behauptet.

Die Persönlichkeit Würschs, wie sie sich damals darstellte, wird uns folgendermaßen geschildert: „Sein Aeußeres mag nicht gerade einnehmend gewesen sein. Er war ein Mann von hoher Statur und starkem Knochenbau. Der Ausdruck seines Gesichts hatte etwas Düsteres, fast Mürrisches und der Mund verzog sich leicht zu satyrischem Lächeln. Das schielende Auge faßte seinen Mann fest und scharf..... Dieses Aeußere barg einen festen unabhängigen Charakter, der ihn in der Kunst und im Leben seinen besondern Weg gehen hieß. Strenge Sittlichkeit, Ernst der Gesinnung und — neben dem praktischen Erfassen seiner Kunst — Gefühl für das Ideale und Uebersinnliche derselben waren ihm eigen. Obschon er das Französische mit rauhem deutschen Accente sprach, scheint sein Umgang den Gebildeten in Besançon nicht unangenehm gewesen zu sein und selbst seine Offenheit, die nicht immer von den Schranken der Höflichkeit sich einengen ließ, wurde nicht übel genommen...." Als Beleg seines derben Witzes mag die Antwort gelten, welche eine Schöne von Besançon erhielt, die sich beklagte, ihr Mund sei auf dem Bild, welches Würsch eben malte nicht fein und klein genug gerathen. Der Künstler erwiderte in seiner trockenen Manier: „Si vous voulez on n'en fera point du tout!"

Trotz dieser etwas rauhen Hülle hatte Würsch in Besançon alle Hände voll zu thun. Selbst die große Leichtigkeit und Raschheit, mit welcher er arbeitete, genügte kaum den Wünschen aller deren genugzuthun, welche von ihm gemalt zu sein wünschten; und dennoch wußte er der Klippe schablonenmäßiger Fabrikarbeit auszuweichen. Seine Portraits zeigen fort und fort den Stempel der Genialität und Originalität.

Zur Charakteristik der Bildnisse, die er in jener Periode malte, sei erlaubt einige Zeilen des Neujahrsblattes der Züricher Künstlergesellschaft anzuführen, die wahrscheinlich ihrem Inhalte nach dem französischen Biographen Würschs entlehnt sind.

„Nach dem Geschmacke der Zeit begnügte man sich bei diesen Bildnissen nicht mit dem Brustbild und allenfalls einer oder beider Hände. Es waren häufig Kniestücke und der Künstler hatte die Aufgabe für die betreffenden Personen eine passende Attitüde zu wählen, die sie bedeutend oder reizend erscheinen ließ. Zu den reichen Gewändern, die dem Maler Gelegenheit gaben die brillantesten Farben anzuwenden und die Falten in Seide und Sammet auch bei der Tracht der Männer zu studiren, zu den lockenreichen Perrücken und gepuderten Frisuren gehörte auch eine entsprechende Umgebung. Schwere, faltenvolle Draperien von goldenen Quasten gehalten, Marmortische mit vergoldeten Füßen, Spiegel in schnörkelreichen Rahmen, Blumenvasen und Körbe, Bücher in kostbaren Einbänden, Statuetten auf antikem Postamente und Büsten auf geschwungener Console. Nicht selten verstieg man sich bis zu mythologischem und allegorischem Apparat und bei jungen Eheleuten oder Verlobten findet der kleinste der Götter gern eine Stelle. So beschreibt unser Gewährsmann das Bildniß des Präsidenten des Gerichtshofs, den Würsch als neuen Ehemann darzustellen hatte. Der Rechtsgelehrte sitzt in seinem Bibliothekszimmer, vor sich einen Tisch mit Büchern und Papieren, in der ganzen Gravität seiner Würden; unten aber treibt Cupido störende Allotria, hat durch die Pandekten einen Riß gezerrt und wirft mit den abgemessenen Geberden eines dienstbaren Geistes das Corpus-Juris in den Holzkorb am Kamine. Solche Dinge nahm man damals mit dem unerschütterlichsten Ernste hin....."

*) Diese Mittheilungen verdankt der Biograph dem eifrigen Kunstfreund Hrn. Franz Zetter in Solothurn.

Auch während seines Aufenthaltes in Besançon beschränkte sich Würsch nicht auf das Portrait, sondern versuchte sich ebenfalls in größern Compositionen. Im Clarissinnenkloster zu Poligny im französischen Jura befindet sich eine „Apotheose der heil. Coletta", über welches Gemälde der mehrerwähnte Biograph Würschs, Hr. Francis Wey sich in folgender Weise äußert: „Von einer Engelschaar umgeben, erhebt sich die selige Coletta in die Wolken; zu ihren Füßen lächelt ein zart modellirter Cherubimskopf, zwei Seraphim, welche eine Krone auf die Stirn der Heiligen drücken, erinnern uns an die etwas gezierte Anmuth der bologneser Schule.... Diese Gruppen sind harmonisch ausgeführt und korrekt gedacht..... Ganz andere Eindrücke jedoch ruft die Hauptfigur, die heil. Coletta hervor. Der Entzückung anheimgefallen schwebt sie auf einem sehr dunkeln Grunde, mit gebeugten Knien und halbgeöffneten Armen, in einer ihrer wunderbar schönen Hände einen Liliensstengel haltend. Sie trägt das Ordenskleid; ihr Gesicht von demüthigem und zugleich begeistertem Ausdruck und edler Rundung ist verblüht und trägt den rührenden Hauch ascetischer Blässe, es ist schön trotz des vorgerückten Alters..... Neben dieser Gestalt verschwindet der Rest des Bildes. Engel und Cherubim werden zur bloßen Ornamentik. Einzig die heil. Coletta lebt und athmet; man erräth ein Portrait, wahrscheinlich jenes der Aebtissin, von einem Künstler gemalt, der darin seinen Beruf als Portraitmaler verräth...."

Die „heil. Coletta" trägt die Jahreszahl 1772. Vom Jahr 1780 ist ein „Christus am Kreuz" in Lebensgröße, der sich im Speisesaal der barmherzigen Schwestern zu Salins befindet. Dieses Bild soll zu den besten gehören, welche Würsch gemalt.

Aus der Zeit seines Aufenthaltes in Besançon stammen auch manche Gemälde, die sich in der Schweiz, namentlich in Unterwalden befinden, und die der schnell und leicht arbeitende Künstler während zufälligen Besuchen im Vaterland malte. Ein ausgezeichnetes Bild, „Niklaus von der Flüh", im Rathhause zu Sarnen, trägt die Jahreszahl 1774. Die „Gesetzgebung des Moses" im Rathhause zu Luzern, datirt wahrscheinlich aus einer noch spätern Lebensepoche Würschs, aus der Zeit seiner Rückkehr in's Vaterland. Es ist dieß eine sehr große Arbeit, wohl das größte Bild, welches der Künstler je gemalt. Dessen Länge beträgt mehr als 21 Fuß, seine Höhe 7 Fuß und stellt den gotterleuchteten jüdischen Gesetzgeber dar, wie er seinem Volke die Gesetztafeln vorweist und erklärt.

Trotz dem Vorzüglichen, was Würsch auf dem Gebiete der Historien- und Kirchenmalerei geleistet, so ist doch die Kunstkritik darüber einig, daß unser Künstler als Portraitmaler größer war: ....„In seinen historischen Compositionen können wir ihm nicht die Originalität und Selbstständigkeit zusprechen, wie im Portraitfache. Die Schule tritt hier weit mehr hervor und namentlich die französische, obgleich Würsch nie in Paris war und dort studirte. Die französische Akademie in Rom konnte sich dem Einfluß der entarteten römischen Schule nicht ganz entziehen und was die Schule beherrschte, mochte wohl auch auf den Einzelnen mächtiger wirken, als gut war. Indeß bewahrte ihn auch hier der eigene Fond und das treue Festhalten an der Natur vor gedankenloser Nachbeterei und den Ausschreitungen des Styls und der Manier, der sich diese Schule, und nicht nur diese, schuldig gemacht...."

So viel steht fest, daß der Portraitmaler Würsch den besten Künstlern dieses Genre an die Seite gestellt werden darf. Es ist hier der Ort zu erwähnen, daß er in dieser Richtung sogar als Schriftsteller thätig war. Würsch verfaßte nämlich eine Abhandlung über Portraitmalerei, welche jedoch erst viele Jahre nach dessen Tod, im Jahr 1834, zum Druck gelangte unter dem Titel: „Gründliche, auf eigene praktische Anwendung gestützte Abhandlung über Portraitmalerei in Oelfarben oder sicherste Anleitung ein Modell genau in Farben darzustellen und selber in treffender Aehnlichkeit nachzubilden u. s. w., von dem berühmten Kunstmaler Würsch rc. Herausgegeben, gedruckt und verlegt von J. B. Curti in Rapperswyl."

Im Jahr 1773 wurde im Rathe der Götter auf dem Pariser Olympe beschlossen, daß in Besançon eine Akademie der schönen Künste errichtet werden solle. Unser Würsch und sein Freund, der Bildhauer Breton, welche als Kunstjünger zusammen in Rom gewesen, hatten durch ein nach Paris gesandtes Memoire mit sachbezüglichen Vorschlägen diese allerhöchste Entschließung provocirt und waren darin vom damaligen Intendanten der Provinz Burgund, Hr. von Lecoré, auf das kräftigste unterstützt worden. Wie billig wurden der Maler Würsch und der Bildhauer Breton die ersten Professoren der neugestifteten Akademie. Ihr Gehalt betrug 300 Livres, ferner 150 Livres für Malgeräthschaften und dergleichen, Holz zur Beheizung und Befreiung von der Einquartirungslast. Der bescheidene Würsch fühlte sich am Ziele seiner Wünsche.

Der künstlerische Ruf der beiden Professoren und Gründer der neuen Akademie war bereits ein so ausgebreiteter, daß dessen Glanz auch der Anstalt zu gut kam und sich dieselbe von Anfang an eines schönen Gedeihens zu erfreuen hatte. Nicht nur die Provinz Burgund lieferte ihr manche talentvolle Zöglinge, sondern sie fanden sich auch von fern her ein. Insbesondere war es die Schweiz, welche ihr zahlreiches Contingent dazu lieferte.

Es ist hier vorgreifend einzuschalten, daß die Akademie der schönen Künste in Besançon die Revolutionsstürme nicht überdauerte. Sie wurde auch nicht wieder hergestellt, nachdem jene Stürme ausgetobt hatten. Mehr und mehr wurde in den Provinzen der Einfluß des Alles an sich reißenden Paris fühlbar. Das in Frankreich herrschende System der Concentrirung aller Kräfte im Mittelpunkt ließ auch diese Lebensblüthe, die an der Peripherie sich zu entfalten gewagt hatte, verwelken und abdorren.

Würsch verließ Besançon schon vor dieser Katastrophe. Ziemlich frühzeitig begann er die Folgen seines angestrengten Arbeitens und eisernen Fleißes zu fühlen. Namentlich hatte seine Sehkraft gelitten und es zeigten sich die Anfänge des grauen Staars. Dazu kam das Heimweh, das in jedes Schweizers Herzen schläft und oft nur eines kleinen Anlasses bedarf um zu erwachen. Im Frühjahr 1784 erhielt der Professor der Akademie zu Besançon einen Ruf als Zeichnungslehrer nach Luzern. Den angenehmen Lebensverhältnissen zum Trotz, deren er sich in Besançon erfreute, siegte der Trieb in's Vaterland zurückzukehren. Er suchte seine Entlassung nach und erhielt sie unter Versicherung tiefsten Bedauerns, warmen Dankes und großer Lobeserhebungen für die geleisteten Dienste, womit die Schenkung des Bürgerrechts der Stadt Besançon verbunden wurde. Noch in demselben Jahre trat er seinen neuen Wirkungskreis in Luzern an.

Der berühmte Maler war nun also Zeichnungslehrer am Kollegium von Luzern, einer Anstalt, wo größtentheils solche junge Leute ihre Vorbildung erhielten, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, — Schüler, die sich vor allem bestreben mußten im Lateinischen recht fest zu sein, rhetoricam und logicam gehörig sich einzuprägen und die schönen Künste

als Allotria zu betrachten. Der Abstand der Stellung eines solchen Zeichnungslehrers und des Professors an einer Kunstakademie mochte unserm Würsch wohl fühlbar werden. Aber von seinem neuen Platze aus sah er über den blauen See die Wächter, die an seiner Wiege gestanden, den Bürgenstock und das Stanzerhorn, die sonnigen Abhänge des Rigi und die finstern Zacken des Pilatus, — die Heimat war ihm wieder nahgerückt.

Wir vermuthen, doch wissen wir es nicht genau, daß das große Bild auf dem Rathhaus in Luzern, die Gesetzgebung Moses, aus diesen Zeiten stammt. Von allen Seiten wurde der Künstler mit Bestellungen bestürmt. Er arbeitete fleißiger als je. Dadurch wuchs sein Ruhm, aber mit ihm auch sein Augenübel. In einem noch erhaltenen Brief an den Maler Freudweiler in Zürich vom 19. Oktober 1786 spricht er davon, scheint jedoch noch zuversichtlich auf Heilung zu hoffen. Leider trat schon zu Ende dieses Jahrs völlige Erblindung ein. Nichts desto weniger blieb er noch eine Zeit lang an seiner Stelle, durch mündliche Mittheilungen und Räthe seine Schüler unterrichtend. Sein Aufenthalt in Luzern dauerte bis 1795, in welchem Jahre er nach Buochs, seinem Heimatdorf, übersiedelte, wo er sich nahe der Kirche ein bescheidenes Haus hatte bauen lassen. Dort führte er nun, von seinen Brüdern und deren Familien gepflegt, die bei ihm in seinem Hause wohnten, ein stilles zufriedenes Leben. Er selber hatte keine Kinder. Wir fragen uns mit Verwunderung, wie es kam, daß seine Frau den hülflosen blinden Mann von dannen ziehen ließ und selber in Luzern zurückblieb, die langjährige Ehe dadurch faktisch lösend? Wir finden keine Antwort auf diese Frage.

Ein Nachschein des Ruhmes umglänzte noch in dieser Zurückgezogenheit das Haupt des allmälig zum Greisen heranreifenden Künstlers. Manch freundlicher und ehrerbietiger Besuch betrat die bescheidene Schwelle des Schindelhauses, wo ein berühmter Meister wohnte. —

Indessen zog sich im Westen das bedrohliche Ungewitter zusammen, welches bald die Schweiz und das Nidwaldnerländchen überziehen sollte.

In den ersten Merztagen 1798 begannen die fränkischen Halbbrigaden in das Gebiet der Eidgenossenschaft einzufallen. Am 5. Merz fiel das stolze Bern. Im April wurde zu Aarau die helvetische Einheitsrepublik ausgerufen. Die französischen Bajonette in den Rippen schwuren die meisten Kantone der Helvetik den Huldigungseid. Nur das kleine Nidwalden, welches die Freiheit anders verstand, als die französischen und helvetischen Direktoren, wollte sich dazu nicht verstehen. Nidwalden zählte damals etwa 10,000 Einwohner, Weiber, Kinder und Greise mitgerechnet.

Um den starren Sinn der Nidwaldner zu brechen, zog der fränkische General Schauenburg eine Armee von 24,000 Mann zusammen, welche von drei Seiten her in das Ländchen einbrechen sollten. Trotz der Uebermacht des Feindes rüsteten sich die Nidwaldner im Sinne der schlichten Väter zur Vertheidigung.

Am Frühmorgen des 9. September, an einem Sonntag, schritten die Franzosen zum Angriff. Auf dem Großächerli am Stanzerhorn standen 60 Nidwaldner gegen eine Kolonne von 2400 Mann, welche auf diesem Gebirgspfad die Verhaue und Feldschanzen umgehen und Stans im Rücken fassen sollte. Sie hielten den Feind bei vier Stunden auf und tödteten ihm mit ihren Stutzern, mit Felsblöcken und Baumstämmen, welche sie auf die Anstürmenden herunterwälzten, 700 Mann, während nicht mehr als sieben der ihrigen fielen. Am Graben auf dem Drachenried schlug die Hauptmacht der Nidwaldner, ein paar Hundert erlesene Schützen mit einigen Feldgeschützen, die zehnfach überlegenen Franzosen siegreich zurück. Bei Stansstad und Kirsiten wurden mit hölzernen, eisengebundenen Kanonen die nahenden feindlichen Schiffe in den Grund geschossen. Nicht weniger ruhmreich ward auf dem Rotzberg und im Rotzloch gekämpft. Aber die wenigen Helden erlagen zuletzt der sich stets wieder erneuernden Uebermacht. Als es Mittag wurde ging Stans in Flammen auf. Die Bewohner von Buochs flüchteten in die Berge.

Franz Joseph, des blinden Malers Bruder, forderte denselben auf gleichfalls die Flucht zu ergreifen. Da erwiderte Melchior: „Was sollten die Franzosen einem blinden wehrlosen Greise zu leide thun? Ich kenne sie, ich habe unter ihnen gelebt und spreche ihre Sprache. Wir wollen bereit sein sie gut zu empfangen."

Nicht lange, so schlugen die Kolben der fränkischen Soldaten an die Thüre und es ward ihnen aufgethan. Das waren jedoch nicht die mildgesitteten höflichen Franzosen, welche Würsch in Besançon hatte kennen lernen. Als aufgethan wurde fielen die von Branntwein erhitzten, von den erlittenen Verlusten zur Wuth gereizten Soldaten mit Säbelhieben über die Hausbewohner her. Den blinden Greis schoß Einer durch die Brust; dann wurde das Haus angezündet und der Leichnam des Gemordeten verbrannte zu Asche.

Andere erzählen, Würsch habe die Franzosen auf der Bank vor seiner Thür erwartet, welche das Haus höhnend in Brand steckten und dann den blinden Mann, der so fest auf ihren ritterlichen Geist vertraut, lebend in die Flammen warfen.

So starb der treffliche Künstler eines gewaltsamen Todes an demselben Tage da sein Vaterland, sein Nidwalden, in Blut und Flammen unterging.







Eynard.

Wo vom Genfer Eynard gesprochen wird, da ist von Griechenland die Rede.

Vor mehr denn zweitausend Jahren unterlag das schöne freie Hellas des Perikles bei Chäronea dem benachbarten macedonischen Militärstaate. Ein Paar Jahrhunderte später erwuchs aus dem faulenden römischen Weltreich, gleich einer üppigen Giftpflanze, ein anderes Griechenland, das Griechenland der byzantinischen Kaiser. Wiederum nach ein Paar Jahrhunderten schlug die Sturmfluth des Islam eine gewaltige Welle über den Bosporus und deckte ganz Hellas für lange Zeit mit einer dichten Schichte unfruchtbaren Schlammes.

Trotz all diesen unglückseligen Wandelungen; und trotzdem, daß im Laufe der Zeiten von Norden her eindringend eine slavische Bevölkerung die Nachkommen der alten Hellenen nach und nach verdrängte; so blieb doch in den Herzen der Griechen das Bewußtsein der schönen alten Zeit lebendig, der Haß gegen die brutale Despotie der Moslems und der lechzende Drang nach Befreiung. Die Besten unter den Bewohnern Griechenlands, bei denen diese Gefühle am heißesten brannten, — sowohl Slaven als Hellenen, bildeten gegen Ende des letzten Jahrhunderts einen geheimen Bund, dem sie den Namen „Hetäria", d. h. „Gesellschaft der Freunde" gaben und dessen Zweck die moralische und politische Wiedergeburt Griechenlands sein sollte.

Der Gründer der Hetäria, der Thessalier Constantin Rhigas, wurde zwar von den Türken 1798 hingerichtet und dadurch das Werk der Befreiung Griechenlands um einige Jahrzehnte verzögert. Aber die Idee starb nicht mit dem einzelnen Manne, sondern wucherte fort in den Herzen.

In den Tagen des Wienerkongresses, 1814 und 1815, bildeten die in Wien anwesenden Griechen, an ihrer Spitze Kaiser Alexanders Vertrauter, Kapodistrias, eine Hetärie, welche dort ihre patriotischen Zwecke verfolgte. In Athen stand der Erzbischof an der Spitze einer Hetärie, die sich vorzüglich die bessere Schulbildung und Aufklärung des griechischen Volkes zum Zwecke gesetzt hatte, Schulen stiftete, Lehrer unterhielt, Zeitschriften gründete und einzelne begabte junge Leute zu ihrer Ausbildung nach europäischen Universitäten schickte. Allen Hetärien war eine religiöse Grundlage gegeben, ihr kräftigster Motor war der glühende unversöhnliche Haß gegen die türkischen Unterdrücker.

Die Häupter der Hetärie wählten keinen glücklichen Zeitpunkt zur That, d. h. zur Losschlagen. Den äußern Anlaß dazu bot der Tod des Hospodars der Moldau, Alexander Soutsos. Dieser Todfall verursachte dort einen Aufstand, welcher eher gegen die Bedrückungen der Hospodare, als gegen die Türken gerichtet war. Bald bemächtigte sich jedoch der Phanariote Hypsilantis, eines der Häupter der Hetärie, der Bewegung. Aber, von einem Theil seiner Anhänger verlassen und verrathen, unterlag er den gegen ihn gesandten türkischen Truppen. Die nächste Folge war ein furchtbares Blutbad unter den Griechen in den türkischen Provinzen, besonders in Konstantinopel, wo der Patriarch in vollem Ornat unter dem Kirchenportal aufgehängt wurde. Der Wiederschlag dieser Grausamkeiten war ein Aufstand der Griechen in Morea.

Dieß geschah ungefähr um die gleiche Zeit, wo in Neapel und Piemont Volkserhebungen stattgefunden und mit blutiger Strenge unterdrückt worden waren, wo in Spanien die liberalen Cortes über den absolutistischen König die Oberhand gewonnen. Die in Laibach zu einem Congreß versammelten Monarchen, die Vertreter des reaktionären Europa, witterten zwischen der Erhebung der Griechen und den revolutionären Bewegungen in Italien und Spanien einen geheimen Zusammenhang. Griechenland verlor dadurch alle Sympathien des monarchischen Europa. Hypsilantis, der sich nach seiner Niederlage auf österreichischen Boden geflüchtet, wurde von Metternich in die Festung Munkatsch eingesperrt. Selbst Kaiser Alexander, auf dessen Beistand die griechischen Patrioten zählen zu können glaubten, soll bei der Nachricht der Erhebungen in der Moldau und in Morea ausgerufen haben: „Auch die Griechen bieten den Revolutionären die Hand? Ich wollte sie befreien; Kapodistrias und ich, wir hätten es durchgesetzt; und jetzt kommen sie mit ihrem Aufstand den Neapolitanern und Piemontesen zu Hilfe...."

So ward ihnen in ihrem Verzweiflungskampf der Beistand der Mächtigen dieser Erde vorenthalten; nichtsdestoweniger nahmen sie ihn wieder auf, heldenmüthig auf ihre eigenen Kräfte vertrauend.

In Morea gewann der unbändige Kolokotronis manchen blutigen Sieg über die Türken; vor Missolunghi, welches sich später einen so unsterblichen Namen erringen sollte, vernichtete Markus Bozzaris, indem er sich und seine kleine Heldenschaar dem Tode weihte, in nächtlichem Ueberfall des türkischen Seraskiers ganzes Heer. Miaulis und Kanaris beherrschten mit ihren in Kriegsschiffe umgewandelten Kauffahrern die griechischen Meere und ihre Brander wurden der Schrecken und Untergang der stolzen türkischen Linienschiffe und Fregatten. Aber was der glühende Türkenhaß und die aufopferndste Vaterlandsliebe vor dem Feinde gewann, das wurde wieder verloren durch die Zwietracht der Führer. Während die National-Versammlung eine republikanische Verfassung entwarf und promulgirte, setzten die Häuptlinge in den Provinzen unter verändertem Namen die Willkürherrschaft der türkischen Paschas fort. Dieweilen Maurokordatos von den Primaten zum Regierungspräsidenten eingesetzt wurde, lehnte sich der wilde Kolokotronis in Waffen gegen ihn auf. Es bildete sich im Lande eine russische und eine englische Partei, obgleich weder England noch Rußland dem griechischen Befreiungskrieg gewogen waren. Die von der Hetärie zusammengelegten Gelder waren längst verthan und der junge Staat ohne Geld und Kredit. Und ein viel gefährlicherer Feind als die türkischen Paschas machte sich bereit das Land zu überziehen und mit Feuer und Schwert die junge griechische Freiheit auszurotten: der Aegypter Ibrahim Pascha, Sohn Mehemed Alis, dem der Sultan das Paschalik Morea versprochen hatte, wenn es ihm gelänge, mit seinen europäisch gedrillten Soldaten die Insurrektion zu unterdrücken. Von keiner der christlichen Mächte hatten die Griechen Hülfe zu erwarten: besonders feindlich war ihnen das von Metternich regierte Oesterreich gesinnt. So standen die griechischen Angelegenheiten um das Jahr 1824,

dem dritten der Insurrektion, als der Genfer Banquier Eynard sich derselben anzunehmen begann.

Als es sich mehr als zwanzig Jahre später in der französischen Deputirtenkammer um die Unterstützung der Christen in Syrien handelte, sprach der Abgeordnete Leon de Malleville von der Tribüne herab folgende für uns denkwürdigen Worte: „Man hat mit Recht gesagt: es waren nicht die „europäischen Regierungen, welche Griechenland retteten. Es „ist die öffentliche Meinung, es ist ein einfacher Bürger von „Genf, Herr Eynard, welcher ganz Europa für Griechenland „zu Hülfe rief. Der Stimme dieses Ehrenmannes antworteten „sämmtliche Gewissen und bald auch sämmtliche Intelligenzen „Europas. Seiner unermüdlichen Thätigkeit verdanken wir „das Erwachen des religiösen Gefühls Europas für jene „heilige Sache...."

Bevor wir aufzählen auf welche Weise Eynard der Sache der Griechen sich annahm und dieselbe förderte, wird es am Orte sein die Lebensverhältnisse des großen Philhellenen kurz in's Auge zu fassen.

Die Familie Eynard stammt aus der französischen Provinz Dauphiné, wo sie schon im 10ten Jahrhundert gegen die eingedrungenen Sarazenen kämpfte und deßhalb vom Bischoff von Grenoble mit bedeutenden Ländereien belohnt wurde. Zur Reformationszeit trat ein Zweig derselben zur neuen Lehre über; Anton Eynard, der diesem Zweig angehörte, flüchtete sich vor den Protestantenverfolgungen im Jahr 1685 nach Genf. Dort wurde er Mitglied des Raths der Zweihundert und ehlichte die Tochter des Syndicus Grenus Lullin.

Ein Nachkomme dieses Ausgewanderten, Gabriel Anton, siedelte sich zu Ende des letzten Jahrhunderts wiederum in Frankreich und zwar in Lyon an, wo er ein Bankhaus gründete. Dort wurde Johann Gabriel im Jahr 1775 geboren. Seine Mutter war eine geborne Meurikoffre (Mörikofer?).

Als im Verlauf der Revolutionsstürme Lyon sich der Schreckensherrschaft des Convents mit den Waffen in der Hand widersetzte, gehörten Vater und Sohn zu den muthigsten Vertheidigern der Stadt. Nach dem Fall Lyons drohte beiden die Guillotine; beiden gelang es nach der Schweiz zu entfliehen. Die Familie siedelte sich in Rolle im Waadtland an.

Die Lyonerereignisse hatten nicht nur das Bankgeschäft des Vaters Eynard zu Grunde gerichtet, sondern sein ganzes Vermögen verschlungen. Nach gezogener Bilanz fand er sich als Schuldner einer Reihe von Genferhäusern, deren Geschäfte er in Lyon besorgt hatte, ohne die Mittel diesen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. An den Söhnen war es nun die erlittenen Verluste wieder gut zu machen und sich in den Stand zu setzen, den Verpflichtungen ihres Vaters Genüge leisten zu können.

Zu diesem Zwecke begaben sie sich nach Genua und gründeten dort 1797 ein Bankhaus, welches sich bald durch seine Rechtlichkeit einen guten Namen und großen Kredit erwarb. Das Geld, welches sie reichlich verdienten, verwendeten sie vor allem darauf, die Schulden des Vaters zu bezahlen.

Bei der denkwürdigen Belagerung Genuas durch die Engländer im Jahr 1800 griff Eynard — wie einst in Lyon — als Bürgersoldat zu den Waffen und half die Stadt, die ihm Gastfreundschaft gewährte, vertheidigen.

Im Jahr 1801 entstand — gleich einem Pilz übernacht — von Bonapartes Gnade und Kraft eines Artikels des Friedensvertrags von Lüneville, das Königreich Etrurien. Die zerbrechliche Krone dieses neuen Reichs mit altem Namen erhielt Ludwig von Parma, von einem behäbigen Erbprinzen zu einem armen König erhoben, ohne Geld und ohne Kredit. Die Geldmäckler des eigenen Reiches, die reichen Wechsler von Livorno, hatten so wenig Vertrauen in den Bestand und die Zukunft Neuetruriens und seiner Dynastie, daß sie dem neugebackenen König ein Anleihen, um welches er sie anging, verweigerten. Das Haus Eynard erbot sich das Anleihen zu übernehmen. Der gute Erfolg dieser gewagten Finanzoperation verfehlte nicht die Blicke der ganzen Börsenwelt auf den ebenso kecken und geschickten als jungen Banquier zu lenken; sie legte den Grundstein zu seinem von da an rasch sich äufnenden großen Vermögen. 1803 übersiedelte Eynard, von der Wittwe des bald verstorbenen Königs von Etrurien, der Infantin Marie Luise von Spanien, berufen, nach Florenz. Im folgenden Jahr schloß er in deren Auftrag ein neues Anleihen und es gelang, trotz allen im Wege liegenden und durch die Eifersüchteleien persönlichen Neides noch gesteigerten Schwierigkeiten, die Finanzen des jungen Königreichs in befriedigenden Stand zu bringen.

Keinen geringeren Dienst leistete der bescheidene Schweizer diesem Staat bei Gelegenheit der Krönung Napoleons in Mailand. Seinen Vorstellungen gelang es einen Theil der Lasten zu beseitigen, welche die Handelsthätigkeit des Landes zu Grunde richtete. Die Königin war so sehr von diesem Erfolge erfreut, daß sie befahl, ihren und des Landes Dank dem geschickten Unterhändler öffentlich auszudrücken. Auch Lucca und Neapel verlangten die guten Räthe des schweizerischen Finanzmannes und hatten es nicht zu bereuen, sich an denselben gewandt zu haben. Als er von Neapel wieder nach Florenz zurückkehrte, fand er da sein Werk durch einen unfähigen Finanzminister gefährdet. Die Königin lieh ihr Ohr den Warnungen Eynards und entließ ihren Minister. Gern hätte sie den Schweizer an dessen Stelle gesetzt; aber derselbe zog dem glänzenden Amte seine Freiheit vor.

Eynard entzog auch dann dem Lande seine Dienste nicht, als das ephemere Etrurische Königreich wieder von der Karte Italiens verschwand, um mit Lucca vereint als Großherzogthum Toskana der Lieblingsschwester Napoleons, Elisa, verehlichte Bacciochi, als Morgengabe geschenkt zu werden. Diese Fürstin suchte ihn unter anderm auch durch die anerbotene Verleihung von allerlei Titeln und Ehren zu fesseln, aber sein geringer Ehrgeiz und die Liebe zu seinem republikanischen Vaterland (er hatte das Bürgerrecht von Rolle im Waadtland erhalten) ließen ihn alle diese Anerbietungen ausschlagen. Dagegen ließ er sich erbitten, als Mitglied einer toskanischen Abordnung an Kaiser Napoleon nach Paris, dort den Festlichkeiten des kaiserlichen Beilagers mit Marie-Louise beizuwohnen und bei dieser Gelegenheit die Interessen Toskanas am kaiserlichen Hofe zu verfechten.

Im Jahr 1810 kehrte Eynard endlich mit einem großen Vermögen nach seiner Vaterstadt zurück und verheirathete sich dort mit Fräulein Lullin-de Chateauvieux. Von da an hatte er seinen bleibenden Wohnsitz abwechselnd in Genf und Beaulieu bei Rolle.

Als 1814 Genf wiederum seine Unabhängigkeit erhielt, übernahm es der Barrikadenkämpfer von Lyon und Genua, ein genferisches Milizkavaleriekorps zu organisiren, welches zur Ueberwachung der Grenzen unentbehrlich war. Eynard betheiligte sich persönlich, bei Tag und Nacht, bei diesem beschwerlichen Wachtdienst, so lange Genf von den in Versoix und am rechten Ufer der Arve liegenden französischen Truppen bedroht war. Es trug ihm dieser militärische Eifer seine Ernennung zum Grad eines Oberst-Lieutenants ein.

Nicht minder wurde er Mitglied des souveränen Rathes; und als die HH. d'Yvernois und Pictet-de-Rochemont im September 1814 an den Congreß nach Wien abgesandt wurden, um dort die Anerkennung der genferischen Unabhängigkeit zu erwirken, wurde er denselben als Gesandtschaftssekretär beigeordnet. Dem Sekretär der Abordnung einer kleinen Stadt und seiner Gemahlin, die ihn begleitet hatte, wurde der Vorzug, zu den intimsten Vereinigungen der in Wien versammelten gekrönten Häupter beigezogen zu werden, wo selbst die bevollmächtigten Gesandten großer Staaten keinen Zutritt hatten.

Nachdem Toskana der Leopoldinischen Dynastie zurückgegeben worden war, wurde Eynard noch einmal dahin berufen, die Finanzen in Ordnung zu bringen. Dann sandte ihn der Großherzog an den Congreß nach Aachen. Für diese Dienste weigerte sich der reiche Genferbürger jede materielle Entschädigung anzunehmen. Dagegen konnte er es nicht ablehnen vom Großherzog Leopold zum Ritter des heil. Joseph, zum florentinischen Nobile und zum geheimen Hofrath ernannt zu werden.

Nach Genf zurückgekehrt, erbaute sich Eynard — in den Jahren 1817 bis 1820 — eine Wohnung, welche unter dem Namen „palais Eynard" noch jetzt eine der Zierden der Stadt bildet. Zwei Umstände sind dabei bemerkenswerth. Durch diesen Bau wurde eine der häßlichsten und ungesundesten Schmutzstellen der Stadt nicht nur gereinigt, trockengelegt und gesund gemacht, sondern in einen Schmuck derselben umgewandelt.

Dann ist zu erwähnen, daß das Ehepaar Eynard sein eigener Baumeister war. So lange Genf französisch gewesen, war jede Entwicklung und Ausdehnung der Stadt dem Stillstand anheimgefallen. Es fanden sich weder erfahrene Meister der Handwerke, noch Bauunternehmer. So kam es, daß Eynard und seine Gattin ganz allein und ohne fremde Hülfe sowohl die Pläne für ihren Bau entwarfen, als auch dessen Ausführung leiteten.

Als derselbe vollendet war, weihten ihn die Besitzer durch eine liberal ausgeübte Gastfreundschaft nicht nur zu einem geselligen Mittelpunkt für ihre Genferfreunde, sondern nicht minder zu einem Stelldicheinaller bedeutenden Fremden, welche Genf für kürzere oder länger Zeit besuchten.

Wir sind nun bei dem Zeitpunkt angelangt, wo der griechische Befreiungskampf ausbrach und der Bürger von Genf sich veranlaßt sah, dem im südöstlichen Winkel Europas für seinen Glauben und seine Freiheit kämpfenden, von allen Mächtigen und Gewaltigen verlassenen Volke seine helfende Hand zu reichen.

Unter den Ausländern, welche um jene Zeit – zu Anfang der Zwanzigerjahre — sich in Genf aufhielten, befanden sich unter andern auch eine Anzahl vornehmer Moldauer und Wallachen, welche ihr Vaterland hatten verlassen müssen, weil sie an der von uns erwähnten verunglückten Schilderhebung Hypsilantis' theilgenommen hatten. Auch sie waren Gäste im Hause Eynards und es gelang ihnen dessen Herz für die Sache Griechenlands zu gewinnen. Das Interesse Eynards an den griechischen Befreiungsversuchen wurde noch gesteigert, als Graf Kapodistrias, den er in Wien und Aachen hatte kennen lernen, in Genf eintraf. Von da an widmete er sich mit der eifrigsten Hingebung der Unterstützung der unglücklichen Hellenen. Indem er sich mit den Häuptern der Erhebung und mit den einflußreichsten Griechenfreunden aller Länder in Verbindung setzte, wurde sein Haus der Mittelpunkt aller Bestrebungen, die dahin zielten, Europas Mitgefühl und thatsächliche Unterstützung den Griechen zuzuwenden.

Dem philhellenischen Komite, welches er in Genf gründete, folgten bald andere in allen bedeutenden Städten Europas. Mit allen stand Eynard in Korrespondenz. Sein Hauptbestreben ging dahin, die materiellen Mittel zu ihrem Befreiungskriege beizuschaffen: Waffen und Munition, Geld und Proviant. Diese Aufgabe zu erfüllen, war keineswegs leicht. Denn wenn auch durch die Kollekte der philhellenischen Komites die finanziellen Mittel ziemlich reichlich flossen, so standen der Spedition der nothwendigen Bedürfnisse nach der griechischen Küste die größten Schwierigkeiten im Weg. Nicht nur schwebten die Schiffe, welche Eynard meist von Ancona auslaufen ließ, in Gefahr den Türken oder den Seeräubern in die Hände zu fallen, sondern es legte ihnen die österreichische Regierung alle möglichen Hindernisse in den Weg.

Im April 1826 befand sich Eynard selber in Ancona, im Begriff einige Schiffsladungen von Lebensmitteln zur Verproviantirung des hart bedrängten Missolunghi abgehen zu lassen, als er die Unglücksbotschaft des Falls dieser Festung erhielt.

Der Fall Missolunghis und dessen heldenmüthige Vertheidigung erweckten in der ganzen gebildeten und christlichen Welt die wärmsten Sympathieen für Griechenland. Eynard ermangelte nicht diese günstige Stimmung zu benutzen. Er eröffnete mit Hülfe der Komites in ganz Europa Subskriptionen für Wochenbeiträge zu Gunsten der Griechen, von 1 bis 5 Sous. Arm und Reich beeilte sich theilzunehmen und es flossen die Mittel wieder reichlicher, den hungersnothleidenden Bevölkerungen Griechenlands Lebensmittel und seinen Kriegern Waffen zu verschaffen.

Im Jahr 1827 begab sich Eynard nach England, um dort zu Gunsten seiner Schützlinge zu wirken. Seinen Schilderungen gelang es, das englische Kabinet etwas günstiger für Griechenland zu stimmen. Dadurch wurde die Unterzeichnung des Vertrags nicht wenig gefördert, wodurch die drei Mächte England, Frankreich und Rußland sich gegenseitig verpflichteten, den Gräueln, welche die Aegypter unter Ibrahim Pascha in Morea ausübten, ein Ende zu machen. Die Instruktionen, welche den Admiralen der betreffenden Flotten an den griechischen Küsten ertheilt wurden, führten die Schlacht bei Navarin herbei. Die Kabinette erschracken über diesen wider Willen erfochtenen Sieg, aber ganz Europa freute sich über das glückliche Ereigniß, welches die Anerkennung der bisher so scheel angesehenen griechischen Unabhängigkeit zur Folge haben mußte.

Das griechische Volk verkannte nicht, wie viel es dem genfer Bürger zu verdanken habe. Die Nationalversammlung ernannte ihn zum bevollmächtigten Vertreter Griechenlands bei allen europäischen Höfen. Eynard übernahm die Verpflichtungen, nicht aber den Titel und die Ehren.

Zu Anfang des Jahres 1828 landete in Nauplia der auf 7 Jahre zum Präsidenten der griechischen Republik erwählte Graf Kapodistrias, der langjährige Freund Eynards. Der Briefwechsel Kapodistrias giebt Zeugniß, daß Eynard während dieser neuen Phase der griechischen Befreiung nicht ermüdete für dieses Land zu wirken. Er half kräftig mit die ersten Saaten der Kultur und Civilisation in das verwilderte Land auszustreuen durch Gründung von Volksschulen und Gymnasien, Unterstützung des Ackerbaus und anderes mehr.

Das folgende Jahr fand den Präsidenten in der drängendsten Finanzklemme. Seine Truppen drohten mit Meuterei, wenn ihnen ihr Sold nicht ausbezahlt würde. Dazu fehlte das Geld. Eynard wandte sich an Frankreich und Rußland für ein Darleihen von 1,500,000 Fr. Zuerst schienen beide Regierungen

entsprechen zu wollen, schließlich erhielt er von beiden einen Abschlag. Als Pozzo di Borgo, der russische Gesandte in Paris, ihm diesen verneinenden Bescheid ertheilte, erwiderte Eynard ruhig: „Nun, so will denn ich das leisten, was weder Sie noch Graf Polignac zu thun sich getrauen." Und that wie er gesagt, und lieh die 1½ Millionen an Kapodistrias aus seinen eigenen Mitteln.

Die Uneinigkeit, welche unter den griechischen Führern seit Beginn des Freiheitskrieges leider geherrscht hatte, verminderte sich nicht unter der Präsidentschaft Kapodistrias. Derselbe wurde beschuldigt ein Werkzeug Rußlands zu sein. Um seine Gewalt zu befestigen, ließ er sich zu tyrannischen Maßregeln, insbesondere gegen die Familie Mauromichalis, hinreißen. Die Inselgriechen und Mainoten empörten sich. Miaulis verbrannte im Hafen von Poros die gesammte griechische Flotte, um sie nicht an Rußland ausliefern zu müssen. Kapodistrias fiel im Oktober 1831, aus der Kirche kommend, unter den Streichen der Brüder Georg und Konstantin Mauromichalis.

Es läßt sich denken wie schmerzlich der gewaltsame Tod des Freundes von unsrem Philhellenen empfunden wurde. Seine Hingebung für die griechische Sache wurde nicht geschwächt.

Nach Kapodistrias' Tod kombinirte die europäische Diplomatie, daß Ruhe und Ordnung in Griechenland nur durch Erhebung eines fremden Prinzen auf den griechischen Thron hergestellt werden könne. Auch Eynard neigte sich zu diesem Glauben. Deßhalb begrüßte er die Wahl des bayerischen Prinzen Otto zum König Griechenlands mit Freuden. Aber nur zu bald sollte die Schattenseite dieses diplomatischen Kunststücks sichtbar werden.

Nicht nur verletzte die bayerische Regentschaft, welche dem jungen König zur Seite gestellt wurde, das griechische Nationalgefühl, sondern sie verschleuderte durch übelangebrachten höfischen Aufwand die spärlichen Geldmittel, welche dem neugeschaffenen Staate zu Gebote standen. Erst spät wurden die guten Räthe Eynards angehört und auch dann nicht immer befolgt. Dennoch blieb er immer für Griechenland thätig. Er gründete unter anderm in Athen eine Bank, welche dem kleinen Handel und Gewerbe die größten Dienste leistete. Die Bewohner der Insel Kreta ermangelten nicht bei ihrem Befreiungsversuch im Jahr 1841 sich an den großen Griechenfreund zu wenden. Eynard ließ sich nicht zweimal bitten; aber die Erhebung wurde zu rasch unterdrückt, als daß die Hülfe des Philhellenen rechtzeitig hätte eintreffen können. Als das englische Kabinet im Jahr 1847 auf die schonungsloseste Weise ein Darleihen von einer halben Million vom erschöpften Griechenland zurückforderte, legte sich wiederum Eynard in's Mittel und bezahlte die Summe dem wenig großmüthigen Albion aus der eigenen Tasche.

Eynard zählte nun schon seine 72 Jahre. Mit jenem letzten Akte großartiger Liberalität, womit er sein geliebtes Pflege- und Schmerzenskind, das wiedererstandene Griechenland, aus einer peinlichen Verlegenheit gezogen hatte, betrachtete er sein öffentliches Leben als abgeschlossen. Von da an wandte sich sein Geist von den Dingen der Welt ab und nach innen, um den stets fühlbarer werdenden religiösen Bedürfnissen seines Gemüthes Rechnung zu tragen. Sein Glaubensbekenntniß faßte er in einer letzten Willensverordnung vom Jahr 1855 in folgende Worte: „Je älter ich werde, um so mehr erkenne ich „daß wahres Glück hienieden und Hoffnung auf das Jenseits „nur denjenigen zu Theil wird, welchen der vollste Glauben „an unsern Erlöser Jesus Christ eigen ist; und ich sage mir „ohne Unterlaß: nur die Gnade ist's, die uns erlöst; es ist „eine Gabe Gottes, es kommt nicht von uns und nicht von „unsern guten Werken...."

Dennoch hörte Eynard auch jetzt nicht auf gute Werke zu thun. In Genf war die Redensart gäng und gäbe: riche comme Eynard." Und in der That schienen seine Hülfsmittel unerschöpflich zu sein, die es ihm möglich machten den Berufungen an seine Großmuth und Wohlthätigkeit, die aus allen Ländern an ihn gelangten, gerecht zu werden. In seinen letzten Jahren unterstützte er vorzugsweise die Werke der Gottseligkeit.

Er ward achzig und darüber. Allmählig wurde es trübe um diesen sonst so klaren Geist; dafür zog ein vertrauensvoller Gottesfrieden in sein altes Herz. Endlich schloß er im Februar 1863 die müden Augen, im Alter von 87 Jahren, welches nur wenigen zu erreichen vergönnt ist.

Sein Tod traf mit der Erhebung des griechischen Volkes gegen die bayerische Dynastie und der Vertreibung König Ottos vom griechischen Throne zusammen. Aber wie Eynards Sympathien nicht einzelnen Personen oder Interessen gegolten hatten, sondern dem gesammten Griechenland, so fand es auch die neue provisorische Regierung in ihrer Pflicht der Wittwe des Geschiedenen ihr Beileid und das dankbare Andenken auszudrücken, welches die gesammte griechische Nation dem einfachen Bürger eines kleinen Freistaates widmet, der ihr großer Wohlthäter war. —



J. C. Escher von der Linth

Escher von der Linth.

Es kommt häufig vor, daß Kaiser und Könige ihren ausgezeichneten Feldherren die Gnade verleihen die Bezeichnung der Oertlichkeit, wo sie ihren rühmlichsten Lorbeer errungen, ihrem Namen als Ehrenprädikat beizufügen. Wer kennt nicht die Suwarow Italinski, die Diebitsch Sabalkanski, die Fürsten von der Moskwa, die Herzoge von Malakoff und Palikao und Dutzende Anderer? Viel seltener ist es, daß ein Freistaat einem seiner Bürger eine solche Ehre erweist; denn die Republiken sind undankbar. Um so größer ist die Auszeichnung, besonders dann, wann sie nicht so wohl durch eine glänzende Waffenthat, als durch ein großes Werk des Friedens verdient wurde, — durch eine That, welche nicht zerstörte und tödtete, sondern schuf, erhielt und beglückte.

Am 12. Juni 1823 beschloß der Rath des Standes Zürich nach ausführlich motivirter Begründung: es sei die Staatskanzlei beauftragt, künftig in allen öffentlichen Schriften den verewigten Hans Conrad Escher und dessen männliche Nachkommen als Escher von der Linth zu benennen. Der republikanische Adelsbrief wurde der Familie Escher auf Pergament, mit dem Standessiegel in silberner Kapsel versehen, zugestellt. Auf einem zweiten Pergament steht die Zustimmung der Stände Schwyz, St. Gallen und Glarus. Aber schon lange bevor die Regierungen einem Verstorbenen diese späte Ehre erwiesen, hatte das Volk die Initiative ergriffen und dem Mann, welcher mit Aufbietung aller seiner Kräfte der Linth einen andern Lauf anwies und dadurch einen großen Landstrich vor Versumpfung und eine zahlreiche Bevölkerung vor Fieberluft und ökonomischen Ruin rettete, den Namen „Escher von der Linth" beigelegt.

Die Familie Escher bürgerte sich um die Mitte des 15ten Jahrhunderts in Zürich ein und spaltete sich bald in einen adelichen und einen bürgerlichen Zweig. Erstere nannten sich „Escher vom Luchs", letztere „Escher vom Glas". Hans Conrad, welchem später die dankbare Republik den Ehrennamen „von der Linth" beilegte, gehörte zu den bürgerlichen Escher vom Glas. Wenn schon nicht zu den „Junkern" zählend, war seine Familie eine begüterte und angesehene. Sein Vater, ein Mann von ansehnlichem Wuchse und ernster Sinnesart, betrieb ein Seidengeschäft und eine Kreppflorfabrik, war Mitglied der Regierung und besaß zwei herrschaftliche Güter, Keffikon und Islikon. Hans Conrad ward ihm in seiner zweiten Ehe mit Anna Landolt im August 1767 geboren.

Derselbe war, nach seiner eigenen Schilderung, ein schüchterner und ängstlicher Knabe, welche Furchtsamkeit, von Körperschwäche herrührend, nur durch sein sehr lebhaftes Ehrgefühl überwunden werden konnte. Von seinen Geisteskräften war die Einbildungskraft besonders rege und vorherrschend. In der Lateinschule, die er schon in seinem neunten Jahre besuchte, wußte er den trocknen Vocabeln und dem Conjugiren regelmäßiger und unregelmäßiger Verben wenig Geschmack abzugewinnen. Er begrüßte es deßhalb mit Freuden, als sein Vater sich entschloß ihn — wegen seiner geringen Fortschritte — aus der Lateinschule in die „Kunstschule" zu versetzen, was wir heute Real- oder Gewerbschule nennen.

Sein jugendliches Paradies war das Herrschaftsgut Keffikon, wo der Vater mit der ganzen Familie einen Theil des Herbstes zuzubringen pflegte. Zur Zeit der Weinlese wurde dann beim Schall der Schloßglocke ausgezogen mit 50 Winzern und Winzerinnen, welche in rythmischem Takt mit den Winzermessern auf die Traubenkübel schlugen. Der Tag wurde im Weinberg, der Abend in der Trotte zugebracht, mit den Dorfkindern Spiele gemacht, die Hirten auf der Weide besucht, Kartoffeln gebraten ..... Das waren glückliche Zeiten.

Während er in der Lateinschule zu den schlechtern Schülern gezählt wurde, so schwang er sich in der Kunstschule bald zu den ersten hinauf. Ganz besonders sprachen ihn die mathematischen Fächer und das Zeichnen an. In den Freistunden wurden häufige Ausflüge gemacht, um nach der Natur zu zeichnen, nebenbei viel gelesen und ein Tagebuch angelegt welches zwar nach und nach vernachläßigt wurde, aus welchem Anlauf jedoch die während dem ganzen langen Leben festgehaltene Gewohnheit hervorging, bei jedem Jahreswechsel einen beschaulichen Rückblick über die zurückgelegte Lebensperiode niederzuschreiben.

1783 wurde unser Hans Conrad nach Morsee im Waadtland geschickt, um dort Französisch zu lernen. Im nächstfolgenden Jahre mußte er nach Genf übersiedeln, um dort wo möglich seine Schüchternheit abzulegen und sich feine Umgangsformen anzueignen. Hier schloß er einen Freundschaftsbund mit einem jungen Gelehrten, Namens Saucher, der zuerst sein Lehrer war und auf Lebenszeit sein vertrauter Freund und Rathgeber blieb.

Achtzehn Jahre alt kehrte Escher 1785 nach Zürich zurück, begann sein Noviziat im Comptoir des Vaters, zollte dem Vaterland seinen Tribut als Milizrekrut, feierte wieder einmal den fröhlichen Herbst in Keffikon und trat dann 1786 seine „Fremdenreise" an, auf welcher damals jeder junge Zürcher aus gutem Hause den letzten Erziehungsschliff holen mußte.

Zuerst gings nach Paris, dann nach London. Von da schrieb er dem erstaunten Vater seinen Entschluß, die Universität Göttingen zu besuchen, um dort den Studien obzuliegen. Was wollte der Deserteur der Lateinschule unter den gelehrten Perrücken? Item, die Eltern ließen ihn gewähren und schickten ihm die nöthigen Wechsel. In Göttingen wurde das versäumte Latein bestmöglich nachgeholt und ein ziemlich sonderbares Durcheinander von juristischen, kameralistischen, naturwissenschaftlichen und philologischen Kollegien gehört.

Von Göttingen wurde ein Ausflug nach Berlin gemacht und im Frühling 1788 die Universität verlassen, um auf großem Umwege über Wien, Venedig, Neapel, Rom, Florenz und Genua nach der Heimat zurückzukehren.

Die Handelsgeschäfte nahmen nur einen kleinen Theil von Eschers Zeit in Anspruch, so daß ihm Muße genug blieb, auch jetzt noch an seiner geistigen Bildung fortzuarbeiten. Geologie wurde sein Lieblingsstudium. Nicht weniger lebhaft beschäftigte ihn die kantische Philosophie. Wie billig widmete er ein Theil seiner Zeit und Aufmerksamkeit seiner verlobten Braut Fräulein Regula von Orell, mit welcher er dann, wenig mehr als 20 Jahre alt, vor den Altar trat. Seine politische Laufbahn

begann er 1793 als Stadtrichter. Er wurde ein fleißiges Mitglied der helvetischen Gesellschaft. Als Milizoffizier mußte er bei Gelegenheit der Grenzbesetzung bei Basel (1793) unter die Waffen treten. Ebenso 1797, als die Schweizergrenze bei Schaffhausen bewacht werden mußte.

Von 1794 bis 96 hielt Escher öffentliche und unentgeldliche Vorlesungen über Politik und Staatswirthschaft. Im Jahr 1896 bildete sich dann in Zürich eine Gesellschaft von strebenden Männern zum Zwecke der Verbreitung von Kenntnissen durch Vorträge vor einem gemischten Publikum. Auch hier trat Escher bei und übernahm die naturwissenschaftlichen Fächer.

Diese Jugendperiode aus Eschers Leben bietet uns das Bild fortwährender geistiger Anregung und unausgesetzter Thätigkeit im Medium einer behäbigen bürgerlichen Existenz, welche durch keinerlei Sorge um des Lebens Nothdurft gestört und getrübt war.

Escher hatte, gleich allen bedeutenden Geistern seiner Zeit, die Anfänge der französischen Revolution mit Begeisterung begrüßt. „Mir erscheint die Wiegenzeit der Republik schön wie die aufgehende Sonne," — schrieb er an Rengger. In seinen Vorlesungen über Politik und Staatswirthschaft, deren Grundsätze er vom Standpunkt der kantischen Philosophie aus entwickelte, gingen seine liberalen Anschauungen so weit, daß sie beinah an den Socialismus streiften. Er sagt in einem Brief an Rengger: „Obwohl meine Väter viel Geld haben, bin ich dem Erbeigenthum gram und glaube, daß dieses die Hauptquelle des menschlichen Elendes ist." Trotzdem ließen ihn die aristokratischen Regenten gewähren; denn der ideale hochfliegende Schwung seiner Vorträge schien ihnen in praxi durchaus ungefährlich zu sein. Weniger gnädig nahmen sie es auf, als er sich in einer Bittschrift für Amnestirung der verurtheilten Unruhstifter von Stäfa verwendete.

Aus dem vorgesagten ergiebt sich, daß Escher in den Merztagen von 1798, als die alten morschen Aristokratien zusammenstürzten, zu den sogenannten „Patrioten" gezählt werden durfte. Er wurde Mitglied der „Landesversammlung," welche im Kanton Zürich den Uebergang zum System der „Freiheit und Gleichheit" anbahnen sollte. Mit seinem Freunde Usteri gründete er den „schweizerischen Republikaner". Nach Einführung der helvetischen Einheitsverfassung wählte ihn die Landschaft zum Mitglied des helvetischen „Großen Rathes," während Freund Usteri Mitglied des Senates wurde.

Von seinen zürcherischen Mitbürgern, seinen Standesgenossen und den meisten Mitgliedern seiner Familie wurde der Eintritt in die helvetischen Behörden dem angehenden Staatsmann sehr übel gedeutet. Unentwegt handelte er nach den Eingebungen seines Pflichtgefühls. In der hohen Behörde, deren Mitglied er war, wurde er ein furchtloser Wortführer der Mäßigung und der Gerechtigkeit gegen Alle. Mit Geschick rettete er einen Theil des zürcherischen Staatsschatzes vor der Raubsucht der Franzosen. Muthig vertheidigte er dem General Schauenburg gegenüber das gute Recht der Nidwaldner, die jener zu erdrücken im Begriffe stand. Im Schooße der Behörde trat er mit Entrüstung dem Treiben jener Sackpatrioten entgegen, welche unter dem Titel einer Entschädigung für erlittene Verfolgungen, über das Vermögen der gestürzten aristokratischen Regenten herfallen wollten. Nicht minder widersetzte er sich der Einführung einer Schreckensherrschaft im Kleinen, welche gewisse Mitglieder des Direktoriums gern eingeführt hätten. Ebenso erhebt er sich gegen die Bedrückungen und die Schamlosigkeit der französischen Generale und Agenten und verwendet sich zu Gunsten der Mitglieder der alten zürcherischen Regierung, welche als Geißel dem Schooße ihrer Familie entrissen und nach Basel geschleppt worden.

Trotz dieser Handlungsweise konnten die hartnäckigen Anhänger der alten Ordnung der Dinge es ihm dennoch nicht vergessen, daß er zu den Patrioten gehalten; um so sicherer lud er den Haß der andern extremen Partei auf sich, die in ihm einen verkappten Aristokraten zu wittern glaubte. Nichtsdestoweniger wählte ihn der Große Rath schon im Herbst 1798 zu seinem Präsidenten.

Mit den helvetischen Behörden zog Escher von Aarau nach Luzern und von Luzern nach Bern, mehr und mehr zwar sich sehnend in das harmlose Privatleben, in den Schooß der Familie und nach der theuern Vaterstadt zurück zu kehren, aber dennoch auf dem Posten ausharrend, den zu behaupten die Pflicht gegen das Vaterland ihm gebot.

Endlich, nachdem er zwei volle Jahre lang die dornenvolle Laufbahn eines neuhelvetischen Staatsmannes gegangen war, wurde es ihm vergönnt auf kurze Zeit nach Zürich zurück zu kehren. Dieser Besuch in der Vaterstadt war nicht ohne bittern Beigeschmack: unmittelbar zuvor hatte seine sogenannte „Sonntagsgesellschaft", eine Art von Jahrgängerverein, welcher aus lauter eingefleischten Anhängern der alten Ordnung bestand, dessen Ausschließung beschlossen. Schmerzhafter mag für ihn eine Differenz mit Usteri gewesen sein, welche zwar ihrer persönlichen Freundschaft keinen Eintrag that, unsern Escher jedoch veranlaßte, von der Redaktion des „Republikaners" zurück zu treten.

Im Juni 1801 hatte er Bern und die politische Arena verlassen, um wieder zu seinem bürgerlichen Berufe und seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück zu kehren. Aber schon im Januar 1802 erging wiederum der Ruf des Vaterlandes an ihn: er wurde zu einem Mitglied der vollziehenden Behörde ernannt, welche unter Redings Leitung an die Stelle des Direktoriums getreten war. Ihm fiel die Direktion des Kriegswesens zu. Der unvermittelte Zwiespalt der Parteien, die anarchischen Zustände des größten Theiles der Schweiz, der Druck Frankreichs ließen keine gedeihliche Wirksamkeit Platz gewinnen. Nicht später als im nächsten April ward Reding durch einen unitarischen Staatsstreich gestürzt. Wenn schon Escher nicht sein Parteigenosse war, so trat er dennoch mit demselben von der politischen Schaubühne ab, um sie sobald nicht wieder zu betreten. Ein Eckel vor der Politik von dazumal bemeisterte sich seiner. „All das Speckfakel" — so schreibt er an einen Freund, — „bestärkt mich nur in meinem Vorsatz, nie mehr zu ministern. Also, es leben die Steine!"

Diesen Worten getreu blieb Escher all den hin- und herfluthenden Bewegungen jener Zeit fern, es vorziehend mit dem Geologenhammer in der Faust, leichten Gemüthes und leichten Fußes seine lieben Berge zu durchstreifen.

Als nach Einführung der Mediations-Verfassung und Wiederherstellung der Kantone der zürcherische Große Rath gewählt wurde, ward Escher übergangen, — in der Stadt, weil er dort für einen „Patrioten" gehalten wurde, von den Landzünften, weil er hier als „Aristokrat" verschrieen war. Er schreibt darüber an einen Freund: „Gottlob bin ich auch nicht auf einer einzigen Zunft meines Kantons gewählt worden, auf meiner eigenen hatte ich eine Stimme."

Während der ganzen Mediationszeit blieb er nun der Politik und den Staatsämtern fremd und konnte unbeirrt seinem

kaufmännischen Berufe, seiner Familie und der Wissenschaft leben.

Da das „Geschäft" nur ein geringer Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, so konnte er sich um so emsiger seiner Lieblingswissenschaft, der Geologie, hingeben und die zahlreichen Streifzüge durch die schweizerische Gebirgswelt unternehmen, die ihm eine Kenntniß unseres Vaterlandes und besonders seiner Bodenverhältnisse verschaffte, wie sie nur wenigen Schweizern eigen war. Häufige Uebung machte aus ihm einen vortrefflichen und ausdauernden Fußgänger. Man redet ihm nach, daß er den 22 Stunden betragenden Weg von Bern nach Zürich in einem Tage zurückgelegt. Ebenso war er ein kühner und gewandter Bergsteiger, der allen Gefahren der Hochgebirgs- und Gletscherwelt ruhig in's Auge sah und dieselben durch seine Gewandtheit, Geistesgegenwart und Besonnenheit überwand. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er der Gebirgswelt des Glarnerlandes.

Als er eines Sommers die Besteigung des Tödi versuchte, geschah es, daß eine leichte Schneebrücke unter ihm brach und er in einen Gletscherspalt versank. Es blieb ihm so viel Geistesgegenwart die Arme wagrecht auszustrecken und sich so schwebend über dem bodenlosen Abgrund zu erhalten. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, durch eigene Kraftanstrengung und mit Hülfe seiner Begleiter wieder auf das feste Eis zu gelangen.

Auf seinen Wanderungen in das Glarnerländchen hatte ganz besonders der durch die topographische Lage bedingte trostlose Zustand des Linththales und der Gegend zwischen dem Wallen- und Zürchersee seine Theilnahme erweckt. Er schildert denselben mit folgenden Worten:

„Eine halbe Stunde unterhalb Weesen vereinigt sich mit „der aus dem Wallensee abfließenden Maag die Linth, die aus „den Thälern des Kantons Glarus dem Zürchersee zueilt. „Dieser Strom hat seine Quellen in den vergletscherten Hoch-„gebirgen des Hausstockes und Tödiberges, von denen stets „eine zahllose Menge von Steinen durch die Verwitterung „herabstürzen, welche bei großen Anschwellungen der Linth von „dieser fortgeschwemmt werden, wodurch sich dann das Bett „dieses Stroms, wie fast aller Bergströme, allmählig erhöht „und das benachbarte Land häufigen Ueberschwemmungen aus-„setzt. Diese Erhöhung des Strombettes der Linth verlängerte „sich allmählig bis unter ihre Vereinigung mit der Maag „hinab, so daß nach und nach der Wallensee in seinem Abfluß „gehemmt wurde. Die natürliche Folge war das Steigen seiner „Wasserfläche und das Austreten des Sees über die niedrigen „Wiesen an beiden Endgestaden, wodurch bereits einige tausend „Jucharten des schönsten Landes entweder versäuert oder in „Sumpf verwandelt worden sind. Da unterdessen die verderb-„lichen Ursachen unaufhörlich fortwirken, so greift auch das „Uebel immer weiter und unaufhaltsamer um sich. Die He-„bung des Strombettes folgt durch das ganze breite Thal „hinab dem Laufe desselben bis zu seinem Eintritt in den „Zürichsee und in dieser ganzen Länge werden die weiten „Wiesengründe überschwemmt. Bereits ist das Uebel so an-„gewachsen, daß die Anwohner der Linth unvermögend sind „demselben zu wehren... So kömmt es dahin, daß selbst „Ordnung, Arbeitsliebe und Sparsamkeit die Bewohner dieser „Gegenden vor drohender Armuth nicht mehr zu schützen ver-„mögen. Die Straßen von Weesen und Wallenstadt sind im „Sommer nur noch für Schiffe brauchbar. Die Ueberschwem-„mung fluthet in die Erdgeschoße der Häuser, ersteigt schon da „und dort die ersten Stockwerke, wo dann im zurückgelassenen „Schlamm die Sommerhitze verpestende Dünste entwickelt und „eckelhafte Insekten erzeugt.... In den schwächlichen, blassen „und geistlosen Gestalten glaubt man wandelnde Schatten zu „sehen, abgehärmt durch das Gefühl ihrer eigenen Abnahme, „noch mehr aber durch den Anblick ihrer noch unglücklichern „Kinder."

Der Anblick solchen Jammers, verbunden mit dem Bewußtsein, daß durch energische Mittel dem Uebel abgeholfen werden könne, brachten in unserm Escher den großherzigen Entschluß zur Reife, die Entsumpfung der Linthgegenden zu seiner Lebensaufgabe zu machen.

Schon im Spätsommer 1803 wurde der in Freiburg versammelten Tagsatzung der Plan für Bildung eines Aktienvereins zur Aufbringung der zu einer Linthkorrektion erforderlichen Mittel vorgelegt, welchen Escher entworfen hatte. Im Jahr 1805 erhielt derselbe den Auftrag einen Aufruf an das schweizerische Volk zu entwerfen, damit sich dasselbe bei dem Unternehmen werkthätig betheilige. Aber erst im Jahr 1807 ward die Sache energisch an die Hand genommen.

Im Herbst dieses Jahres waren über 2000 Aktien, jede zu 200 Fr. gezeichnet und eine Ausführungskommission, an deren Spitze Escher stand, aufgestellt. Schon in demselben Jahre sah er sich veranlaßt Vaterstadt und Familie zu verlassen, um sein Quartier auf dem nunmehrigen Schauplatz seiner aufopfernden Thätigkeit, im Dorfe Schännis, zwischen dem Wallen- und Zürichsee aufzuschlagen. Hier war es vorläufig um das Abstecken und Ausgraben der nöthigen Kanäle zu thun. Vom frühen Morgen bis zum Abend war er in Thätigkeit. Weder Kälte noch Nässe vermochten ihn zurückzuhalten. Nicht selten griff er selber zum Spaten um die Arbeiter aufzumuntern. Er theilte mit ihnen ihr Mahl und sorgte wie ein Vater für sie in gesunden und kranken Tagen. Kein Wunder, wenn sie ihn als Vater verehrten und liebten.

Im Jahr 1809 hatte er die Genugthuung von den versammelten Tagherren die wohlverdiente Anerkennung seines unermüdlichen und aufopfernden Eifers zu erhalten, während diese zugleich die Erhöhung der Zahl der Aktien auf 4000 genehmigten, da es sich herausstellte, daß die Kosten weit über die anfängliche Berechnung hinaus gehen würden. „Das war eidgenössisch gehandelt," schreibt Escher an seinen Mitarbeiter Stehlin in Basel. Nun bin ich wieder flott und jetzt soll auch, wie ich hoffe, die Madame Linth bald in ihr Aussteuerbette eingeführt sein."

Im Mai 1811 konnte der 15,000 Fuß lange Molliserkanal eröffnet werden, durch welchen die Linth in den Wallensee geleitet wurde, um in dessen unergründlichen Tiefen ihre Schutt- und Geschiebemassen abzulagern. Es blieb nun noch die Kanalisirung vom Wallensee bis zum Zürichsee zu vollenden und die dort entstandenen Sümpfe zu entwässern.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1814 wirkten nicht günstig auf das Linthunternehmen. Die Tagsatzung, welche nach dem Sturz der Mediationsverfassung der Schweiz einen neuen Bundesvertrag vereinbaren sollte, hatte wenig Lust und Zeit sich um Entsumpfungsarbeiten zu kümmern. Erst im Jahr 1815 dachte man wieder an die Linth und beschloß die neuen Kantone Neuenburg, Wallis und Genf einzuladen, sich an dem Unternehmen durch Aktienübernahme zu betheiligen. 1816 konnte der „Benkenerkanal" eröffnet werden, der letzte und unterste Theil des künstlichen Laufes der Linth. Aber noch erforderte die Vollendung des Werkes manche Arbeiten. Leider veranlaßten die schlimmen Miß- und Hungerjahre wiederum einen Stillstand im Eifer und der Theilnahme der Behörden sowohl

als der Privaten, — nur bei Escher nicht. Erst im Jahr 1820 ermannte sich die Tagsatzung zu einem neuen Anlauf.

Zwei Jahre später, im Jahre 1822 konnte Escher endlich seinem Freunde Vaucher in Genf schreiben: „Ich betrachte „meine Aufgabe als geschlossen und hoffe meine Pflicht gegen „das Vaterland und die Menschheit während meines Aufent„haltes auf dieser Erde erfüllt zu haben." Nachdem er 14 Jahre seines Lebens dem großartigen Werke, welches ohne ihn weder begonnen noch zu Ende geführt worden wäre, gewidmet, konnte er nun mit gerechtem Stolze die Thäler und Flächen überschauen, die ungesunde, von einer verkommenen spärlichen Bevölkerung bewohnte Sümpfe gewesen waren; nun aber von einem klaren, rasch dahinströmenden, schiffbaren Flusse durchzogen, sich in fruchtbare Felder und blühende Gärten umwandelten, von muntern Menschen bevölkert, die ihn als ihren Wohlthäter segneten. Er konnte sich glücklicher nennen als viele Sterbliche, wenn schon die Sümpfe, die er ausgetrocknet, das harte Leben und die aufreibenden Anstrengungen die Kraft seines starken Körpers gebrochen hatten.

Während der ganzen Mediationszeit, von 1803 bis 1814, war Escher den Staatsgeschäften fern geblieben und hatte dadurch die erwünschte Muße erhalten, seine ganze Zeit und alle seine geistigen und physischen Kräfte seiner großen Aufgabe zu widmen.

Kaum war mit Napoleon auch die schweizerische Vermittlungsverfassung gefallen, so wurde Escher zu einem Mitglied der zürcherischen Regierung erwählt. Er, der im Großen Rath und in der obersten Vollziehungsbehörde der Helvetik gesessen, dann bei Seite geschoben worden, sah sich nun als Bestandtheil einer sogenannten Restaurationsregierung. Nicht Escher hatte seine Grundsätze gewechselt, sondern seine Mitbürger waren zur Ueberzeugung gelangt, daß das gemeine Wesen Männer von so aufopfernder Vaterlandsliebe brauchen kann, in welchen Reihen sie sich auch finden mögen.

Als Staatsmann war Escher vor allem Schweizer. Er war ein Gegner der französischen Bevormundung. Die napoleonische Militärdespotie war ihm ein drückender Alp und er freute sich über ihren Sturz hauptsächlich auch deßhalb, weil ihm als einem begeisterten Freihändler die napoleonische Continentalsperre ein Gräuel war. Escher war aber auch ein guter Zürcher und konnte als solcher seine eingeborne Eifersucht gegenüber dem schweizerischen Sparta, dem rivalisirenden Bern, nicht verläugnen. Einer seiner Freunde an der Aar schrieb ihm bei sich darbietendem Anlaß darüber: „Du bist gewiß ein „biederer treuer Freund einiger Berner, aber Bern selbst „liebst du nicht.... Du glaubst in deinem redlichen Sinne, „du tadelst Bern nur, wo es Tadel verdiene, aber ich fürchte „du seist in Wahrheit demselben abgeneigt. Das ist nicht „gut...."

Es ist uns dieß ein Beispiel, wie anerzogene und tief eingewurzelte Vorurtheile ihre Schatten selbst über solche Männer werfen, deren heller Geist ihr Zeitalter zu durchleuchten bestimmt scheint.

Als eidgenössischer Kommissär beschwichtigte Escher die Unruhen, die im Jahr 1814 im Kanton St. Gallen ausbrachen. Im Jahr 1815 finden wir ihn als eifrigen Vorkämpfer der Handelsfreiheit den Retorsionsmaßregeln entschieden entgegen treten, welche von gewissen Seiten dem Douanensystem der Nachbarstaaten entgegengestellt werden wollten. Die Erneuerung der Militärkapitulation mit den Bourbonen sah er keineswegs als einen Vortheil für die Schweiz an. 1817 erhielt er von der Tagsatzung die Vertrauensstelle eines Verwalters des eidgenössischen Kriegsfonds und bekleidete dieselbe bis 1821.

Durch sein mit so herrlichem Erfolg gekröntes Entsumpfungswerk hatte sich Escher den Namen einer Autorität ersten Rangs in diesem Fache verdient. Nicht nur wurde er im eigenen Kantone bei allen Fragen berathen, wo es sich um die Zähmung und Einschränkung wilder und schädlicher Gewässer handelte, sondern er wurde auch aus der Ferne in solchen Angelegenheiten um seinen guten Rath und seine Hülfe angegangen. So aus dem Kanton Aargau, aus Bern, aus St. Gallen bezüglich des drohenden Ergusses des Rheins in den Wallensee; endlich aus Wallis, wo ein plötzlich sich entleerender Gletschersee das Baguethal seiner ganzen Länge nach verwüstet hatte, und ähnliche Katastrophen sich zu wiederholen drohten.

Auch über die Schweizergrenze verbreitete sich Eschers Ruhm. Kaiser Alexander von Rußland gab ihm die ehrenvollsten Zeichen seiner Hochachtung. Erzherzog Johann von Oesterreich befreundete sich mit dem unermüdlichen Bergwanderer und eifrigen Geognosten und es traten die beiden in fortgesetzten Briefwechsel. Strattford Canning bezeugte ihm thatsächlich seine Hochachtung. Leopold von Buch erfreute ihn mit seinem Besuche....

Die Keime der Krankheit, welche sich Escher in den Linthsümpfen geholt, entwickelten sich nach und nach. Ein beschwerliches Hämorrhoidalleiden nahm rasch überhand. Eine Kur in Leuk hatte nicht den gewünschten Erfolg.

Am 1. März 1823 erschien er zum letztenmal im Rath, wo er einen einläßlichen Bericht über die von ihm patronirte Armenerziehungsanstalt „Bläsihof" erstattete. Von diesem Tag an verließ er sein Haus nicht mehr und am 9. März schlossen sich ohne harten Todeskampf seine Augen dem irdischen Lichte. Er zählte nicht mehr als 56 Jahre.

Im Eingange dieser biographischen Skizze ist gesagt, wie Zürich und dann auch St. Gallen, Glarus und Schwyz das Andenken Eschers zu ehren suchten, indem sie seinem Namen eine Erinnerung an sein großes Werk beifügten.

Wo ehmals Sumpf gewesen, welcher zu fruchtbarem Lande geworden, baute Rathsherr Schindler von Mollis, Eschers getreuer Mitarbeiter am Linthunternehmen, ein Haus und nannte Haus und Gut „die Escherau".

Im August 1823 beschloß die schweizerische Tagsatzung es solle dem Entsumpfer der Linthgegenden ein Denkmal gesetzt werden. Im Jahr 1833 wurde dieses Denkmal am Biberlikopf gegenüber der Ziegelbrücke unterhalb Wesen ausgeführt und eingeweiht. Der letzte Satz der Inschrift lautet:

Eidgenossen, euch sei er ein Vorbild!





Albrecht Rengger.

In welches Schweizers Herzen erregt nicht der Rückblick auf jene Geschichtsperiode, welche die kurze Dauer der helvetischen Einheitsrepublik umfaßt, ein peinliches Gefühl? Aeußerer unerträglicher Druck und innere rathlose Zerfahrenheit; kein Halt weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart und kein Hoffnungsschimmer in die Zukunft, sondern die verzweifelte Aussicht, durch einen Machtspruch oder Gewaltstreich die fünfhundertjährige rühmliche Existenz als Volk und Staat widerstandslos zu verlieren!

Aber heften wir unsre Blicke länger auf dieses trübe Chaos, so kommt uns wiederum ein Trost. Wir erkennen darin eine Reihe der edelsten und tüchtigsten Männer, die mit patriotischer Selbstverläugnung gegen die schwere Noth der Zeit ankämpfen, — freilich eine Sisyphusarbeit, ein Kampf in welchem ein Sieg nicht möglich ist. Unter den vordersten der Kämpfer steht der Arzt Albrecht Rengger von Brugg, welcher während der Helvetik die dornenvolle Würde eines Ministers des Innern bekleidete.

Rengger war ein Mann von ungewöhnlichem Geist, von vielen Kenntnissen und bestem Willen, mit großer Arbeitskraft ausgestattet; aber die Sonne der Neuzeit, die eben erst aufgegangen war, hatte den Boden noch nicht durchwärmt, so daß der gute Samen, den er ausstreute, liegen blieb ohne zu keimen.

Renggers Vater war Pfarrer zu Gebistorf, im Aargau, als ihm sein Sohn Albrecht geboren wurde; er gehörte zu den Aufgeklärten seiner Zeit und war Mitglied der „helvetischen Gesellschaft", welche in jenen Tagen das äußere Band bildete, das die „Ritter des Geistes" zusammenhielt, die in allen Kantonen zerstreut wohnten. Albrecht Rengger verlebte seine ersten Kinderjahre auf dem Lande in jener reizenden Gegend, wo Aare, Reuß und Limmat zusammenfließen, ganz nah bei der verhängnißvollen Stelle, wo Herzog Johann von Schwaben den Kaiser Albrecht erschlug. Als er 9 Jahre alt war, wurde sein Vater zu einem geistlichen Amte nach Bern berufen, wo der Knabe die verschiedenen Klassen des Gymnasiums und der Akademie durchlief, und da den damals üblichen philologischen und philosophischen Unterricht erhielt. Bildender für seinen Geist mochte die häusliche Erziehung sein, die ihm sein Vater angedeihen ließ, der Umgang mit den mancherlei gebildeten Männern, die sein elterliches Haus besuchten und die kleinen Reisen, welche Pfarrer Rengger mit seinen Söhnen von Zeit zu Zeit unternahm.

Nach des Vaters Wunsch studirte Albrecht Theologie. Im Jahr 1782 hielt er als 18jähriger Jüngling in Gebistorf eine Gastpredigt. Gleich den meisten Studenten der Theologie übernahm er dann eine Hauslehrerstelle bei einer patrizischen Familie und wurde Präzeptor Emanuel Fellenbergs, des spätern Gründers von Hofwyl. Von Wildenstein aus, wo die Familie Fellenberg residirte, stellte Albrecht an seinen Vater die schüchterne Anfrage, ob ihm gestattet sein solle, das Studium der Gottesgelahrtheit mit jenem der Arzneiwissenschaft zu vertauschen; und als dieser verständige Mann dem Wunsche des Sohnes willfuhr, so verließ Rengger im Jahr 1785 mit Griechisch und Latein wohlgewappnet und ausgestattet, sein Vaterland, um die Universität Göttingen zu besuchen.

Die Briefe, welche der Studiosus von Göttingen aus an den Vater schrieb, zeugen von einer warmen Anhänglichkeit an das elterliche Haus, von ungewöhnlicher Gedankenfülle und von einer so ruhigen und nüchternen Urtheilskraft, wie sie bei einem Alter von 20 Jahren nur selten vorkommt. Einige Freundschaftsbündnisse, welche weit über die Studienjahre hinaus dauerten, wurden hier geschlossen, unter anderm mit Escher (von der Linth) und Paul Usteri. Nach dreijährigem Aufenthalt erwarb sich Rengger den Doktorhut. Im Sommer 1788 reiste er von Göttingen nach Wien und dann nach Pavia, wo er während einigen Monaten seinen Aufenthalt aufschlug. Im folgenden Jahre bereiste er einen Theil Italiens und kehrte endlich nach Bern zurück, um sich dort als praktischer Arzt niederzulassen.

Die nun folgende Periode von 1789 bis 1798 ist wohl die glücklichste in Renggers Leben zu nennen. Wenn gleich er, ein Paar Wochen nach seiner Rückkehr aus Italien, an seinen Freund Usteri nach Zürich schrieb: „Du frägst nach meinen Patienten? Letzte Nacht habe ich im Traum den ersten gehabt....", — so ließen dieselben doch nicht lang auf sich warten. Schon im folgenden Jahr hindern ihn seine Kranken, sich beim Stelldichein des Freundes einzufinden. Bald gehörte er zu den beliebtesten Aerzten der Stadt. Mit manchen Freunden, besonders mit Usteri unterhielt er einen anregenden lebhaften Briefwechsel. Die französische Staatsumwälzung nahm seinen ernsten überlegenden Geist nicht wenig in Anspruch; und die Betrachtung der aufeinander folgenden Ereignisse begann ihn auf dem Gebiete der Politik heimisch werden zu lassen, auf welchem er bald eine hervorragende Rolle spielen sollte.

1790 wohnte er zum erstenmal einer Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Olten bei. Er schreibt darüber an Usteri: „Die Tage in Olten gehören unter die glücklichsten meines Lebens." Wie einst Lavater durch die helvetische Gesellschaft zu seinen „Schweizerliedern" inspirirt wurde, so machte sie auch unsern Rengger zum Dichter; er schrieb einen republikanischen Text zur Melodie des deutschen Landesvaters:

„Wem in der Freundschaft trautem Kranz
„Das Herz sich höher hebet,
„Und wessen freie Seele ganz
„Auf Zung' und Lippe schwebet;
„Beginn das Lied vom Bruderbund
„Und sing' mit nie beflecktem Mund:
„Wir wollen Brüder sein...."

Die acht Strophen dieses „Bundesliedes" zeugen mehr für die Gesinnungstüchtigkeit und Vaterlandsliebe des Dichters als für seine poetische Begabung, was er übrigens selber einsieht, indem er seine Muse eine wenig gefällige und spröde nennt. Rengger gehörte nicht zu den Phantasten, sondern vielmehr zu den nüchternen verständigen Naturen, denen philosophische Spekulation und logische Schärfe der Dialektik geläufiger sind, als die Flüge der Einbildungskraft durch die Irrgärten der Poesie.

Wie gemäßigt seine politischen Ansichten waren, bezeugt die Stelle eines Briefes an Usteri, wo er sich mit Abscheu und Empörung über die Pariservorgänge vom August und September 1792 ausspricht: „Wer wird die den Ketten entlassenen rasenden Thiere wieder fesseln?“..... In ebenso gemäßigter Weise spricht er sich in seiner ersten politischen Flugschrift aus, die er in jener Zeit erscheinen ließ: „Ueber die Verketzerungssucht in unsern Tagen.“ Er machte es darin keiner der beiden Parteien recht. „Den Einen zufolge habe ich gewaltig umgesattelt und will mich zum Bürger von Bern schreiben; das Mißvergnügen der Andern drückt sich durch Stillschweigen aus,“.... schreibt er an Usteri.

Im Jahr 1794 traf ihn ein harter Schlag, er verlor seinen Vater. Die kindliche Liebe, mit welcher er an ihm hing, die tiefe Verehrung, die er für ihn hegte, der aufrichtige Schmerz, der ihn bei dessen Tod durchdrang, sind schöne rührende Züge in Renggers Charakter, — um so rührender, je nüchterner und verständiger er sonst in seinem Fühlen und Denken war. Unterdessen nahm die Zahl seiner Patienten in wachsender Progression zu und es wurde für ihn eine Pflicht und Nothwendigkeit die allzu intensive Trauer um den Vater von sich abzuwälzen, welche ihn in Apathie und Hypochondrie zu begraben drohte.

Es verbreitete sich unter Renggers Freunden das Gerücht, er beabsichtige sich zu verehelichen. Usteri stellte ihn darüber brieflich zu Rede. Die Antwort war eine scheu ausweichende. Läßt sich vielleicht aus diesem Umstand schließen, daß Renggers Herz seiner medizinischen Praxis, der Wissenschaft und Politik zum Trotz damals sanftern Gefühlen zugänglich gewesen und ein zartes Geheimniß zu wahren gehabt habe, dann aber durch eine bittere Erfahrung verwundet worden sei? So viel steht fest, daß Renggers Freunde damals und später umsonst auf die Mittheilung eines erfreulichen Ereignisses warteten. Er blieb unverehlicht. Als der Revolutionsstrudel über die Schweiz hereinbrach, riß derselbe den Arzt mitten in die Brandung des öffentlichen politischen Lebens; die Republik ward seine Braut. Und als dieselbe nach ein Paar Jahren wiederum die Spröde spielte und Rengger der langentbehrten Muße des Privatlebens sich wiederum freuen konnte, starb sein Bruder, zwei junge Waisen hinterlassend. Die Pflege und Erziehung derselben wurde ihm zur Liebes- und Gewissenspflicht. Er wies von da an den Gedanken einen eigenen Hausstand zu gründen, als dieser Pflicht widersprechend, von sich.

Bangen Gemüthes sah er im Jahre 1797 die Wolken des hereinbrechenden Gewitters sich sammeln und die Wogen der französischen Invasion, welche bald die alte Eidgenossenschaft überfluthen sollten, näher und näher heranrollen. Er freute sich dessen nicht, wie manche Heißsporne unter den „Patrioten.“ „Timeo Gallos et dona ferentes,“ — schrieb er im Oktober an Usteri. Als die Gefahr noch näher heranrückte und die geängstigten aristokratischen Regierungen dem Volke vereinzelte abgedrungene Zugeständnisse zu machen begannen, fand Rengger: „Partielle Reformen helfen nichts mehr .... man muß durchgreifen oder gar nichts thun.“ Nach seiner Ansicht hätten die Regierungen einen Nationalconvent einberufen, nicht etwa durch das Volk wählen lassen sollen (Rengger war kein Freund von Volkswahlen), um die Schweiz neu zu constituiren. Unterdessen sollten die bisherigen Regenten die Gewalt in den Händen behalten, jede Unordnung unterdrücken und fremde Einmischung kräftig abweisen.

Wie ganz anders es kam, lehrt die Geschichte.

Als die Waadt schon von fränkischen Truppen besetzt war und im souveränen Rath zu Bern bald das System der Nachgiebigkeit, bald jenes des Widerstandes die Oberhand gewann, wurde eines Tages Rengger mit zwei Mitgliedern des Rathes, welche zur Partei des klugen Nachgebens gehörten, an den französischen Geschäftsträger nach Basel abgeordnet, um über die Bedingungen der Abwendung der Invasion zu unterhandeln. Zu spät! Noch ein Paar Tage und die alte Eidgenossenschaft war nicht mehr.

Nach dem Falle Berns wurde Rengger Mitglied der provisorischen revolutionären Regierung. Trotz seines langen Aufenthalts in der Zähringerstadt fühlte er sich vor Allem als Bürger von Brugg und spezifischen Aargauer. Als demnach der Aargau sich von Bern losriß, nahm er sogleich seinen Austritt aus der bernischen Behörde. Nach der Constituirung der helvetischen Republik wurde er weder in den Senat noch in den Großen-Rath gewählt; dagegen machte man ihn, den Arzt, zum Mitglied und Präsidenten des obersten Gerichtshofes. Das Directorium hatte den glücklichen Instinkt, ihn nicht lange an diesem Platz zu belassen, sondern ihm das Portefeuille des Ministeriums des Innern zu übertragen.

War es edler Ehrgeiz, die unwiderstehliche Verlockung des süßen Herrschergefühls; — oder war es reine selbstlose und aufopfernde Vaterlandsliebe: Rengger verließ Bern, welches er, nach fast dreißigjährigem Aufenthalt, seine zweite Heimath nennen durfte, — er verließ die Freunde, an deren täglichen Umgang er sich gewöhnt, — und noch mehr, er verließ seine Kranken, um nach Aarau überzusiedeln, wo die obersten helvetischen Behörden ihre provisorische Residenz aufgeschlagen hatten.

Ihm ward die Freude zu Theil, dort mit seinen Zürcher-Freunden Usteri und Escher zusammenzutreffen, von denen der eine Mitglied des Senates, der andere Mitglied des Großen-Rathes geworden war.

Zu dem Geschäftskreis des Ministers des Innern gehörte es, die sämmtlichen neugeschaffenen und unbehülflichen Verwaltungsbehörden der Kantone zu leiten und zu überwachen; die Bürger, bei Ausübung der neuerworbenen politischen Rechte innert den Schranken des Gesetzes zu halten, die Hülfsmittel und Vorräthe herbeizuschaffen, nicht etwa eine nationale Armee, sondern das begehrliche französische Invasionsheer zu erhalten, zu einer Zeit wo alle Magazine leer und alle Kassen erschöpft waren; Militär- und Unterstützungsanstalten zu gründen ohne Geld; den vom Krieg und seinen Folgen niedergetretenen Bevölkerungen beizuspringen, ohne zu wissen womit; darnach: den Ackerbau aufmuntern, Handel und Industrie heben, Manufakturen in's Leben rufen und das Volk aufklären, in einem Lande das fortwährend zwischen fremder Säbelherrschaft und Anarchie hin und herschwankte. Fürwahr eine Aufgabe, welche über eines Sterblichen Kräfte ging und vor welcher zurückzuschrecken dem besten Bürger nicht hätte verübelt werden dürfen.

Laharpe sagt: um eine Stelle von dieser Wichtigkeit zu bekleiden bedurfte es nicht nur eines theoretisch und praktisch gebildeten und erfahrenen Mannes, sondern eines hingebenden Patrioten, dem Parteigeiste fremd, unbestechlich, weise, ruhig, ausdauernd, energisch und vor allem eines unermüdlichen Arbeiters. Rengger genügte allen diesen Anforderungen.

Zschokke fällt folgendes Urtheil über den helvetischen Minister: Mit nie ermüdendem Eifer paarte sich in ihm schneller Ueberblick des ganzen Chaos vor ihm ruhender Arbeiten und unbeschreibliche Gewandtheit in ihrer Behandlung. Während

er nie das weitläufige Ganze und dessen innere Uebereinstimmung aus dem geübten sichern Blicke verlor, hatte er den Muth in die geringfügigsten Einzelheiten tausendfach verschiedener Geschäfte hinabzusteigen ohne sich in denselben zu verwirren. Mit oft allzuharter Unbiegsamkeit verfolgte er seine Ideen und — viel zu ungeschmeidig für einen Staatsmann — konnte er seine Verachtung und seinen Haß gegen diejenigen nie verbergen, die ihm gefehlt zu haben schienen. Streng gegen sich selbst in seinen Forderungen, war er es gegen alle Andern .....

Mit solcher eminenten Befähigung und Arbeitskraft diente Rengger der helvetischen Republik von ihrem Beginn bis sie, die fundamentlos in die Luft und auf französische Bajonette gebaut war, ohne Halt wieder zusammenstürzte. Wir müßten den erfolg- und nutzlosen Aufwand einer so reichen geistigen Kraft schmerzlich bedauern, wenn wir nicht den folgenden Worten des eben angeführten Gewährsmannes Glauben schenken dürften: „Ohne ihn wäre die Schweiz vielleicht um die Hälfte elender und ärmer, als sie ist.“ Dieses schönste Lob Zschokkes wird durch den keineswegs für die Helvetik und ihre Staatsmänner eingenommenen Geschichtsschreiber Tillier bestätigt, der sagt: „Im Innern waltete Rengger mit rastlos thätiger Sorgsamkeit, seiner unermüdlichen Thätigkeit unter den allerschwierigsten Umständen verdankten eine Menge Unglücklicher Erleichterung ihres Elendes, viele verwahrloste, verwaiste Kinder, daß sie menschliche Aufnahme und eine gute Erziehung fanden. Unter den höhern Beamten hat vorzüglich Rengger segensreich gewirkt. Es gehörte seine seltene Ausdauer dazu, um durch die von allen Seiten eindringenden Schwierigkeiten nicht entmuthigt zu werden ...“

Das Detail von Renggers Thätigkeit als Minister ist der Art, daß wir auf diesen wenig Raum gewährenden Blättern keine Aufzählung davon machen können. Wir müssen uns damit begnügen, dem äußern Gang der Ereignisse zu folgen, um zu sehen, wie der zum Staatsmann gewordene Arzt sich dabei benahm und wie er endlich, nachdem das helvetische Staatsschiff zu Scheitern gegangen, sich wiederum an das sichere Ufer des Privatlebens rettete.

Der Minister des Innern mußte mit den übrigen helvetischen Centralbehörden Aarau verlassen, um zuerst nach Luzern und dann nach Bern überzusiedeln. Es mag ihm wunderlich vorgekommen sein, in dieser Eigenschaft in die Stadt zurückzukehren, wo er so lange unter dem Regiment der gnädigen Herren und Obern gelebt.

Im Januar 1801 erhielten seine gewöhnlichen Geschäfte eine episodische Unterbrechung, indem Rengger als bevollmächtigter Minister und außerordentlicher Abgesandter nach Paris geschickt wurde. Im April ward er wieder zurückberufen.

Im Laufe des Sommers kam Rengger in Folge einer der vielen aufeinanderfolgenden Constitutionsveränderungen als Vertreter des Aargau an die allgemeine helvetische Tagsatzung, ohne jedoch sein Portefeuille abzugeben. Nach dem föderalistischen Staatsstreich vom 28. Oktober trat er von der Stelle eines Ministers des Innern zurück. Im Januar 1802 kam er wiederum in die Executivbehörde und wurde sogar neben Reding zweiter Landammann der Schweiz. Am 17. April desselben Jahres geschah nicht ohne Vorwissen und Mithülfe Renggers der Rückschlag der Staatsstreichs vom 28. Oktober, wodurch Reding und die Föderalisten aus dem Sattel gehoben wurden. Trotz der gemachten Erfahrungen hielt es Rengger für seine Bürgerpflicht, unter dem neuen unitarischen Regiment wiederum das Portefeuille des Innern zu übernehmen. Die Erfolge des sogenannten Stecklikriegs enthoben ihn jedoch bald seiner Pflichten. Er wurde dann zu einem Mitglied der Consulta ernannt, welche mit Bonaparte in Paris die Mediation berathen sollte. War es der plötzliche Tod seines Bruders, Pfarrers in Zimmerwald bei Bern, dessen hinterlassene unmündige Kinder ihm selber nun Vater- und Erzieherpflichten auferlegten, — war es seine republikanische Sprödigkeit, die sich sträubte, die künftige Verfassung der Schweiz als Gnadengeschenk aus den Händen des französischen Dictators entgegen zu nehmen, oder war es politischer Scharfblick, welcher voraus sah, daß die Mediation Bonapartes zu Gunsten der Föderalisten ausschlagen werde, die seine Gegner waren; — er lehnte die Mission nach Paris ab.

Nach der Einführung der Mediationsverfassung wurde Rengger zum Mitglied des Großen-Rathes des Kantons Aargau ernannt. Nachdem er jedoch die Erfahrung hatte machen müssen, daß sein Hauptgegner während den letzten Zeiten der Helvetik, das gewesene Mitglied des Directoriums Dolder, dessen zweideutigen politischen Charakter er verachtete und verabscheute, zu den Tonangebern im neuen Kantone gehöre, beschloß er, sich vom öffentlichen Schauplatz zurück zu ziehen. Er schreibt im Mai 1803 an Usteri von Bern aus: „Ich räume hier noch auf und sehe mich nach einem Fleck Erde um, wo ich mich von aller Politik isoliren und zu meinem frühern Berufe zurückkehren kann. Er hat mich die Menschen von einer ihrer besten, sowie der seitherige von ihrer schlechtesten Seite kennen gelehrt.“ —

Wenn Aerzte in Politik machen, so geschieht es häufig, daß sie der historischen Entwickelung des Volkes, welches sie regieren helfen, zu wenig Rechnung tragen, sondern glauben, es lasse sich ruckweise auf den Standpunkt der Aufklärung heben, auf welchem sie selber stehen. Dieß war auch bei Rengger der Fall: er hätte sich nicht besonnen, die helvetische Einheitsrepublik trotz dem Volke aufrecht zu erhalten, wenn er es vermocht hätte. Deßhalb zählte ihn Bonaparte zu den „métaphisiciens“ unter den helvetischen Staatsmännern. Er stand nicht auf dem demokratischen Boden unserer Zeit, sondern huldigte dem Grundsatz: Alles für das Volk, nichts durch das Volk. Als Staatsmann hinterließ er keine großen Werke, die sein Andenken zu verewigen im Stande wären; dazu war die Zeit, in der er wirkte, nicht angethan. Seine Erfolge waren negativer Natur: das beschädigte Vaterland vor größerem Schaden bewahren, drohendes Unglück nach Kräften abwehren und hereingebrochenes Elend möglichst mildern und lindern.

Von wem sich solches sagen läßt, kann mit ruhigem Gewissen die politische Arena verlassen und über den nachgeschleuderten Tadel lächeln, wie Rengger über das Pamphlet die Achsel zuckte, welches um jene Zeit in dem Journal Minerva erschien, darin der größte Vorwurf, der ihm gemacht wurde, sein „Verschwornengesicht“ war und seine Vorliebe für die „Einheitspastete.“ —

Grollend zog sich der gewesene Minister des Innern von der Schaubühne zurück, auf der er gewirkt hatte. Im Spätherbst 1803 begab er sich nach Lausanne, um dort sich bleibend niederzulassen. Von den Behörden und der Bevölkerung wurde er auf das Zuvorkommenste aufgenommen. Er erhielt das Patent als praktischer Arzt ausnahmsweise ohne Examen. Als er ein Ortsbürgerrecht im Kanton erworben hatte, ertheilte ihm die Regierung die Naturalisation unter der schmeichelhaftesten Form. Verschiedene Ehrenämter wurden ihm ertheilt, beispielsweise dasjenige eines Mitgliedes des Medizinalkollegiums und des akademischen Rathes, eines Vicepräsidenten der Kommission

der öffentlichen Hülfleistung und der Sanitätskommission u. a. m. Dennoch und wenn gleich er der Landessprache vollkommen mächtig war, konnte er sich in dem wälschen Lande nie recht heimisch fühlen.

Ueber seine damalige Lebensweise, welcher er auch später getreu blieb, melden seine Freunde Folgendes: Spät aufstehend begann er damit, seine amtlichen Geschäfte abzuthun; den Abend widmete er seinen Freunden und der Gesellschaft, einen großen Theil der Nacht Privatstudien und Arbeiten.... Er war regelmäßig in seinen Unregelmäßigkeiten; — von den gewöhnlichen Lebensverrichtungen, wie essen und schlafen, that er nichts, wann die andern Leute. Seine liebste Erholung bestand in Bergwanderungen, die er mit geognostischen Studien verband. — Seine ärztliche Praxis in Lausanne scheint nie besonders groß gewesen zu sein.

Der Sturz des ersten Kaiserreichs im Jahr 1814 war auch für Rengger ein Wendepunkt. Der Aargau, sein undankbares Vaterland, dessen politische Existenz durch die Restauration bedroht war, erinnerte sich wieder seiner. Er wurde zuerst in das Lager der gegen Napoleon verbündeten Souveräne nach Chalons und dann an den Kongreß nach Wien gesandt, um für die Integrität und Selbstständigkeit des Aargaus zu wirken, welches Bern gern wieder mit sich vereiniget hätte.

Der Aufenthalt Renggers in Wien dauerte acht Monate. An der Selbstständigkeit nicht nur des Aargaus, auch der übrigen neuen Kantone und ehemaligen Unterthanenländer: Thurgaus, Tessins, St. Gallens und der Waadt haben die Bemühungen Renggers einen großen Theil.

Die Stadt Aarau hatte ihm schon im Dezember 1814 das Bürgerrecht geschenkt und ihn zu ihrem Repräsentanten im Großen Rath gewählt. Im Juni 1815 wurde er Mitglied der Regierung. In Folge dessen verließ er nach 12jährigem Aufenthalt Lausanne, um seinen Wohnsitz nach Aarau zu verlegen.

Die Gründung eines westschweizerischen Bisthums, Preßfreiheit, Schulanstalten, Sanitätswesen waren die Angelegenheiten, denen er hauptsächlich seine Thätigkeit zuwendete. Trotz allen vortrefflichen Eigenschaften blieben aber die Reibungen mit seinen HH. Kollegen nicht aus. Rengger hatte sich während seiner frühern amtlichen Thätigkeit allzusehr daran gewöhnt, als Minister zu regieren, als daß er sich nicht an der kollegialischen Berathung der Geschäfte gestoßen hätte. Dann gab seine außergewöhnliche Lebensweise und Tagesordnung manchen Anstoß, da er gewöhnlich eine oder zwei Stunden zu spät in die Sitzungen kam und dann verlangte, daß bereits Abgehandeltes neuerdings in Berathung gezogen werde. Trotz alledem blieb er sechs Jahre Mitglied der aargauischen Regierung und nahm seine Entlassung erst gegen Ende des Jahrs 1820.

Nach seinem Rücktritt in das Privatleben schrieb Rengger an Usteri: „ich habe mich in der That vom Menschenreich in das Steinreich geflüchtet." Seine Lieblingsbeschäftigung wurden die geognostischen Studien. Tag für Tag machte er mit dem Geologenhammer und dem Skizzenbuch bewaffnet seine Wanderungen in den aargauischen Jura, hie und da diese Exkursionen durch größere Reisen nach den entfernteren Gegenden des Juragebirges oder nach den Alpen unterbrechend.

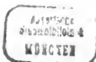
Mit der Politik konnte er sich nicht mehr befreunden. Für die im Jahr 1830 beginnende Regeneration der Schweiz hatte er kein Verständniß. Von der praktischen Volkssouveränität war er kein Freund: er sah darin die Gefahr dem Rustizismus zu verfallen. Ein ungebildetes Bauernregiment war sein Abscheu. „Tout pour le peuple, rien par le peuple!" Kein Wunder, daß der „Patriot" von 1798, der so oft ein Sanscülotte gescholten worden war, in seinen alten Tagen es erleben mußte, ein „Aristokrat" zu heißen.

Große Bedeutung für die spätern Jahre Renggers bekamen die Kinder seines verstorbenen Bruders, deren Pflegevater er geworden. Bei der Nichte, die sich 1814 in Aarau verheirathete, fand der alternde Junggeselle einen häuslichen Herd, eine liebreiche Familie, die ihn treulich pflegte und in deren Mitte er sich so wohl fühlte, als wäre es seine eigene. Der Neffe, Johann Rudolf Rengger, welcher sich zum Arzt ausbildete, sollte auch darin Sohnesstelle vertreten, daß er auf der wissenschaftlichen Laufbahn weiterschritt, die der Oheim betreten.

Da geschah es, daß ohne Vorwissen des Pflegevaters Johann Rudolf 1818 eine wissenschaftliche Entdeckungsreise nach Südamerika unternahm. Bangen Herzens, aber ohne zu grollen verfolgten die Blicke des Oheims den Neffen durch die tropischen Urwälder und auf seinen gefährlichen Wanderungen durch das ferne unbekannte Paraguay. Erst nach acht Jahren, im März 1826, kehrte Johann Rudolf aus Südamerika nach Aarau zurück. Von da an widmete der Oheim einen großen Theil seiner Zeit und Arbeitskraft seinem Neffen und dessen literarischen Arbeiten, für deren Herausgabe er sich auf das Lebhafteste interessirte. Der reiche Stoff, den der Pflegesohn von seiner langen Reise brachte, gab der Thätigkeit des alten Herrn einen neuen Anstoß und seinem Geiste frische Schwungkraft. Der „historische Versuch über die Revolution von Paraguay" und die „Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay" sind Früchte des kombinirten Fleißes des Onkels und Neffen.

Johann Rudolf starb im Oktober 1832. Dieß war der erste Artschlag, der den alternden, aber bis jetzt noch so kräftigen Mann bis in's Lebensmark traf. Im Sommer 1834 wurde er während einer Fußwanderung auf den Weißenstein von einem apoplektischen Zufall betroffen, der sich im Dezember 1835 wiederholte, und den 72jährigen Greis plötzlich und schmerzlos in die Grube legte.

Auf den Grabstein Renggers, dem ein Escher von der Linth, Usteri, Fellenberg, Bonstetten und so viele andere ausgezeichnete Männer ihre Freundschaft und Hochachtung gezollt, hätte man mit Fug und Recht die Worte schreiben dürfen: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für „alle Zeiten." —







Josef Munzinger.

Die Häuser haben ihre Geschichte. An einer der Hauptgassen Solothurns steht ein ziemlich ansehnliches Gebäude, welches sich durch Schild und Aufschrift, durch Briefeinwurf und Schalter als ein eidgenössisches Briefpostbüreau legitimirt. Vor 1830 residirte in diesem selben Hause Ihro Gnaden der regierende Schultheiß der souveränen Stadt und Republik Solothurn und hielt die gnädige Frau Schultheißin ihre Levers und Assembleen. Nach 1830 verwandelte sich das Erdgeschoß des nämlichen Hauses in einen Spezereiladen, wo Zucker, Kaffee, Seife, Kerzen und Gewürze verkauft wurden. Dort konnte, wer für ein Paar Batzen einen Einkauf machte, zuweilen einen hagern Mann, in sehr einfacher Kleidung, am Journal oder Kassabuch sehen, während dessen Töchter die verlangte Waare abwogen und in die Düten versorgten. Der Gewürzkrämer mit dem scharfgeschnittenen Profil war nicht nur der Nachfolger Seiner Gnaden des Schultheißen in's Demokratische übersetzt, nämlich der Regierungspräsident des Kantons Solothurn, sondern wurde später einer der Gründer und der oberste Magistrat der neuen Schweiz, deren Schild und Wappen heute die Façade seiner frühern Wohnung schmückt. Der Gewürzkrämer hieß Josef Munzinger, der Typus und das Vorbild eines republikanischen Staatsmanns, dessen Galakleid der einfache Bürgerrock, dessen Civilliste Sparsamkeit und Arbeit, dessen Regierungskunst der gesunde Menschenverstand und dessen Macht sein energischer Wille.

Josef Munzinger war der Sprößling einer angesehenen und zahlreichen Familie Oltens, eines Städtchens, welches zwar erst in neuerer Zeit als Eisenbahnknotenpunkt größere Bedeutung erhielt, aber von jeher sich auszeichnete durch die liberale Gesinnung und den rührigen Gewerbfleiß seiner Bewohner. Er wurde geboren im Jahr 1791. Seine ersten Eindrücke erhielt er in jener Zeit, wo die alten Aristokratien vom Sturme der Revolution gestürzt wurden. Beim Bürgerfeste zu Ehren der Einführung der helvetischen Republik agirte er als 7jähriges Knäblein den Sohn des Tellen. Zum Manne wuchs er heran während der Herrschaft der Mediationsverfassung, welche zwar an die Stelle der helvetischen Anarchie die strengen Schranken eines geordneten Staats- und Rechtslebens wieder einführte, aber dem Landstädtchen gegenüber der Kantonshauptstadt und den Bürgerlichen gegenüber den Patriziern ihre Rechte wahrte.

Als dann am 8. Januar 1814 eine Anzahl Patrizier in Solothurn einen kleinen Staatsstreich ausführten, die Mediationsverfassung und Regierung gewaltsam über den Haufen warfen und den Versuch machten, die alte begrabene Zeit wieder in's Leben einzuführen, ist es begreiflich, daß Olten und seine Bürger sich zum Widerstand erhoben. Aber Wind und Strömung waren ihnen entgegen, Solothurn schickte Exekutionstruppen, Olten fand bei den Bauern die erwartete Unterstützung nicht, viele seiner Bürger wurden gefangen gesetzt oder mußten entfliehen und eine Contribution von 10,000 Fr. wurde dem Städtchen auferlegt. Zu den ersten, welche sich gegen den Staatsstreich vom 8. Januar auflehnten, und ebenso auch zu den ersten, die von den Siegern gemaßregelt wurden, gehörte Josef Munzinger. Ob die Anekdote vom Lieblingskanarienvogel, den sich ein im Munzinger'schen oder einem befreundeten Hause einquartirter Tambourmajor habe braten lassen, auf Wahrheit beruhe, soll dahin gestellt sein. So viel steht fest, daß Josef Munzinger während mehreren Wochen in Solothurn gefangen gehalten wurde und erst in Folge des liberalen Erhebungsversuches vom 2. Juni seine Freiheit wieder erlangte. Nach der Unterdrückung dieses Pronunziamento der Freisinnigen, mußte er als politischer Flüchtling sein Vaterland verlassen.

Sein Vater hatte ihn zum Handelsstande bestimmt. Seine humanistische Schulbildung reichte in Folge dessen nicht weiter, als was die Elementarschule seines Heimatortes und etwa noch einige Kurse am Gymnasium zu Solothurn, wo der Unterricht nach der Methode der Jesuitenkollegien ertheilt wurde, gewähren konnten. Munzinger ward demnach kein Gelehrter. Sein Leitstern auf seiner spätern politischen Laufbahn war nicht die Theorie der abstrakten Wissenschaft, sondern der hausbackene gesunde Verstand, unterstützt von einem scharfen praktischen Blicke in die wirklichen Lebensverhältnisse. Was er über das bescheidene Maaß hinaus wußte, welches ihm die genannten Bildungsanstalten bieten konnten, hatte er aus sich selber als Autodidakt gelernt.

Während der Restaurationszeit mußte der verfolgte „Patriot" während einer Reihe von Jahren fremdes Brod essen. Er brachte diese Zeit seiner Verbannung meist in Como zu, wo einer seiner oltnerischen Landsleute ein nicht unbedeutendes Handelsetablissement besaß, in welchem er Unterkunft und Beschäftigung fand. Endlich konnte er wieder unbelästigt nach Hause, nach seinem heimatlichen Olten, zurückkehren.

Es war ein patriarchalisches Familienleben, an dem er nun wieder theilnehmen durfte. Wie die Bewohner der meisten kleinen Landstädtchen, so hielten die Oltner von damals keineswegs so fest an dem Prinzip der Theilung der Arbeit, als daß sie sich ausschließlich auf städtische Beschäftigungen beschränkt hätten; sondern es war jeder Fabrikant, Kaufmann oder was er sonst treiben mochte, zugleich auch etwas weniges Landwirth; und es hielten die meisten Familien darauf, Milch von ihrer eigenen Kuh zu trinken und Brod von selbstgebautem Korn zu essen. So war es auch im Munzinger'schen Hause. Der aus der Fremde zurückgekehrte Sohn mußte dabei vor allen Hand anlegen, da der eine Bruder als Fabrikant, der andere als Arzt und der dritte als Architekt wenig Zeit dazu fanden. So sehen wir also gegen das Ende der Zwanzigerjahre unsern Revolutionär und politischen Flüchtling von 1814 rüstig hinter dem Pflug herschreiten oder die Sense schwingend Mahden mähen; denn seine Sache war es nicht, die Hände in den Hosentaschen, müssig zuzuschauen, wie die Knechte oder Taglöhner die Arbeit verrichteten.

Dieses kleinstädtisch-patriarchalische Stillleben verhinderte keineswegs das Anstreben idealer Ziele. Die ganze Familie Munzinger zeichnete sich durch musikalischen Sinn und musikalische Begabung aus. Wenn schon des jungen Mannes Stimme etwas verschleiert war, so sang er doch einen braven Tenor und betheiligte sich mit Eifer an allen gemeinschaftlichen musikalischen Aufführungen. Ebenso war Munzinger eines der

thätigsten und brauchbarsten Mitglieder einer Liebhabertheatergesellschaft, an welcher unter andern auch der Maler Disteli Theil nahm und die nicht ohne Erfolg und Aplaus der Kunstkenner von Aarburg, Zofingen und Aarau, die sich in die Vorstellungen drängten, sowohl Schauspiele als Opern agirten. Insbesondere wurden die letztern gerühmt und wunderte man sich, daß eine so kleine Stadt einen solchen Reichthum an musikalischen Kräften und Talenten besitze. — In diese Zeit idillischen Stilllebens und idealer Kunstbestrebungen fällt die Verheirathung Munzingers mit einer liebenswürdigen und gebildeten Mitbürgerin, welcher Ehe allmälig ein ganzer Kranz wohlbegabter Söhne und blühender Töchter erwuchs.

Da kam das Jahr 1830, welches der Idille ein Ende machen und unserm Munzinger andere, ernstere und bedeutendere Ziele weisen sollte, als des Vaters Aecker zu bauen und auf der Oltner Liebhaberbühne den ersten Tenor zu singen.

Der größere Theil der solothurnischen Aristokratie während der Restaurationsperiode zeichnete sich weder durch hervorragende Charakterr und Talente, noch durch bedeutende Glücksgüter aus, welche auch für den weniger Befähigten ein festes Fußgestell sind. Sie that sich mehr hervor durch eine gewisse gutmüthige Liebenswürdigkeit und jenen Schliff der äußern Formen, der zum Theil als eine Tradition aus der Ambassadorenzeit betrachtet werden konnte, zum Theil eine Folge des Umstandes war, daß die Mehrzahl der Patriziersöhne Offiziersstellen in fremdem Militärdienste bekleideten, bevor sie zu Hause sich niederließen, um an das Staatsruder Hand anzulegen. Es ist deßhalb keineswegs zum Verwundern, daß das Staatsgebäude, welches diese Aristokratie sich nach dem Sturze Napoleons und der Mediationsverfassung gezimmert hatte, durch die Stürme der Pariser Julirevolution bald in's Schwanken gerieth.

Zwar fehlte es der damaligen Regierung nicht an Anhängern unter der niedern Bürgerschaft, welche mit Stolz der Herrschaft ihrer Stadt über die „Bauern" sich bewußt war; und die große Mehrzahl des Volkes war fromm und folgerichtig der Obrigkeit unterthänig. Aber in Olten steckte noch immer der alte revolutionäre Sauerteig; die Landärzte, die Advokaten, welche auf deutschen Universitäten studirt hatten, waren ebenfalls großentheils vom Zeitgeist angesteckt und in ihrer Mehrzahl gebildeter und klüger als die sogenannten „Herren". Diese Leute wußten nun einen guten Theil des Landvolks dadurch den liberalen Ideen zugänglich zu machen, daß sie ihnen materielle Erleichterungen und Vortheile in Aussicht stellten. Solchen Argumenten widersteht auch der frommste Bauer nicht.

Am zugänglichsten fand sich die Bevölkerung des nordöstlichen Winkels des Kantons, die sogenannten Schwarzbuben; dann die Bewohner der westlichsten Gemeinde, des großen Dorfes Grenchen. Wie in den meisten andern Kantonen verbreitete sich auch in Solothurn eine bedenkliche Gährung. Die Regierung, welche auf die Militzen nicht mehr bauen konnte, bildete aus ihren Anhängern eine Bürgerwache, welche die Thore der Stadt, das Zeug- und Rathhaus bewachen mußten, und suchte durch eine Proklamation die „lieben und getreuen Angehörigen" zu beruhigen.

So kamen die letzten Tage des Jahres 1830 heran. Von Seiten der Liberalen ward eine große Volksversammlung nach Balsthal zusammenberufen und die Regierung war bereits so schwach dieselbe nicht hindern zu können. In der Frühe des 22. Dezembers, durch die unheimliche Dämmerung des Wintermorgens, marschirten die Grenchner, meist bewaffnet, in Reih und Glied, um die Wälle der Stadt, die ihre Thore geschlossen hatte, um bei dem Stelldichein der Freisinnigen sich einzufinden; ebenso strömten von allen andern Theilen des Kantons die Unzufriedenen, die vom Wehen des Zeitgeistes Angehauchten nach Balsthal. An 3000 Männer fanden sich zusammen.

Hier nun war es, wo Munzinger an sein politisches Debüt von 1814, nach vollen 16 Jahren, wieder anknüpfte.

Es war — von einem damals liberalen katholischen Geistlichen — ein demokratisches Manifest ausgearbeitet worden, welches die Beschwerden und Forderungen des solothurnischen Volkes seinen bisherigen patrizischen Regenten gegenüber enthielt. Es war dieß die erste Auflage des sogenannten „rothen Büchleins". Es wurde massenhaft unter das Volk geworfen. Aber eindringlicher und wirksamer als das gedruckte wirkt das lebendige gesprochene Wort. Munzinger übernahm es in Balsthal als Volksredner aufzutreten. Die Freitreppe, welche zur Eingangsthüre des Gasthofes „zum Rößli" führt, war seine Tribüne. Von da aus setzte er dem Volk, welches in dichten Schaaren unter winterlichem Himmel, im Schnee stehend, ihn umgab, Punkt für Punkt auseinander, welche Rechte es sich verfassungsmäßig sichern müsse. Als oberster Grundsatz der neuen Verfassung, wurde der damals noch sehr keck lautende Satz unter lautem Jubel angenommen: „Die Souveränität des Volkes soll ohne Rückhalt ausgesprochen werden."

Die Balsthaler Volksversammlung wurde von einem ländlichen Bänkelsänger in ein Lied mit entsprechender Melodie gebracht, welches bald seinen Weg in jede Hütte fand und von allen Kindern gesungen wurde. Es trug dieses Jahrmarktslied vielleicht noch mehr zur Popularisirung der neuen liberalen Prinzipien und Anschauungen bei, als das rothe Büchlein des radikalen Abbé, oder als die Rede, welche Munzinger von der Treppe des Gasthauses zum Rößli herunter hielt.

Schon am 13. Januar 1831 wurde die neue, aus der Balsthalerversammlung hervorgegangene Verfassung vom solothurnischen Volke angenommen, welche die ohne Rückhalt ausgesprochene Volkssouveränität an der Stirne trug. Bei der Reconstituirung der Behörden wurde Munzinger nicht übergangen, sondern sowohl in den „Großen"- als in den „Kleinen-Rath" erwählt. 1831 war er zweiter, 1832 bereits erster Tagsatzungsgesandter seines Standes. Nicht lange, so stand er als Regierungspräsident an der Spitze seines Kantons.

Es war keine Zeit die Hände in den Schooß zu legen. Die freisinnigen Prinzipien sollten ihre praktischen Früchte tragen. Auf dem volkswirthschaftlichen Gebiet sollte durch Erlassung liberaler Gesetze dem allgemeinen Wohlstand unter die Arme gegriffen werden. In idealer Richtung mußte nicht nur die allgemeine Bildung und Aufklärung durch Verbesserung der Volksschulen gefördert, sondern nicht minder die höhern Unterrichtsanstalten aus dem alten Schlendrian herausgezogen werden, in welchem sie trotz der Aufhebung des Jesuitenordens stecken geblieben waren. Wir dürfen hier nicht verschweigen, daß bei der Lösung der mannigfachen und schwierigen gesetzgeberischen Aufgaben unserm Munzinger sein Freund, Alters- und politischer Leidensgenosse Reinert ein getreuer und geschickter Mitarbeiter war, ein Mann der während der Restaurationszeit in Solothurn als beliebter und sehr beschäftigter Advokat praktizirt hatte.

Besonders angelegen ließ sich Munzinger die Verbesserung der Verkehrsmittel sein und scheute sich nicht die beschränkten finanziellen Ressourcen des Kantons in starke Mitleidenschaft zu ziehen, wo es sich darum handelte Straßen zu bauen und zu verbessern. Die wichtigsten legislatorischen Akte jener ersten

Periode der Regeneration, waren das eingreifende Gesetz über Vereinigung der Unterpfänder, wodurch der Bodenkredit des Landes in bedeutendem Maaße gehoben wurde; — dann die Gesetze über die Ablösung der Zehnten und Bodenzinse, welche durch Festsetzung eines billigen Loskaufs dieser Reallasten, sowohl den Interessen der Zehntberechtigten als den Zehntpflichtigen gerecht wurden und vom Kanton Solothurn die Calamität abwandten, von der 10 Jahre später der große Nachbarkanton betroffen wurde. Im Collegium, der höhern Bildungsanstalt für die Geistlichen und Staatsbeamten des Kantons, wurde das klösterliche Zusammenleben der Professoren aufgehoben und damit wissenschaftlichen Männern weltlichen Standes die Möglichkeit gegeben, als Lehrer mitzuwirken. Der pedantische und ziemlich geistlose Unterricht in der lateinischen Sprache, der bis dahin alle andern Lehrfächer überwuchert hatte, wurde beschränkt und damit den bisher ganz vernachlässigten naturwissenschaftlichen Disziplinen Raum und Luft verschafft.

Munzingers energischer Charakter scheute sich auch dann nicht einzugreifen, wo er Tadel und Widerspruch voraus sehen konnte. Aus Vorwand einer Straßenvergrädung legte er die erste Hand an den malerischen Schanzengürtel Solothurns und ließ die häßliche Bresche in die Wälle reißen, welche vom Volksmund den Namen „Oltnerloch" erhielt. Sein eigentliches Motiv, dieß Zerstörungswerk vorzunehmen, war wohl dieß, dem solothurnischen Patriziat die Feste gründlich zu zerstören, die es sich im 17ten Jahrhundert gegen das Volk und mit dem Gelde desselben erbaut hatte; und hinter welcher es 1814, nach jener rasch unterdrückten liberalen Erhebung vom 2. Juni 1814, Schutz gefunden. — Nicht minder übel als jener Schanzendurchbruch wurde dem Volksmann die Bildung einer ergebenen Leibwache vermerkt, die unbedingt seinem Wink und Wort gehorchte. Es waren dieß die oft genannten „Längendörferschützen", eine jeder konstitutionellen Kontrolle entzogene bewaffnete Schaar, welche in jedem Augenblick seines Befehles gewärtig war und auf deren Treue und Anhänglichkeit er zählen konnte. Munzinger war eben kein Doktorinär und ging zuweilen von der Maxime aus: Helfe, was helfen mag!

Im September 1839 hatte der solothurnische Staatsmann als Tagsatzungsgesandter seines Standes von der Altane des Hotel Bauer herunter den Verlauf des „Züriputsches" mit angeschaut. Er gehörte zu denen, welche mit dem Schultheiß Neuhaus von Bern dieser reaktionären Revolution entschieden entgegentreten und die psalmensingenden Bauern mit den Bajonetten eidgenössischer Okkupationstruppen in den Rippen heimschicken wollten. Wie Munzinger auch im Heimatkanton handelte gegenüber ungerechtfertigter Selbsthülfe des Volkes, ergiebt sich aus einer hübschen Anekdote, welche von Matthey in Gustav Freitags „Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes" erzählt wird.

Es handelte sich um die Ausscheidung von Staats- und Gemeindeeigenthum bezüglich eines Waldes in der Einung Grenchen. Eine Regierungskommission wurde damit beauftragt. Die Grenchner, Uebervortheilung witternd, jagten die HH. Kommissäre zum Dorf hinaus. Des anderen Tages erschienen Landjäger und führten die Anstifter des Widerstandes nach Solothurn in Verhaft. Matthey, damals politischer Flüchtling, stand der Sekundarschule von Grenchen vor; bald nach diesem Vorfall mit Munzinger zusammentreffend, sprach er sich mißbilligend über diese Verhaftungen aus. „Ja", — sagte Munzinger, — „ich war leider nicht hier." — „Dachte ich's doch," — erwiderte Matthey, — „die Sache wäre anders gegangen." — „Allerdings", — rief der Landammann, und seine Wangen rötheten sich, — „ich hätte Militär hinausgeschickt und das Dorf besetzen lassen. Sie hätten jetzt noch die Exekution." — Matthey konnte nicht umhin sich über diese „unrepublikanische" Auslassung zu verwundern. „Ja Sie," — fuhr Munzinger fort, — „Sie mit Ihren monarchischen Begriffen können Rücksichten nehmen, Nachsicht üben; da sind immer Gensdarmen und Soldaten genug zur Hand um einzuschreiten, wenn es nöthig wird. Wir haben diese Mittel nicht; der Einzelne, das Volk hat ein großes Maaß von Freiheit, aber wir dürfen nicht dulden, daß in einem einzigen Fall nur ein Haarbreit darüber hinausgegangen wird, sonst sind wir verloren"....

1840 stand Munzinger an der Spitze des Organisationskomites des „eidgenössischen Schiessens", das in Solothurn abgehalten wurde. Dieses Schützenfest war das erste von eminent politischer Bedeutung. Hier fanden sich zu vertraulichen Besprechungen die Häupter der liberalen Partei in der Schweiz zusammen; hier wurde manches eingefädelt, was in den nächsten Jahren zu Tage trat und die politische Umgestaltung der Schweiz erst vorbereitete und dann vollendete. Die alten Linden des Schützenplatzes mochten manches verhängnißvolle Wort belauschen, das da zwischen Munzinger und seinen Meinungsgenossen heimlich gewechselt wurde.

Auf die heiteren Sommertage des Schützenfestes folgten bald genug winterliche Stürme. Wie in Luzern und Aargau erhob auch in Solothurn eine ultramontane Opposition ihr Haupt. Den aristokratischen Zopf als unbrauchbar von sich werfend, suchte sie die liberalen Regenten auf demokratischem Fahrwasser zu überholen. Kein unbedeutender Bruchtheil des solothurnischen Volkes neigte sich auf ihre Seite. Den äußern Anlaß boten die Verfassungsrevision und die periodische Erneuerung der Behörden. Als Munzinger sah, daß die Sache ernsthaft werden dürfte, berief er die ihm ergebenen Regierungsmitglieder in die Kaserne, erklärte dort die Regierung in Permanenz, bot seine Längendörferschützen und eine Anzahl zuverlässiger Miliztruppen auf und ließ die Häupter der ultramontan-demokratischen Partei verhaften. Acht Tage später war die in Munzingers Sinn revidirte Verfassung angenommen und Munzingers Landammannsstuhl stand wieder so fest als je Die Energie, mit der er damals handelte, mag über die konstitutionellen Schranken hinausgegriffen haben. Aber sie hat Solothurn vor dem Unglück bewahrt, zum achten Sonderbundskanton zu werden. —

Zur Zeit der heftigen politischen Parteikämpfe, welche von da an während vollen sechs Jahren in der Schweiz hin und her wogten, stand Munzinger stets entschieden auf der radikalen Seite und zwar gewöhnlich auf dem äußersten Flügel. Auf den Tagsatzungen stimmte er — mit Aargau und Baselland — zu Neuhaus. Die Freischaarenzüge von 1844 und 45 ließ er gewähren. Mit vollem Bewußtsein half er die politischen Gegensätze zum gewaltsamen Aufeinanderplatzen bringen; denn es war seine Ueberzeugung und er sprach sie öffentlich aus, daß bessere Zustände, daß eine neue entsprechende Bundesverfassung nur „unter Donner und Blitz" kommen würden.

Das solothurnische Volk war nicht so ganz entschieden, wie sein Führer. Nur mit Bangen sah es — im Jahr 1847 — das Gespenst des Bürgerkriegs sich nahen. Als der Kantonsrath sich versammelte, um die verhängnißvolle Tagsatzungsinstruktion zu berathen: ob der Sonderbund mit Gewalt der Waffen aufzulösen sei; da sah Munzinger die Majorität, die sonst stets seinem Wort und Willen folgte, zweifeln und schwanken; er begriff, daß er auf manchen seiner sonstigen

Freunde heute nicht zählen dürfe. Mit rauher hohler Stimme begann er zu sprechen, mit harten Worten die Verzagtheit und Feigheit strafend, welche im entscheidenden Augenblick vor der rettenden That zurückschrecken. Mit hinreißender Beredtsamkeit redete er dann seiner Partei, die so lang auf seine Stimme gehört und nun abtrünnig werden wolle, zu Herzen. Er errang den Sieg — Solothurns Kantonsrath beschloß unentwegt zu den zwölf Ständen zu halten, welche selbst vor dem Bürgerkrieg nicht zurückschreckten, wenn es kein ander Mittel gäbe dem Zerfall der Eidgenossenschaft zu wehren.

An der verhängnißvollen Tagsatzungssitzung vom 29. Oktober, als der Gesandte Luzerns ausrief: Gott der Allmächtige entscheide zwischen uns und euch, rief ihm Munzinger zu, er solle den Namen Gottes nicht ausrufen in einer Sache die teuflisch sei. Der Würfel war gefallen, der Krieg erklärt.

Es sei hier ausdrücklich gesagt, daß Munzinger, wenn gleich er das solothurnische St. Ursusstift unter Staatscuratel gesetzt, — wenn gleich er ein politischer Freund der aargauischen Klosterstürmer war — und wenn gleich er zu den entschiedensten und heftigsten Gegnern der Jesuitenwirthschaft in den Sonderbundkantonen gehörte, nichtsdestoweniger sich als ein schlichter katholischer Christ bekannte, der allsonntäglich in die Messe ging, die Fasttage hielt, die Sakramente empfing und seine Familie im Glauben der Väter erzog. Er hielt streng an dem Grundsatz: Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist; und hütete sich vor allem in der Politik Theologie zu treiben.

So thätig Munzinger gewesen war den alten Fünfzehnerbund zusammenzureißen, so eifrig zeigte er sich jetzt aus den Trümmern desselben einen neuen aufzubauen. In der Tagsatzungskommission, welche den neuen Bundesvertrag zu entwerfen hatte, galt seine Stimme als die eines der erfahrensten und verständigsten Staatsmänner der Schweiz. Blumer, in seinem schweizerischen Bundesstaatsrecht hebt hervor, daß unserm Munzinger vor allen das Verdienst gebühre, das zuerst von Fazy vorgeschlagene Zweikammersystem in die neue Bundesverfassung eingeführt zu haben.

Nach erfolgter Annahme derselben und Konstituirung der neuen Ordnung wurde Munzinger von der Bundesversammlung zum Mitglied des Bundesrathes gewählt. Als er den Kanton verließ, dessen Steuer er auf stürmischem, klippenreichem Meer während 18 Jahren geführt, empfanden selbst seine politischen Gegner, was er seinem engern Vaterland gewesen: ein energischer Leiter, oft rücksichtslos, nicht immer heikel in der Wahl seiner Mittel und Werkzeuge, den Mohren verabschiedend, nachdem er seine Schuldigkeit gethan; aber ein Führer, der es ernst und gut meinte mit seinem Vaterland und seinen Kanton nicht nur an manchem gefährlichen Wirbel glücklich vorbeigelenkt, sondern im Fahrwasser klugen mäßigen Fortschritts so weit gebracht hatte, daß er als einer der glücklichsten der Eidgenossenschaft gepriesen wurde. Dem Scheidenden brachten die Solothurner, die sonst oft und laut genug den „Oltner Despoten" gescholten hatten, aus dankbarem Herzen Ständchen und Fackelzug.

Im Bundesrath erhielt Munzinger das Departement der Finanzen. Zu den ersten Aufgaben, die zu lösen waren, gehörte die von der neuen Bundesverfassung gebotene Münzreform. Munzinger hatte meist eine glückliche Hand bei der Wahl seiner Mitarbeiter. Bereits von der Vorzüglichkeit des französischen Münzfußes überzeugt, las er eines Tages einen bezüglichen Aufsatz von dem damals außer seiner Vaterstadt noch wenig gekannten Bankdirektor Speiser in Basel. Sogleich stand bei ihm fest: „Dieß ist der Mann, der mir bei Einführung eines neuen Münzsystems an die Hand gehen kann und muß." So geschah es. Durch die Bemühungen der beiden Männer erwuchs der Schweiz eine der ersten und größten Wohlthaten, welche dem Boden des neuen Bundesvertrags entsprossen sind. Eine große Maßregel wurde mit strenger Consequenz durchgeführt, welcher sich damals Viele mit blinder Leidenschaft widersetzten und für welche heute alle Schweizer ihren Urhebern dankbar sind.

Im Jahr 1851 wurde Munzinger zum Bundespräsidenten erwählt, der dritte, welcher seit der Reconstituirung der Eidgenossenschaft diese Würde bekleidete. Als solchem fiel ihm das politische Departement zu. Die Meinung des alten bewährten Staatsmannes galt viel bei seinen Kollegen. Bei allen schwierigen Fragen hieß es: „Was sagt wohl Munzinger dazu?"

Bei der Diplomatie war er angesehen wegen der Mäßigung und Nüchternheit seiner Grundsätze, die er in der Völkersolidaritäts- und Flüchtlingsfrage oft genug zu bethätigen Gelegenheit fand; zugleich imponirte den HH. Diplomaten seine prunk- und phrasenlose aber unbiegsame republikanische Festigkeit in Sachen, wo Biegen und Nachgeben die Interessen und die Ehre der Schweiz gefährdet hätten. In seinem Aeußern war Munzinger von größter Einfachheit, welche oft bis an den Rand des Erlaubten streifte; — in seiner Lebensweise nüchtern und spartanisch einfach; — als Staatsbeamter ein gewissenhafter und unverdrossener Arbeiter.

Als er wegen Krankheit — während vielen Monaten — sein Büreau nicht mehr besuchen konnte, arbeitete er in seinem Bett. Sobald eine momentane Linderung der Leiden eintrat, die ihn im Spätherbst 1853 befallen hatten und nie mehr ganz verließen, besuchte er wieder fleißig die Sitzungen des Bundesraths. Am 5. Februar 1855 entschuldigte er schriftlich sein Ausbleiben durch ein „leichtes Unwohlsein" und ließ sich Arbeitsmaterial in sein Krankenzimmer bringen. Am 6. Februar entschlummerte er sanft um nicht mehr zu erwachen.

Er ruht in seinem Heimatskanton neben der Eingangspforte des malerischen Dorfkirchleins von St. Niklaus.



Charles Monnard

Charles Monnard.

Das Waadtland ist der Garten der Schweiz. Ihm fehlen so wenig die sonnigen Rebhügel als goldene Aehrenfelder und grüne Alpenweiden. An den milden Gestaden des Leman blüht die Magnolie und der Granatenbaum, im heißen Rhonethal reifen Feigen und Mandeln, während auf den Kämmen und Abhängen der Berge Alpenrose und Edelweiß gedeihen. Ein wackerer Volksschlag bewohnt diese gesegneten Gelände. Die Waadtländer sind muntern und aufgeweckten Geistes, wie alle Weinbauern; dazu fleißig und verständig; idealen Interessen nicht unzugänglich und eines höhern Geistesfluges fähig; vor allem gute Patrioten und, wenngleich erst der 19te Kanton, doch uralte Schweizer.

Wie wäre es anders möglich, als daß auch die Geschichte dieses Volkes eine denkwürdige, von den Zeiten an, da Diviko bei Villeneuve die geschlagenen römischen Legionen unter dem Galgen durchgehen ließ? Aber nicht immer war diese Geschichte idillischer Natur, weder damals, als die Helvetier, von denen ein Stamm das Land bewohnte, die eigenen Städte und Dörfer verbrannten, im Wahn drüben im Gallierland ein schöneres Vaterland zu finden; noch damals, als sie besiegt und geschlagen wieder heimkamen und auf der Brandstätte die römischen Sieger ihre Städte und befestigten Lager bauten; auch nicht damals, als der Herzog von Savoyen den edeln Bonnivard in Chillon gefangen hielt; noch dann, als das kriegerische und stolze Bern das Land eroberte; auch dann nicht, als der Schwärmer Davel auf dem Schaffote blutete, oder als unter dem Schutz der französischen Halbbrigaden an den bernischen Landvogtssitzen die Freiheitsbäume errichtet wurden, um welche die Bürgerinnen die Carmagnole tanzten; selbst nicht dann, als Heinrich Drüey von der Leiter des Mondenon herunter das versammelte Volk harangirte. Damals traten unter dem Hohngeschrei ihrer aufgeregten Mitbürger ein Paar Männer von der politischen Schaubühne, unter deren weisen und mäßigen Leitung das Waadtland vielleicht die glücklichste und ehrenvollste Periode seiner politischen Existenz durchlebt hatte. Einer der edelsten und geistvollsten dieser Männer, einst hochgefeiert im ganzen Schweizerland, dann arg verlästert, war Charles Monnard. Er starb auf fremder Erde. Aber die Zeit wird kommen — oder ist vielleicht schon da —, wo das Waadtländervolk stolz sein wird, ihn unter seine Bürger zählen zu dürfen.

Monnard ward 1790 von waadtländischen Eltern in Bern geboren. Bern war damals die Metropole des Waadtlandes sowohl, als des Aargaues, des Emmenthals, des Seelandes und Oberlandes; es war das stolze mächtige aristokratische Bern, dessen Bürger von ihren Landvogtsitzen aus das mit den Waffen eroberte wälsche Land regierten. Vom Chateau d'Oex bis Aelen, von Aelen bis Neus, von Neus bis Grandson, von Grandson bis Wifflisburg herrschte der Mutz. Der junge Monnard war ein Unterthan des Mutz. Aber schon grollte drüben in Frankreich das erste Donnerrollen der Revolution, welcher die Mehrzahl der Waadtländer mit heimlicher Freude lauschten: der alte Landesadel sowohl, der sein Haupt vor den Landvögten, die vielleicht von Metzgern und Tuchherren abstammten, beugen mußte; als die Bürger der Städte und Städtchen, deren Freiheiten und Privilegien vom eifersüchtigen Mutz keineswegs gewissenhaft respektirt wurden.

Die stets wachsende Gährung gegen Bern, die Errichtung der Freiheitsbäume vor den Landvogtssitzen, der Versuch den revolutionären Geist der wälschen Unterthanen durch Militärgewalt niederzuhalten, die Besetzung des Landes durch fränkische Halbbrigaden, den Sturz des alten Berns und die Verwandlung des Pays de Vaud in einen neuhelvetischen Canton du Leman, — dieß Alles fällt in Monnards Kinderjahre; ebenso noch die Entstehung eines selbstständigen Canton de Vaud mittelst der Mediationsverfassung. Es ist nirgends gesagt, ob der junge fünfundzwanzigjährige Mann 1814 und 15, als der Mutz seine Tatze wieder über das „Wälschland" schlagen wollte, thätigen Antheil an den politischen Vorgängen genommen, welche dem alten Unterthanenlande seine Selbstständigkeit und seine vollständige Trennung von Deutschbern sicherten. Wir haben Grund anzunehmen, daß Charles Monnard den größten Theil dieser ungestümen Tage in seiner Studierstube im Umgang mit den Dichtern und klassischen Schriftstellern zugebracht.

Es ist uns leider nicht möglich dem Bildungsgange des jungen Mannes zu folgen, indem uns die Quellen, welche darüber Aufschluß geben könnten, verschlossen sind. Wenn schon anzunehmen, daß er sich hauptsächlich dem Studium der Alten und der französischen Klassiker zugewandt hatte, so beweisen doch seine spätern Uebersetzungen, daß er auch der deutschen Sprache seine Aufmerksamkeit gewidmet und darin wohl erfahren war. So viel steht fest, daß er im zehnten Jahre schon seinen Vater verlor, der ihm ein sehr karges Erbtheil hinterließ. Dieser Umstand nöthigte ihn seine Zeit zwischen Studien und Unterrichtsstunden zu theilen. — Vier Jahre war er Hauslehrer in Paris.

Im Jahr 1817 finden wir ihn als Professor der französischen Literatur an der Akademie von Lausanne. Von da an mag er dann während einer Reihe von Jahren der Wissenschaft lebend ruhige und friedliche Tage gesponnen haben, bis das Jahr 1824 ihn aus seiner Studierstube auf die politische Arena hinausriß. Er trat als Mitarbeiter der Redaktion einer neugegründeten Zeitung, des Nouvelliste vaudois, bei.

Obwohl die Verfassung des Kantons Waadt zu den liberalsten der Restaurationsperiode gehört hatte, so hatte faktisch dennoch eine gewisse Hinneigung zur Oligarchie Platz gegriffen. Der demokratische Instinkt des Waadtländervolkes fühlte diesen Zustand mit Unbehagen; der Widerschlag der Pariser Julirevolution brachte auch hier eine Bewegung hervor. Anfangs Dezembers 1830 fand eine Versammlung von Mißvergnügten in Lausanne statt, welche eine Totalrevision der Verfassung verlangten. Ein bald darauf folgendes Bankett, die berauschende Weise der Marseillaise steigerten die Aufregung zur Glühhitze. Bald bemächtigte sich die Bewegung der Massen. Auf den Bergen wurden die Hochwachtfeuer angezündet, Volkshaufen kamen von allen Seiten her nach der Hauptstadt, umringten

das Schloß, wo der Große Rath versammelt war, und drangen drohend in den Sitzungssaal. Unter dieser Pression beschloß der Große Rath die Aufstellung eines Verfassungsraths. Nun Freude und Jubel unter den Liberalen, Beleuchtung der Stadt und 100 Kanonenschüsse.

Monnard zählte sich ebenfalls zu den Anhängern der Reform. Aber dem gelehrten jungen Professor gefielen die tumultuarischen Mittel zur Erlangung derselben nicht. Er verwahrte sich in Verbindung mit einigen Gesinnungsgenossen gegen die Gewaltthätigkeiten, welche den liberalen Beschluß erzwungen hatten. Aber diese Protestation verhallte spurlos im lauten Freudenrausch der großen Menge.

Trotz seiner Verwahrung gelangte Monnard durch das Zutrauen seiner Mitbürger zur thätigen Theilnahme an den Angelegenheiten der Republik. Die republikanische Stufenleiter hinansteigend, wurde er zuerst Mitglied des Großen Rathes und dann zu wiederholten Malen dessen Präsident.

Im Jahr 1838 finden wir ihn als ersten Repräsentanten seines Standes an der Tagsatzung zu Luzern. Die eintretenden Ereignisse und Verhältnisse und die schwungvolle Haltung des waadtländischen Gesandten in einer gefährlichen und schwierigen Episode unseres politischen Lebens bewirkte es, daß Monnard in jenen Tagen einer der populärsten und gefeiertsten Staatsmänner der Schweiz wurde.

Im Herbst 1837 befand sich die Königin Hortense, die Adoptivtochter des Gefangenen von St. Helena, sterbend auf ihrem Schmerzenslager zu Arenenberg. Prinz Louis, der einzige ihrer drei Söhne, der ihr geblieben, war im vorhergehenden Jahr in Folge des Straßburgerattentats nach Amerika deportirt worden. Bei der Nachricht von der Krankheit seiner Mutter eilte der Prinz nach Europa und der Schweiz zurück. Nach dem Tode der Königin Hortense blieb Louis Napoleon auf Arenenberg. Bald darauf erschien in Paris unter dem Namen des Lieutenant Laity eine Darstellung des sogenannten Straßburgerattentats in napoleonischem Sinne. Aus der angehobenen Untersuchung ergab es sich, daß Prinz Louis den größten Antheil an der Autorschaft dieser für staatsgefährlich gehaltenen Flugschrift habe. Dieß veranlaßte die französische Regierung von der Schweiz die Ausweisung des Prinzen zu verlangen.

Schon im Jahr 1832 hatte die thurgauische Gemeinde Salenstein dem Napoleoniden ihr Bürgerrecht geschenkt und der Große Rath von Thurgau demselben die Naturalisation ertheilt. Seither hatte er die schweizerische Militärschule in Thun besucht und von Bern das Brevet eines Hauptmanns der Artillerie erhalten. Im April 1837 erwählte der thurgauische Wahlkreis Dießenhofen den Prinzen zu einem Mitgliede des Großen Rathes, was derselbe jedoch ablehnte, um den Schein zu vermeiden, als wolle er sich in die innern Angelegenheiten der Schweiz mischen. Dagegen schlug er es nicht aus, als er bei Anlaß eines thurgauischen Kantonalschießens zum Schützenpräsidenten gewählt wurde. Für dieses Zutrauen in deutscher Sprache dankend, sagte er unter anderm:

„Es sind einige Monate verflossen, da man von dem „Schweizervolk verlangte, daß es einen seiner Mitbürger verstoße, das Volk aber hat geantwortet: wir behalten ihn." Einstimmig riefen die versammelten Schützen: „Ja, ja, wir behalten ihn!" — Der Prinz fuhr fort: „Ich hatte nie Angst „von meinen Mitbürgern verlassen zu werden, denn ich setzte „ein festes Vertrauen auf den Gerechtigkeitssinn des Volks, „und fürwahr ich irre mich nicht, denn statt mich wegzuweisen „haben mich die Thurgauer zum Mitglied des Großen Rathes „gewählt."

Unter diesen Verumständungen verlangte die französische Regierung von der eben in Luzern versammelten Tagsatzung in einer herben Note zum wiederholten Male, daß die Schweiz den französischen Prätendenten von ihrem Gebiete entferne.

Der Vertreter des Thurgaus an der Tagsatzung, Dr. Kern, verwahrte sich in beredtem Vortrage gegen einen solchen Ausweisungsbeschluß, da der Prinz thurgauischer Bürger sei.

Die Sache war nicht ganz klar. Die förmliche Bürgerrechtsertheilung war zwar erfolgt, dagegen hatte der Prinz niemals ausdrücklich auf sein französisches Bürgerrecht verzichtet, was laut der thurgauischen Verfassung zu den Bedingungen gehörte, unter denen ein Landesfremder das thurgauische Indigenat erwerben könne. Die französische Regierung hob, nicht ganz mit Unrecht, hervor, daß sich Louis Napoleon nur dann auf sein Schweizerthum steife, wann ihm ein Versuch nach der französischen Krone zu haschen mißlungen sei. Die Meinungen im Schooße der Tagsatzung sowohl, als im Volke war getheilt. Die im Kanton Bern bisher tonangebende sogenannte Burgdörferpartei, an deren Spitze die Brüder Karl und Hans Schnell standen, warnte eifrig davor, wegen eines fremden Abenteurers sich mit dem mächtigen Nachbarn in gefährliche Händel einzulassen. Die Mehrheit einer in dieser Angelegenheit bestellten Tagsatzungskommission wollte von dem Prinzen eine kathegorische Verzichtleistung auf sein französisches Bürgerrecht verlangen. Eine Minderheit dieser Kommission, aus dem Genfer Syndikus Rigaud und dem Waadtländer Monnard bestehend, trugen auf Abweisung des französischen Begehrens an. Mit männlicher Würde und vornehmem adelichem Anstand unterstützte Rigaud in seinem Votum die thurgauische Gesandtschaft und ihren Klienten, während Monnard in feuriger geistreicher Rede, gewürzt mit treffenden Sarkasmen, der Würde und dem Rechte der Schweiz gegenüber den anmaßenden Zumuthungen des großen Nachbarstaates das Wort sprach. Was Wunders, daß ein großer Theil des Schweizervolkes, vor Allem die Jugend, solchen Worten seinen Beifall zujauchzte. Monnard und Rigaud wurden die populärsten Männer der Schweiz. Fackelzüge und Ständchen wurden zu ihren Ehren veranstaltet, Denkmünzen, zu ihren Ehren geschlagen, ihnen feierlich überreicht und alle liberalen Zeitungen überströmten von ihrem Lobe. Nur zu bald sollte sowohl Rigaud als Monnard erfahren, wie wandelbar und wetterwendisch sich Volksgunst erweiset....

Frankreich stellte bei Lyon ein Beobachtungskorps von 25,000 Mann auf und schob ein Paar Bataillone an die Schweizergrenze. General Aymar, der diese Truppen kommandirte, erließ seinen berüchtigten Tagesbefehl. Da erhob sich die ganze Westschweiz, von Monnards und Rigauds Worten elektrisirt, wie ein Mann. Zum Schutze des geächteten Napoleoniden rief die Regierung des Kantons Waadt ihre ganze Mannschaft, nicht weniger als 18,000 Mann, unter die Waffen, und warf ohne die Beschlüsse der Tagsatzung und die Weisungen des Vororts abzuwarten, ein Paar Bataillone nach Genf. Was diese am meisten bedrohte schweizerische Grenzstadt anbetrifft, so war dessen lebhafte Bevölkerung wenn möglich noch entflammter als die Nachbarn in der Waadt. Wer nicht unter den Milizen eingereiht war, that sich zu freiwilligen Kompagnien zusammen; wer keine Waffe tragen konnte, half an dem dreifachen Gürtel von Schanzen und Feldbefestigungen arbeiten, die in wenigen Tagen zur Abwehr eines französischen Angriffs aus dem Boden herauswuchsen.

Wie hätte sich die übrige Schweiz dieses begeisternden Impulses erwehren können? Die kleine Republik setzte sich

ernstlich in Verfassung dem Sohne der Königin Hortense zu Liebe mit dem mächtigen Nachbarstaate Krieg anzufangen; zu welchem kecken Entschluß das Feuer der Rede Mennards nebst Dr. Kerns warme Fürsprache und des Genfer Syndikus altrömische Würde keineswegs den kleinsten Theil beigetragen.

Am 22. September erklärte dann Prinz Louis dem thurgauischen Landammann Anderwerth seinen Entschluß freiwillig das einzige Land zu verlassen, wo er Stütze und Schutz gefunden. Der Gesandte Großbritanniens versah ihn mit einem Reisepaß. Louis Napoleon ging nach England, dort seine „idées napoleoniennes“ herauszugeben und die Boulogner-Expedition vorzubereiten. Die französische Regierung erklärte sich befriedigt; Aymars Armeekorps marschirte in seine Garnisonen und die Bevölkerungen des Waadtlandes und Genfs konnten die Waffen wieder ablegen um zu der friedlicheren Beschäftigung der unterbrochenen Weinlese zurückzukehren.

In der nachfolgenden Reihe von Jahren, während welchen Monnard als Publizist unausgesetzt an der Leitung der Angelegenheiten seines Kantons theilnahm, obwohl er zu Anfang der 50ger Jahre sein Mandat als Mitglied des Großen Rathes niedergelegt hatte, herrschte über den sonnigen Rebgeländen am Leman scheinbar eine beneidenswerthe politische Ruhe und Eintracht; wenngleich dem scharfsinnigen Beobachter nicht entgehen konnte, daß bereits in der Tiefe die Grundwellen gingen, auf welche unausweichlich künftige Stürme folgen. Die Frage, welche bald den glücklichen Kanton bis in seine Grundvesten erschüttern sollte, war von der heikelsten Natur; es sollte sich um die Freiheit der Gewissen handeln und um das Verhältniß der Kirche zum Staat.

Der Kanton Waadt war nicht nur unter allen Schweizergauen von der Natur am meisten bevorzugt, sondern konnte auch in seinen politischen Einrichtungen als ein beneidenswerthes Muster gelten. Seine Verfassung gehörte zu den liberalsten. Die Rechte des Volkes waren so ausgedehnt, daß die monarchischen Staatsmänner, welche in's Land kamen, um an den schönen Ufern des Leman ihre erschöpften Kräfte wieder zu gewinnen, es kaum begreifen konnten, daß dabei das Gemeinwesen nicht aus den Fugen falle. Von Aristokraten konnte nicht die Rede sein, da der alte Landesadel schon von der Tatze des Bären darnieder geschlagen und in politischer Ohnmacht gehalten worden war. Dennoch gab es auch in der Waadt zwei Parteien, die sich „liberalkonservativ“ und „liberalradikal“ nannten. Zu der ersteren gehörten die Professoren der Akademie, die Pastoren, die Methodisten und die behäbigen Landjunker. Zu den letztern waren jene zu zählen, welchen die Professoren zu doktrinär und pedantisch, die Pastoren zu salbungsvoll, die Landjunker zu geldstolz und die Methodisten zu langweilig waren.

Diese beiden Parteien hätten noch lange friedlich nebeneinander existiren können, innert den weiten Schranken der Verfassung ihre Kräfte messend, und nur jenen Wellenschlag im öffentlichen Leben hervorrufend, welcher in demokratischen Republiken unentbehrlich ist. Aber in der Athmosphäre war Gewitterluft.

Die Spannung der Gegensätze im gemeinsamen schweizerischen Vaterland drängte zu einer gewaltsamen Explosion. Hier Klosteraufhebung und Freischaaren, dort Jesuiten und Sonderbund. Jeder Bürger war gedrungen Farbe zu halten, hüben oder drüben in Reih' und Glied zu stehen; um so mehr die Regenten, die Männer, welche in den Kantonen an der Spitze der Geschäfte standen oder jene Männer, die als Publizisten die öffentliche Meinung leiteten.

Als Wortführer der Radikalen galt der Volksmann Heinrich Drüey; die bedeutendsten Männer unter den Konservativen waren die gelehrten Professoren Vuillemin, Vinet und unser Monnard. Das Organ Drüeys war der „Nouvelliste Vaudois“, welchem der „Courier Suisse“ gegenüber stand, von Monnard redigirt.

Wie in manchen anderen Kantonen, wurden auch im Kanton Waadt die Jesuiten von der Opposition benutzt, um die politischen Gegner aus den Sesseln zu heben. Jesuiten und Methodisten wurden in den nämlichen Topf geworfen. Als dann der Alt-Schultheiß von Tavel von Bern nach Lausanne herüber kam um die Regierung zu bereden, einem gewaltsamen Austreibungsbeschluß der Jesuiten beizustimmen und die konservative Mehrheit des Staatsraths diese Zumuthung ablehnend beantwortete; da schrie es von allen Dächern: seht, unsere Konservativen stecken mit den Jesuiten unter einem Hut.

Massenpetitionen wurden in Umlauf gesetzt und Volksversammlungen in allen Landestheilen abgehalten. „Fort mit den Jesuiten“, war die Losung, was so viel hieß als: „fort mit unsrer Regierung“. In Entry, wo der Studiosus Steinlein zu Gunsten des Staatsraths zu reden versuchte, war die Masse so erbittert, daß der Schutzredner der Regierung sich nur durch rasche Flucht dem Loose entziehen konnte, in den See geworfen zu werden. Die Zeit der ruhigen Ueberlegung und Gesetzlichkeit war vorüber und die Tage gekommen, wo die Leidenschaft siegt und die gewaltthätige Thatsache den Ausschlag giebt.

Nichtsdestoweniger glaubte die konservative Mehrheit des Staatsraths auf ihrer doktrinären Auffassung der Jesuitenfrage beharren zu müssen. Er fand, der Bundesvertrag enthalte keine Paragraphen, nach welchen Luzern könne gezwungen werden, seinen Jesuiten den Abschied zu geben; und wollte sich damit begnügen, den lebhaften Wunsch auszusprechen, daß Luzern seiner vorörtlichen Stellung, dem Frieden der Eidgenossenschaft und der Beruhigung aller Bürger die Einberufung der Jesuiten zum Opfer bringen möge. Staatsrath Mieville verfaßte in diesem Sinne einen mit treffenden Gründen und juristischem Scharfsinn ausgestatteten Bericht an den Großen Rath; aber wenn auch diese Staatsschrift von den doktrinären Freunden und von den fremden Diplomaten als ein Meisterstück politischer Weisheit gepriesen wurde, so machte sie dagegen auf das aufgeregte und von politischer Leidenschaft entflammte waadtländische Volk nicht den geringsten Eindruck. Die Zeit war vorüber mit logischen Schlußfolgerungen zu kämpfen; Broschüren wurden nicht mehr gelesen.

Am 13. Februar 1845 nahm nach dreitägiger heftiger Diskussion der Große Rath einen Mittelantrag an, nach welchem Luzern auf dringende Weise eingeladen werden sollte, die Jesuitenberufung zurückzuziehen, mit der beigefügten Drohung weiterer Maßregeln, wenn bis zur nächsten ordentlichen Tagsatzung der Einladung nicht entsprochen werde.

Weder die eine noch die andere Partei war mit diesem Beschlusse zufrieden. Die Häupter der konservativen Doktrinäre weigerten sich mit einer so scharfen Instruktion an die Tagsatzung zu gehen, so daß die Radikalen Drüey und Briatte zu Gesandten erwählt werden mußten. Aber auch die erhitzten Köpfe der Jesuitenfeinde gaben sich nicht zufrieden. Im Casino hatte sich eine tumultuarische Versammlung zusammengefunden, wo die heftigsten Reden gehalten wurden. Als der Großrathsbeschluß bekannt wurde, eilten von da einige Exaltirte nach dem Signal ob der Stadt, dasselbe in Flammen zu setzen. Das Zeichen zu einer gewaltsamen Umwälzung des Kantons Waadt war gegeben, deren auf der Hand liegender nichtiger

Grund nichts anderes war, als die schärfere oder weniger scharfe Redaktion einer Tagsatzungsinstruktion.

In der Tiefe lagen freilich ganz andere Beweggründe verborgen: es war ein Kampf revolutionären Ungestüms gegen den etwas steif gewordenen Doktrinarismus der Gelehrten; — religiöser Freigeisterei gegen frömmelnden Methodismus; — sozialdemokratischer Gelüste gegen das Geldprotzenthum mancher Begüterter.

Die Mehrheit des Staatsraths machte zwar noch einige schwache Versuche, dem revolutionären Sturm zu widerstehen. Die Milizen wurden zum Schutze der Regierung aufgeboten, aber die große Mehrzahl ging zum aufgestandenen Volke über. Bald blieb den Männern, welche während einer Reihe von Jahren die Angelegenheiten der Republik zur allgemeinen Zufriedenheit geleitet hatten, nichts anderes übrig, als vom Schauplatz abzutreten und das Steuer des Staatsschiffes einer tumultuarisch ernannten provisorischen Regierung zu überlassen. Den herbsten Spott und Schimpf hatte Monnard, als Redaktor des „Courier Suisse", zu ertragen, der Mann, der zur Zeit des Napoleonhandels, von den nämlichen Leuten, die ihn nun höhnten, so hoch auf den Schild gehoben worden.

Die waadtländische Revolution von 1845 setzte nicht nur Monnards politischer Laufbahn ein Ziel, sondern selbst seiner Thätigkeit als Professor an der Akademie. Die Leidenschaft macht blind, am meisten die politische Parteileidenschaft. Nicht nur dem Staatsmann Monnard wurde unter dem Regime Drüeys in Lausanne eine Unmöglichkeit, sondern selbst der Gelehrte.

Monnard hatte einst Theologie studirt. Er gedachte nun hieran den Faden seiner praktischen Thätigkeit wieder anzuknüpfen. Einladend winkte ihm das Pfarrhaus im schönen Montreux. Aber wie der erste Keim des giftigen Parteienkampfes sich zuerst auf kirchlichem Gebiete entfaltet hatte, so wurde dieser Kampf auf dem nämlichen Boden weiter fortgesetzt, als Sieg und Niederlage in dem Rathsaale längst entschieden waren. Die église nationale rang mit der église libre; da die Regierungsgewalt ihr Gewicht und ihre Hülfsmittel in die Waagschale der erstern legte, konnte nicht zweifelhaft bleiben, wer — äußerlich wenigstens — die Oberhand gewinnen mußte. Vor dem verfehmten doktrinären Professor, Methodistenfreund und Hauptredaktor des Courier-Suisse schloß sich selbst die friedliche Thüre des Pfarrhauses von Montreux.

Was unserm Monnard blieb, war sein Ruf als Gelehrter. Eine Reihe von gediegenen Werken hatte denselben begründet. Wir nennen beispielsweise seine Chrestomatie der französischen Prosaisten vom XIV. zum XVI. Jahrhundert; dann seine Uebersetzung der Geschichte der Schweiz von Johannes von Müller und ihrer Fortsetzungen von Robert Glutz und Hottinger.

Als ihn das Vaterland nicht mehr anerkannte, zog ihn das Ausland zu Ehren. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ für Monnard in Bonn eine Lehrkanzel der französischen Literatur errichten. Der Verstoßene siedelte von den Ufern des Lemans nach den Ufern des Rheins hinüber, wo er noch während einer langen Reihe von Jahren segensreich wirkte, das Verständniß romanischer Poesie germanischen Jünglingen aufschließend. Einmal noch eröffnete sich ihm die Aussicht in die trotz alledem heißgeliebte Schweiz zurückzukehren; es wurde ihm eine Lehrstelle am eidgenössischen Polytechnikum angetragen. Leider nöthigten ihn ökonomische Rücksichten den ehrenvollen Ruf auszuschlagen. Monnard starb gerade 20 Jahre nach der waadtländischen Umwälzung, die ihn aus der Heimat vertrieb, im Januar 1865.

Eine seiner letzten Arbeiten war eine Studie über den römischen Dichter Horaz, welche 1865 im Februarhefte der bibliothèque universelle erschien. Auf Monnard nicht minder als auf den römischen Oden- und Satyrendichter paßt der horazische Vers, den der waadtländer Gelehrte in seinem Aufsatz betonend anführt:

In se ipse totus, teres atque rotundus.



